Die Zukunft

Maximilian Harden

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Sechsundfünfzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1906.

Inhalt.

Die Zukunft.

Berlin, den 7. Juli 1906.

Reminiſzere.

Vor dem Säkulartag von Jena kam dem Preußen die Erinnerung an Königgraetz. Vom einundzwanzigſten Juni bis zum ſechsundzwanzigſten Juli 1866 ſchweift das Auge zurück; von Schluckenau, Reichenberg, Nachod bis nach Nikolsburg. „Seine Majeſtät befehlen, daß beide Armeen (des Kronprinzen und Friedrich Karls) in Böhmen einrücken und die Vereinigung in der Richtung auf Jitſchin aufſuchen.“ Moltke erwirkte und unterzeichnete den Befehl. Kurz vorher, nach der Auflöſung des preußiſchen Abgeordnetenhauſes, hatte Schulze-Delitzſch gerufen: „Dieſem Miniſterium keinen Groſchen!“ Schon aber konnte Roon an den König ſchreiben, die demokratiſche Partei ſcheine „allmählich wieder preußiſches Ehr- und Nationalgefühl zu gewinnen“; und in ſein Tagebuch: „Die Verhältniſſe im Lande ſcheinen einem Umſchlag entgegenzugehen; ich glaube an eine Modifikation der alten Parteibildungen. Mags kommen, wie es will: ich ſorge dafür, daß die Armee immer beſſer und ſchneidiger wird.“ Ein paar Stellen aus ſeinen Briefen. Aus Horſitz, am Tage nach Königgraetz: „Die Schlacht war im großartigſten Stil. Etwa zweihunderttauſend Mann auf jeder Seite; fünfzehn- bis ſechzehnhundert Geſchütze muſizirten. Blutige Verluſte auf beiden Seiten; laſſen ſich der Zahl nach noch nicht angeben. Manche Bataillone haben die Mehrzahl ihrer Offiziere verloren. Aber Gott hat uns einen glänzenden Sieg gegeben. Unſere Truppen erwieſen ſich als unwiderſtehlich. Ueberall, wo ſich der König zeigte, jubelndes Hurra, das nicht enden wollte. Alle Schmerzen und Anſtrengungen ſchienen vergeſſen. Mit Trommelſchlag und Muſik ging es brauſend weiter. Aber Gott allein ſei die Ehre!“ Am nächſten Tag aus dem horſitzer Hauptquartier: „Die Oeſterreicher ſind in vollem Rückzug auf Olmütz; und dieſer, Gang nach Olmütz-

ist wohl demüthigender als der unsere vor sechzehn Jahren. Wir kennen erst seit gestern die Größe ihrer Verluste und unsere Trophäen etwas genauer. Der König ist in einer sehr gerührten und gehobenen Stimmung. Als ich gestern früh zu ihm kam, umarmte und küßte er mich." Am siebenten Juli aus Pardubitz: „Die hierher gelangten französischen Vermittlungvorschläge werden unseren Lauf nicht aufhalten. Wir marschiren dennoch nach Wien oder, wenn der Feind sich noch einmal entgegenzustellen wagt, zu einer zweiten Schlacht. Der Entschluß ist zweifellos richtig; Gott wird ihn segnen. Der König ist sehr ruhig und sicher. Er erzählte mir heute, der italienische Minister habe das schamlose Anerbieten der Abtretung Venetiens eine cochonnerie genannt. Das verhaßte Ministerium wird nächstens das populärste in Europa sein. Blut ist ein ganz besondrer Saft, sagt der Teufel; und auch gute Christen wissen, daß rühmliche Thaten die blinde Menge blenden, die geneigt ist, die Menschen nicht nach ihren Motiven, sondern nach ihren Erfolgen zu beurtheilen." Aus Zwittau: „So wären wir denn glücklich in Mähren angelangt. Böhmen ist ein überwundener Standpunkt. Die Demoralisation ist in der österreichischen Armee wohl größer, als glaublich scheinen könnte. Wenn ich nur erst hörte, daß Falckenstein die Reichsarmee geschlagen hat! Es ist doch ein schweres Stück Arbeit, so ein Krieg mit ganz Oesterreich und halb Deutschland. Der Alte Fritz freilich hatte es schwerer; aber wir haben nur junge Fritzen, denen die Schwingen noch wachsen werden." Aus Czernahora: „Den König fand ich gestern angegriffen und beunruhigt durch die französische Einmischung. Bismarck ists nicht; er hofft auf einen baldigen ehrenvollen Frieden. Wir dürfen freilich nicht zu unbescheiden sein; sonst greift der Brand weiter; und wir sind durch die gemachten Anstrengungen auch etwas erschöpft. Die Dinge gingen zu rasch; der Verbrauch der Mittel war zu rapid. Aber in wenigen Wochen können wir uns wieder so stark auf die Beine stellen wie zuvor. Benedetti erinnerte mich an einen Dinerdisput, in dem er Zweifel an unserer Kriegsorganisation geäußert hatte, und nahm sie feierlich zurück." Aus Brünn: „Seit gestern hat Bismarck plötzlich wieder seinen nervösen Rheumatismus im Bein bekommen, was ich, wenn der Zustand andauerte, für ein Unglück von großer Tragweite halten würde. Ich hatte gehofft, er werde sich während des Feldzuges eine andere Lebensweise angewöhnen, die seinen Nerven aufhülfe; aber er ist unverbesserlich, arbeitet die Nächte, weil er die halben Tage verschläft." Aus Nikolsburg: „Hier siehts etwas kraus in Folge der benedettischen Vorschläge; aber es ist Niemand graulich, am Wenigsten der König. Wenn eine Verständigung über die militärischen Vorbedingungen eines Waf-

fenstillstandes zu erreichen wäre, so würde der König mitsammt seinen Ministern in etwa acht Tagen wieder in Berlin sein können, um die Kammer zu eröffnen; nach nur vierwöchiger Abwesenheit. Man kann sein Geschäft kaum prompter erledigen, noch dazu mit fast siebenzig Jahren. Freilich: welche Riesenarbeit liegt noch vor uns, um diesen Geschäften einen befriedigenden Abschluß zu geben!" Am sechsundzwanzigsten Juli: „Die österreichischen Bevollmächtigten haben soeben die von uns diktirten Friedenspräliminarien unterzeichnet. Der Krieg ist daher hier wohl zu Ende. Auch mit Oesterreichs Einfluß in Deutschland. Preußen wird mit einem Zuwachs von $4^1/_4$ Millionen Menschen wirklich eine Großmacht; es wird außerdem über die gesammten Militärkräfte von ganz Norddeutschland verfügen. Wer Das einen ,faulen Frieden' nennt, muß selbst faul im Kopf oder im Herzen sein. Und das Alles ist in wenigen Tagen erreicht worden. Als die Friedenspräliminarien unterzeichnet waren, sprang der König auf, umarmte und küßte dankend und weinend, mit vielen beweglichen Worten, zuerst Bismarck, dann mich und Moltke, indem er Diesem und mir den Schwarzen Adler-Orden, Bismarck das Großkreuz der Hohenzollern verlieh. Dieses ganze auf die menschliche Eitelkeit berechnete Ordenswesen ist ein großes, wiewohl (so, wie die Welt ist) unvermeidliches Uebel. Jetzt kommen die Büßenden alle. Bayern hat seinen Premierminister, der Herzog von Meiningen seinen ersten Adjutanten hergesandt; eben so der König von Hannover. Und der württembergische Minister von Varnbüler ist, zu Bismarcks Aerger, angekündigt. Natürlich wird sie der König nicht empfangen. Die Rückkunft nach Berlin wird sich wohl noch bis zum vierten August verzögern. Der König will erst nach dem dritten dort eintreffen, um nicht am Geburtstag seines seligen Herrn Vaters in das Empfangs- und Residenz-Geräusch verwickelt zu werden." Am Vierten war er in Berlin.

Aus Bismarcks Briefen an Johannen. Vor der Entscheidungschlacht, aus Jitschin: „Unsere Siege sind viel größer, als wir glaubten. Schicke mir durch die Couriere immer Cigarren, zu tausend Stück jedesmal, wenn es geht, Preis zwanzig Thaler, für die Lazarethe. Alle Verwundeten sprechen mich darum an. Schicke mir auch noch einen Revolver von grobem Kaliber, Sattelpistole, und einen französischen Roman zum Lesen; aber nur einen auf einmal." Am Neunten, aus Hohenmauth: „Weißt Du noch, mein Herz, wie wir vor neunzehn Jahren auf der Bahn von Prag nach Wien hier durchfuhren? Kein Schicksal zeigte die Zukunft; auch nicht, als ich 1852 mit dem guten Lynar diese Eisenbahn passirte. Wie wunderbar romantisch sind Gottes Wege! Uns geht es gut, trotz Napoleon; wenn wir nicht übertrieben in unseren An-

sprüchen sind und nicht glauben, die Welt erobert zu haben, so werden wir auch einen Frieden erlangen, der der Mühe werth ist. Aber wir sind eben so schnell berauscht wie verzagt und ich habe die wunderbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in Europa leben, sondern mit noch drei Mächten, die uns hassen und neiden. Unsere Leute sind zum Küssen, Jeder; so todesmuthig, ruhig, folgsam, gesittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig Schlaf, abfallenden Stiefelsohlen, freundlich gegen Alle, kein Plündern und Sengen; bezahlen, was sie können, und essen verschimmeltes Brot. Der König exponirte sich am Dritten sehr und es war gut, daß ich mit war, denn alle Mahnungen Anderer fruchteten nicht und Niemand hätte gewagt, ihn so hart anzureden, wie ich es mir beim letzten Mal, welches half, erlaubte, nachdem ein Knäuel von zehn Kürassieren und fünfzehn Pferden vom sechsten Regiment sich neben uns blutend wälzte und die Granaten den Herrn in unangenehmster Nähe umschwirrten. Die schlimmste sprang zum Glück nicht. Er kann mir noch nicht verzeihen, daß ich ihm das Vergnügen, getroffen zu werden, verkümmerte; ‚an der Stelle, wo ich auf allerhöchsten Befehl wegreiten mußte,‘ sagte er gestern noch mit gereiztem Fingerzeig auf mich. Es ist mir aber doch lieber so, als wenn er die Vorsicht übertriebe. Die Generäle hatten alle den Aberglauben, sie, als Soldaten, dürften dem König von Gefahr nicht reden, und schickten mich, der ich auch Major bin, jedesmal an ihn ab. Sie trauten sich nicht, in dem ernsten Ton, der schließlich half, zu der verwegenen Majestät zu reden." Aus Brünn: „Ich habe etwas Rheuma gehabt, aber es ist wieder über; es war ein Nervenbankerot; ich hätte am Sonntag Abend um neun Uhr zu Bett gehen müssen, um von den fünfzig Stunden Schlaf, die ich in vierzehn Tagen zu wenig gehabt, nachzuholen. Ich that es auch, war eben im Einschlafen, als Lefebvre von Wien zurückkam. Verhandlung bis drei Uhr und früh wieder. Das fuhr mir ins linke Bein. Gummistrumpf half; jetzt ists besser." Aus Prag, am Tag vor der Heimkehr: „Großer Zwist im Ministerium über die Thronrede. Lippe führt das große Wort im konservativen Sinne gegen mich und Hans Kleist hat mir einen aufgeregten Brief geschrieben. Die Leutchen haben alle nicht genug zu thun, sehen nichts als ihre eigene Nase und üben ihre Schwimmkunst auf der stürmischen Welle der Phrase. Mit den Feinden wird man fertig; aber die Freunde! Sie tragen alle Scheuklappen und sehen nur einen Fleck von der Welt. Leb wohl, mein Lieb."

Im Lager war zugleich mit den österreichischen Parlamentären ein finsterer Gast eingetroffen. In Tscheitsch schrieb Graf Fred Frankenberg in sein

Tagebuch: „An einem Meierhofe fanden wir die Quartiermacher; auf dem Eingangsthor klebte ein großer Zettel und darauf stand in dicker Schrift: ‚Hier herrscht die Cholera.‘ Gestern starb hier Generallieutenant von Clausewitz; in jedem Haus liegen Tote und Kranke. Es wurde sehr still im Generalkommando und manches braune Gesicht entfärbte sich. Was halfs? Auch diesem unheimlichen Feinde, der keinen Waffenstillstand achtet, mußte ins Auge gesehen werden.“ Vier Tage vorher hatte der kluge Ordonnanzoffizier des schlesischen Corps geschrieben: „Meinem Herzenswunsch nach müßte der Abschluß des jetzt durchkämpften Krieges die Krönung Wilhelms des Ersten sein, nicht zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, sondern des Deutschen Reiches Deutscher Nation! Lange genug haben Franzosen und Engländer, sogar russische Barbaren über uns gespottet, lange genug mußten wir ihre bösen Reden ertragen, die um so unerträglicher waren, weil Wahrheit darin steckte. Möchten sie gezwungen werden, einzugestehen, daß nicht sie, sondern die Deutschen an der Spitze der Civilisation marschiren!“

Die wichtigsten Sätze aus dem Abschnitt „Nikolsburg“ in Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“. „Nach der Schlacht von Königgraetz war die Situation derartig, daß ein Eingehen auf die erste Annäherung Oesterreichs zu Friedensunterhandlungen nicht nur möglich, sondern durch die Einmischung Frankreichs geboten erschien. Die Einmischung Frankreichs war hervorgerufen durch unseren Sieg, nachdem Napoleon bis dahin auf unsere Niederlage und Hilfsbedürftigkeit gerechnet hatte. Auf meinen Antrag antwortete Seine Majestät dem Kaiser Napoleon dilatorisch, aber doch mit Ablehnung jedes Waffenstillstandes ohne Friedensbürgschaften. Wenn Napoleon in den Krieg eingriff, Rußlands Haltung zweifelhaft blieb, namentlich aber die Cholera in unserer Armee weitere Fortschritte machte, so konnte unsere Lage eine so schwierige werden, daß wir zu jeder Waffe, die uns die entfesselte nationale Bewegung, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Ungarn und Böhmen, darbieten konnte, greifen mußten, um nicht zu unterliegen. Mir kam es für unsere späteren Beziehungen zu Oesterreich darauf an, kränkende Erinnerungen nach Möglichkeit zu verhüten. Der siegreiche Einzug des preußischen Heeres in die feindliche Hauptstadt wäre für unsere Militärs natürlich eine befriedigende Erinnerung gewesen; für unsere Politik war er kein Bedürfniß. Daß ein französischer Krieg auf den österreichischen folgen werde, lag in der historischen Konsequenz, selbst dann, wenn wir dem Kaiser Napoleon die kleinen Spesen, die er für seine Neutralität von uns erwartete, hätten bewilligen können. In Lagen, wie die unserige damals war, ist es politisch geboten, sich

nach einem Sieg nicht zu fragen, wie viel man dem Gegner abdrücken kann, sondern nur zu erstreben, was politisches Bedürfniß ist. Ich war fest entschlossen, die Annahme des von Oesterreich geboten Friedens zur Kabinetsfrage zu machen. Die Lage war eine schwierige; allen Generalen war die Abneigung gemeinsam, den bisherigen Siegeslauf abzubrechen, und der König war militärischen Einflüssen im Lauf jener Tage öfter und bereitwilliger zugänglich als den meinigen. Ich konnte die Gestaltung der Zukunft und das von ihr abhängige Urtheil der Welt eben so wenig voraussehen wie irgend ein Anderer, aber ich war der einzige Anwesende, der gesetzlich verpflichtet war, eine Meinung zu haben, zu äußern und zu vertreten. Was sollte an die Stelle Europas gesetzt werden, welche der österreichische Staat von Tirol bis zur Bukowina bisher ausfüllt? Neue Bildungen auf dieser Fläche könnten nur dauernd revolutionärer Natur sein. Deutsch-Oesterreich könnten wir weder ganz noch theilweise brauchen, eine Stärkung des preußischen Staates durch Erwerbung von Provinzen wie Oesterreichisch-Schlesien und Stücken von Böhmen nicht gewinnen; eine Verschmelzung des deutschen Oesterreichs mit Preußen würde nicht erfolgen, Wien als ein Zubehör von Berlin aus nicht zu regiren sein". Erst am vierundzwanzigsten Juli fiel in Nikolsburg die Entscheidung. Schon wollte Bismarck den zur Fortsetzung des Krieges entschlossenen König bitten, als Offizier in sein Regiment eintreten zu dürfen, wollte er, in noch tieferer Verzagtheit, „aus dem offenstehenden, vier Stock hohen Fenster fallen": da kam Hilfe vom Kronprinzen. Der überredete den König. Eine Eingabe Bismarcks trug am Rand ein Marginale ungefähr des folgenden Inhaltes: „Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feind im Stich läßt und ich hier außer Stande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohn erörtert, und da sich Derselbe der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerz gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen". Von diesem Marginale, sagt Bismarck, „das mir der Kronprinz überbrachte, blieb mir als einziges Residuum die Erinnerung an die heftige Gemüthsbewegung, in die ich meinen alten Herrn hatte versetzen müssen, um zu erlangen, was ich im Interesse des Vaterlandes für geboten hielt, wenn ich verantwortlich bleiben sollte". Am Sechsundzwanzigsten wurde der Präliminarvertrag unterzeichnet, den Bismarck empfohlen hatte.

Die andere Seite. Aus Benedeks, des Feldzeugmeisters, Briefen an seine Frau Julie. „Wenn unser Herrgott Oesterreich und seine Armee segnet, ich aber irgendwo liegen bleibe, dann ist mein Leben millionenfach bezahlt.

Komme ich aber als geprügelter Feldherr zurück zu Dir, dann habe Nachsicht und laß mich mein Unglück schweigend tragen, wies dem Manne ziemt." Nach den Niederlagen von Skalitz, Trautenau und Jitschin, als Friedrich Karl schon die Flanke und den Rücken der Oesterreicher und Sachsen zu umklammern drohte: „Vielleicht spreche ich heute zum letzten Mal zu Dir. Habe dem Kaiser ehrlich gesagt, daß ich, wenn er will, ihm selbst meine bürgerliche und militärische Ehre zum Opfer bringe; und Das ist nun geschehen. Möglich, daß ich Dich noch wiedersehe. Wäre zwar besser, wenn mich eine Kugel träfe; aber ich wollte selbst eine Schmach erleben, wenn ich damit dem Kaiser und der Armee einen letzten Dienst erweisen kann." Nach dem Tag von Königgraetz, aus Olmütz: „Warum ich Unglück gehabt: Das mag ich nicht erörtern. Du aber, liebe Julie, verzeihe mir, daß ich Unglück gehabt. Ich habe nie an Selbstmord gedacht, bin auch nur deßhalb so stark ins Feuer geritten, weil ich helfen mußte. Ich kenne meine Pflicht und werde sie erfüllen, so lange ich kann, und in jeder Phase dieses unglückseligen Krieges, zu dem ich nicht gerathen habe. Das Zeitungsgewäsch, das Urtheil der Welt: Alles, Alles ist mir gleichgiltig. Mußt Philosophie haben und Gott ergeben sein. Habe den Kaiser gebeten, er solle mit mir machen, was er will. Als man mir dies Kommando, gegen all meine motivirten Vorstellungen, aufgedrungen hat, habe ich in einer Konferenz laut und ungeschminkt ausgesprochen, daß wir va banque spielen und ich nur wünsche, der Kaiser möge nicht bereuen, mir dies Kommando übertragen zu haben. Habe wörtlich gesagt, daß ich für den deutschen Kriegsschauplatz ein Esel bin, während ich in Italien vielleicht von Nutzen sein könnte. Bin mit mir, mit meinem Gewissen und mit meinem Herrgott im Reinen; bin ein recht gottergebener Soldat. Bin ein abgeschlossener Mann, der keine äußeren Ehren braucht; und meine eigene innerste Ehre halte ich für unbefleckt. Erkenne diesfalls keinen menschlichen Richter! Aber es gehört was dazu, die tausend Nachrichten ruhig hinzunehmen. Meine Achtung für die Menschen überhaupt ist nicht erhöht worden. Und somit basta! Mein Soldatenmißgeschick am Schluß von vierundvierzigjähriger braver und ehrenhafter Militärdienstleistung ist allerdings groß, aber das Unglück des Kaisers und der Monarchie ist ja viel größer; das meinige fällt unters Maß." Er wird vors Kriegsgericht gestellt und soll „die Führung, die unglücklichen Operationen der Armee und den ganzen mangelhaften Dienstbetrieb" rechtfertigen. Er weigert jede Auskunft, nimmt die ganze Verantwortlichkeit auf sich, will keinen ihm Untergebenen belasten und erklärt, er werde jede über ihn verhängte Strafe „mit reglementmäßigem Dank" hinnehmen. Schreibt an die Frau: „Mich kann

Niemand demüthigen und der Kaiser weiß bereits recht gut, warum ich vor der Kommission nicht Rede und Antwort gegeben habe. Die Regirung soll froh sein, daß ich mit wahrem Soldatentakt schweige. Sei nur ruhig!"

Er schwieg. Auch als er den Abschied erhalten hatte. An einen treuen Kameraden schrieb er: „Lassen Sie sich, wenn auch durch gerechten Unmuth, nicht verleiten, dem bedrängten Kaiser und Staat Ihren Dienst vorzeitig zu entziehen!" Er wollte sich nicht rechtfertigen. Ließ sich aber auch nicht versöhnen. Dem Erzherzog Albrecht, der in einem Bericht an den Kaiser Benedeks Leistung in Italien laut gerühmt hatte und den verabschiedeten Feldzeugmeister nun besuchte, versprach er, zu schweigen; gab das Versprechen mündlich und schriftlich: und hats gehalten. Trotzdem der wiener Hof ihm die Pflicht nicht leicht machte. Am neunzehnten November nahm der Erzherzog das erbetene Versprechen mit in die Hauptstadt. Am achten Dezember stand in der amtlichen Wiener Zeitung ein Artikel, der den Feldzeugmeister, nur ihn, für schuldig erklärte. Er war „einer so großen Aufgabe nicht gewachsen und in seinen Plänen und Dispositionen haben Mißgriffe stattgefunden, die nach den Regeln der Kriegskunst keineswegs zu rechtfertigen sind". „Die politischen und militärischen Verhältnisse bedurften zu ihrer Beherrschung eines jener genialen Feldherren, deren es zu allen Zeiten so wenige gab und zu denen eben Feldzeugmeister Benedek, bei all seinen hervorragenden Soldateneigenschaften, nicht mehr gezählt werden kann." Da der Mangel höchster geistiger Begabung nicht straffällig ist, wird das Verfahren eingestellt. „Der Verlust des Vertrauens seines kaiserlichen Kriegsherrn, die Vernichtung seines militärischen Rufes vor Mit- und Nachwelt, die Erkenntniß des unermeßlichen Unglücks, das unter seiner Führung die Armee und durch deren Niederlage die ganze Monarchie getroffen hat, müssen übrigens für den ehrliebenden und hochsinnigen Mann, als den Benedek sich stets bewährte, eine schwerere Sühne sein als jede Strafe, die ihn bei einer Fortsetzung des gerichtlichen Verfahrens etwa hätte treffen können." Das klingt, als müsse sie ihn eigentlich treffen. Dank vom Hause Oesterreich! In Benedeks Testament stehen die Sätze: „Ich schaue mit ruhigem Gewissen meinem Ende entgegen und erkläre hiermit ausdrücklich, daß ich keine Memoiren oder sonstige Biographien hinterlasse. Alle meine Vormerkungen und schriftlichen Aufzeichnungen über den Feldzug 1866, über das unter Anrufung meiner Unterthanen- und Soldatentreue mir aufgedrungene Kommando der Nordarmee habe ich verbrannt. Das Versprechen, das ich dem damaligen Armee-Oberkommandanten Erzherzog Albrecht schriftlich gab (auch fernerhin schweigend zu tragen und meine stillen Reflexionen

mit mir ins Grab zu nehmen), war der bezeichnendste Ausdruck meines Soldatencharakters. Daß die österreichische Regirung, mein Versprechen, zu schweigen, in Händen habend und an die Ehrlichkeit meines Versprechens glaubend, ihren sonderbaren Artikel über mich, wo man mir sogar meine ganze Vergangenheit absprach, in der Zeitung publiziren ließ; daß dieser nicht zu qualifizirende Regirungzeitung-Artikel in der Präsidialkanzlei des Generalstabes konzipirt, von Baron John und Erzherzog Albrecht korrigirt und ausgefeilt wurde: Das übersteigt meine Begriffe von Recht, Billigkeit und Wohlanständigkeit. Ich habe auch Dies stillschweigend hingenommen. Ich wünsche mir selber Glück, daß ich trotz Alledem gegen Niemanden einen Groll hege und auch nicht vertrottelt bin. Ich bin mit mir selber und mit aller Welt fertig geworden, bin mit mir vollkommen im Reinen, habe aber dabei all meine Soldatenpoesie eingebüßt." Das wurde erst 1881, nach seinem Tode, gelesen. Der Lebende hat sein Soldatenwort, trotz mannichfacher Versuchung, gehalten.

Er blieb stumm und hart. Ein Diener hatte ihm die Orden gestohlen. Erzherzog Albrecht schrieb ihm einen kameradschaftlichen, freundschaftlichen Brief und bat, als Ersatz seine eigenen Ehrenzeichen zu tragen, darunter das Theresien-Kommandeurkreuz, das der Erzherzog einst für den Tag von Novara erhalten hatte. Die Antwort war kühl, war wieder nur „reglementmäßiger Dank". Nicht anders klang es zurück, als Albrecht ihm eine Schrift schicken ließ, in der er die Haltung des Feldzeugmeisters rühmte. Des Erzherzogs letzter Brief, der noch einmal „das Gefühl dankbarer Waffenbrüderschaft und treuer Freundschaft" betonte, schloß denn auch mit dem Satz: „Ich verbiete Ihnen, mir zu antworten". Ein Jahr danach, 1873, sollte, auf Befehl Franz Josephs, Kronprinz Rudolf mit seinem Erzieher, dem Generalmajor Latour, den fast Siebenzigjährigen besuchen; der Knabe fand ihn, am siebenten Jahrestage von Königgraetz, nicht in Graz und sagte ihm in einem herzlichen Brief, wie sehr er diesen Zufall bedaure. Dank Benedeks an Latour, nicht an den Kronprinzen. Erst als der Erzieher den Kameraden dringend darum gebeten hat, erhält auch Rudolf einen Dankbrief; spät: „den schlichten, aber tiefgefühlten Dank eines mit sich selbst und mit aller Welt längst fertigen alten Soldaten". Und in dem Begleitschreiben an Latour stehen die Worte: „Ich konnte füglich den Kronprinzen nicht bitten, seinem Vater, dem Kaiser, meinen Dank zu sagen für die edle Art und Weise, wie er sich meiner erinnert hat; ich kann füglich auch nicht direkt an Seine Majestät den Kaiser schreiben und danken. Können Sies, so thun Sie es. Für meine letzten Lebenstage will und wünsche ich nichts als Ruhe. Ich bin bisher mit mir selber fertig geworden; möchte darin nicht

gestört werden." War er milder geworden? Er hat sein vier Wochen vorher niedergeschriebenes Testament nicht geändert. Auch nicht die Bestimmung, ihm zur letzten Fahrt den Bürgerrock anzuziehen, den kein Ehrenzeichen schmücken dürfe, und ihm den militärischen Leichenkondukt zu ersparen. Kein Orden. Keine Trauerphrase. „Und hiemit basta!" Das war das Schlußwort seines letzten Willens. Auf seinem Sarg aber lag ein Kranz, dessen Schleife die Inschrift trug: „Dem unvergleichlichen Soldaten, dem Sieger von San Martino."

Bald nach dem Krieg hat der bescheidene Mann gesagt: „Wie sollten wir gegen die Preußen auskommen! Die sind studirte Leute und wir haben wenig gelernt." Und später: „Ich brauche mich nicht zu vertheidigen; der preußische Generalstab wird mich schon rechtfertigen." Ungefähr so ists gekommen. Moltke nannte ihn einen verdienstvollen, tapferen, umsichtigen General und beklagte das Los des besiegten Feldherrn. Moltkes Schüler Schlichting feierte ihn gar als „Oesterreichs größten Sohn in schwerer Zeit." Bismarck schrieb an die Witwe: „Möge es Ihrem Schmerz Trost gewähren, daß nicht Oesterreich allein den Hingang des Waffengenossen Radetzkys tief betrauert. Der Verlust eines tapferen und seinem Kaiser treuen Soldaten wird auch bei uns als ein gemeinsamer empfunden." Und im preußischen Generalstabswerk wird dem Feldzeugmeister nachgesagt, er habe einen an sich richtigen Gedanken mit der unerschütterlichen Festigkeit, die eine der schönsten Eigenschaften tüchtiger Kriegsführer ist, im Auge behalten; fraglich sei nur, ob der Gedanke noch richtig war, als er ausgeführt werden sollte. Wichtiger ist, was zwischen den Zeilen steht. Preußen hatte Feuertaktik und Zündnadelgewehr, Oesterreich Stoßtaktik und Vorderlader. Preußen den modernsten, Oesterreich einen rückständigen und zuchtlosen Generalstab. Dazu kam der Unterschied der kriegsministeriellen Leistung. In diesem siebentägigen Feldzug, schrieb Roon, „habe ich keine Gelegenheit gehabt, mir besonderen Dank zu verdienen; höchstens hat er bewiesen, daß ich vorher kein fauler Knecht war." Der wiener Kollege wars gewesen.

Wem hatte Preußen den entscheidenden Sieg bei Königgraetz zu danken? „Diesmal, Bismarck, hat der brave Musketier uns noch herausgerissen", rief Roon auf dem Schlachtfeld. Die Mehrheit heischt den Lorber für Moltke, heischt jedes Blättlein für ihn. Die liberale Legende preist ihren Helden Friedrich Wilhelm, dem zum guten Soldaten doch so ziemlich Alles fehlte. Einer nur wird immer vergessen: Prinz Friedrich Karl. Das einzige Feldherrntalent, das nach Fritzens Tagen im Hohenzollernhaus wuchs. Kein Lied, kein Heldenbuch nennt seinen Namen; kaum eins noch den seines Generalstabschefs Konstantin Bernhard von Voigts-Rhetz. Wie aber wars in Böhmen? Am dritten

Julitag sollte nicht gekämpft, den ermüdeten Truppen Ruhe gegönnt werden. Auf diesen Ruhetag hatte auch Benedek gehofft. Der Entschluß, am Dritten früh anzugreifen, entstand, als Ergebniß neuer Rekognitionen, erst am Vorabend in Kamenitz, dem Hauptquartier Friedrich Karls, der die Erste Armee führte. Der Kronprinz wurde aufgefordert, von Königinhof zur Unterstützung des Angriffes mit seiner Armee heranzumarschiren. Als der Brief, der diese Aufforderung bringt, abgehen soll, sagt Voigts-Rhetz, solches Excitatorium werde nicht stark genug sein, der Zweiten Armee Beine zu machen. Wahrscheinlich: denn die im Wesenston verschiedenen Prinzen stehen nicht gut mit einander. Richtig: denn Blumenthal, der Stabschef des Kronprinzen, antwortet, die Armee könne nur auf Befehl des Königs marschiren. Nach Zehn abends ist Voigts-Rhetz in Jitschin beim König. Der stimmt dem Plan zu; auch der Absicht, der Armee des Kronprinzen neue Weisung zu geben. Waren Sie schon bei Moltke? Nein. Schnell zu ihm; wenn er mich nachher noch sprechen will, trifft er mich bis halb Zwölf. Kein Mensch weiß, wo Moltke wohnt. Endlich wird er gefunden; im Bett. „Der General“, schreibt Voigts-Rhetz, „sah sofort die Größe, das unerwartete Glück des Momentes ein und erklärte sich mit allen Anordnungen einverstanden, die ja auch später nach der Disposition ausgeführt wurden“. Zog sich an und lief zum König. Der aber hatte, als er Voigts-Rhetz entließ, „bereits definitiv befohlen, daß der Kronprinz marschire, und alle vorher für den Dritten ertheilten Befehle aufgehoben.“ Nicht mehr Vetter Friedrich Karl also sprach jetzt, sondern der höchste Kriegsherr. Der Befehl wird in duplo ausgefertigt und durch zwei Eilboten befördert. Um vier Uhr früh ist, als erster Bote, der Adjutant Oberstlieutenant Graf Finckenstein, der um Zwei aufs Pferd gestiegen und im Dunkel auf unbekanntem Gelände losgeritten war, mit der Ordre in Königinhof. Zeit genug. Schon nach Elf war die Zweite Armee auf dem Schlachtfeld (wo die österreichische Artillerie die Führer des Preußenheeres fast schon entmuthigt hatte), konnte Benedeks rechten Flügel mit frischer Kraft packen und der schwarzweißen Fahne den Sieg sichern. Voigts-Rhetz war nachts ruhig die fünfzehn Kilometer von Jitschin nach Kamenitz zurückgetrabt. An Friedrich Karl hat er anderthalb Jahre danach geschrieben: „Dem König und Eurer Königlichen Hoheit gebührt der Ruhm der Konzeption und Ausarbeitung dieses großen Weltereignisses“. Damit sollte wohl dem großen, nach Menschenart nicht immer ganz neidlosen Hellmuth Eins ausgewischt werden. Warum aber spricht Fama, in ihrem Erzpalast mit den tönenden, tausendthürigen Wänden, so selten von Friedrich Karl? Fontane hat von ihm gesagt: „Der tiefste Quell seines Unmuthes war das ihn verzeh-

rende Gefühl, in seinem militärischen Verdienst nicht ausreichend gewürdigt worden zu sein. Er rang nach dem Ruhm des Schlachtendenkers und litt unter der Vorstellung, auf diesem Gebiet im günstigsten Fall als ein Zweiter angesehen zu werden". Als ein Dritter. Noch jetzt lesen wir ja, den Triumphtag von Königgraetz habe die Heldenleistung des Kronprinzen uns beschert.

Lesen auch, der Kronprinz sei für den Krieg gewesen. Dieser Schwatz ist leicht zu widerlegen. Wilhelm und Augusta, Fritz und Vicky, Bruder Karl: alle Fünf sträubten sich gegen die harte Nothwendigkeit; ging es nach ihnen, dann wurde die große Stunde versäumt. Die Annexion der Elbherzogthümer war dem Mann der Engländerin ein Gräuel. Am dritten März 1866 sagt er zu Theodor von Bernhardi, Bismarcks Politik sei nur durch den Haß gegen das Haus Augustenburg und dessen liberalen Anhang bestimmt. „Der König sieht jetzt Alles nur durch die bismärckische Brille. Und so steuern wir auf die Annexion los." Fritz irrt. Noch Ende April schwankt der König, neigt zum Nachgeben und Bismarck ist drauf und dran, seine Entlassung zu erbitten. Am siebenundzwanzigsten April schreibt Bernhardi in sein Tagebuch: „Gespräch mit Bismarck. Seine freimüthige Art, sich über die Person des Königs zu äußern, setzt mich dabei am Meisten in Verwunderung. Er frage sich, ob er den König zu den energischen Entschlüssen werde bringen können, die nöthig seien. Bei den vielen Einflüssen, die sich geltend machen, und zwar von Seiten der Personen, die dem König am Nächsten stehen (Frau, Sohn, Bruder), sei Das sehr fraglich. Seine passive Zustimmung genüge nicht. Der König muß entschlossen aktiv im Sinn der verlangten Politik eingreifen." Auf dem Paradefeld sagt der Kronprinz im Mai zwar zu den Offizieren, er sehe ein, daß Bismarck Recht habe und der Krieg unvermeidlich sei. Das soll wohl seine Popularität im Heer steigern. Noch am dreiundzwanzigsten Mai fragt er Bernhardi, warum eigentlich Krieg geführt werde. Kann ein dem höchsten Sitz so Naher noch blinder sein? „Er spricht immer in der stillschweigenden Voraussetzung, daß sich der Krieg wohl hätte vermeiden lassen. Er spricht von den Gefahren, die sehr groß seien. Die Oesterreicher werden Venetien nur zum Schein vertheidigen, schnell einen ‚Frieden von Villafranca' schließen, um dann mit ganzer Macht und im Verein mit ganz Deutschland, ja, wie er andeuten zu wollen scheint, auch mit Frankreich, über uns herzufallen. Er kommt immer darauf zurück, daß die Verhältnisse jedenfalls sehr ungünstige für Preußen sind. ‚Der König will den Frieden, er hält sich an jedem Strohhalm, um den Frieden zu erhalten. Wenn man den Forderungen der Zeit gerecht wird und den Erbprinzen von Augustenburg in den Elbherzogthümern

einsetzt, ist der Friede heute noch zu haben.' Ich: „Halten Eure Königliche Hoheit Das jetzt noch für möglich?' Kronprinz: ‚O gewiß! Der Erbprinz nimmt gleich an.'" Drei Wochen vor der Kriegserklärung. Herrschaft der Fortschrittspartei in Berlin, der Augustenburger in Schleswig-Holstein: Das war das Programm des Kronprinzen, den die Bezirksvereinslegende in den Heroenrang heben möchte. Fiel ihm nicht ein, daß der König, der, mit dem nach hartem Kampf reorganisirten Heer, diesem Krieg auswich, den Nachbarn zum Gespött wurde und abdanken mußte? Nein: dem Manne, den nach der Mobilmachung Blinds Kugel suchte, der in Berlin und Nikolsburg die Verantwortung trug, gebührt auch der Ruhm. Bismarck, schrieb Bernhardi, dem der Kronprinz wieder Etliches vorgestöhnt hatte, „will den Deutschen Bund umstürzen und an seiner Stelle einen neuen bilden, in dem Preußen unbedingt die herrschende Macht wäre. Nun ist mir auch klar, warum er den Krieg will. Wenn Oesterreich nachgäbe und wir die Elbherzogthümer erhielten, wäre es ihm gar nicht recht. Denn seine weiteren Pläne lassen sich nicht ausführen, die Oberherrschaft in Deutschland läßt sich nicht gewinnen ohne Krieg. Das sieht natürlich Bismarck, wie es eben Jeder sehen muß." Nicht Jeder sah es. Nicht Jeder fühlte, daß dem Adlerlande der Kampf um Ehre und Zukunft aufgedrungen ward. Schon hatte Beust in Dresden gesagt, der Tag sei nicht fern, wo die Improvisation Friedrichs des Zweiten von der Erdfläche verschwinden werde. Doch der Hof und sämmtliche Hofwanzen waren für Frieden. Man mag den ehrwürdigen Kunktator Wilhelm den Großen nennen, seinen schön schreitenden unkriegerischen Sohn dem Siegfried des Mythos vergleichen, ihm, der nichts vollbringen konnte, aus Marmelstein und Bronze Monumente setzen und für das erste deutsche Bismarckdenkmal nicht fünf freie Minuten haben: daß der Krieg gegen Oesterreich und die ihm Affiliirten, der nothwendigste in der Preußengeschichte, geführt wurde, war das Werk des altmärker Junkers. Diese Gewißheit ist längst nicht mehr zu entwurzeln. Und ohne den sechsundsechziger Entschluß gab es damals keine deutsche Einheit, kein Reich, keinen Kaiser. Der alte Wilhelm empfand es. Am Einzugstag pries er die großen Verdienste des Staatsmannes, der „seinen Namen für alle Zeiten auf die Ehrentafeln unserer Geschichte geschrieben hat", und sandte dem Civilisten, „als Erinnerung an die historische Granate", zum Hohenzollern-Ritterkreuz die Schwerter und das schwarzweiße Band. Dem Brief hat der Fürsorgliche die Warnung hinzugefügt: „Setzen Sie sich ja nicht dem feuchten Wetter heute aus!" Am zwölften Februar 1867 kam die Dotation; der Erlaß begann mit dem Satz: „Im Rückblick auf den entscheidenden Wendepunkt, an welchen die Geschicke Preußens

durch die ruhmwürdigen Kämpfe des vergangenen Jahres gelangt sind, wird es den spätesten Geschlechtern unvergessen sein, daß die Erhebung des Vaterlandes zu neuer Macht und unvergänglichen Ehren, daß die Eröffnung einer Epoche reicher und mit Gottes Hilfe segensvoller Entwickelung wesentlich Ihrem Scharfblick, Ihrer Energie und Ihrer geschickten Leitung der Ihnen anvertrauten Geschäfte zu danken war." Kein großer König; doch bescheiden und treu.

Konnte, nach Menschenermessen, das Wagniß unheilvoll enden? Moltke war seiner Sache sicher; auch für den von ihm vorausgesehenen Fall, daß die Oesterreicher sich sofort in Nordböhmen, nicht, wie sie thaten, in Mähren, aufstellten und die preußische Offensive hinderten. Benedek telegraphirte zwei Tage vor der Hauptschlacht (zu deren Annahme ihn dann wohl ein nie veröffentlichter Befehl zwang) an Franz Joseph, die Katastrophe sei unvermeidlich, rieth zu schnellstem Friedensschluß und hatte schon vorher gesagt, der Krieg werde ihn seine militärische und seine bürgerliche Ehre kosten. Herr Dr. Friedjung, dessen oft, nie zu oft gelobte Bücher „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland" und „Benedeks nachgelassene Papiere", meisterlich in ihrer Gründlichkeit und deskriptiven Kraft, uns diese Epoche erst kennen lehrten, hat gesagt: „Die Ueberlegenheit des preußischen Heeres und insbesondere seiner Führer war so groß, daß, auch wenn das Heer des Prinzen Friedrich Karl sich zurückgezogen hätte, der Krieg nicht zu Gunsten Oesterreichs entschieden und der dritte Juli nicht der letzte Tag des Kampfes um die Oberherrschaft in Deutschland gewesen wäre." Und in einem Aufsatz, den unser alter Feind Emile Ollivier vor acht Tagen veröffentlicht hat, fand ich die Sätze: Roon, au ministère de la Guerre, Moltke, à l'état-major, se partagent la tâche. Roon perfectionne l'instrument du combat, Moltke en organise l'emploi. Tous ces efforts sont inspirés, soutenus par le vieux Roi plus animé, plus actif, plus appliqué à son devoir militaire qu'aucun de ses jeunes généraux. Victorieuse, la Prusse ne s'endort pas sur sa victoire. Preußen mußte siegen; konnte von diesem Heer, „das kaiserlich sich nennt, das hier in Böheim hauset", nicht geschlagen werden.

... Meines Trachtens Ziel war nicht, ein Historienbild zu geben. Für flüchtige Minuten nur wollte ich den Schleier des Vergessens, da und dort ein Zipfelchen, lüften, die Protagonisten selbst sprechen und die Vorgänge schildern lassen; und habe mich über alten und neuen Büchern nun verplaudert. Weder nach des Herrn eigenem Geist kommentirte Weltgeschichte noch gar vaterländische Moralität. 1806, 1866, 1906: der Vergleich könnte lehrreich werden. Denkt Euch die Julinachtszene von Jitschin in unsere Tage und besinnt,

wie sie heute wohl enden würde. Fragt Euch, ob der deutsche Feldherr jetzt vor dem Los Benedeks sicher wäre. Sucht an den aus der Hofadjutantur gelieferten Corpsspitzen die Männer, deren Fahne das nationale Hoffen fröhlich umflattert. Sucht den Minister, der Alles an seine Ueberzeugung setzt, vor dem König, der Königin, dem ganzen Schranzenstaat nicht wankt, zuerst, um den Krieg, dann, um den eben so nothwendigen Frieden zu erwirken. Späht in den Büchern der Chronika nach Spuren selbstherrischer Politik, monarchischer Impulse, wie wir sie jetzt fast täglich erleben. (Zuletzt: Besuch, noch vor Hakons Antrittsvisite, am norwegischen Hof; der König läßt einen pariser Schreiber kommen und betheuert, daß er Frankreich zärtlich liebe und fürs Leben gern an der Seine spazirte; muß es betheuern, weil er bei Schwiegerpapa und Republik nicht in den Verdacht kommen darf, für Flottenkriegsfälle zu Deutschland zu halten. Holtenauer Koramirung des Herzogs von Connaught, der den Deutschen Kaiser nicht sehen wollte, doch gezwungen war, an Bord seines eigenen Schiffes ihm Honneur zu erweisen. Einfälle, die das klügste Kartenspiel stören und selbst einen dickhäutigen Minister zum Abschiedsgesuch drängen könnten.) Nichts davon vor vierzig Jahren in dem kaum mündig und konstitutionell gewordenen Preußenstaat. Nichts davon in Berlin; vielleicht in den von Mensdorff, Beust, Varnbüler regirten Ländern. Alles wird in Ruhe vorbereitet, auch das winzigste Handeln, und ohne Hast ausgeführt. Der König fügt sich, weil er sonst den bewährten Mann von seiner Seite verlöre. Ist auch nicht in seinem Kriegsherrnrecht gekränkt, sondern nur dankbar, wenn einem Unterführer besserer Rath kam als der Majestät und den neben ihr im Hauptquartier Thronenden. Ein Prahler würde nach dem ersten Wörtchen verhöhnt. Daß man die tüchtigsten Leute, das zuverlässigste Gewehr und die modernste Taktik hat, wird nicht lange beredet. Schmählich, wenns anders wäre. Schlimm genug, daß Artillerie und Kavallerie noch so weit zurück sind. Arbeiten und den Mund halten! Noch immer das Volk, von dem Niebuhr gesagt hatte: „Die Preußen sind über ihre Thaten so still wie der Liebende von seiner Leidenschaft."

Heute? . . . Oesterreich kann, all in seinem Reichsleid, spöttisch lächeln; wird bald laut sogar lachen, wenn auf seinen Schaubrettern Nestroys Knieriem, der immer „anzufangen" droht und nie anfängt, berlinisch spricht. Heute wäre Usedom („ein liebenswürdiger Feuilletonist, eine geistreiche Dame") oder Goltz („himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt") wieder Preußens Mann; wird wieder mit Oeffentlicher Meinung, nicht mit Pulver und Blei, auf den Feind geschossen. Beim Frühstück wird England versöhnt. Und wenn in Tanga ein Ladekran aufgestellt werden soll, setzt der Reichskanzler den Entschluß zu so genialer Schöpferthat mit seiner Namensunterschrift in die Zeitung.

✱

Kardinal Aldobrandini.

Vorbemerkung.

Ich sah kürzlich in der pariser Nationalbibliothek die (angeblich zwölf, in Wahrheit aber dreizehn) Manuskriptbände ein, die Beyle-Stendhal aus alten italienischen Novellen und Chroniken zusammenstellte, kopiren ließ und mit zahlreichen, höchst interessanten Randbemerkungen versah. Diese kulturhistorischen Schätze sind zum größten Theil noch ungehoben; nur die „Chroniques italiennes", die Stendhal von 1837 bis 39 in der Revue des Deux Mondes veröffentlichte und später in Buchform herausgab, sind aus ihnen hervorgegangen. (In meiner Deutschen Stendhalausgabe sind sie unter dem Titel Renaissancenovellen als Band III in der Uebersetzung vom Freiherrn von Münchhausen erschienen). Stendhal hat die Absichten, die er mit diesem Manuskript hegte, in einem Brief an Romain Colomb vom achtzehnten März 1835 verrathen (wiedergegeben in Band V der deutschen Ausgabe, „Bekenntnisse eines Egotisten", bei E. Diederichs in Jena). Er wollte den „Chroniques italiennes" noch mehrere Bände folgen lassen, aber wie die meisten seiner Werke ist auch dieses ein Stückwerk geblieben, schon weil die „Chroniques italiennes" nicht Anklang genug beim Publikum fanden, um die Verleger zur Fortsetzung des Unternehmens zu ermuthigen. Einer dieser Bände, dem die Novelle „Vittoria Accoramboni" entnommen ist, trägt den von Beyles Hand geschriebenen Titel „Rome en 1550 ou recueil des pièces qui montrent la manière de penser et d'agir dans les affaires de la vie privée à Rome vers 1550". Daneben eine Bleistiftnotiz: „Faits vrais et nullement arrangés (que je ne publierai jamais)." Trotzdem hat Beyle eine regelrechte Vorrede dazu geschrieben, die alle Eigenthümlichkeiten seines Geistes in hohem Maße wiederspiegelt:

„Ich gestehe, meine Wißbegier erstreckt sich nicht auf die Denk- und Handlungweise der Einwohner von Neu-Holland und der Insel Ceylon. Der Reisende Franklin berichtet, bei den Riccaras rechneten es sich die Männer und Brüder zur Ehre an, ihre Frauen und Schwestern fremden Gästen zu leihen. Die Lecture der wahrhaften Thatsachen des Captain Franklin, den ich bei Cuvier getroffen habe, kann mich wohl ein Viertelstündchen erheitern, aber bald denke ich an andere Dinge. Die Riccaras sind zu verschieden von den Menschen, die meine Freunde und Nebenbuhler gewesen sind. Aus dem selben Grund beginnen die Werke Homers und Racines, die Achilles und Agamemnon, mich zum Gähnen zu reizen. Viele unter meinen französischen Zeitgenossen bilden sich allerdings ein, diese Dichter zu lieben; sie glauben, sich selbst zu ehren, indem sie die Alten bewundern. Was mich betrifft, so verliere ich nach und nach alle Vorurtheile, die auf der Eitelkeit der Jünglingszeit beruhen. Ich liebe Alles, was das Menschenherz schildert; aber das Menschenherz, das ich kenne, nicht das der Riccaras.

Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hat die Eitelkeit, le désir de paraître, wie der Baron de Foeneste sagt, in Frankreich einen dichten Schleier auf die Handlungen der Menschen und vor Allem auf die Motive dieser Handlungen geworfen. In Italien ist die Eitelkeit von anderer Art. Das kann ich dem Leser auf Ehrenwort versichern. Sie ist auch viel weniger wirksam. Im Allgemeinen denkt man an den Nachbar nur, um ihm zu mißtrauen oder ihn zu hassen;

Ausnahmen findet man höchstens drei- oder viermal im Jahr bei großen Festlichkeiten; dann erzwingt Jedermann, der ein Fest giebt, sozusagen mathematisch die Zustimmung seiner Nachbarn. Es giebt keine flüchtigen Nuancen, die man sein Leben lang alle Viertelstunden mit tötlicher Unruhe bemerkt und erhascht. Man sieht keins jener unruhigen, mageren Gesichter, durch welche die Aengste einer stets leidenden Eitelkeit hindurchblicken.

Diese italienische Eitelkeit, so anders geartet, so viel schwächer als unsere, hat mich darauf gebracht, die nachfolgenden Klatschgeschichten abschreiben zu lassen. Meine Vorliebe für sie würde in den Augen meiner französischen Zeitgenossen sehr schnurrig erscheinen, da sie gewöhnt sind, ihre Bedürfnisse nach Literatur und nach Schilderung des Menschenherzens in den Werken von Villemain, Delavigne und Anderen zu suchen.

Ich bilde mir ein, daß meine Zeitgenossen von 1833 von den naiven oder energischen Zügen, die man hier im Klatschbasenstil wiedergegeben findet, wenig erbaut sein würden. Mir liefert die Erzählung dieser Stücke und dieser Hinrichtungen wahre und unanfechtbare Daten über das menschliche Herz, solche, denen man gern nachsinnt, wenn man nachts in der Post fährt. Viel lieber wäre mir, ich hätte die Händel Verliebter, Erzählungen von Heirathen, kluge Intriguen von Erbschleichereien gefunden; aber die Eisenhand der Justiz hat in solche Erzählungen nicht hineingegriffen, und wenn ich sie selbst finden sollte, würden sie mir weniger vertrauenswürdig erscheinen. Trotzdem sind gefällige Leute in diesem Augenblick bemüht, Nachforschungen für mich anzustellen ... Rom, Palazzo Cavalieri, twenty forth of April 1833."

In der That enthalten die letzten Bände dieser Chroniken neapolitanische Abenteuer, in denen die Liebeshändel vorherrschen, und der Band, dem diese Einleitung entnommen ist, beginnt selbst mit einer Geschichte, in welche die Justiz nicht hineinzugreifen wagte. Sie trägt den Titel Atto di vendetta commesso dal cardinale Aldobrandini in persona di Girolamo Lombardi, cavaliere Romano. Beyle hat französisch darunter gesetzt: „Wie ein spanischer Botschafter sich an einem Kardinal-Nepoten rächen kann, der auf den Geist des Papstes und in Rom von allmächtigem Einfluß ist." Besonders interessant wird diese Novelle dadurch, daß sie, wie schon Kasimir Stryienski in seinen „Soirées du Stendhal-Club" nachweist, Beyle „unanfechtbare Daten über das Menschenherz" geliefert hat, die er in seine „Karthause von Parma" verwoben hat. Setzt man für Anna Brocchi die Fausta dieses Romans, für den jungen Kardinal Herrn Fabrizzio del Dongo und für den Liebhaber Longobardi den Grafen Martinengo, so greift man diese Aehnlichkeit mit Händen. Die Belauerung der Schönen in der Kirche, die folgende Szene zwischen ihr und ihrem Liebhaber, der sie mit dem Dolch bedroht, endlich die närrische nächtliche Begleitung Aldobrandinis durch Fackelträger: all Das finden wir in Beyles Roman wieder. Beyle liebte solches Arbeiten nach der Natur, wie er es nennt; er ist dadurch der Vater des Naturalismus geworden, ein Ahn, auf den sich sowohl Zola wie Bourget mit Recht als auf ihren gemeinsamen Stammvater berufen, während er wiederum den Renaissancenovellisten Bandello sich zum Vorbild wählte. „Bandello erzählt von der Kunst di novellare und sagt ausdrücklich, daß man wahre Anekdoten sammeln müsse. Zu Boccaccio habe ich weniger Vertrauen; er ist ein Literat von Beruf und nicht ein wahrer Biedermann wie der Bischof

von Agen**), sagt Beyle in einer Randnotiz zu seinen „Promenades dans Rome“, die der eifrige Kasimir Stryienski kürzlich veröffentlicht hat. Ich habe, als ich die Novelle übersetzte, die kürzende Uebertragung ins Französische mitbenutzt, die Fabrizio Renzi in der Revue des Chefs d'œuvre vom Jahr 1883 erscheinen ließ. Stendhal selbst hat ja die eben wiedergegebene Vorrede mit der folgenden Bleistiftnotiz geschlossen: „Ich kürze die allzu langweiligen Längen mit Bleistift, um nicht beim dritten Durchlesen die Geduld zu verlieren“ ...

Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Unter dem Pontifikat Klemens' des Achten lebte in Rom eine Sängerin von hohem Rufe, namens Anna Felice Brocchi, deren herrliche Stimme und hohe musikalische Begabung sich mit außerordentlicher Schönheit paarte, also daß die ganze Stadt sie bewunderte. Ihr Beschützer war der Cavaliere Girolamo Longobardi, ein junger Mann von hervorragenden Eigenschaften, sehr wohlgestaltet, kaum im vierten Lustrum seines Lebens, von reizendem Aeußeren und leutsäligen Sitten. Der ganze römische Adel liebte ihn, aber dafür hatte er sich auch den tötlichen Haß des Kardinals Aldobrandini zugezogen.

Der Kardinal war sehr leichtfertig und liebte die Frauen, wodurch er seinem Oheim, dem Papst, viel Sorge bereitete. Bei seiner Thronbesteigung sagte Klemens VIII zu ihm: „Hüte Dich, daß Du diesen heiligen Purpur nicht durch Deinen Wandel besudelst; wisse fortan, daß der Titel des Kardinal-Nepoten Dich nicht vor meiner Vergeltung zu schützen vermöchte.“ Aldobrandini ward durch diese Worte grausam betrübt, mehr noch durch ihren Ton und vor Allem durch die Gegenwart der anderen Kardinäle. Trotzdem that er sich Gewalt an und erwiderte: „Heiliger Vater, ich wage, vor Euer Heiligkeit zu behaupten, daß in den Verhältnissen, auf die Sie anzuspielen geruhten, allein meine Worte tadelnswerth waren, nicht meine Thaten“. Der Papst antwortete nichts; er kannte die Laster seines Neffen nur zu gut: auch hatte Der sie mehr als einmal selbst eingeräumt.

Nun aber hatte Aldobrandini von seiner Umgebung das Talent und die Schönheit der Brocchi rühmen gehört und ihn ergriff das Verlangen, sie zu sehen. Eines Tages, als er vor ihrem Hause vorbeiging, erblickte er sie am Fenster und entbrannte in heftiger Liebe zu ihr. Da er fürchtete, seines Oheims Mißfallen zu erregen, mußte er natürlich sehr vorsichtig sein und wagte nicht, sich einem Menschen anzuvertrauen. Er zauderte, Anna seine Liebe zu gestehen, aus Furcht, daß Diese das Geheimniß nicht wahrte, aber er litt vor Allem darunter, daß er Longobardi als Beschützer der Sängerin wußte. Trotz Alledem unterließ er doch nicht, sich oft vor ihr blicken zu lassen. Anna Brocchi hatte die Aufmerksamkeiten des Kardinals bemerkt; sie fühlte, daß er verliebt war, als sie sah, daß er täglich an ihrem Hause vorbeiging und ihr in die Kirche Santa Maria della Pace folgte, wo sie die Mittagsmesse zu hören pflegte. Dort blickte Aldobrandini sie zärtlich an und bemühte sich, ihr durch sein Lächeln seine Liebe auszudrücken. Dies Spiel währte anderthalb Jahre, ohne daß je ein Wort zwischen ihnen gewechselt worden wäre und ohne daß der Kardinal ein bestimmtes Zeichen ihrer Neigung erhalten hätte.

*) Bandello ging gleich Lionardo nach Frankreich und wurde von Heinrich dem Zweiten (1525) zum Bischof von Agen ernannt.

Eines Tages hielt die Brocchi es für klug, warum, weiß man nicht, Girolamo von ihrem Anbeter im Purpurkleid zu erzählen. Longobardi war höchst überrascht und aufgebracht; er hatte die Vorahnung eines Unglücks und bat Anna, in Zukunft zurückhaltender zu sein, sich weniger blicken zu lassen und sich von dem arglistigen Gehaben des Kardinals nicht verblenden zu lassen. Nie, fügte er hinzu, würde er dulden, daß Aldobrandini oder ein anderer Feind ihr Haus betrete. Der Cavaliere ahnte die schlimmen Absichten des Kardinals und traute Annas Versprechungen nicht. Darum entschloß er sich, seine Geliebte durch Spione verfolgen zu lassen und eben so ihr Haus zu umstellen, um die Vielen, die Annas wunderbare Stimme anlockte, genau kennen zu lernen. Alles vollzog sich in so tiefem Geheimniß, daß die Brocchi nichts ahnte, und die Berichte der Spione bewiesen, daß die Liebe zwischen dem Kardinal und der Brocchi täglich wuchs. Um sich selbst davon zu überzeugen, ging Longobardi am Tag des Sankt Matthäus zur selben Zeit wie Anna in die Kirche della Pace. Er traf vor ihr dort ein und verbarg sich in einer Kapelle, von wo aus er Alles beobachten konnte. Die Brocchi erschien bald an dieser Stätte, wo sie sich alltäglich von dem Porporato bewundern ließ. Dieser ließ nicht lange auf sich warten. Der Cavaliere verfolgte ihre geringsten Geberden mit größter Aufmerksamkeit. Endlich schickte die Sängerin sich an, die Kirche zu verlassen; der Kardinal erhob sich, kam in ihre Nähe und grüßte tief, indem er sie anlächelte. Gruß und Lächeln wurden sehr auffällig erwidert.

Fortan hatte Longobardi nicht mehr den leisesten Zweifel; er verließ wüthend die Kirche und ging stracks zu Anna. Diese gewahrte die Erregung ihres Liebhabers und forschte nach dem Grund. Der Cavaliere bat sie, ihm zu sagen, ob sie am Morgen ausgegangen sei, und ermahnte sie, ihm nichts zu verhehlen. Die Sängerin antwortete, daß sie nach ihrer Gewohnheit soeben die Messe in der Kirche della Pace gehört habe. „Bis hierher geht Alles gut", meinte Longobardi; „aber sagt mir doch eben: Habt Ihr den Kardinal Aldobrandini gesehen?" „Nein", antwortete keck die Brocchi. „Wie!" rief Girolamo entrüstet, „Ihr wagt, mir so schamlos ins Gesicht zu leugnen, daß Ihr ihn gesehen habt! Ich bin gewiß, daß er in der Kirche war und daß Ihr seinen Gruß erwidert habt; ich sah ihn mit meinen eigenen Augen." Trotz dieser Behauptung beharrte Anna auf ihrer Lüge. Da riß den Jüngling der Zorn hin; er legte die Hand an sein Stilet und bedrohte sie mit dem Tode, wenn sie nicht die Wahrheit gestehe. Die erschrockene Sängerin antwortete, was er gesagt habe, sei wahr und sie habe nur geleugnet, um einen Streit zwischen ihm und den Kardinal zu verhüten. Dessen Gruß aber habe sie nur aus Höflichkeit erwidert. „Mag sein", antwortete Girolamo etwas beruhigt; „aber seht Euch in Zukunft vor, ihn zu grüßen noch überhaupt anzublicken; versucht nicht etwa, meine Befehle zu überschreiten, denn es könnte Euch das Leben kosten. Ich befehle Euch, nicht mehr in die Pace zu gehen; wählt eine andere Kirche, um die Messe zu hören; dann werdet Ihr allen Verdacht in mir zerstören und meinem Feind alle Hoffnungen rauben; vor Allem aber, wenn Ihr meine Rache meiden wollt, richtet es so ein, daß Ihr ihn nie wiederseht!"

Anna Brocchi versprach, zu gehorchen, und ging nicht mehr in die Kirche della Pace. Der verliebte Kardinal aber ging auch ferner dorthin; und da er die Sängerin nicht mehr erscheinen sah, ergriff ihn eine große Unruhe und er wollte den Grund ihrer Abwesenheit erfahren. Seine Leidenschaft erreichte ihren Gipfel

und ließ ihm keinen Augenblick Ruhe; zuletzt ertrug ers nicht mehr und beschloß, das Geheimniß um jeden Preis zu ergründen. Dies erreichte er auf sehr unverhoffte Weise. Eines Tages erhielt er einen Brief von Anna: sie stellte sich unter seinen Schutz. Longobardi behandle sie mit äußerster Härte und sie beschwöre den Kardinal, sie aus den Händen ihres Tyrannen zu befreien. Aldobrandini war entrüstet über Girolamos Brutalität und seine Liebe erstarkte im Zorn noch mehr. Dann, in heller Freude, sie wiedergefunden zu haben, ließ er Anna sagen, sie möge sich beruhigen, und versicherte sie, daß seine einzige Leidenschaft die sei, ihr zu dienen. Er fing auch sofort an, ein taugliches Mittel zu suchen. Kurze Zeit danach, am Morgen des Ostersonnabends, fand man auf dem Petersplatz, ohne daß man errathen konnte, wie die Sache sich zugetragen habe, das Haupt des unglücklichen Girolamo, auf einen Spieß gesteckt, mit der folgenden Beischrift: „Imperasti con troppa tirannia: ciò che in altri volesti, a te qui sia“ (Du hast zu tyrannisch gehandelt: was Du Anderen anthun wolltest, geschehe Dir selbst).

Die Verblüffung war in Rom groß; man vermuthete bald, daß dieser Streich vom Kardinal Aldobrandini komme, und der Verdacht erschien noch besser begründet nach dem Besuch, den der Kardinal am selbigen Abend der Sängerin abstattete, und dem noch viele andere folgten. Alle wunderten sich über die geringe Thätigkeit, die das Gericht entfaltete, um den Urheber dieses grausigen Verbrechens zu ermitteln, trotzdem der Papst alles dazu Nöthige aufbot.

Tag und Nacht ging Aldobrandini nun in Annas Haus; ohne die geringsten Gewissensbisse: so berauscht war er vom Besitz dieses Weibes. Das Aergerniß war groß; der Papst konnte nichts wissen: er war von vielen Anhängern des Kardinals umgeben, die dessen Sünde zu verbergen suchten und die Reinheit der Sitten des jungen Kirchenfürsten priesen. Klemens VIII. bewahrte ihm seine Huld und freute sich, daß der Neffe sich so gebessert hatte. Aber die Wahrheit konnte nicht ewig verborgen bleiben. Der Papst erfuhr schließlich Alles. Dazu führte ein seltsames Abenteuer, das die Liebschaft des Kardinals stadtbekannt machte.

Aldobrandini hatte einen leidenschaftlichen Haß auf den spanischen Gesandten geworfen. Da der Kardinal den größten Einfluß auf den Geist seines Oheims, des Papstes, besaß, war der Gesandte gezwungen, seinen Haß zu verbergen, um die guten Beziehungen, die zwischen Rom und dem spanischen Hof bestanden, nicht zu trüben. Aber er bereitete seine Rache im Stillen. Er ließ die geringsten Handlungen seines Feindes heimlich beobachten und wußte bald um seine Liebschaft.

Der Porporato pflegte die Sängerin gegen vier Uhr nachts unter größten Vorsichtmaßregeln zu verlassen; seine Diener erwarteten ihn mit seiner Karosse ein paar Schritte weit von dem Haus und er ging das Stückchen Wegs allein im Dunkeln. Er war überzeugt, daß so Niemand ahne, woher er komme. Der Gesandte schickte nun einen seiner Lakaien zu Anna Brocchi und ließ ihr sagen, daß er an dem und dem Abend zu ihr kommen möchte, um sie singen zu hören. Er bat sie, keinem Menschen Etwas davon zu sagen, da er nach keiner Seite hin Verdacht erwecken wolle. Die Sängerin fühlte sich durch den Besuch einer so hohen Persönlichkeit geschmeichelt und glaubte, richtig zu handeln, wenn sie darauf einging.

Der Gesandte schickte ein paar vertraute Diener voraus, die sich im Treppenhaus versteckt halten sollten. Dann ging er gegen vier Uhr nachts zur Brocchi. Der Kardinal, der sich schon lange dort aufhielt, benutzte beim Weggehen eine

andere Thür, um nicht gesehen zu werden. Piano, piano stieg er die Treppe im Dunkeln hinab; kaum ist er im Vestibül angelangt: da sieht er schon die Diener des Gesandten brennende Fackeln hervorziehen und riesige Laternen ihm entgegenhalten. Er erschrickt. Trotzdem dankt er ihnen mit all der Ruhe, die er wiedergewinnen kann, für ihre Absicht und erklärt, sich nicht weiter begleiten lassen zu wollen, da er lieber allein gehe. Die Leute entschuldigen sich; sie müßten ihn unbedingt bis an seinen Wagen begleiten: so sei der Befehl ihres Herrn, des Gesandten. Da giebt der Kardinal nach, um die Situation nicht zu verschlimmern, denn er sieht, daß sie ihn absolut nicht verlassen wollen. Er hüllt sich in seinen Mantel und eilt, so schnell er kann, zu seiner Karosse, vor ihm her stets die Diener...

Man kann sich die Wuth des Kardinal-Nepoten leicht vorstellen. Die Geschichte ward schnell ruchbar, lief durch die ganze Stadt und kam allmählich auch zu Ohren Klemens' des Achten, der nun Alles zu wissen verlangte. Darob ergriff ihn solcher Zorn gegen Aldobrandini, der ihn so gut zu täuschen gewußt hatte, daß er ihn seiner Aemter und Titel entkleidete und ihm verbot, den Oheim im Palast ferner anzureden, ja, sogar vor dem Papst zu erscheinen, falls er nicht auch des Kardinalspurpurs verlustig gehen wollte; denn Klemens hegte keinen Zweifel mehr über den Mörder des Girolamo Longobardi.

Seit er einmal in Ungnade war, ward es dem Kardinal Aldobrandini unmöglich, sich im Herzen seines Oheims zu rehabilitiren. Er hat sich von dem Sturz nie wieder erholt. Auf dem Pontifikat Klemens' des Achten, der die mit Recht an seinem Vorgänger geübte Kritik vermeiden wollte, haftet aber ein häßlicher Fleck: der Tod des Girolamo Longobardi blieb ungesühnt.

Henri Beyle (de Stendhal).

...Ich suche ein Wort, das die Geistesart Beyles bezeichnen könnte; das richtige Wort dünkt mich: überlegener Geist. Der Ausdruck scheint auf den ersten Blick vag; allen Männern von Talent (auch solchen ohne Talent) spendet man diesen Lobspruch. Und doch ist der starke Sinn des Wortes nicht schwer herauszufinden. Er deutet an, daß ein Geist sich über den der Anderen erhoben hat, und weist auf alle Folgen solcher Position hin. Ein überlegener Geist ist schwer zugänglich: denn man muß klettern, um ihn zu erreichen. Die Menge kommt nie an ihn heran: denn sie scheut die Anstrengung. Er will auch weder von ihr gelobt sein noch sie führen: denn sie ist unten und er müßte herabsteigen ... Beyle ist so klar wie die Griechen und wie unsere Klassiker, wie die reinen Geister, die uns mit wissenschaftlicher Exaktheit die sittliche Welt geschildert haben und denen man danken muß, daß man sich manchmal gern Mensch fühlt ... Soll und kann man Beyle nachahmen? Man soll Keinem nachahmen; es ist stets ein Unrecht, von Anderen zu fordern oder zu nehmen, und in der Literatur geht Jeder zu Grunde, der von geborgtem Gut leben will. Uebrigens hat ein Mann seines Schlages seinen Platz ganz für sich. Wenn Alle, wie Beyle, überlegene Geister wären, wäre keiner mehr überlegen. Leute, die man auf der Höhe sieht, kann es nur geben, wenn in der Tiefe auch Leute wohnen .. Muß man ihn lesen? Das habe ich zu beweisen versucht. Wenn er uns beim ersten Blick abstößt, müssen wir, ehe wir ihn verurtheilen, der Definition des Begriffes „Geist" nachdenken, die er dem Fräulein de la Mole in den Mund legt. Beyle trug das Original dieses Bildes in der eigenen Brust; gewiß ists deshalb so gut geworden.

(Taine vor vierzig Jahren in dem Bande Essais de critique et d'histoire.)

Rembrandts Frauen.*)

Als Versuchsobjekt für rein artistische Fragen benutzte Rembrandt zunächst sich selbst. Er hängt sich einen tiefrothen Mantel um und setzt ein Barrett mit wallender Feder aufs Haupt. Oder er malt sich in Ritterrüstung und blinkendem Helm; auch goldene Ketten, blitzende Messer und funkelnde Ohrringe verwendet er gern, um das Spiel des Lichtes auf Metall zu studiren. In eben so buntem, reichen Aufputz malte er zur selben Zeit ein junges Weib. Saskia van Uylenborgh hält in sein œuvre ihren Einzug. Ein Auftrag hatte die Bekanntschaft vermittelt. Der Kunsthändler Hendrik van Uylenborgh hatte das Portrait seiner Base, einer reichen Waise aus friesischem Patriziergeschlecht, bei Rembrandt bestellt. Es ist das Bild der Sammlung Jaquemart in Paris, das Saskia als holländisches Mädchen von 1630 darstellt. Doch in den folgenden Werken ist an die Stelle der holländischen Mode, ganz wie in den Selbstbildnissen Rembrandts, bunte Phantasietracht getreten. Ein breiter Rembrandt-Hut mit wallender Straußenfeder schmückt das Köpfchen. Die Schultern sind dekolletirt. Perlen funkeln im Ohr, am Hals und im Haar. Oder sie hält Blumen im Arm. Ein schimmerndes Seidenkleid umwallt den Körper. Der Künstler muß Kunst erleben, um Kunst schaffen zu können. Je schöner, je farbenfroher das Leben ist, desto mehr Stoff kann die Kunst daraus ziehen. So erklären sich die Kostümfeste, die in den Tagen Makarts gefeiert wurden; so auch die Bilder, die Rembrandt von sich und Saskia malte. Künstlerträume sind es, Hymnen an Schönheit und an Farbe, geträumt und gesungen in einem Lande, wo sonst dem Auge des Künstlers nur der Anblick einer sehr prosaischen Welt sich darbot.

Rembrandt und Saskia liebten einander. Doch der Vormund Saskias wollte die Verbindung nicht zugeben. Es wäre für das Patriziertöchterchen eine Mesalliance gewesen, einen Menschen zu heirathen, der zwar ein großer Maler, aber immerhin ein Müllerssohn war. Wie kommt es, daß Rembrandt (in einem berliner Bilde) die Geschichte von Simson erzählte, der zu seinem Weibe gehen will und vor verschlossener Thür steht? Ist man, wenn man diesen Alten sieht, der die Worte herunterruft: „Ich habe sie einem Anderen gegeben!" und diesen Simson, der zornig die Faust ballt, nicht unwillkürlich versucht, an Rembrandt zu denken? Ist es Zufall, daß er gerade damals den Raub der Proserpina malte, sich selbst, den Plebejer, als Fürsten der Unterwelt, wie er eine zierliche Prinzessin entführt? Und auch das dresdener Bild mit Simson, der den Philistern Räthsel aufgiebt, muthet an wie ein Gelegenheitgedicht auf seine eigene Hochzeit. Er malte es 1634, als

*) Vor dreihundert Jahren (am siebenten oder am fünfzehnten Juli 1606) wurde der Müllerssohn Rembrandt Harmensz van Rijn in Leyden geboren. Unter den Büchern, die der Gedenktag jetzt ans Licht gerufen hat, ist auch eins, das Professor Muther bei Bard, Marquardt & Co. erscheinen läßt (in der fein und reich ausgestatteten Sammlung „Die Kunst", die er selbst herausgiebt). Lebhaft, geistreich, anregend, wie fast Alles, was dieser Impressionist schreibt; als literarische Leistung sicher beachtenswerth. Ich gebe aus Muthers „Rembrandt" hier ein paar Fragmente, die von den im Leben des Meisters wichtigsten Frauen handeln. Willkürlich losgerissene Bruchstücken, die keinen Begriff vom Gesammtrhythmus der Darstellung, von ihrem Bilde des Menschen, des Künstlers, des Weltengestalters schaffen; die nur auffordern sollen, das reizvolle Büchlein zu lesen.

endlich die Vermählung gefeiert wurde, sich selbst als Simson, wie er durch derbe Späße die ehrbare Verwandtschaft seiner Frau mehr erschreckt als erlustigt.

Rembrandt war damals ein Simson. Er war, wie Dieser, in der Stimmung, den Tempel des Philisteriums zu zertrümmern. Man denke sich einen Künstler, der inmitten einer Welt nüchtern rechnender Geschäftsleute in herausfordernder Weise den Leuten zu zeigen sucht, daß Geldbesitz nur Werth hat, wenn er in ästhetische Kultur sich umsetzt. Rembrandt begann in diesen Jahren, zu sammeln. Alles, was sein Auge erfreute an kunstvollem alten Schmuck, an kostbaren Geweben, an alten Geräthen und Waffen, kaufte er bei den Antiquaren zusammen. In den reichsten Toiletten, wie eine Fürstin aus den Tagen des Tizian, mußte Saskia einhergehen, so daß deren Verwandte murrten, er vergeude das Vermögen seiner Frau. Auf seinem londoner Bilde sieht man die junge Frau im Boudoir. Sie sitzt vor dem Spiegel und prüft den Effekt eines Ohrringes, während Rembrandt im Begriff ist, ihr ein Halsband zu reichen. Ein berühmtes dresdener Bild zeigt das Paar bei üppigem Frühstück. Als edler Junker gekleidet, den Degen an der Seite, das Federbarrett auf dem Haupt, schaukelt er seine junge Frau auf den Knien und erhebt mit höhnischem Lachen das Glas, als fordere er die ganze Philisterwelt in die Schranken.

Rembrandt soll in den ersten Jahren nach seiner Verheirathung ein wilder Polterer, ein burschikoser Draufgänger gewesen sein, der gegen Alles Sturm lief. Nachdem er so lange des leidigen Mammons wegen auf alle Wünsche eingegangen war, mit denen von Leuten, die sich malen lassen, die Künstler belästigt werden, machte es ihm nun Spaß, diese Leute zu ärgern. Es heißt, er habe geschimpft auf den Idealismus und die Schönheit, auf Naturveredelung und all jene anderen guten Dinge, die dem Banausenthum die Kennzeichen jedes echten Kunstwerkes sind ...

Im Jahr 1642 verlor er seine Frau. Saskia, die schon seit mehreren Jahren kränklich gewesen war, starb im Wochenbett, nachdem sie ihm einen Knaben, den kleinen Titus, geschenkt hatte. Rembrandt war allein. Er, der, angeödet vom bourgeoisen Verkehr, mehr und mehr in sein Heim sich zurückgezogen hatte, war in diesem Hause nun einsam... In seinen Bildern klang langsam die Erinnerung an Saskia aus. Man darf dabei nicht nur an die Bildnisse denken, die er ihr nach ihrem Tode noch widmete, etwa an das berliner, auf dem sie so still, in so mild verklärter Ruhe, uns anschaut; auch bei anderen Werken glaubt man, zu empfinden, daß der Gedanke an Saskia bei der Stoffwahl mitsprach. Er war so einsam, so ohne Familie, trotz dem kleinen Titus, dem die Mutter fehlte. So hat er damals zu wiederholten Malen die Heilige Familie gemalt, trauliche Zimmer, wo Mann und Frau, Maria und Josef, an der Wiege ihres Kindes sitzen. Auch die Geheimnisse des Sterbens, wunderbare Totenerweckungen und mystische Erscheinungen beschäftigten ihn. Er zeichnete Christus, wie er den Lazarus aus dem Grabe ruft, malte ihn, wie er als Geist bei den Jüngern in Emmaus weilt. In den Jahren seines Glückes hatte ihn die orientalische Märchenstimmung des Alten Testamentes gefesselt. Er malte die maurisch buntfarbigen Gewänder amsterdamer Juden, inmitten exotisch buntfarbiger Szenerien, die er in seiner Werkstatt sich aufbaute. All diese gleißende Farbe, all dieses schimmernde Licht erschien ihm nun seelenlos. Stimmung suchte er in der Bibel, seelische Stimmung. So kam er zum Neuen Testament, das an zarter, seelischer Lyrik so reich ist.

Als Saskia starb, war er sechsunddreißig Jahre alt. Hätte er Goethe gekannt, so würde er wahrscheinlich mit hoher Genugthuung die Verse gelesen haben:

„Alles, was Ihr wollt, Ich bin Euch wie immer gewärtig,
Aber einsam des Nachts schlafen —: oh Freunde, verzeiht!“

Um ohne Weib zu sein, dazu war Rembrandt ein viel zu kräftiger, gesund sinnlicher Kerl. Urkunden melden, daß er während Saskias Krankheit schon mit Geertje, der Amme des kleinen Titus, ein reguläres Verhältniß hatte. Und nach dem Tode seiner Frau gehen parallel mit den Werken, die von der Einsamkeitstimmung des Witwers erzählen, auch viele andere, die von der Leidenschaft, der Begierde seines Fleisches sprechen. Von welcher vulkanischen Sinnlichkeit ist das Bild der badenden Susanna des berliner Museums durchglüht: das Bild mit den beiden Lüstlingen, von denen der eine, der feiste, gemästete, den Anblick des Fleisches wie einen saftigen Braten genießt, während der andere, der bleiche, vor Geilheit bebende, im Begriff ist, wie ein Raubvogel sich auf seine Beute zu stürzen. Oder die vielen radirten Akte, die in jenen Jahren entstanden. Man denkt an Degas eben so sehr wie an Rops bei der Betrachtung dieser Blätter, in denen er nackte Frauenkörper mit so eingehendem, Alles betastendem Naturalismus, oft auch in Ekel erregender Wahrheit zeichnete, als hätte er von aller Leidenschaft sich freimachen wollen, indem er sein Auge zwang, nur das Abstoßende, Degoutante zu sehen.

Eine Einzige fesselt durch den würzigen Reiz ihrer jugendlich kraftvollen, gesund bäurischen Glieder. Man hat das Gefühl: der vierzigjährige Rembrandt hatte in seiner Weise ein ähnliches Los gezogen wie der dreiundfünfzigjährige Rubens, als er nach dem Tode der Isabella Brant die junge, üppige Helena Fourment zum Altar führte. Ein Bild der londoner Nationalgalerie zeigt ein Weib, das im Begriff ist, zu baden. Das Hemd hat sie bis zum Schoß emporgehoben: das Wasser reicht bis zu den Knien. Zorn hat in unserer Zeit ähnliche Badeszenen, doch nicht mit so erstaunlicher Kraft, gemalt. Auf einem Louvre-Bild ist die selbe junge Frau als Bathseba dargestellt. Worte sind unfähig, zu beschreiben, in welcher strahlenden Schönheit der wundervoll modellirte brünette Leib vom Dunkel des Hintergrundes und vom Weiß des Hemdes sich abhebt. Auch zahlreiche Bildnisse der selben jungen Frau kommen vor. Eins der Sammlung Morisson zeigt sie in einem weißen Hauskleid, das einen pikanten Kontrast zu dem gebräunten Gesicht bildet. Auf einem in Berlin steht sie am Fenster, in ähnlich prunkvolle orientalische Gewebe gehüllt, wie sie früher Saskia trug, und schaut aus großen schwarzen Augen uns an.

Er hatte gefunden, was er brauchte. Hendrickje Stoffels, ein Bauernmädchen aus dem Waterland, war dreiundzwanzig Jahre alt, als Rembrandt sie als Haushälterin zu sich nahm. Und sie ist bis zu ihrem Tode treu an seiner Seite geblieben. Obwohl er sie nicht zu seiner Frau machte (wohl aus einem prosaischen Grund: weil Saskias Testament ihm nur bis zum Zeitpunkt einer Wiederverheirathung die freie Verfügung über das Vermögen des kleinen Titus gestattete), hat sie wie eine Heldin bei ihm ausgeharrt, auch als auf die guten Tage die bösen folgten. Titus, Saskias Sohn, wuchs unter ihrer Pflege zu einem schmucken Jungen heran, zu jenem bleichen, feinen Knaben, den das Portrait der Sammlung Kann in Paris darstellt. Auch andere Gestalten, die gleichzeitig in Rembrandts Bildern auftauchen, sind solche von Menschen, die zu seiner Familie gehörten. Die alte Frau, die auf dem Louvre-Bild der badenden Bathseba den Fuß trocknet, ist Hendrickjes Mutter, die sie mit ins Haus nahm. Das kleine Bauernmädel, das

er auf einem petersburger Bilde mit einem Kehrbesen in der Hand gemalt hat, ist eine Base Hendrickjes, die mit in der Wirthschaft beschäftigt wurde. Ein Töchterchen, das Hendrickje ihm schenkte, war wie die Verheißung eines neuen Frühlings.

Rembrandt erlebte in jenen Jahren Etwas wie eine Verjüngung seiner ganzen Kunst. Sein Heim, so lange für ihn tot, ward wieder die Stätte seines Glückes und seiner Arbeit. Man betrachte Radirungen wie die, auf der er am Fenster sitzt, in gewöhnlichem Werktagskleid, den Filzhut auf dem Kopf, ganz in seine Arbeit vertieft; oder jene, die den jungen Jan Six zeigt, in die Fensterbrüstung gelehnt in einem Schriftstück lesend, während das Sonnenlicht so traulich auf den Möbeln und dem Fußboden spielt; oder jene andere mit dem Kunsthändler Francken, der so stillvergnügt inmitten seiner Kostbarkeiten sitzt: dann empfindet man, daß Blätter von so intimem Zauber nur von einem Manne geschaffen werden konnten, der selbst ganz aufging in seinem Home, die stillen Reize dieses Home mit fast wehmüthigem Glück genießend. Darin ist Etwas, das in der Kunst sehr selten ist, Etwas, das man heute wohl nur vor gewissen dänischen Bildern fühlt: daß man gar nicht einem Kunstwerke gegenüberzustehen, sondern selbst Zeuge einer traulich stimmungvollen Szene zu sein glaubt.

... Unterdessen zog sich ein Gewitter über Rembrandts Haupte zusammen. In seine Arbeit vertieft, hatte er nicht bemerkt, daß er seit langer Zeit öffentliches Aergerniß erregte. Ein Leben, wie er es führte, an der Seite einer Frau, die ihm kirchlich nicht angetraut war, verstieß gegen alle Grundbegriffe der Moral. Hendrickje wurde eines Tages vor das Konsistorium citirt, weil sie mit dem Maler Van Rijn im Konkubinat lebe, und mit einer strengen kirchlichen Disziplinarstrafe, dem Ausschluß vom Abendmahlstisch, belegt. Man kann, wenn man will, die Vermuthung aussprechen, daß das merkwürdige Bild von 1654, wie der gestrenge Potiphar gleich einem Untersuchungrichter den armen, der Unsittlichkeit beziehteten Josef verhört, in einem gewissen Zusammenhang mit der Szene vor dem Oberkirchenrath steht. Und diese Szene war das Signal zu all den weiteren Dingen, die nun folgten. Es ist ja nicht selten so, daß gerade Das, was spätere Zeiten an einem Künstler bewundern, für ihn selbst zum Verhängniß ward. Das Beste, was Rembrandt schuf, Das, was ihn zum Rembrandt macht, hätte niemals entstehen können, wenn er als praktischer Mann sich auf die Anfertigung von Publikumsbildern beschränkt hätte. Doch da er überhaupt nicht fürs Publikum, sondern nur für sich selber malte, mußte er auch zu Grunde gehen. Der pekuniäre Zusammenbruch nahte, noch beschleunigt durch die vornehmen Passionen, von denen Rembrandt nicht lassen konnte. Nicht nur während seiner Ehe mit Saskia hatte er für Schmucksachen, kostbare alte Stoffe und Dergleichen ungeheuer viel ausgegeben: auch noch in seiner späteren Zeit, obwohl als Mensch ganz bedürfnißlos, gab er Geld aus wie ein Krösus, denn er sammelte Bilder von Tizian, Palma und Giorgione; die seltensten alten Kupferstiche, sogar Antiken waren im Besitz des Mannes, den klassizistische Aesthetiker als Barbaren verschrien; und man erzählt, daß er (ein echt rembrandtischer Zug) auf Auktionen oft die Preise überboten habe, um seinen Landsleuten zu zeigen, wie die Kunst der großen Meister zu schätzen sei. Wegen einer finanziellen Krisis, die Holland um die Mitte der fünfziger Jahre durchmachte, war auch an eine günstige Veräußerung der mit so feinem Geschmack zusammengebrachten Kollektion nicht zu denken. So war er, dem Hunderttausende durch die Hände geflossen waren, plötzlich ein armer Mann.

Sein Haus ging in den Besitz eines wohlhabenden Schuhmachermeisters über. Er selbst schien lange verschollen. Die seltsame Legende, die in älteren Rembrandt-Büchern zu lesen ist, er habe das Ende seines Lebens in Stockholm als Hofmaler des Königs von Schweden verbracht, ist lediglich darauf zurückzuführen, daß er für seine Landsleute in die tiefe Versenkung verschwunden war, die alle von der Gesellschaft Geächteten aufnimmt. Erst hatte er Unterschlupf in kleinen Gasthäusern gefunden, wo man nichts von ihm wußte. Später suchte Hendrickje, die energische, heldenhafte Frau, ihm und den Seinen dadurch eine neue Existenzmöglichkeit zu schaffen, daß sie eine kleine Kunsthandlung aufmachte. Hendrickje sorgte für Rembrandts Unterhalt und er verpflichtete sich kontraktlich, sie für die Verpflegungskosten dadurch schadlos zu halten, daß er ihr alljährlich eine bestimmte Anzahl von Bildern und Radirungen lieferte; ein Übereinkommen, das selbstverständlich zwischen den Beiden nur deshalb getroffen wurde, weil Hendrickje so glaubte, die Beschlagnahme der etwa noch entstehenden Werke verhindern zu können. Die neue Wohnung, in der sie hausten, lag in der Rosengracht, einer engen Gasse am Ende des Ghetto, wo die jüdischen Trödler ihre Waaren feilhalten. Einst, auf dem dresdener Bilde, hatte er mit Saskia sich dargestellt bei üppiger Schwelgerei. Jetzt bestand, wie alte Chronisten vermelden, seine tägliche Mahlzeit aus Brot, Pökelhering und Käse. Trotzdem! Ein trotzig stolzes, unerschütterliches Trotzdem klingt durch Rembrandts letzte Werke hindurch. Ein Louvre-Bild von 1660 zeigt ihn: zwar mit umwickeltem Kopf, als ob er an Kopfschmerz litte, und mit schweren Furchen, die von den tiefliegenden Augen bis zum Munde gehen, doch noch immer an der Staffelei, Pinsel und Palette in der Hand, sein Modell fixirend.

... Seltsam. Als ob das Schicksal ihm sagen wollte, daß ein Maler seines Schlages seine Aufträge sich nur selbst ertheilen dürfe, schickte es ihm nach der Vollendung der „Staalmeesters“ abermals Leid. Zweiundzwanzig Jahre vorher, als er die „Nachtwache“ gemalt hatte, starb Saskia; jetzt verlor er Hendrickje, der auch schon Titus vorausgegangen war. Er war von Neuem allein, sechzig Jahre alt, des letzten Wesens beraubt, das ihn, den Undisziplinirten, in Zucht und Ordnung gehalten hatte. So that er jetzt, was Jeder zu tun pflegt, der Vergessenheit sucht. Das Glück, das ihm das Leben nicht mehr bieten konnte, gab ihm der Alkohol, und zwar, da er nicht viel Geld in der Tasche hatte, der Alkohol in seiner billigsten, kondensirtesten Form: der Schnaps. Auf seinen letzten Selbstbildnissen blickt er drein wie im Dusel. Die Augen sind trüb, die Backen schwammig und aufgedunsen. Doch eine merkwürdige Verklärung ist zuweilen über die welken, müden Züge gebreitet. Während er in seinem schmutzigen braunen Mantel in der Schnapskneipe hockte und scheinbar stier vor sich hindöste, zogen strahlender als je die Fata Morgana-Gebilde schöner Träume an seiner Seele vorüber. Brauchte er, um ihnen Gestalt zu geben, Modelle? Brauchte er prunkvolle Gewänder und schimmerndes Edelgestein? Er brauchte nur Pinsel und Farben. Verlaine schrieb im Absinthrausch auf die Marmorplatte des wackligen Tischchens, an dem er in dunstigem Kaffeehaus zu sitzen pflegte, seine schönsten Gedichte. So beschwor auch Rembrandt, der Bettler, das verkommene Subjekt, dessen Gesellschaft nur Bettler waren, in seinen letzten Werken noch eine Welt märchenhaft glitzernder Schönheit herauf.

Breslau. Professor Dr. Richard Muther.

Paris.

Die verführerische Lutetia ist nicht mehr, wie vor vierzig Jahren, als Louis Napoleon seine Weltausstellung vorbereitete, politisch und finanziell der Mittelpunkt unserer Erde. In den letzten Wochen aber wurde mit fühlbarer Ehrfurcht von Paris gesprochen. Einer ihrer Henris hat gesagt: Toute la science de la vie est de savoir attendre. Nach dieser Mahnung hat Paris gelebt und kann heute, wo überall das Kapital hohen Seltenheitwerth besitzt, stolz sprechen: „Ich habe lange gespart; mein Geld nur in Renten angelegt; Milliarden auf Milliarden gehäuft: nun bin ich so weit, daß ich, mit gespicktem Beutel, meinen Platz unter den Beherrschern der internationalen Finanzgeschäfte wählen kann.“ Eine deutsche Stadt und eine amerikanische Eisenbahn haben als Erste aus der neuen Seinestimmung Nutzen gezogen. Daß eine deutsche Stadtanleihe von pariser Banken übernommen wird, ist ein Novum in der Finanzgeschichte; und just der Stadt, in der am zehnten Mai 1871 von Bismarck und Jules Favre der für Frankreich so schmerzliche Friedensvertrag unterzeichnet wurde, borgen die Franzosen jetzt 15 Millionen; borgen sie ihr zu einem Zinsfuß, der um $\frac{1}{2}$ Prozent niedriger ist als der von den deutschen Banken geforderte. In Paris war man vom Abschluß dieser Anleihe befriedigt. Warum auch nicht? Frankfurt ist kein schlechterer Schuldner als Frankreich; und der französische Sparer ist durch den Zinsfuß seiner Rente nicht verwöhnt. Auch droht nun endlich die Einkommensteuer; kommt sie, dann ists vortheilhaft, den Besitz französischer Fonds gegen den ausländischer einzutauschen. Und Frankfurt ist der Stammsitz der Rothschilds, die, seit Baron Willy tot und das frankfurter Haus von der Diskontogesellschaft übernommen ist, mehr als je zu Frankreichs Prunkprodukten gerechnet werden. Frankfurt hat auch ältere und wichtigere Beziehungen zur pariser Börse als irgend ein anderer deutscher Geschäftsplatz. Aus all diesen Gründen paßt eine frankfurter Stadtanleihe recht gut an die Place de la bourse und die Pariser haben Grund, sich des Geschäftes zu freuen.

Die pariser Geldleute haben in diesem Juni aber ihre Fühler noch weiter als bis zum Main ausgestreckt; sie sind über den Ozean gegangen und haben der größten amerikanischen Eisenbahngesellschaft, der Pennsylvaniabahn, ein Darlehen von 50 Millionen Dollars gegen Uebernahme $3\frac{3}{4}$ prozentiger Schuldverschreibungen gewährt. Zum ersten Mal betheiligt französisches Kapital sich offiziell an einem amerikanischen Eisenbahnunternehmen. Auch diese Transaktion hat über den Einzelfall hinausreichende Bedeutung: die amerikanischen Eisenbahnpapiere müssen nun ja an der pariser Börse notirt werden. Ein Vertreter der Vereideten Makler (agents de change) soll schon über die Bedingungen verhandeln, unter denen die amerikanischen Papiere in Paris einzuführen sind. Da die Pennsylvaniabahn von Rockefeller (gegen den ja auf Roosevelts Verlangen ein offiziöser Steckbrief erlassen wurde), dem mächtigsten der amerikanischen Trustkönige, „kontrolirt“ wird, sind die Franzosen gerade mit diesem Geschäft gleich ins lohnendste Gebiet gelangt. Der Kontrahent sichert ihnen durch seine ausgedehnten Beziehungen zu anderen Unternehmungen die Gelegenheit zu weiteren Transaktionen im „Lande der unbegrenzten Möglichkeiten“. Die Pennsylvania Railroad kontrolirt die Baltimore and Ohio, die Norfolk and Western und (gemeinsam mit der New-York-Central) die Philadelphia and Reading, die wiederum auf die Central of New-Jersey und die Long-Island-Bahnen Einfluß

hat. Die amerikanischen Bahnen brauchen, weil ihr Schienennetz und ihr Kapitalbedarf beständig wächst, noch große Mittel, die sie bisher aus heimischen Quellen und von den deutschen Banken erhielten. Die Pennsylvaniabahn hat erst im August 1905 rund 2 Milliarden Mark in Aktien und Schuldverschreibungen durch die Diskontogesellschaft an die berliner Börse gebracht. Eine so große Emission amerikanischer Papiere hatte Deutschland bisher nie erlebt; und die Bedenken, die dagegen laut wurden, schienen um so berechtigter, als man schon vorher bei uns eine Menge amerikanischer Effekten untergebracht hatte. Daß nun auch Frankreich für die Vereinigten Staaten mitsorgt, kann uns nur angenehm sein. Obs auch unseren Banken lieb ist? Daß sie den Frankfurtern, den Bewohnern eines der wichtigsten Börsenplätze, nicht 4 Prozent Zinsen für eine Stadtanleihe abzufordern brauchten, war ihnen willkommen; und sie lobten sehr laut deshalb die Pariser, die dem so vielfach in Anspruch genommenen deutschen Geldmarkt neue Belastung ersparten. Wie aber stehts mit Amerika? An den Yankees haben unsere Banken viel Geld verdient; und trotzdem sie drüben durch gute Verbindungen und Interessengemeinschaften geschützt und fast privilegirt sind, könnte die Konkurrenz der französischen Kapitalkraft da eines Tages lästig werden. Das Klügste wäre natürlich der Versuch, für transatlantische Aktionen deutsches und französisches Kapital zu verbünden. Die Marokkokonferenz ist ja glücklich überstanden und in der Beurtheilung des russischen Problems werden die Meinungen kluger Bankiers hüben und drüben heute nicht mehr weit auseinandergehen. Bliebe nur das „Loch in den Vogesen"; durch das man aber hindurchschlüpfen kann. Muß, wenn man auf die Höhe unserer weltpolitischen, weltwirthschaftlichen Zeit kommen will. Das viel verlästerte, als Wahrzeichen unserer materialistischen Tage verschrieene Kapital ist zum Friedensstifter geworden. Ihm kann gelingen, was keine Friedenskonferenz je vermocht hätte: die beiden Reiche in intimeren Verkehr zu locken. Kann gelingen, Deutschland und Frankreich, die, ohne es deutlich zu merken, schon durch den gemeinsamen Verlust an Russenpapieren einander näher gebracht sind, durch einträgliche gemeinsame Geschäfte so zu verbünden, daß die Furcht vor Kapitaleinbuße im Nachbarlande der Kriegsgefahr entgegenwirken muß.

An dem Pennsylvaniaconcern sind die Diskontogesellschaft und die Deutsche Bank interessirt; die Dresdener Bank und der Schaaffhausensche Bankverein haben seit einigen Monaten eine Interessengemeinschaft mit der new-yorker Firma J. P. Morgan, mit der die pariser Häuser jetzt, wie man hört, über neue amerikanische Geschäfte verhandeln. An Punkten, wo sie Fäden anknüpfen können, fehlts den berliner und den pariser Banken also nicht. Dem Concern Dresden-Schaaffhausen hat Morgan eine Art Monopol für Europa übertragen; ohne Berücksichtigung früherer Vereinbarungen ist ein neues Abkommen da kaum möglich. Der Weg ist also offen. Paris, das sich so lange zurückhielt, kann auf dem internationalen Geldmarkt wieder eine Hauptrolle übernehmen; und vielleicht merkt man bald, wie stark die von Hugo, Zola und Bourget verherrlichte ville-lumière noch immer ist. Manche Krisis hat den pariser Geldmarkt heimgesucht; dennoch blieb er stets im Vordergrund und von Allen beachtet. Goldminen, Rio Tinto, Cape Copper, Türkenlose: Papiere, in denen Herr Toutlemonde mit unverjährbarem Eifer spekulirt, werden oder wurden in Paris notirt. Die Eigenart der pariser Börsenspekulation, das Milieu, in dem die Jaluzot und Cronier wachsen, habe ich hier schon zu schildern versucht. Wer eine Vorstellung davon hat, was eine von Temperament und Kühnheit bediente Kapital-

kraft zu leisten vermag, wird einsehen, daß der Entschluß der Pariser, sich eifriger den großen internationalen Finanzgeschäften zuzuwenden, nicht ohne wahrnehmbare Folgen bleiben kann. Der deutschen Industrie, die von den Banken hohe Kredite fordert, könnte ein Geldgeber von der Potenz der Pariser nur willkommen sein. Daß sie sich für die deutsche Industrie lebhaft interessiren, haben sie mehr als einmal bewiesen. Harpener sind an der Seine beliebt und an der im vorigen Jahr in St. Avold gegründeten Bergwerksgesellschaft ist französisches und deutsches Kapital betheiligt. Damals hörte man auch von dem Plan, in Paris eine deutsch-französische Bank zu errichten; er wurde mit der Emission der russischen Anleihen in Zusammenhang gebracht: engere Fühlung, zunächst wenigstens auf diesem Gebiet, konnte beiden Gruppen wünschenswerth scheinen. Dieses Motiv erklärte denn auch, daß als deutsche Vertreterin des Bündnißplanes die Firma Mendelssohn & Co. genannt wurde. Jetzt vernimmt man nichts mehr von dem Projekt. Ist es aufgegeben oder nur in den kritischen Wochen des Marokkohaders auf günstigere Zeit vertagt worden? Als Symptom besserer Nachbarstimmung war es jedenfalls der Beachtung werth.

Wenn Frankreich auf dem internationalen Geldmarkt wieder zu einer Führerrolle käme, so hätte es die betrauerten fünf Milliarden nicht pro nihilo an Deutschland gezahlt. Die Wahl der Wege, auf denen der Riesenbetrag damals ans Ziel befördert wurde, hat auf die Gestaltung des internationalen Geld- und Zahlungverkehrs ja eine bis heute zu spürende Wirkung geübt. Ludwig Bamberger war der Erste, der die wirthschaftliche Bedeutung der Auszahlungmodalitäten erkannte; und Léon Say, der berühmte französische Nationalökonom, hat in seinem „über die Zahlung der Kriegsentschädigung und die von ihr verursachten Bewegungen auf dem Geld- und Werthpapiermarkt“ an die Nationalversammlung erstatteten Bericht gezeigt, wie das Geld von Frankreich beschafft wurde und welchen Weg es von da nach Deutschland nahm. $4^1/_4$ Milliarden wurden in Wechseln beglichen, deren Schicksale heute noch Geheimniß der Reichshauptkassenbücher sind; denn der zweite Teil der Geschichte der französischen Kriegsentschädigung, der (nach Bamberger) von der „Nachhand“ zu handeln hätte, ist noch nicht geschrieben. Die Thatsache, daß eine so gewaltige Summe in Wechseln umlief, muß die Ausgestaltung des Wechselverkehrs als internationalen Zahlungmittels unbedingt gefördert haben. Paris ist, wider Willen freilich, zur Erzieherin der kapitalistischen Welt geworden und kann sagen, daß es die neue Phase seiner Entwickelung mit schwerem Opfer selbst ermöglicht hat. An das nicht gar zu fröhliche Ende wird nun der fröhliche Anfang geknüpft.

Seit Mélines Börsengesetz, das, ungefähr wie unsere höchst berühmte „Börsenreform,“ Terminhandel und internationale Arbitrage einschränken wollte, in Kraft ist, hat die pariser Börse an Bedeutung verloren. Auch in Deutschland weiß man, wie wichtig an der Seine der Unterschied zwischen Parquet und Coulisse ist. Im Parquet herrscht der Vereidete Makler, der Handel in offiziell notirten Papieren. Die Coulisse ist ein freier Markt, der in gewissem Sinn zwar unter dem Schutz der agents de change steht, auf dem die Notiz aber nicht von ihnen gemacht wird, also auch nicht den Werth amtlicher Feststellung hat. Der größte Theil des Effektenhandels spielt sich in der Coulisse ab (die Vermittler heißen hier coulissiers), deren Beseitigung deshalb der ganzen Börse ein wesentlich verändertes Gesicht geben würde. Auswüchse, die zu Konflikten zwischen agents de change und coulissiers geführt und zu gesetzlichen Eingriffen gereizt haben, sind vorhanden und weithin sichtbar; fehlen sie irgendwo? Die

agents sind den freien Vermitttern gegenüber in der Minderzahl; das Verhältniß ist ungefähr 1:4. Dafür kostet aber eine charge d'agent, das Geschäft eines Vereideten Maklers, das in Frankreich, wie das Notariat, gekauft wird, etwa 3 Millionen Francs. Das kann ein Einzelner selten erschwingen; und so wird zum Erwerb einer Maklerfirma oft ein Personalbündniß geschlossen. Die pariser Börse ähnelt in ihrer Organisation der londoner Stock Exchange mit ihren brokers und jobbers; nur läßt in Paris die Syndikatskammer der Vereideten Makler manche Gebräuche fortbestehen, die dem Geschäft hinderlich sind und in London von dem praktischen Rechenmeistersinn der Hauptbetheiligten nicht geduldet würden.

Paris hat viele schwere Krisen durchgemacht, ist aber nie im Lebensnerv getroffen worden. In den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts ging eine halbe Milliarde durch Spekulationen in England verloren; dann kam der Sparkassenkrach; 1857 ein Verlust von 3 Milliarden durch eine amerikanische Krisis; 1882 der Bontouxkrach (Union Générale in Paris); 1889 der Kupferkrach; 1890 das Eingreifen der Bank von Frankreich zu Gunsten der Bank von England; 1895 der Niedergang der südafrikanischen Minen und der Türkenwerthe; 1901 der Krach der Elektrischen Bahnen und Betriebe und der russischen Industriepapiere; 1905 der Zuckerkrach (Jaluzot und Cronier). Diese Kasuistik macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit; sie zeigt nur, welchen Umfang die pariser Katastrophen annehmen konnten, ohne die Hauptstadt und das Reich dauernd zu lähmen. Eine so starke Großmacht kann, da sie sich nun mit gesammelter Kraft wieder den internationalen Geschäften zuwendet, die Welt eines Tages noch durch ihre Leistungfähigkeit überraschen. Ladon.

Und doch war beim Eintritt ins zweite Semester die pariser Stimmung so flau wie schon lange nicht mehr. Russenschmerzen? Möglich; verändert hatte sich in Rußland aber nichts, ein Grund zu neuem Unbehagen war da also nicht gegeben. Magenüberladung? Außer der russischen Milliarden- und der amerikanischen Millionenanleihe sind Theile einer schwedischen Anleihe zu verdauen. Franzosen borgen dem Staat Amazonas 84 Millionen Francs. Franzosen finanziren die Lötschbergbahn, die ungefähr 90 Millionen Francs kosten soll. Franzosen werden große Posten der endlich konvertirten italienischen Rente zu übernehmen haben. Franzosen haben der Stadt, deren Bürgern Goethe „ein Hiesiger" ist, aus der Anleihenoth geholfen. Da wäre eine Magenverstimmung leicht zu erklären. Denkbar aber auch, daß die Wuth über den Einkommensteuerplan des Finanzministers Poincaré einen Ausdruck suchte und fand. Die Haute Banque, hieß es, habe, um die Regirung zu ärgern, den Kurs der dreiprozentigen Rente sinken lassen. Warum muß es denn wieder die Haute Banque gewesen sein? Gerade die Kleinen und Kleinsten können ein Interesse daran haben, ihr Einkommen und Vermögen der staatlichen Kontrole zu entziehen, und deshalb heimische Rente verkaufen. Mit dem Ertrag kann man fremde Papiere kaufen und sie im Nothfall sogar im Auslande deponiren. Der Widerwille gegen die Einkommensteuer ist in Frankreich noch viel stärker, als man von Weitem zu ahnen vermochte. Und nun: Schwäche und Wirrniß auf dem Amerikanermarkt, die chronische Russenkrisis, Unruhe und Niederbrüche im londoner Kaffernzirkus, in Paris selbst eine Fülle neuer, lohnender Emissionen (Amazonas giebt 5, Pennsylvania und Italien 3¾, Frankfurt immerhin noch 3½ Prozent): da ists eigentlich kein Wunder, daß die von Poincaré Bedrohten retten, was irgend zu retten ist, und, vor Beginn des großen Erobererzuges, die armsälige dreiprozentige Rente so herunterdrücken, wie wirs sonst nur

in Deutschland gewöhnt sind. Unsere Börsenpresse hat das Pennsylvaniageschäft höhnisch der letzten pariser Russenemission verglichen. Nicht ohne Grund. Beide Papierhausen wurden von den selben Instituten auf den Markt gebracht: von der Banque de Paris, dem Crédit Lyonnais, der Société Générale und dem Comptoir d'Escompte. Die Russen mußten 5 Prozent Zinsen zahlen, ihre Anleihe kam zu 88 heraus, stieg selbst in den kurzen Tagen des Taumels nicht über den Kurs von 92½ und hält sich nun mühsam auf dem ersten Stand. Den Amerikanern wurden nur 3¾ Prozent abverlangt und die erste Notiz ihrer Anleihe erreichte die Parigrenze. Amerika, Du hast es besser, mußte, wie Goethe vor just achtzig Jahren, jetzt Herr Kokowzew seufzen. (Der übrigens weder so irrsinnig war, im Juni schon wieder eine neue Anleihe zu fordern, noch auch nur so unklug, die Franzosen zu beschleunigter Ratenzahlung drängen zu wollen. Daß er in Paris verhandeln ließ, ist richtig; doch nur über die Frage, ob die großen Summen, die dort für russische Rechnung liegen, wirklich bis zur letzten Ratenzahlung zinslos bleiben sollen.) Liegt uns ein anderer Vergleich aber nicht näher? Herr Luigi Luzzatti hat das Ziel seiner Wünsche erreicht, den Tag nationalen Triumphes erlebt. Ihn, der Schatzminister war, dem Italiens Uebergang zu schutzzöllnerischer Tarifpolitik zugeschrieben wurde und der jetzt Professor des Staatsrechtes und Abgeordneter ohne politischen Titel ist, muß man fortan zu den großen Finanztalenten rechnen, die Israel den Wirthvölkern gab. Sein ganz persönliches Verdienst ist, daß die Italiener den Zinsfuß ihrer Staatsrente von 4 auf 3¾ und in fünf Jahren auf 3½ erniedrigen können. Das ist keine Kleinigkeit. Als vor zwölf Jahren der Zins der italienischen Rente herabgesetzt wurde, wars eine der berüchtigten Couponkürzungen, die dem Staatsbankerot voranzugehen pflegen. Dem schien das Land wirklich nah. Italien hatte in Afrika schlimme Verluste erlitten und nach dem Willen des braven Crispi mußten die Staatsgläubiger einen beträchtlichen Theil der Zeche zahlen. Und in der kurzen Zeit, die seitdem verstrichen ist, hat das Land sich so erholt, daß es, unter allgemeinem Beifall, nun sagen kann: Unsere Finanzen sind heute so gut, daß wir Thoren wären, wenn wir unsere Anleihen höher als mit 3½ Prozent verzinsten. Wie ward diese Wandlung möglich? Durch Sparsamkeit, redliche Wirthschaft und kluge Entwickelung aller für die Industrie nutzbar zu machenden Kräfte. Der Fremdenstrom schwemmt dem Königreich der Savoyer noch immer Schätze ins prangende Haus. Auch die Volksgenossen, die als mittellose Auswanderer übers Meer zogen, schicken alljährlich Beträge heim, die auf vier-, fünfhundert Millionen Lire geschätzt werden. Die vorhandenen Wasserkräfte sind endlich ausgenutzt und auf manchem Gebiete die Vorbedingungen für das Gedeihen einer Großindustrie geschaffen worden. Neue Schulden durften nicht gemacht werden. Man konnte den Haushalt in Ordnung bringen, das Agio beseitigen, allmählich auch wieder in Gold zahlen. Und da das wachsende Nationalvermögen daheim nicht viele gute Anlagemöglichkeiten fand, wurde es meist zum Rückkauf von Staatsrente benutzt. In einem Umfang und Tempo, wie mans kaum je erlebt hatte. Jetzt kann Italien konvertiren. Auf eigene Gefahr; ohne einem Finanzkonsortium gegen Entgelt das Risiko zu übertragen. Der größte Theil der Rente liegt eben schon in der Heimath. Wer sein Kapital zurückhaben will, muß binnen vier Tagen seine Forderung anmelden. (Preußen mußte bei seiner Konsolskonversion die Frist zur Erklärung auf drei Wochen erstrecken.) Das ist ein Aufschwung, der zu denken giebt. Schon vor drei Jahren konnte Italien die Zinspflicht einer fast anderthalb Milliarden Lire betragenden Anleihe von 4½ auf 3½ Prozent herabsetzen. Jetzt sinds acht Milliarden Lire. Die neue Konversion erspart dem Land für die nächsten fünf Jahre je zwanzig, von 1912 an je

vierzig Millionen. Kein Wunder, daß Luigi Luzzatti jetzt, trotz den Antisemiten, in Italien der populärste Mann ist. Ueber ein Kleines, hat er neulich in der Kammer gesagt, werden wir daran denken können, die dem Volk aufgebürdete Steuerlast zu verringern. Und wir? Erhöhung des Posttarifes im Ortsverkehr; Cigaretten-, Fahrkarten-, Tantiemensteuer; und so weiter. Die $3\frac{1}{2}$ prozentige italienische Rente hat einen Kurs von 104, steht also 5 Prozent höher als die eben so hoch verzinsten Anleihen des Deutschen Reiches und Preußens. Und doch ist Deutschland das industriell stärkste Reich der Erde und in Preußen ist der Jahresertrag der Eisenbahnen und der Domänen größer als die für den Staatszinsendienst nöthige Summe. L'Italia farà da sè: ist die Stunde gekommen, die das stolze Wort der Pareto und Balbo in sichtbare Wirklichkeit wandelt? Die Italiener haben Grund zur Freude. Vierzig Jahre nach Custoza und Lissa können sie ihre Staatsschuld niedriger verzinsen als Oesterreich, das noch immer hochmüthig auf sie herabsah, seine Rente. Steht ihre Anleihe höher im Kurs als, bei gleicher Verzinsung, Preußenkonsols und Reichsanleihe. Auch Luzzatti aber, dessen Lebensarbeit mindestens ein Jahrzehnt lang fast ausschließlich dieser Aufgabe gegolten hat, hätte das Ziel nicht erreicht, wenn ihm nicht von einer weitsichtigen Politik Hilfe gekommen wäre. Ohne die Verständigung mit Frankreich, ohne den Eintritt in den Concern der Westmächte war die Erholung, die Kraftsteigerung der Wirthschaft, war die neue Konvertirung nicht möglich. Auch deshalb hat sie wie eine Sommersensation gewirkt. So gute Geschäfte, hieß es, machen die Leute, die mit England und Frankreich gut stehen. Und bei uns gab es Thoren, die Italien schalten, weil es in Algesiras nicht für uns ins Feuer ging. Wir müssen froh sein, wenn die Oesterreicher nicht zu fragen anfangen, ob sie nicht besser thäten, nach italienischem Muster ganz offen von Deutschlands Seite zu weichen. Italiens $3\frac{1}{2}$ prozentige Rente: 104. Oesterreichs vierprozentige: 100. Dreiprozentige Reichsanleihe: $88\frac{1}{4}$. Der Kurs der Staatsrenten zeigt schließlich ja doch, wie die Reiche politisch eingeschätzt werden ... Und Paris ist flau? Die Gründe sind schon aufgezählt worden; darunter war auch der eine, der uns trösten kann: der Franzose hofft, sein Geld in der Industrie besser zu verzinsen, und verkauft leichten Herzens die schlecht rentirende Staatsanleihe.

Briefe.

Gegen den Artikel, den Herr Dr. Robert Hessen hier am neunten Juni über Reinlichkeit und Sittlichkeit veröffentlicht hat, richtet sich die folgende Darstellung:

Reinlichkeit und Sittlichkeit bedingen einander. Wie die eine die Reinheit des Körpers, so bedeutet die andere die der Seele. Und (sonderbar genug!) doch giebt es Leute, die behaupten, daß diese beiden Dinge einander ausschließen, und die daher die Wahlfrage stellen: Reinlichkeit oder Sittlichkeit? So geschah es vor ein paar Wochen in der „Zukunft". Mit erfrischender Deutlichkeit und mit so viel Geist und Logik, wie man sie nur immer der besten Sache wünschen möchte, verfocht dort ein in Süddeutschland lebender Arzt den Satz: „Zum Teufel mit der Sittlichkeit; es lebe die Reinlichkeit!" Und macht im Verfolg dieser These der „Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" den Vorwurf, daß sie sich um die schon in ihrem Namen angedeutete Aufgabe nicht kümmere und sich von der sogenannten Sittlichkeitbewegung ins Schlepptau

nehmen lasse. Der Begründung dieses Vorwurfes ist der breiteste Raum zugewiesen. Ein so breiter Raum, daß daneben der beherzigenswerthere Theil des Artikels, die Auseinandersetzung über den prophylaktischen Werth der Reinlichkeit, fast etwas zu kurz kommt und gar die positiven Reformvorschläge nicht über Das hinauskommen, was, zum Beispiel, Dr. Blaschko während der verlästerten münchener Tagung gesagt hat. Nur ganz natürlich ist das Verlangen, daß eine Gesellschaft, die sich die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten zum Ziel gesetzt hat, ohne Abschweifung nach rechts oder links, ins Moralische oder Unmoralische, stracks auf ihr Ziel losgehe. Wie können wir die Erwerbung solcher Krankheiten verhüten, wie ihr Ausdehnungsgebiet einschränken, wie die Erkrankten rasch und völlig heilen? Das sind die Fragen, die diese Gesellschaft beschäftigen müssen. Sicher ists also bedauerlich, wenn man immer wieder versucht, die Gesellschaft den Sittlichkeitbestrebungen, wie immer sie heißen mögen, ein- und unterzuordnen. Und bedauerlich, daß manche Elemente innerhalb der Gesellschaft mit diesen Versuchen mehr, als in Ansehung der besonderen Aufgabe der Gesellschaft gut ist, sympathisiren. Aber ist denn die Prophylaxe, diese wichtigste aller Aufgaben der Gesellschaft, allein und ausschließlich durch ärztliche Maßregeln zu erreichen? Wählen wir ein Beispiel. Da war in Hamburg die Cholera, in München der Typhus. An beiden Orten bekämpfte man zunächst mit allen zu Gebot stehenden Mitteln die Epidemie. Dann aber, als man ihrer Herr geworden war, fing man an, nach den tiefer liegenden Ursachen dieser Uebel zu forschen. Man sanirte den Boden, die Wasserverhältnisse, man wandte seine Aufmerksamkeit der Lebensmittelversorgung, der Wohnungfrage und ähnlichen Dingen zu. Genau das Selbe gilt auch für uns. Darf die Gesellschaft, wenn sie ihre Aufgabe recht versteht, sich daran genügen lassen, die sich Prostituirenden und die Konsumenten der Prostitution zur Reinlichkeit zu ermahnen und ihnen auch die Mittel und Möglichkeiten zu einer Reinlichkeit zu verschaffen, deren vorbeugende Wirksamkeit nach Ansicht der Sachverständigen nicht übermäßig groß und jedenfalls nicht unbeschränkt ist? Darf ihr genügen, daß sie einige fragwürdige Mittel gegen die Ansteckung empfiehlt und vertreibt oder für die unentgeltliche Behandlung von Geschlechtskranken sorgt und ab und zu ein Merkblatt herausgiebt? Drängen sich ihr nicht noch andere Pflichten auf? Da ist der Kampf gegen den Alkoholismus. Da der Kampf gegen die gesetzlichen Ungeheuerlichkeiten, die vor Ansteckung schützen sollen, aber nur das leichter kontrolirbare Weib treffen, gegen all die Gesetzesvorschriften, die aus den Opfern der Gesellschaft ein Freiwild machen, das Grausamkeit und Willkür von Schlupfloch zu Schlupfloch hetzen kann, bis es irgendwo zusammenbricht. Das ganze umfangreiche Gebiet der Wohnungfrage thut sich vor uns auf und eben so die wirthschaftlichen Quellgründe der Prostitution und damit der Geschlechtskrankheiten. Und endlich: kann sich die Gesellschaft, und zwar nicht zuletzt im Interesse größerer Sauberkeit des Leibes und der Seele, der Pflicht entziehen, den Kampf gegen die Moralheuchelei aufzunehmen, die erst den Menschen zu Boden schmettert, um ihn dann zu „retten“? Noch ist die Prostitution unentbehrlich. Ist es da nicht verdienstlich und nothwendig, dem lichtscheuen Gesindel die Maske abzureißen und zu zeigen, wie verlogen und wie verderblich es ist, die beiden Kontrahenten dieses Paktes in den leiblichen und seelischen Schmutz der Verheimlichung zu zwingen? Schließlich das Wichtigste. Darf die Gesellschaft auf den Versuch verzichten, die Jugend aufzuklären, sie zu Selbstzucht und Selbstverantwortlichkeit, zu Selbstachtung und Ehrgefühl zu erziehen? Sagt nicht unser verehrlicher Gegner selbst: „Macht unsere Jungen ehrgeizig auf körperliche Auszeichnung, so mißachten sie vorzeitige Lockungen“? So lehrt der flüchtigste Blick, daß animalische Reinheit und Rein-

lichkeit nicht ausreicht, und so ergiebt sich von selbst, daß es auch für eine Gesellschaft, die die Geschlechtskrankheiten bekämpfen will, niemals heißen kann: Reinlichkeit oder Sittlichkeit? Daß ihre Losung vielmehr lauten muß: Reinlichkeit und Sittlichkeit!

Nun noch ein persönliches Wort, zu dem ich mich genöthigt sehe, weil ich die Einzige bin, die der Herr Verfasser mit einem persönlichen Angriff beehrt, so daß man unwillkürlich dazu kommen muß, in mir die typische Repräsentantin der angegriffenen Richtung zu sehen. Meine heutigen Worte mögen auch Den, der meine früheren Aeußerungen nicht kennt, überzeugt haben, daß ich auf anderem Standpunkt stehe. War ich doch unter Denen, die hier hervorgetreten sind, die erste Frau, die sich zu der völlig amoralischen Auffassung reiner Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit bekannt hat. Allerdings unter dem stillschweigenden Vorbehalt des alten Vischer, daß das Moralische sich von selbst verstehe.

Frankfurt a. M. Henriette Fürth.

Hierauf zur Antwort: Das ist ja schön, daß in der Gesellschaft zur Bekämpfung geschlechtlicher Leiden wieder von Reinlichkeit geredet werden soll, nicht nur von der Moralinseife. Bei der beabsichtigten Filialgründung, von der ich mit eigenen Ohren hörte, wurde, unter großem Beifall der Mehrheit, eine Debatte über Waschungen u. s. w. abgelehnt, um so mehr aber von der Enthaltsamkeit geredet.

Pforzheim. Dr. Robert Hessen.

Ueber Hessens Artikel schrieb mir noch Herr Pastor Wietzke aus Bernburg:

„Anzuerkennen ist der Satz: ‚Unbestreitbar bleibt die Ehe staatlich und rassenpolitisch das Empfehlenswertheste.‘ Auch stimme ich Herrn Dr. Hessen da unbedingt zu, wo er sagt, daß unter den augenblicklichen Verhältnissen einem hohen Prozentsatz unserer ledigen jungen Leute beiderlei Geschlechtes eine Eheschließung zur Unmöglichkeit wird. Wie diesem Uebelstand aber abzuhelfen ist, dafür fehlt dem Herrn Verfasser, wie mir scheint, das rechte Verständniß. Er will der Cochonnerie und der Verseuchung unseres Volkes durch äußerliche Reinlichkeitgesetze steuern und ruft nach der Polizei (denn sie müßte doch dafür sorgen, daß das Gesetz nicht übertreten wird), nach der Polizei, die er doch bitter haßt und die sich nach seinen eigenen Worten in Intimitäten des Privatlebens nicht einmischen soll. Empfehlungen der Reinlichkeit, Mahnungen zum Gebrauch des Wassers und der Seife sind sehr gut; aber auch hier bewährt sich das Wort Friedrichs des Großen: ‚Da kennt er die Rasse schlecht!‘ Auch von gewissen Sitten der Japsen, die jetzt als exemplar et intuendum et imitandum in der deutschen Presse gerühmt werden, dürfen wir uns nicht viel versprechen. Und daß man die Tempel der Venus Amathusia nicht mehr bekränzt, dafür danke ich Gott. Nein: alle äußerlichen Palliativmittel und exotischen Bundesgenossen helfen unserem Volk nicht. Wenn die Ehe das Beste und Heilsamste für eine gesunde Nation ist, so muß die Nation selbst für die Erleichterung der Eheschließungen sorgen. Deutschland hat dazu den Anfang durch seine Kolonien gemacht. Weshalb hocken denn die jungen Männer, die in den Kolonien reichlich Brot und Auskommen für eine Familie finden könnten, hier in den Städten, besonders den Großstädten bei mäßigem oder gar kargem Verdienst herum? In Afrika beschwert sich Niemand über ‚sitzende Lebensweise‘ und nach meinen Informationen ist dort wirklich ‚Etwas zu machen‘. Drüben wird stets auch über Mangel an weißen Frauen geklagt. Also hinaus mit Euch liebebedürftigen jungen Mädchen in die Kolonien! Raum für Alle hat die Erde. Kann sich der ‚gebildete‘ Deutsche aber entschließen, Berlin oder München zu verlassen? Da draußen ist das Bier knapp und das Kannegießern hört auf. So lange die deutsche Jugend noch an den großen Pökelfässern, Großstädte genannt, hängt und sich von ihnen nicht trennen kann, dürfen wir

uns nicht wundern, daß die Heringe thranig werden. Je mehr Abfluß der flos iuventutis in die Kolonien, desto mehr Gelegenheit, einen eigenen Herd, eine eigene Familie zu gründen, hier und dort. Das ist die beste Reinigung unseres Volkes, ist die Sittlichkeit, die wir ihm wünschen müssen. Dies schrieb freilich auch ein Pastor."

Herr Dr. Franz Servaes schreibt mir aus Wien:

„Verehrter Herr Harden, der Ton gekünstelter Despektirlichkeit, durch den Hermann Bahr in Erwiderung auf meine Marsyas-Kritik seine Person ins helle Licht zu setzen, die meinige aber herabzudrücken versucht, zwingt mich leider zu einer Entgegnung. Ich bin gewiß kein beliebiger kleiner Skribent, den es gelüstet, den Lorberkranz des großen Hermann Bahr zu zerzausen. Sondern mit sachlichen Argumenten trat ich als Ebenbürtiger dem Kollegen respektvoll entgegen. Ob meine Geisteskräfte nicht ausgereicht haben, den Inhalt des Marsyas-Dialog zu verstehen, entzieht sich naturgemäß meiner Beurtheilung. Zwar glaube ich, gerade als Versteher geistiger Individualitäten einen gewissen Ruf zu genießen: aber Hermann Bahr ist dann eben zu groß für mich. Wohl aber habe ich ein Recht und sogar die Pflicht, meine kritische Methode zu vertheidigen, die Bahr in geradezu ehrenrühriger Weise herabsetzt. Er beanstandet, daß ich Worte seines Dialoges citire und sie als den Ausdruck seiner persönlichen Meinung bekämpfe. Abgesehen davon, daß diese Worte vom ‚Meister' und vom ‚Künstler', den führenden Persönlichkeiten des Dialoges, gesprochen werden, bleibt doch gar keine andere Auseinandersetzungmöglichkeit übrig als die, daß man für die markantesten Aussprüche der in Dialogform gefaßten Abhandlung den Autor haftbar macht. Bahr sucht sich dieser Haftbarkeit dadurch zu entziehen, daß er sich hinter die Objektivität der dialogisirenden Personen flüchtet. Wenn diese Personen aber nicht die Meinung des Autors zum Ausdruck zu bringen haben, was haben sie dann zu thun? Ein aesthetischer Essay ist doch kein das Leben schilderndes Drama. Und was dem Beherrscher der Szene eigenthümlich ist, hinter den von ihm geschaffenen Figuren in eigener Person zu verschwinden, davon übt der Essayist gerade das Gegentheil. Doch wenn Hermann Bahr mit seinem Essay nichts gesagt haben will, dann ist eine Polemik überflüssig. Dann habe ich ihn ganz einfach überschätzt."

Der nationalliberale Reichstagsabgeordnete Dr. Semler schreibt:

„Im vorletzten Juniheft der ‚Zukunft' bemängelt ein kritischer Briefsteller, daß in meinen Tagebuchblättern aus Togo und Kamerun die Bilder nicht (wie übrigens nur der Umschlag sagt) ‚Originalaufnahmen des Verfassers' seien. Die Thatsache ist leider richtig. Ich habe den Umschlag, den der Verleger mir zugeschickt hatte, nicht rechtzeitig genügend beachtet. Ich hatte dem Verleger, mit vielen Originalaufnahmen, auch andere mir auf der Reise gegebene Photographien übersandt, die (wie, zum Beispiel, die kleinen Gruppenbilder, auf denen ich mit den anderen Abgeordneten photographirt bin) nicht von mir aufgenommen waren. Der Verleger hat das ihm passend Scheinende ausgewählt, sich aber auch bereits an der Stelle entschuldigt, wo er fremde Rechte verletzt hatte."

Freiherr von Oppeln-Bronikowski bittet um Aufnahme der folgenden Zeilen:

„Vor Kurzem hat sich in Paris ein Komitee gebildet, um dem großen Kosmopoliten Henri Beyle, gebürtig aus Grenoble, der sich nach Winckelmanns Vaterstadt De Stendhal nannte und sich auf seinem Grabstein als Sohn seines angebeteten Mailand bezeichnete, ein Denkmal zu setzen, das Meister Auguste Rodin zu schaffen übernommen hat. Beiträge zu diesem Denkmal sind zu senden an den Tresorier des Denkmalkomitees, Adolphe Paupe, Paris, 50 Rue des Abesses. Aus dem Ueberschuß, den man zu erlangen hofft, soll dem lange Verkannten noch ein zweites, ein literarisches Denkmal gesetzt werden:

eine Gesammtausgabe seiner reichen Korrespondenz, die bisher in Büchern und Zeitschriften verstreut oder noch gar nicht veröffentlicht war. Diese Ausgabe wird von Adolphe Paupe besorgt, der sich schon durch eine Histoire des Oeuvres de Stendhal eingeführt hat. Sie wird ungefähr fünfhundert Briefe umfassen; die Correspondance inédite von 1855, die schon lange nur noch auf dem Antiquariatsmarkt zu sehr hohem Preis aufzutreiben war, giebt nur halb so viel Briefe und giebt sie in vielfach verstümmelter Form. Der Verleger dieser Correspondance inédite, Calman Lévy, hat bisher nicht für nöthig gehalten, sie neu aufzulegen; jetzt aber, wo er von der Gesammtausgabe Wind bekommen hat, plant er einen Neudruck. Vor dieser Konkurrenz sei jeder Stendhalverehrer gewarnt. Lohnend ist nur die Anschaffung der Gesammtausgabe. Hoffentlich sind unter Stendhals Freunden auch diesseits des Rheines viele bereit, zum Denkmal des Wiedererstandenen beizutragen, der von sich gesagt hat: ‚Ich werde erst um 1900 gelesen werden'. Für Deutschland ist er von Nietzsche entdeckt worden, der in ihm einen ‚unschätzbaren' Vorläufer sah, und seit einigen Jahren sucht meine bei Eugen Diederichs in Jena erscheinende deutsche Ausgabe zu besserer Kenntniß der Schöpfungen Beyles beizutragen."

Herr Karl Jentsch schreibt mir:

„Vor einiger Zeit brachten die Zeitungen ein Artikelchen der Hamburger Aerzte-Korrespondenz, worin es heißt: ‚Wann endlich macht sich die deutsche Aerzteschaft frei von jener nach Moder riechenden Wahnidee, daß wir Aerzte berufen seien, das Volk vor Krankheit, Elend, Armuth und Siechthum zu schützen? Was geht es uns Aerzte an, wenn Mütter nicht mehr stillen, Säuglinge vernachlässigt werden, junge Männer und Mädchen sich durch Alkohol und Geschlechtsexzesse ruiniren, Erwachsene durch Schlemmen allzu früh Arteriosklerose bekommen? Wirft sich nicht mit zwingender Gewalt die Frage auf, ob dem Praktischen Arzt mit der immer weiter schreitenden Aufklärung des Publikums gedient ist?' Diese Frage ist gar keine Frage. Nur ein Narr könnte sie aufwerfen, denn auf der Hand liegt doch, daß sich der Praktische Aerzt desto besser steht, je dümmer, je unwissender und je lasterhafter das Volk ist. Schön klingts ja nicht, wenn einer der Interessenten Das so gerade heraussagt, aber die Entrüstung der Zeitungen über ‚diesen Cynismus, diese inhumane Gesinnung' ist lächerlich. So lange die Aerzte nicht als Gesundheiträthe, sondern als Heilkünstler angestellt und bezahlt werden, so lange wäre es Selbstmord für den Arzt, wenn er anders dächte als der Herr in dem genannten Fachblatt. Den Aerzten in ihrer heutigen Lage die Förderung der Volksgesundheit zur Pflicht machen: Das ist noch dümmer als der Versuch, die Gastwirthe zum Eintritt in den Bund der Antialkoholiker einzuladen; der Gastwirth könnte immerhin ja an den Speisen, am Kaffee, am Selterswasser noch Etwas verdienen, wenn Bier und Schnaps aus der Mode kämen."

Deutsche Wirthschaft.

Vor sechs Jahren las man auf jeder Seite der Zeitungen, der Wirthschaftreferate und Geschäftsberichte das Wort „Hochkonjunktur". Dann kam der Zusammenbruch des Jahres 1901 und eine kurze Reihe erschöpfter, ärmlicher Jahre. Die Handelsverträge stiegen drohend auf. Heute ist die Beschäftigung der Industrie stärker als 1901, also stärker als je zuvor, die Erträgnisse der Unternehmungen sind größer, die Bewerthungen höher. Aber das Wort „Hochkonjunktur" hört man nicht mehr.

Man betrachtet diese Konjunktur mit bösem Gewissen. Man weiß nicht, warum sie da ist. Man zweifelt, ob sie bleibt. Man zweifelt, ob sie überhaupt besteht.

Als im Jahre 1901 die Industrie kein Geld mehr bekam, als sie wußte, daß es nun aus sei mit der Finanzirung und dem Bau von Kleinbahnen, von Elektrizitätwerken, von Elektrischen Straßenbahnen und manchen anderen Unternehmungen, mußte sie ernsthaft überlegen, wie sie weiter existiren könne.

Das Erste waren Ersparnisse. Die Geschäftskosten waren zu hoch, die Konkurrenzarbeit kostete zu viel. So kamen die Zusammenschlüsse. Die Verkaufspreise mußten regulirt werden; und so kamen Syndikate. Dann ging man, etwas zögernd und zweifelnd, an die Verbilligung des Produktionprozesses.

War hier überhaupt Etwas zu holen? Man wußte, daß die deutsche Industrie technisch die erste der Welt ist: konnte sie noch besser werden? Zwar riethen die Ingenieure, vor Allem den kleineren Werken, schon lange zu ökonomischeren Kraftanlagen, besseren Kraftübertragungen, neueren Arbeitmaschinen; und rechneten Erträge aus. Aber stand Das nicht nur auf dem Papier? Die großen Werke planten Elektrifizirung und Modernisirug der Anlagen. Aber war das Geld nicht besser zu Erweiterungen zu verwenden?

Erweiterungen hatten fürs Erste keinen Sinn mehr; und man begann mit Reformen.

Jetzt wissen wir, was diese Reformen bedeuten. Auf Millionen belaufen sich die Ersparnisse, die bei den Kohlenwerken durch elektrische Wasserhaltungen und Streckenförderungen gemacht werden. Kaum abzuschätzen sind die Vortheile, die der Industrie aus verbilligter Betriebskraft bei centraler Erzeugung erwachsen. Niemals ist in Deutschland Geld besser angelegt worden.

Der kleinste Theil der Arbeit ist erst geleistet. Es ist unglaublich, mit wie primitiven Kraftanlagen, zum Beispiel, ein großer Theil der deutschen Privatindustrie noch arbeitet. Man findet zu Hunderten, vielleicht zu Tausenden Niederdruck-Dampfkessel und Eincylinder-Dampfmaschinen, vielfach ohne Kondensation, die fünfmal mehr Kohlen verbrauchen, als nöthig ist. In unserer nächsten Nähe kann man sehen, wie aus Kuppelöfen von 1848 Eisen gegossen und mit Werkzeugmaschinen von 1873 verarbeitet wird. Es ist anzunehmen, daß die Hälfte unserer Fabriken ihre Kohlenrechnung um die Hälfte reduziren könnte, wenn sie einen Ingenieur fragte und neue Maschinen aufstellte. Und solche Kohlenrechnung beträgt mehrere, manchmal viele Zehntausende.

Wenn man in späterer Zeit für die heutige Wirthschaftperiode einen Namen sucht, so wird man sie die Aera der technischen Reformen nennen.

Durch diese Reformen beschäftigen die Industrien einander heute wechselseitig. Aber sie zahlen nicht, wie bei Erweiterungen aufs Gerathewohl, mit Zukunftchancen, sondern mit baren Ersparnissen. Ist auch unser Export in

letzter Zeit nicht wesentlich gestiegen, weil wir die Waaren im Inland nöthig haben und nur so viel austauschen, wie wir zur Bezahlung der Rohmaterialien brauchen, so ist doch die Exportfähigkeit beträchtlich gehoben.

Vor Allem aber ist zu beachten, daß die Erzeugungpreise gefallen, die Lohnsätze in der selben Zeit enorm gestiegen sind. Im Rheinland verdient ein ungelernter Arbeiter drei Mark fünfzig, wenn er vor fünf Jahren zwei Mark achtzig hatte; in Berlin kommt ein guter Metallarbeiter auf sechs bis sieben Mark. Das Erfreuliche ist also eingetreten: daß die Erhöhung der Löhne kompensirt und daß in der selben Zeit der große Arbeitertheil der Bevölkerung um ein Erhebliches konsumfähiger wurde.

Eine Hochkonjunktur besteht thatsächlich; auch sind die wirthschaftlichen Voraussetzungen dafür gegeben, daß sie daure. Wenn man sich ihrer nicht bewußt ist, so mag es daran liegen, daß man die Ursachen bisher nicht klar erkannte. Wenn man aber trotz aller Sonnenpracht dem Wetter mißtraut, wenn die Unternehmer beklommen, die Börsen mißmuthig sind und das Publikum apathisch zusieht, so ist der Grund von Alledem, daß im Wirthschaftleben ein Gespenst spukt, das unsere Generation bisher nicht kannte, obwohl es die Väter oft erschreckt hat: die Politik.

Der vor anderthalb Jahrzehnten noch nicht zu ahnende Verfall der Reichspolitik ist hier immer wieder gezeigt worden. Auf diesem Blatt sollte nur von der Wirthschaft die Rede sein. Aber was die Isolation Deutschlands für die ökonomische Epoche bedeutet, muß auch an dieser Stelle gesagt werden.

Erstens. Jeder industrielle Aufschwung braucht Geld. Unsere Mittel sind noch weit entfernt von Erschöpfung; aber der Augenblick kann kommen. In solchen Zeiten lockte der hohe Zinsfuß die Kapitalien des Auslandes. Diesmal werden sie ausbleiben; und die verringerte Elastizität des Geldmarktes spüren wir schon jetzt und werden sie weiter spüren.

Zweitens. Im europäischen Staatenverein mögen die Duelle abgeschafft sein; die Beleidigungen und Entzweiungen sind es nicht. Deutschland hat heute breite Berührungflächen auf beiden Halbkugeln; und wir wissen aus unserer Schulzeit, daß, wenn Einer mit einem einladenden Gesicht herumläuft, er bald eine abkriegt, zumal wenn man weiß: er steckt sie ein. Wir wissen, daß wir heute ein gut Theil einstecken müssen, und deshalb können wir auch wissen, daß wir über Kurz oder Lang Etwas abkriegen. Wann? Von wem? Wo? Das ist einstweilen gleichgiltig. Wenn es so weit ist, weiß mans.

Das sind zwei ernste Erwägungen, die das öffentliche Bewußtsein in seiner dumpfen Weise, aber mit gesundem Instinkt anstellt. Sie kosten uns ein gutes Stück Nationalvermögen; und wer sie nicht im Gehirn spürt, Der spürt sie in der Tasche. Die Rechnungen können dem Leiter unserer auswärtigen Geschäfte präsentirt werden, dessen Erfolge wirklich . . vereinzelt dastehen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 14. Juli 1906.

Bußgang.

Wieder kam ein Gedenktag; kein mit heiterem Auge zu grüßender. In den Sommermonaten des Jahres 1806 wüthete Napoleon beinahe Tag vor Tag gegen Oesterreich; und oft erniederte der Zorn sich zu kleinlicher Chicane. An Eugen, den Vicekönig von Italien und Schwiegersohn Maxens von Bayern, schrieb der Stiefvater: „Ich kann nicht dulden, daß in meinen Staaten ein österreichischer Agent sich Polizeirechte anmaßt. Wenn einer passiren will, ist er aufzuhalten und ihm zu sagen, daß die österreichische Regirung, sobald sie in meinem Gebiet Polizeigeschichten habe, sich an meinen Minister des Auswärtigen wenden soll, der sich darüber dann mit meinem Polizeiminister verständigen wird." Das ging noch. Bald regte der Korse sich um winzigeren Gegenstand. Fünf Venezianerinnen waren vom wiener Hof zu Sternkreuzdamen ernannt worden. Aus Saint-Cloud an Eugen: „Den fünf Damen ist mitzutheilen, daß sie keinen österreichischen Orden tragen dürfen. Niemand im ganzen Königreich, so will ich, darf einen tragen. Dieses Verbot ist unwiderruflich. Die Damen haben das Sternkreuz zurückzuschicken. Die Kaiserin müßte wissen, daß in meinen Ländern nicht eine Auszeichnung ohne meine Erlaubniß verliehen werden kann. Keiner meiner italienischen Unterthanen hat das Recht, fremde Orden zu tragen. Wenn diese Orden während der Zeit, wo Oesterreich in Venedig herrschte, verliehen worden wären, würde ich nichts darüber sagen; als ungehörig muß ich rügen, daß sie nach dem Friedensschluß verliehen wurden." Die Vormacht des Deutschen Reiches sollte die Zuchtruthe fühlen. Gegen Preußen, dachte er damals, genügen die bequemeren Mittel höflichen Truges. Später schrieb er an Talleyrand: „Das Haus Oesterreich vermag gegen mich nichts zu unternehmen. Rußland und Preußen sind durch Haß

und Eifersucht getrennt. Die Wunden von Austerlitz bluten noch. Der Gedanke, Preußen könne allein Etwas gegen mich wagen, scheint mir lächerlich und keiner Erörterung werth. Ein wirkliches Bündniß kann ich mit keiner der europäischen Großmächte haben. Das mit Preußen abgeschlossene beruht nur auf der Furcht. Das Ministerium ist dort so verächtlich, der König so charakterlos und sein Hof so völlig von der Abenteuersucht junger Offiziere beherrscht, daß auf diese Macht nicht zu zählen ist. Zwei Aufgaben beschäftigen mich. Erstens muß ich Preußen beruhigen, es mit den bequemsten Mitteln wieder in den Zustand stiller Bescheidenheit zurückbringen, in dem es früher lebte. Zweitens muß ich meine deutschen Heere mit allen Kräften an Personal und Material stärken. Doch diese beiden Maßregeln widersprechen einander. Wenn man die Truppen, die ich habe, fürchtet, wird man auch die fürchten, die ich schicken werde. Die Abrüstung Preußens muß also nicht nur von der Zuversicht, sondern auch von der Furcht geboten sein. Furcht spricht die in diesem Land verständlichste Sprache; sie ist das einzige Vehikel, das diesen Staat in Bewegung setzt." So redete und dachte der Kondottiere damals über die Länder Maria Theresiens und Fritzens. Die rechte Hand schwang über Habsburg die Knute; die linke dünkte ihn stark genug, Preußen im Zaum zu halten. Frevler Uebermuth scheint es uns. Konnte es aber den Zeitgenossen des Mannes nicht scheinen, dem die Sonne von Austerlitz geleuchtet hatte, dem deutsche Fürsten hündisch huldigten und dessen erstem Wink schon gelungen war, Deutsche gegen Deutsche zu waffnen. Bonaparte mußte im Hochsommer 1806 Deutschland verachten. Schon stand er am Ziel: er hatte den Rheinbund zum Abschluß gebracht.

Am zwölften Juli 1806. In seinem Buch über den Freiherrn vom Stein sagt Professor Max Lehmann: „Preußen schwankte, einem wracken Schiffe vergleichbar, das jedem Luftzug und jeder Strömung nachgiebt, zwischen den großen Mächten hin und her. Keine fürchtete es, keine achtete es. Der französische Kaiser, der Oesterreich eine militärische, Preußen eine diplomatische Niederlage sondergleichen beigebracht hatte, glaubte, jeder Rücksichtnahme auf die beiden Mächte, von denen Stein die Rettung Deutschlands erwartet hatte, entledigt zu sein. Er riß das ‚dritte Deutschland', das er 1802 und 1803 emporgebracht hatte, vom Reich los, indem er es am zwölften Juli 1806 zu einer Konfoederation unter seinem Protektorat, dem Rheinbund, vereinigte. Von dem Bündnißrecht, das einst der Westfälische Friede den Reichsständen verbürgt hatte, machten diese Fürsten des oberen Deutschlands jetzt den äußersten Gebrauch, indem sie über den Vorbehalt des Reichsgrundgesetzes hinwegschritten und sich mit dem Ausland gegen Kaiser und Reich verbündeten. Nichts blieb dem Kaiser übrig, als die Krone des Reiches niederzulegen. Das Grundgesetz des neuen

deutsch-französischen Bundes sprach seinen Königen und Fürsten die Souveränetät über die Güter der Reichsritterschaft zu; und die Herzöge von Nassau säumten nicht, von dieser Vollmacht auch gegenüber den Besitzungen der Freiherren vom Stein Gebrauch zu machen. Nun war es also doch geschehen, wogegen Stein sich so heftig gesträubt hatte. Die Reichsunmittelbarkeit seines Geschlechtes bestand nicht mehr, sein kleines Territorium war weder mit Preußen noch mit Oesterreich vereinigt, es half vielmehr die Kräfte eines Gemeinwesens verstärken, das im Bunde mit dem Auslande stand. Eine Wendung, an sich ausreichend, um den tiefen, unauslöschlichen Haß zu erklären, den er gegen den Rheinbund gehegt hat. Dazu die durch Napoleons Schergen bewirkte Vernichtung von Kaiser und Reich. Alles, was er von Jugend auf als heilig und ehrwürdig anzusehen gewöhnt worden war, sank dahin. Ihm mußte zu Muth sein, als sei das schirmende Dach, unter dem er gehaust, zusammengebrochen."

Heinrich Treitschke wetterte lauter: „Nicht im Bunde mit Oesterreich und Preußen, sondern unabhängig von Beiden und im Gegensatze zu ihnen, sollte Frankreichs alter Schützling, la troisième Allemagne, sich politisch gestalten. Eine phantastische Denkschrift Dalbergs, die von der Wiederherstellung des Karolingerreiches, von der Verjüngung der ehrenwerthen deutschen Nation redete, und eine kurze, ergebnißlose Vorverhandlung mit den größeren süddeutschen Staaten in München überzeugten den Imperator, wie schwer es hielt, diese deutschen Köpfe unter einen Hut zu bringen; darum beschloß er, ihnen die neue Ordnung kurzerhand aufzuerlegen, wie einst Karl der Fünfte die Fürsten Italiens durch halb erzwungene Verträge an sich gekettet hatte. Er wußte, daß er den Höfen der Mittelstaaten Alles zumuthen durfte, wenn er ihnen einen neuen Beutezug gegen ihre kleinen Mitstände gestattete. Sein Entschluß war gefaßt: ‚Es liegt in der Natur der heutigen Verhältnisse, daß die kleinen Fürsten vernichtet werden.' Schon erhob sich über den Trümmern der alten Staatengesellschaft das neue Foederativsystem: die Sonnennation Frankreich umgeben von Trabantenstaaten. Für den Deutschen Bund, der die Reihe dieser Trabantenvölker zu verstärken bestimmt war, rechnete er zunächst auf die vier süddeutschen Mittelstaaten und auf das neue niederrheinische Großherzogthum Joachim Murats; von den kleineren dachte er nur wenige zu schonen, die sich durch Unterthänigkeit oder hohe Verwandtschaft empfahlen ... In Napoleons Kabinet gelangte die Verfassung des Rheinbundes zum Abschluß; mit keinem der deutschen Höfe wurden Unterhandlungen geführt; selbst von den Gesandten in Paris erhielten nur vier die Urkunde zum Lesen, bevor Talleyrand am zwölften Juli die Getreuen zur Sitzung berief. Hier hielt er ihnen ihre hilflose Lage vor; wie sie als Rebellen gegen

das Reich nicht mehr auf halbem Weg stehen bleiben dürften. Dann wurde die Urkunde ohne jede Berathung angenommen. Der rheinische Bund Ludwigs des Vierzehnten lebte wieder auf, in ungleich stärkeren Formen. Sechzehn deutsche Fürsten sagten sich vom Reich los, erklärten sich selbst für souverain, jedes Gesetz des altehrwürdigen nationalen Gemeinwesens für nichtig und wirkungslos; sie erkannten Napoleon als ihren Protektor an und stellten ihm für jeden Festlandskrieg Frankreichs ein Heer von dreiundsechzigtausend Mann zur Verfügung. Unbedingte Unterwerfung in Sachen der europäischen Politik und ebenso unbeschränkte Souverainetät im Inneren: Das waren die beiden aus gründlicher Kenntniß des deutschen Fürstenstandes geschöpften leitenden Gedanken der Rheinbundsverfassung. Die Höfe ertrugen die Unterwerfung, weil sie, eingepreßt zwischen Oesterreich und Frankreich, eines Schutzes bedurften und auf neue Geschenke napoleonischer Gnade hofften; einige trösteten sich wohl insgeheim mit dem Gedanken, die französische Uebermacht werde nicht ewig dauern; die Souverainetät aber hielten sie sämmtlich fest als einen Schatz für alle Zeiten. Der deutsche Partikularismus trat in seiner Sünden Blüthe. Napoleon versagte sichs nicht, in einem Brief an Dalberg an den uralten Landesverrath der deutschen Kleinfürsten höhnisch zu erinnern; er nannte die Politik des Rheinbundes konservativ, denn sie stelle nur von Rechtes wegen ein Schutzverhältniß her, das in der That schon seit mehreren Jahrhunderten bestanden habe ... Das verheißene Fundamentalstatut des Rheinbundes ist nie erschienen, der Bundestag mit seinen zwei Räthen nie zusammengetreten; diesem Werk der rohen Gewalt fehlte von Haus aus die Fähigkeit rechtlicher Weiterbildung. Dem Protektor, der schon seinem zahmen Gesetzgebenden Körper in Paris ein muthwilliges ‚Vous chicanez le pouvoir!' zugerufen hatte, lag wenig daran, auch noch durch die schwerfälligen Berathungen eines rheinischen Bundestages belästigt zu werden; ihm genügte, daß er jetzt mit den deutschen Regimentern vom linken Rheinufer an hundertfünfzigtausend deutsche Soldaten unter seinem Befehl hielt. Die beiden Könige des Rheinbundes aber verhehlten nicht ihren Widerwillen gegen jede bündische Unterordnung und verwarfen kurzweg all die Pläne für den Ausbau des Bundes, welche der neue Fürstprimas Dalberg mit unerschöpflicher Begeisterung entwarf. Das Bundesgebiet erstreckte sich vom Inn bis zum Rhein über den ganzen Südwesten, reichte dann nordwärts bis tief nach Westfalen hinein, den preußischen Staat und seine kleinen Verbündeten in weitem Bogen umklammernd; und der Artikel 39 der Rheinbundsakte kündete bereits drohend an, daß auch anderen deutschen Staaten der Eintritt vorbehalten bleibe... Die alte Begehrlichkeit der habsburgischen Dynastenpo-

litik wollte selbst in diesen finsteren Tagen, da eine tausendjährige Geschichte ihren tragischen Abschluß fand, nicht zur Ruhe gelangen. Wie seine Ahnen den Besitz des Kaiserthrones immer nur als ein Mittel zur Vermehrung ihrer Hausmacht angesehen hatten, so dachte Kaiser Franz, auch die Niederlegung der Krone noch zu einem einträglichen Handelsgeschäft zu machen. Graf Metternich sollte nach Paris eilen, um dort ‚die Kaiserwürde recht hoch anzurechnen und keine Abneigung zur Abtretung der gedachten Würde, vielmehr eine Bereitwilligkeit hierzu, jedoch nur gegen große für meine Monarchie zu erhaltende Vortheile, merken zu lassen‘. Mit solchen Gesinnungen nahm der letzte römisch-deutsche Kaiser Abschied von dem Purpur der Salier und der Staufer. Die Politik des Hauses Oesterreich bekannte endlich mit dürren Worten, wie sie zu Deutschland stand. Aber das geplante Handelsgeschäft mißlang. Als Metternich in Paris eintraf, war die Rheinbundsakte bereits abgeschlossen. Der Deutsche Kaiser stand der vollendeten Thatsache gegenüber und mußte noch erleben, daß in Regensburg Napoleon und seine Vasallen die förmliche Aufhebung des Reiches aussprachen. Am ersten August erklärten acht Gesandte im Namen der rheinbündischen Fürsten, daß ihre durchlauchtigen Herren es ‚ihrer Würde und der Reinheit ihrer Zwecke angemessen‘ fänden, sich feierlich loszusagen von dem Heiligen Reich, das in der That schon aufgelöst sei; sie stellten sich unter ‚den mächtigen Schutz des Monarchen, dessen Absichten sich stets mit den wahren Interessen Deutschlands übereinstimmend gezeigt haben‘. Durch ein kühl und farblos gehaltenes Manifest vom sechsten August legte Kaiser Franz die deutsche Krone nieder und erklärte zugleich, dem Recht zuwider, ‚das reichsoberhauptliche Amt und Würde‘ für erloschen, sein Kaiserthum Oesterreich für ledig aller Reichspflichten… Die Nation blieb stumm und kalt; erst als sie die Schmach der kaiserlosen Zeit von Grund aus gekostet hatte, ist der Traum von Kaiser und Reich in deutschen Herzen wieder lebendig geworden.“ So grollte der Preuße aus Sachsen.

Nach dem deutschen ein französischer Zeuge. Talleyrand sagt in seinen (vom Herzog von Broglie herausgegebenen) Mémoires: „Die Auflösung des Deutschen Reiches hatte eigentlich schon der presburger Vertrag bewirkt, da er die Kurfürsten von Bayern und Württemberg zu Königen, den Kurfürst von Baden zum Großherzog gemacht hatte. Vollendet wurde diese Auflösung durch die Rheinbundsakte, die viele kleine Staaten das Leben kostete; der Rezeß von 1803 hatte sie geschont und ich versuchte nun noch einmal, sie zu retten. Nur bei einer kleinen Zahl gelang mirs; die Häupter des Bundes wollten die Akte nur annehmen, wenn sie ihnen Besitzzuwachs brachte. Murat, einer der Schwäger Napoleons, war, als souverainer Herr der Län-

der von Kleve und Berg, Mitglied des Rheinbundes. Statt des Titels Großherzog erhielt er später den eines Königs; wenn er ihn nie erhalten hätte, wärs für ihn besser gewesen. Während der König von Preußen durch die Besetzung Hannovers mit England in Streit gerieth, plante man in London eine Verständigung mit Frankreich. Pitt war tot; und Fox, der durch sein Talent, trotz der Antipathie des Königs, die Leitung der internationalen Politik erlangt hatte, haßte zwar mehr als irgend ein Anderer die drückende napoleonische Herrschaft, mußte sich aber zu einer friedlichen Demonstration entschließen. That ers nur, um zu zeigen, daß zwischen seinem Handeln und den Reden, die er Jahre lang als Führer der Opposition gehalten hatte, kein Widerspruch zu finden war, oder sehnte er sich wirklich nach Frieden? Er schrieb mir, ein Verschwörer habe ihm die Absicht enthüllt, auf die Person des Kaisers (in seinem Brief sprach Fox nur vom chef des Français) ein Attentat zu machen. Gern und eifrig ergriff ich die Gelegenheit, dankte ihm im Namen des Kaisers und zeigte ihm die freundlichste Stimmung. Darauf folgten politische Verhandlungen, die Lord Yarmouth gut begann, die durch den auf Grenvilles Wunsch zugezogenen Lord Lauderdale aber verdorben wurden und England eine über die britischen Aspirationen hinausgehende Rache an Preußen brachten. Der Friede zwischen England und Frankreich war moralisch unmöglich, wenn Hannover nicht zurückgegeben wurde; da Napoleon über dieses Land aber verfügt hatte (gegen Aequivalente, über die er eben so verfügen zu dürfen glaubte), war auch die Rückgabe moralisch unmöglich. Doch der Kaiser nahm stets nur solche Schwierigkeiten ernst, die nicht gewaltsam zu überwinden waren. Weshalb sollte die Rückgabe nicht eine Basis des zu erreichenden Abkommens werden? Er zauderte nicht. Preußen, sagte er sich, hat aus Furcht Hannover angenommen und wird es aus Furcht wieder hergeben; die Aequivalente, die Preußen geliefert hat (Ansbach, Kleve, Neuenburg), ersetze ich ihm durch Versprechungen: der Eitelkeit des Ministeriums werden, dem Lande müssen sie genügen. Diese Perfidie konnte den Preußen nicht lange verborgen bleiben; die Engländer hatten ein Interesse daran, sie ihnen zu entschleiern. Und eine neue stand ihnen bevor. Napoleon hatte in Wien und Paris dem Grafen Haugwitz (Preußens Minister der Auswärtigen Angelegenheiten) von der Absicht gesprochen, die deutsche Reichsgemeinschaft aufzulösen und an ihre Stelle zwei Konfoederationen zu setzen: eine südliche und eine nördliche. Nur auf die südliche, sagte der Kaiser, wolle er Einfluß haben; an die Spitze der nördlichen solle Preußen treten. Das preußische Ministerium ließ sich von diesem Plan verführen. Als dann aber die Grenzen der beiden Bundesgebiete

bestimmt werden sollten, erklärte Napoleon, Preußen könne weder die Hansestädte noch Sachsen seiner Einflußsphäre einverleiben, weigerte ihm also die einzigen Länder, die noch nicht unter preußischem Protektorat waren. Die Betrogenen merkten, was ihnen zugedacht war, und ließen sich nur noch von dem Zorn berathen, der die Nation schnell einte. Das Volk griff zu den Waffen."

Die Männer, die Geschichte gemacht oder nah beim Quell mit starkem Griffel geschrieben haben, selbst reden zu hören, bringt immer Gewinn; reicheren als der mühsäligste Versuch, ihr Meinen zu umschreiben. Was ich aus deutschen und französischen Schriften hier anführte, konnte ich ihnen mit anderen Worten nacherzählen. Wozu? Sie sagens besser; und die Zahl Derer ist klein, die Zeit und Lust haben, aus dicken Büchern sich belehrende Sätze zusammenzusuchen und die einzelnen Vorgänge so zum Ganzen zu fügen. Ohne Zagen also noch ein paar Stellen aus Sybels Buch vom Werden des Reiches. „Als Napoleon Oesterreich schlug, blieb Preußen unthätig; während er Preußen niederwarf, sah Oesterreich gelassen zu. Als er die Höhe seiner Macht erreicht hatte, war das Deutsche Reich vernichtet, gab es kein Deutschland mehr. Statt Dessen redete man jetzt von den Staaten des Rheinbundes unter dem erhabenen Schutz des Kaisers der Franzosen. Preußen wurde über die Elbe, Oesterreich über den Inn nach Osten geschoben und Beide blieben von dem neuen Bund ausgeschieden. Auf dem übrigen deutschen Boden aber wurden einige Mittelstaaten errichtet, stark genug, um die Zerspaltung Deutschlands, und schwach genug, um die Oberhoheit Frankreichs zu verewigen. Deutschlands Herstellung hing in jedem Sinn von Oesterreich und Preußen ab. Alles kam darauf an, wie diese Mächte sich zu der großen Aufgabe stellen würden. An seiner Zersplitterung war Deutschland zu Grunde gegangen; und mit ihm war Preußen in den Abgrund gerissen worden." Ists nicht fast Treitschkes Bußpredigerton?

Nun wäre zu berichten, wie Preußen, wie danach auch das Reich zu neuem Leben erstand und wie wirs dann zuletzt so herrlich weit gebracht. Wäre dem Andenken der Rheinbundesfürsten zu fluchen und die Pforte des Zollernhauses mit frischem Grün zu kränzen. Diese Aufgabe lockt mich nicht. Die Fürsten von Bayern, Württemberg, Baden, Hessen und all die Kleineren haben gethan, was der im Besitzrecht bedrohte Durchschnittsmensch immer thut, auf dem Thron und im Bettlerwinkel: sie haben den Starken umwinselt. Befreite der Kaiser sie nicht vom Reichsjoch und gab ihnen unbeschränkte Souverainetät? Kein Oberlehnsherr, sprach er, steht mehr über Euch und kein fremdes Gericht darf über Angelegenheiten Eures Landes Urtheile fällen. Und Der so sprach, war nicht irgend ein höchst legitimer König von Yvetot, sondern der

Bonaparte, über den Goethe, selbst ein Rheinbündler von Ueberzeugung, gesagt hat: „Das ist ein Kerl, dem wirs freilich nicht nachmachen können. Der muß betrachtet werden wie Feuer, Wasser und Anderes in der Physis. Das Dämonische ist durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen. Napoleon ist es im höchsten Grade, so daß kaum ein Anderer ihm verglichen werden kann." Sehr gescheite Männer, die nur Treitschkes tauber Zorn wegen ihrer „Fremdbrüderlichkeit" ächtet, priesen damals den durch die Rheinbundsakte geschaffenen Zustand. Als in Preußen das Volk gegen den Eroberer aufgestanden war, schrieb Hegel: „Ich habe den Kaiser gesehen, diese Weltseele. Es ist in der That eine wunderbare Empfindung, ein solches Individuum zu sehen, das hier, auf einen Punkt konzentrirt, auf einem Pferde sitzend, über die Welt hinweggreift und sie beherrscht. Den Preußen war freilich kein besseres Prognostikon zu stellen; aber von Donnerstag bis Montag sind solche Fortschritte nur diesem außerordentlichen Manne möglich, den es nicht möglich ist nicht zu bewundern." Und drei Monate später: „Wie ich schon früher that, wünschen nun Alle der französischen Armee Glück, was ihr bei dem ganz ungeheuren Unterschied ihrer Anführer und des gemeinsten Soldaten von ihren Feinden auch gar nicht fehlen kann." Sollten die unter der Last des Reichskadavers Aechzenden gegen diesen Mann, den Goethe „ihnen zu groß" fand, sich etwa den Haugwitz und Lucchesini verbünden oder um Dank vom Hause Oesterreich werben? Wir dürfen sie nicht beurtheilen, als hätten sie zwischen einem starken und einem schwachen Deutschland zu wählen gehabt. Dürfen uns auch nicht zu der Lüge erniedern, das seitdem Erreichte sei das Werk der Hohenzollern. Die haben seit Fritzens Tod dem Land keinen leuchtenden Herrscherkopf mehr gegeben. Der zweite, der dritte, der vierte Friedrich Wilhelm: requiescant in pace; am Besten für sie, wenn die Spur ihrer Erdentage verwischt wird. Wilhelm kam zu hohem Ruhm, weil er Gutes und Großes geschehen ließ; meist ungern zwar und nach zähem Sträuben, doch schließlich in würdiger Fügsamkeit. Keine Geschichte des Rheinbundes also und keine Barbarossalegende; weder Bannbulle noch Lobhudellied. Nur ein Blick ins Poenitentiale. Ein kurzes Weilen wenigstens vor schreckenden Bildern einer Vergangenheit, die noch nicht gar so weit hinter uns liegt. Tantae molis erat, germanas condere gentes. Von 1813 bis 1870 gabs Arbeit. Dafür finden wir uns jetzt aber auch in einem ewigen Glanze.

Finden wirs wirklich noch? Die Zeichen, die dagegen sprechen, mehren sich. Das unbehagliche Gefühl, spottschlecht regirt zu werden, die Furcht, von schwer erklommener Höhe mählich herabzugleiten, schleicht von Mond zu Mond schneller durchs Land; und die Presse, die nicht aufhören möchte, Ausdruck der Oeffentlichen Meinung zu sein, darf sich nicht länger sträuben, der Drängniß

eine Zunge zu leihen. Ich will nur fromme Stimmen citiren; nur aus den letzten Tagen. „Das Maß, in dem die verantwortlichen Männer ihre Haltung nach den Wünschen und Anschauungen des Staatsoberhauptes orientiren, geht gelegentlich über das Nothwendige, Richtige und Nützliche hinaus. Dadurch wird nicht nur die Stellung der Minister, das Ansehen der Regirung und schließlich die Staatsautorität geschädigt, sondern direkt gegen den Geist des konstitutionellen Systems verstoßen, das selbstbewußte Männer an den verantwortlichen Stellen verlangt. Aus Männern mit eigenen Gedanken, eigenem Wollen werden Handlanger eines höheren Willens. Das Staatsgefühl geht zurück und mit ihm, trotz allen hohen und hohlen Worten, die innerliche Achtung vor dem Staat". (Hannoverscher Courier.) „Der Kaiser wird über die Einzelheiten der innerpreußischen Politik in so mangelhafter Weise unterrichtet, daß für die Zukunft die ernstesten Besorgnisse berechtigt sind." (Tägliche Rundschau.) „Der Kaiser zwei Tage lang in Hamburg, als Taufpathe und als Schiffsprediger, als Kriegsherr und als hoher Gönner des Rennsports, immer um die Elbhöhe herumgefahren und dem Standbild Bismarcks keinen Besuch abgestattet! Millionen treuer Söhne ihres Vaterlandes werden peinlich und schmerzlich empfinden, daß Dies möglich werden konnte." (Deutsche Stimmen, Wochenblatt für die nationalliberale Partei.) „Man wird mit Fug erklären dürfen, daß die Bevölkerung der vielen umfangreichen Mittheilungen über Reisen und Reden der Fürsten allgemach müde wird. Es wäre daher kein Unglück, wenn politische Fürstenbesuche, die sich in den letzten Jahren allzu oft wiederholt haben, einmal geraume Zeit unterblieben. Man ist so ziemlich überall zufrieden, wenn sie vorüber sind, ohne einen Mißklang erfahren oder zurückgelassen zu haben." (Vossische Zeitung.) Endlich! Wäre vor sechzehn Jahren so gesprochen worden, dann sähe es im deutschen Land heute besser aus. Jetzt genügen so sanfte, in Watte gewickelte Andeutungen nicht mehr. Bleiben auch allzu vereinzelt. Morgen wird da wieder Weihrauch gespendet, wo sich gestern kritisches Bestreben zeigte. Jetzt muß so ernst, so vernehmlich gesprochen werden, daß keine Möglichkeit eines Mißverständnisses bleibt. So, wie es bisher war, kanns nicht weiter gehen. Die ganze Methode unserer Politik muß geändert werden. Schnell; jede Woche häuft neue gefährliche Fehler.

Daß die Mensurdepesche und der unerbetene Besuch in Schönbrunn nicht nützlich wirken würden, ward hier vorausgesagt. Nun waren in Wien die Delegationen versammelt. In der ungarischen wurde Graf Goluchowski behandelt, als habe er Arpads Gebein um lumpige Silberlinge verkauft; da er die Magyarensprache noch immer nicht gelernt hat, mußte er schweigen, ließ aber aus anderem Mund sagen, ihm sei nie eingefallen, dem Deutschen Reich Se-

kundantendienst zu leisten. Die Oesterreicher waren milder; immerhin deutlich. Der Delegirte Kramarz: „Wenn Deutschland auf dem Weg seiner Weltpolitik in Konflikte kommt, dürfen wir ihm keine Rückendeckung bieten. Deshalb muß unsere Bündnißpflicht einer Revision unterzogen werden, bevor der Vertrag erneuert wird. Vor Italien braucht Deutschland uns nicht zu schützen; wir bedürfen da keines Sekundantendienstes. Für unsere Politik genügt eine freundschaftliche Verständigung mit Rußland und mit Italien; aber eine direkte muß es sein, nicht eine, die über Berlin führt." Der Delegirte Baernreither: „Das Urtheil über unsere Haltung auf der Marokko-Konferenz ist durch das bekannte Telegramm des Deutschen Kaisers einigermaßen getrübt worden. Wir haben vermittelt; und im Wesen der Vermittlung liegt, daß man beiden Theilen einen Dienst erweist". Der Delegirte Susterfic: „Oesterreich ist heute die einzige europäische Großmacht, die für ein Bündniß mit Deutschland zu haben ist." Der Delegirte Graf Schönborn: „Wir haben in Algesiras Deutschland und Frankreich Gefälligkeiten erwiesen, Beiden den Rückzug erleichtert. Das war gewiß nicht ganz einfach. Ich glaube nicht, daß immer Frankreich der Störenfried war." Der Delegirte Klofac: „Wenn die Magyaren wirklich dafür gesorgt haben, daß der Besuch des Deutschen Kaisers in Wien so wenig Aufsehen wie möglich errege, dann könnten wir dazu nur Bravo rufen. Nachdem der Deutsche Kaiser überall einen Korb bekommen hatte, nahm er seine Zuflucht zu dem einzigen Bundesgenossen, der ihm geblieben ist." So sieht die Quittung aus. Wenn Wilhelm seine Depesche nicht abgeschickt und seinen Besuch nicht angesagt hätte, wären all diese Reden uns erspart geblieben. Gäbe es auch zwischen Wien und Rom noch nicht die neue entente, über die einstweilen nicht geredet wird, die sich aber beinahe aufdrängte, als der Kaiser die Möglichkeit eines austro-italienischen Konfliktes angedeutet hatte. „Der Dreibund besteht." Für Friedenszeiten; als Spatzenscheuche, die keinen Raubvogel mehr schreckt. Auch der Naivste glaubt nicht, Oesterreich werde, wenn die Westmächte im Bunde mit Rußland im Osmanenreich neue Ordnung schaffen, für Deutschland optiren. Was bleibt? Ein langes Gespräch mit der Fürstin Metternich; die, so hoffen wir, schweigen kann.

Aus dem Engeren ins Weitere. Rußland fürchtet einen skandinavischen Dreibund, der seit dem Ende der schwedisch-norwegischen Union wieder möglich ist und zunächst die finische Großfürstenwürde des Zaren gefährden müßte. Britanien muß verhindern, daß die dänische und namentlich die norwegische Küste im Fall eines Seekrieges gegen eine europäische Macht vom Gegner als Basis benutzt werden kann. Auf Dänemarks Thron sitzt der Vater der Kaiserin Maria Feodorowna, der Königin von England und der Herzogin von Cum-

berland. Die Norweger haben Eduards Eidam gekrönt. Die Schwedenkrone Bernadottes wird eines Tages ein Schwiegersohn des Herzogs von Connaught tragen. Die Reibungsfläche zwischen Rußland und Großbritanien ist also präparirt. Norwegens neuer König ist jung, hat keinen Antrittsbesuch gemacht, noch nicht einmal seine Schwiegereltern bei sich gesehen. Jetzt hat ihn, wenige Tage nach der Krönung, zu der Prinz Heinrich von Preußen als Gast entsandt war, der Deutsche Kaiser besucht und emphatisch begrüßt. Eduards Tochter Maud wurde plötzlich unwohl, als der Kaiser sie eingeladen hatte, ihm an Bord seines Schiffes mit ihrem Mann den Besuch zu erwidern. König Hakon hielt bei Tisch eine artige, doch nüchterne Rede. Kaiser Wilhelm sprach ihm „tiefgefühlten Dank für die gnädigen Worte“ aus, sagte, er suche „Erholung von schwerer Arbeit“, nannte die Norweger ein ihm „so außerordentlich sympathisches Volk“ und erzählte: „Als ich heute mit Eurer Majestät in dem erhabenen Bauwerk des Domes stand, habe ich heiße Gebete zum Himmel emporgesandt, daß er Eure Majestät schützen und es Eurer Majestät gelingen möge, das norwegische Volk zu herrlicher und schöner Zukunft zu führen.“ So oft wird Hakon fürs Erste nicht wieder Majestät genannt werden. Und vor dem Versuch, seine neuen Landsleute irgendwohin zu führen, wird er sich ängstlich hüten. Die Norweger verstehen keinen Spaß und hätten sich schon jetzt eine republikanische Staatsverfassung gegeben, wenn dann nicht der Verdacht entstanden wäre, sie hätten Oskar herausgeworfen, um Geld zu sparen. (Oskar, der alte Schwede, der die Absetzung noch immer nicht verschmerzen kann, hat gewiß der Tage gedacht, da die heißen Gebete für ihn zum Himmel emporgesandt wurden.) Der Kaiser muß den Dänen, der jetzt Norwegen „verkörpert“, wohl ungemein lieben. Uns ist der Wahlkönig eben so gleichgiltig wie sein schlau auf Geschäftsprofite bedachtes Volk. Das ist Geschmackssache. Vielleicht ist Hakon ein netter Kerl. Was aber wird die Folge dieses frühen Besuches sein? Briten und Russen werden denken: Da ist was im Werden; sonst wäre der Kaiser nicht so rasch hingefahren, hätte dem Volk und dem König nicht so Schmeichelhaftes gesagt, würde nicht vierzig Schiffe hinschicken. Skandinavenbund unter deutschem Patronat? Sucht Wilhelm einen neuen Flottenstützpunkt oder will er sich nur wohlwollende Neutralität sichern? War Etwas im Werden, dann ists nun unrettbar verloren. „Das brennt zu früh! Das macht die Nachbarn stutzig“, sagt Körner, des Kaisers Liebling.

Noch ein Stückchen weiter. Auch in Abessinien hats zu früh gebrannt. Erinnert Ihr Euch noch der Aprilmär von den deutschen Pionieren, die, Männlein und Weiblein, ins Land des Negus zogen? Sogar eine Hebamme war mit von der Partie: also durfte man guter Hoffnung sein. Freilich auch vor-

aussehen, daß England, Frankreich, Italien, die Sache nicht ruhig hinnehmen würden Coates, unser Manager, sah es voraus, trotzdem er nur ein Auge hat. Er hatte versucht, in Dschibuti still für Deutschland zu arbeiten. Nun, nach Rosens unzulänglich vorbereiteter Expedition, diese neue Alarmirung der Nachbarschaft! Nichts zu machen. Müssen denn alle Staatsaktionen vor dem Beginn schon mit Trompetenstößen verkündet werden? Unzweideutig war Briten und Romanen bewiesen, daß Deutschland eine Expansion nach Abessinien suche. Jetzt lesen wir, das abessinische Abkommen sei von England, Frankreich, Italien unterzeichnet. Werden im Lokalanzeiger aber officiosissime getröstet: keinem deutschen Wirthschaftinteresse droht dort Gefahr. (So sings in Marokko ja auch an.) Und können sicher sein, daß aus dem Kaiserreich Meneleks im nächsten Menschenalter auch von den Riesengardisten nichts Rechtes zu holen sein wird. „Ohne die Mitwirkung des Deutschen Kaisers darf auf der Welt keine wichtige Entscheidung fallen." So vernahmen wir einst. Die Entscheidung über die im alten Aethioperstaat abzugrenzenden Einflußsphären ist nicht ganz unwichtig.

Um den Weltfrieden erwerben wir uns immer neue Verdienste. Welche Fülle von Verträgen, Abkommen, Verständigungen in West und Ost! Wir gehören nicht zu diesen Concerns. Deren Zweck ist ja, uns im binnenländischen Käfig festzuhalten. Einen Bonaparte und einen Rheinbund brauchen wir nicht zu fürchten; einstweilen auch keinen Krieg. Wie in den Tagen der schottischen Maria, giebts auch heute noch stillere Mittel, die einem Britenherrscher Rechtsanspruch und Rache sichern. Wozu einen Krieg riskiren, wenn man den Gegner in Europa, Asien, Afrika, in den Welten Mohammeds und des Buddha um Ansehen und Kredit bringen kann? „Besänftiget wird jede Lebenswelle; der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle". Kein Wölkchen am Himmel. Freunde ringsum. Wo ist die Zeit, da der Ansbacher Yelin die Schrift über „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung" herausgab? Leuchtenden Blickes denkt der Deutsche der Rheinbundstage. Heute kann kein Napoleon mit Möllendorf und Müller in Fritzens Speisezimmer schmausen. Und doch könnte der Rückblick vielleicht nützlichere Erinnerung finden. Warum sah vor hundert Jahren der Julimond Deutschlands Erniedrigung? Weil weder Oesterreich noch Preußen im Sinn ernster Deutschen Vertrauen fand. Weil die Stein und Scharnhorst nicht früh genug auf den Platz kamen, der ihnen gebührte. Weil mündige Völker sich hindern ließen, mit eigener Hand ihr Glück zu schmieden. Dem Korsen schritt der Ruf des Befreiers voraus: drum jauchzten die Besten ihm zu. Kann uns diese Erinnerung nichts lehren? Späte Klage hilft nicht. Poscimur! Können die Deutschen sich nicht selbst regiren, dann verdienen sie das Regiment, das sie so manches Lustrum nun schon auf ihrem Wege hemmt.

✠

Fritz von Preußen.*)

Am sechzehnten August 1786 ist Friedrich der Große gestorben. Es war bezeichnend, wer um ihn trauerte. Nicht seine nächste Umgebung, nicht seine Beamten, seine Offiziere. In der Natur der Bureaukratie liegt es, daß sie sich von großen Persönlichkeiten erdrückt fühlt; zudem war der alternde König ungeduldig und von rauhen Formen; darunter hatten auch die militärischen Befehlshaber, die sich zu keinen Großthaten mehr berufen sahen, zu leiden gehabt. Aber erlagen nicht auch sie vor Allem der lastenden Schwere des großen Mannes? Sanssouci ist der einzige Palast der Hohenzollern, der einen durchaus persönlichen Eindruck macht; noch heute glaubt man, wenn man durch seine Säle schreitet, eine Thür müsse sich öffnen und der König selbst hereintreten. Es ist der Eindruck, den ungefähr schon Goethe gehabt hat, als er im Mai 1778 in Berlin weilte, ohne den König zu treffen, und eben er unter Einbeziehung auch der Umgebung: „Dem Alten Fritz bin ich recht nah worden; da hab' ich sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge, und hab' über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde raisonniren hören." Mit wie anderen Gefühlen begleitete die Menge, die Nation Alter und Tod des Königs! Es war, als ob der Ruhm der Jahrhunderte voraus ertönte. Ritt der Greis nach einer Truppenbesichtigung in Berlin vom Tempelhofer Felde in die Stadt ein, unaufhörlich grüßend, dann war, nach dem Bericht eines Zeitgenossen, „das ganze Rondell und die Wilhelmstraße gedrückt voll Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblößt"; und doch war nichts geschehen: „nur ein dreiundsechzigjähriger alter Mann, schlecht gekleidet, mit Staub bedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagwerk zurück; aber Jedermann wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeite, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt und sie seit fünfundvierzig Jahren auch nicht einen Tag versäumt hatte".

Friedrichs Dasein ist Aktivität gewesen, Aktivität im höchsten Sinn des Wortes, und darum Herrscherinstinkt und Herrschaft selber. Von wie wenigen Königen kann man, gleich wie von ihm, das triviale Wort mit Nachdruck aussprechen: er sei zum Herrscher geboren gewesen! Und Herrschaft hieß ihm Ruhm. „Was würde aus den tugendhaften und löblichen Handlungen werden, wenn wir nicht den Ruhm liebten?" hat er abgeklärten Sinnes im Alter geäußert.

*) Von Lamprechts Deutscher Geschichte erscheint nächstens ein neuer Band. Alle Freunde des Werkes (und ihre Zahl ist in den Jahren der Lamprechthetze noch beträchtlich gewachsen) werden sich der Nachricht freuen. Und staunend hören, daß sie bis Neujahr noch zwei Bände erwarten dürfen. Die Kraft, die dispositive Leistungfähigkeit des leipziger Historikers überrascht immer aufs Neue. Der Schluß des nächsten Bandes (7 II) bringt eine Charakteristik Friedrichs des Großen, die Geheimrath Lamprecht mir für die Leser der „Zukunft", les amis de la première heure, geschickt hat.

„Alle, die sich um ihre Vaterstadt verdient gemacht haben, sind in ihren Handlungen durch jenes Vorurtheil ermuthigt worden. Wohl kann nach unserem Tod unser Ruf uns eben so gleichgiltig sein wie Alles, was beim Thurmbau zu Babel gesprochen worden ist: und doch, gewöhnt, zu leben, sind wir empfindlich gegen das Urtheil der Nachwelt; und die Könige müssen es mehr sein als die Privaten, da Das der einzige Richterstuhl ist, den sie zu fürchten haben. Wer nur ein Wenig Empfindung hat, strebt nach der Achtung seiner Mitbürger; man will mit Etwas glänzen, man will nicht mit der vegetirenden Menge zusammengeworfen werden. Dieser Instinkt ist eine Wirkung der Ingredienzien, aus denen die Natur uns zusammengeknetet hat; ich habe mein Theil davon."

Dieser Instinkt zum Herrschen aber wurde bei Friedrich schöpferisch erst vermöge eines unerbittlichen Hanges zu realistischer Anschauung der Welt. Er ist sein Glück und Unglück gewesen: daher sein Idealismus, den er als aus der Betrachtung der Dinge her im Tiefsten berechtigt erkannte, und daher seine kritische Veranlagung, seine Neigung zum Spott und nicht Weniges von jener erschütternden Verachtung der Menschen, der race maudite, einer Verachtung, die sein Alter bedrückte. Aber diese Eigenschaften wurden durch andere, fast entgegengesetzte, aufgewogen. Friedrich gehörte zu den komplexen Naturen; es schien, als ob alle heterogenen Eigenschaften seiner Ahnen sich in seiner Bildung Stelldichein gegeben und sich dort noch mit den welfischen Eigenschaften seiner Mutter, milderem Sinn, Sinn auch für die phantasievollen Seiten des Daseins, verknüpft hätten. Friedrich war sich dieses Zwiespaltes seines Inneren wohl bewußt. Wenn seit den Zeiten des Individualismus Naturen aufzutauchen beginnen, die, der mittelalterlichen einheitlichen Gebundenheit des Seelenlebens fern, auf die Beobachtung ihrer inneren Differenzen, auf eine Selbstbeobachtung peinlicher Art gestellt sind, Naturen, wie es in Italien schon Kaiser Friedrich II. und Dante waren: so hat Friedrich der Große in Deutschland mit zu den frühsten Menschen dieser Art im reinsten Sinn gehört. Oder sollen wir schon die religiösen Zwiespältigkeiten und Bedrängnisse eines Luther zu den frühen Formen dieser Doppelausstattung rechnen?

Was Friedrich neben mehr realistischen Grundtrieben auszeichnete, war ein außerordentlicher Empfindungreichthum, aus dem heraus er sich, nur durch das souveraine Gefühl geistiger Ueberlegenheit über seine Umgebung (dies Wort im weitesten Sinn genommen), zur Heiterkeit emporschwang. Aber selbst in den freundlichsten, ja, in übermüthigen Stunden blieb ihm Etwas von dieser Zartheit und diesem Ueberschwang der Empfindung zugleich. So wird er uns im äußeren Verkehr geschildert: sprudelnd von Witz und Laune, geschmackvoll und gedankenreich, epigrammatisch und ironisch, voll unerwarteter Einfälle und Spitzen, auch sich selbst nicht schonend: und dennoch von dem unwiderstehlichen Zauber des empfindungvollen Charmeurs, von sanftem Ton-

fall der Stimme, von der ansprechendsten Bewegung der Lippen, auf denen die Anmuth frei sich äußernder Gefühle lag.

Und von diesem Empfindungreichthum war auch sein Innerstes getragen. Wir finden ihn vor Allem wieder auf religiösem Gebiet. Denn Friedrich war von tief religiöser Anlage und eben darum gleichgiltig gegen die Kirchen, die ihm die Religion nicht oder nicht rein zu enthalten schienen. Tief lag in ihm, ein untrügliches Zeichen vollen und zugleich klaren Gefühles, das Bedürfniß nach einem persönlichen Gott; fern stets hat er dem Pantheismus gestanden und der Materialismus eines Holbach war ihm ein Gräuel. Aber freilich dachte er sich seinen Gott nicht mit jeder Kleinigkeit der Weltregirung beschäftigt; in ihm lag Etwas von der ehrfurchtvollen Bescheidenheit Leibnizens, dem ein letzter Verursacher zugleich auch eine causa remota war. Etwas von der Resignation eines durch bittere Erfahrungen bedrückten Gemüthes aber legte sich immerhin auf diesen Glauben seit den Todesstunden des letzten großen Krieges; „Gott kann sich nicht zu uns herablassen", meinte nun der König: genug jetzt, wenn die Vorsehung ihn würdigte, das heißeste seiner Gebete, in welchem er ihr die Zukunft seines Staates anheimstellte, zu erhören: „im Falle, daß sie ihre Blicke zu menschlichen Erbärmlichkeiten herabsenkt".

Es sind diese herben Erfahrungen eines frommen Gemüthes unter dem Druck schwersten Schicksals, die ihn auch zu den wichtigsten Weltanschauungsfragen seiner Zeit, denen der Willensfreiheit und der Unsterblichkeit, in bestimmter Weise Stellung nehmen ließen. Da war ihm der Mensch eine Marionette, nicht, weil er sich nicht frei entschließen könnte, sondern, weil die Verwirklichung seines Willens von „Seiner Majestät dem Zufall" abhängt. Und die Unsterblichkeit? Friedrich zweifelte im Grunde nicht, daß ein „Wiedersehen im Thal Josaphat" kaum zu erhoffen sei; tiefes Vergessen, ewig währende Ruhe: Das ist Alles, was er sich von Atropos' Scheere versprach. Ließ er aber dennoch einmal die Möglichkeit zu, daß der Geist die irdische Hülle überleben werde, so getröstete er sich eines Allerbarmers: denn undenkbar war ihm, daß der Schöpfer auch nur eins seiner Geschöpfe mißhandeln könne.

Aber (und hierin lebte wiederum das andere Theil gleichsam seines Wesens empor) die Seele ging ihm überhaupt nicht in Philosophemen auf, sondern im Handeln; und vom Handeln her hob sich der königliche Sänger in feierlichen Augenblicken fromm, ehrfurchtvoll, dem Geheimnißvollen vertrauend, empor zu den Mächten, die über uns wohnen.

Nicht darfst Du Gottes Weisheit ständig nennen,
Statt Deiner Einsicht Schwäche zu bekennen.
Er, der Allmächtge, setzte Dir die Schranken,
Die all Dein Vorwitz nimmer bringt ins Wanken.
Vielleicht will er durch diese Finsternisse
Demüthgen die Vernunft, die selbstgewisse,

Die schon frohlockte, wenn sie hie und da
Im Streiflicht eine Wahrheit dämmern sah.
Vermessnes Menschenkind, rebellisches Atom!
Wie viel fehlt Dir, daß sich Dein Glück erfüllte
Und Deinem blöden Blicke sich enthüllte
Das ewige Gesetz im Weltenstrom!

Liegt in diesen Worten der Quietismus frommer Resignation? Mit nichten! Wie dem König der Glaube am Ende nichts als die verdichtete Erfahrung menschlichen Handelns war, so führte er ihn zum Handeln zurück. Und Handeln hieß ihm: thätig sein für Andere. Und so ergab sich für ihn als centrale Kraft einer praktischen Frömmigkeit der harte Begriff der Pflicht: und in ihm allein, im Bewußtsein königlicher Pflichten mehr denn königlicher Rechte, hat er geathmet.

Aber selbst in diesen Höhen erschloß sich ihm wieder ein Kreis weitfluthender Empfindung. Gerade nach großen Erfolgen neigte schon der jugendliche König zu weltschmerzlichen Stimmungen, — Stimmungen, die aus der Betrachtung der Geringfügigkeit des Erreichten im Verhältniß zu den erstrebten Idealen hervorgingen. Und diese Neigung wuchs mit den Jahren. Auf eine Beglückwünschung zum ruhmreichen Ende des Siebenjährigen Krieges, dessen letzter Tag der schönste seines Lebens sein müsse, hatte der König die Antwort: der schönste Tag des Lebens sei der, an dem man es verlasse.

Nun aber, in den beiden Jahrzehnten nach dem Siebenjährigen Krieg, kamen sie, die Tage der Einsamkeit. Dahin war die frohe Tafelrunde von Sanssouci; nur mühsam und nie wieder in alter Frische erneuerte sich die potsdamer Gesellschaft. Dazu starben die liebsten Verwandten des Königs, Niemand von ihnen mehr betrauert als der neunzehnjährige Prinz Heinrich, der Sohn des schon 1758 gestorbenen Prinzen von Preußen. „Mein Kind hatte mir das Herz entwandt durch eine Menge guter Eigenschaften, denen kein Fehler gegenüberstand. Ich sah in ihm einen Prinzen, der den Ruhm des Hauses aufrecht erhalten würde. Wenn ich denke, daß dieses Kind das beste Herz der Welt hatte, angeborenes Wohlwollen besaß und für mich Freundschaft empfand, so treten mir unwillkürlich Thränen in die Augen und ich muß den Verlust des Staates und meinen eigenen tief beklagen. Ich bin niemals Vater gewesen, aber ich bin überzeugt, daß kein Vater seinen einzigen Sohn anders betrauert als ich dieses liebenswürdige Kind." Und zogen sich nicht auch sonst die Freunde zurück, bei aller Bewunderung? Bitter sprach es Friedrich aus: „Ich lebe mit der Welt in Ehescheidung und trenne mich von ihr, ehe sie mich verläßt." Aber auch dem unbefangenen Beobachter schien in den letzten Jahren das Bild des Königs „kaum noch der Gegenwart anzugehören, so sichtbar waren die Spuren der Hinfälligkeit in dem zusammengesunkenen Körper und der schlaffen Bewegung der Glieder".

Dennoch gehörte diese Heldenseele der Welt bis zum letzten Athemzug mit jeder Fiber an und suchte Weltliches wie Geistiges mit gleich heißer Sehnsucht umfassend zu beherrschen. Dem Staat galt an erster Stelle ihr Dasein; und dies Dasein war ihr Pflicht. Noch immer residirte der König, wenn auch nur kurze Zeit, während des Winters in Berlin, kehrte dann freilich, mit dem ersten Frühlingssonnenstrahl, in sein geliebtes „Loch" nach Potsdam zurück; noch immer bereiste er seine Provinzen; noch immer erging Befehl auf Befehl über Kleinstes und Größtes vom königlichen Schreibtisch.]

Was aber den König noch frischer erhielt, war im Grunde ein doch noch Tieferes und Anderes: der Verkehr mit den Musen. Kunst und Wissenschaft hoben ihn immer wieder über die Misere der Einsamkeit und den trockenen Gang der Geschäfte in die Höhenluft eines harmonischen Daseins. Und auch auf diesem Gebiet erst werden Charakter und Schicksal des Königs, von den herben Stunden der Jugendzeit bis zu den kalten Tagen des Greisenalters in Sanssouci, ganz verständlich.

Friedrich war in mehr als einer Hinsicht ein frühgeborener Sohn der Empfindsamkeit; und eben aus dem Reichthum seines Gemüthes her hat er den großen Strömungen der deutschen Kulturentwickelung seinen Tribut entrichtet. Allein in dieser Stimmung und Haltung vereinzelt aufgewachsen, zudem in ihr durch alle Härten einer verständnißlosen Erziehung zu frühreifer Klärung und Sammlung vorwärts getrieben, suchte er die geistige Heimath seiner Wahl nicht in dem langsamen Heranreifen seines Volkes aus Empfindsamkeit über Sturm und Drang zum Klassizismus. Und hätte er es denn auch nur zeitlich vermocht? Jenseits von seinem Leben liegen die Höhezeiten jener Dichtung der weimarer Großen. Vielmehr rückwärts gewandt, fand er die Sehnsucht seiner Seele im französischen Klassizismus befriedigt und bewunderte in Voltaire dessen spätesten noch auf Erden weilenden Sendling.

Es war eine Stellungnahme, die er sein Leben lang nicht aufgegeben hat. Nur wurden die aus ihr entspringenden Forderungen mit steigendem Alter immer innerlicher, immer geschlossener. Da kehrte er nun erst recht bei den Franzosen ein und unterhielt sich mit den jüngsten Toten, mit Voltaires Schriften oder Rollins „Geschichte des Alterthums". Da gewann er in immer klarer hervortretendem Fortschritt noch lieber die Alten selbst, las Curtius und Diodor, befragte Seneca und Ciceros Buch „De senectute". Es war die Wendung, die ihn den Anfängen des deutschen Neuhumanismus näher brachte: aus diesem Zusammenhang her grüßte der Greis unbewußt noch das neu erblühende Geistesleben seines Volkes.

Daß er dies Leben freilich ergriffen hätte: wer wollte es behaupten? Scharf muß betont werden, daß schon die Sprache ihn daran hindern mußte. Denn Friedrich las Deutsch nur mit Schwierigkeit und konnte deutschen Texten

eigentlich nur folgen, wenn man sie vorlas. Es war die tragischste vielleicht aller Schlußerscheinungen des Alamodethums und der Französelei des siebenzehnten Jahrhunderts; denn bei seinem von Grund aus deutschen Wesen blieb dem König doch auch das Französische im Innersten fremd; und eins der größten schriftstellerischen Talente der Nation brachte es im Deutschen zu nichts und in französischen Versen nur zum vieux rimailleur tudesque. Das junge künstlerische und literarische Leben aber seines eigenen Volkes sah dieser geistige Anachoret nur von fern; und so vermochte er es nicht zu verstehen. Sein absprechendes Urtheil über die neue Dichtung hat dabei die Zeitgenossen am Meisten geschmerzt: aber er hat auch die Musik der Anfangszeiten eines Gluck, Haydn und Mozart als zu einem Charivari entartet bezeichnet und von dem spärlichen Beginn einer neuen Zeit deutscher Bildender Kunst überhaupt nichts gewußt.

War es aber ein Vorurtheil, das ihn diesen Weg führte? Oder nicht vielmehr eine unerhörte Tragik der Zeitstellung zwischen Individualismus und Subjektivismus, zwischen absolutistischem Hofleben und aufblühendem Bürgerthum? In der Schrift „De la littérature allemande“ liest man die Worte: „Wir werden unsere klassischen Autoren haben; Jeder wird sie lesen wollen, um von ihnen zu gewinnen; unsere Nachbarn werden das Deutsche lernen; die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen und es wird dahin kommen, daß unsere Sprache, verfeinert und vervollkommnet, sich dank unseren guten Schriftstellern von einem Ende Europas zum anderen verbreitet. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nähern sich. Ich künde sie Euch an, sie werden erscheinen; ich werde sie nicht schauen, mein Alter versagt mir diese Hoffnung. Ich bin wie Moses: von fern schaue ich das Gelobte Land, aber ich werde es nicht betreten.“

Und so geschahs. Was Friedrich mit fast prophetischen Worten verkündet hatte, trug sich zu; und sein heiß geliebter Staat führte mit den Mitteln jenes neuen Geisteslebens, dessen Anfänge der große König verabscheut hatte, die ihm von eben diesem König auferlegte Mission weiter: bis sie zu seiner Vorherrschaft in Deutschland und zur Einheit eines neuen Reiches geführt hat.

Leipzig. Professor Dr. Karl Lamprecht.

✻

Sollen wir ihn malen? Fast immer ohne Land, sein Heer oftmals zerstört und unvollkommen wiederhergestellt, die Wunderthaten der Kunst und des Heldensinns umsonst verschwendet, im Kampf mit einer vernichtenden Mehrzahl, mit lastenden Unglücksfällen, ihn allein aufrecht gegen Europa und die lebendige Kraft seiner Seele gegen die Macht des Schicksals! .. Wir hatten Friedrich; er war unser! .. Niemals darf ein Mensch, niemals ein Volk wähnen, das Ende sei gekommen. .. Preußen, unter allen Abwechselungen des Glücks und der Zeiten, so lange nur irgend fromm die Erinnerung bei dem Geist, den Tugenden des großen Königs weilt, so lange nur eine Spur von dem Eindruck seines Lebens in Euren Seelen sich findet, dürft Ihr nie verzweifeln! (Johannes von Müller.)

✻

Unternehmerverbände.

Die Beunruhigung unseres immer gewaltiger pulsirenden Wirthschaftlebens ist allmählich chronisch geworden. Die großen Wirthschaftgebiete, auf denen die Wohlfahrt aller anderen beruht, sind davon natürlich am Stärksten ergriffen worden; und nachdem man durch den Abschluß von Handelsverträgen zu einer gewissen Stabilität, zu einer Möglichkeit gelangt ist, Konjunkturen wenigstens auf eine bestimmte Spanne von Jahren mit Sicherheit übersehen zu können, droht nun eine neue Unsicherheit von innen heraus, drohen höchst unerquickliche Kämpfe, die, auf beiden Seiten mit wachsender Erbitterung geführt, eines Tages auch wohl beigelegt werden, doch immer von Neuem beginnen. Der deutsche Idealismus hat sich darüber beklagt, daß die Interessenkämpfe heute alles Andere überwuchern; Michel vergaß dabei nur, daß Kultur und damit auch Idealismus nur auf gesicherter wirthschaftlicher Basis möglich sind und daß daher zunächst die Interessenkämpfe ausgefochten werden müssen, ehe wir wieder Ruhe und Muße finden können, unseren Idealen zu leben, wie wir in stillerer Zeit thun durften.

Wer die letzten Wirthschaftkämpfe aufmerksam verfolgt hat, erinnert sich, daß die Dinge meist den selben Verlauf nehmen. Die Arbeiter stellen eine Forderung, die, mag sie berechtigt oder unberechtigt sein, in dem selben Augenblick mit größerem Nachdruck vertreten wird, wo eine kräftigere Organisation ihr diesen Nachdruck gewährt. Dann pflegt die Centralstelle dieser Organisation in den Kampf einzugreifen, die Unternehmer lehnen eine Verhandlung mit der Organisation als solcher ab, glauben vielmehr, besonders klug und energisch zu handeln, wenn sie ihr allgemeines Wohlwollen den Arbeitern zwar zum Ausdruck bringen, womöglich auch bereit sind, die einzelnen Forderungen zu bewilligen, aber grundsätzlich eine Verhandlung mit der offiziellen Vertretung der Arbeiterklasse perhorresziren. Die Sache verläuft dann meist so, daß ein Friede geschlossen wird, aber ein fauler Friede, an dem beide Theile nicht recht froh werden. Diese Verbitterung bleibt zurück und über Kurz oder Lang kommen neue Konflikte. Vor diesem heute noch leider meist typischen Entwickelungsgang muß man sich fragen, ob nicht durch eine grundsätzlich andere Behandlung der Arbeiterfragen auch eine andere Entwickelung der Dinge vorbereitet und erreicht werden kann. Wenn es sich lediglich darum handelte, mehr oder weniger graue Theorien für eine solche Aenderung prinzipieller Art zu bilden, dann könnten die Unternehmer, die in erster Linie als Männer der Praxis angesprochen werden wollen, Recht behalten. Aber wer die Entwickelung unseres wirthschaftlichen Lebens mit offenem Auge verfolgt, wird schon seit Jahren beobachtet haben, daß, unter der verständnißvollen Mitwirkung (bis jetzt leider nur einzelner) weitsichtiger Unternehmer, ein Theil der Arbeiterschaft in Bahnen eingelenkt ist, auf denen die Möglichkeit grundsätzlichen Einvernehmens und friedlichen Zusammenarbeitens gegeben ist. Dazu ist freilich die Erkenntniß nöthig, daß auch in unserem Wirthschaftleben und in der Idee des Arbeitvertrages die patriarchalischen Zustände einseitiger Festsetzung einem Konstitutionalismus gewichen sind, den doch auch die Unternehmer, als an der Landesverwaltung und am staatlichen Leben Mitwirkende, nicht missen möchten. Allerdings gehen solche Entwickelungen nur unter schweren Zuckungen des Wirthschaftkörpers vor sich und nur einer über den Dingen stehenden und alle

Möglichkeiten weise vorausberechnenden, nicht zuletzt aber den menschlichen Charakter klug berücksichtigenden Leitung wird ein günstiges Resultat beschieden sein.

Deutschland hat einige industriell besonders intensiv entwickelte Gegenden, aus denen immer Kampfgetümmel herübertönt. An und für sich ist es ja nur natürlich, daß da, wo die großen Arbeitermassen bestimmter Großindustrien konzentrirt sind, auch die Spannung besonders hoch ist. Mit stolzer Genugthuung werden die Leiter dieser großen Industrien auf das Werk ihrer Hände sehen. Je größer der Betrieb, desto stärker die Neigung zu straffer Konzentration und Einheitlichkeit und damit auch eine gewisse (psychologisch erklärliche) Abneigung von den immer wiederkehrenden Forderungen der Arbeiterschaft. Auch in diesen großen Industrieecentren sollte man nachgerade aber ernstlich mit sich zu Rathe gehen, um klar darüber zu werden, ob es nicht Zeit sei, den Anspruch auf selbstherrische Festsetzung der Arbeitbedingungen zu opfern und mit den Arbeitern zu verhandeln, so lange man noch hoffen darf, durch solche spontane That zu friedlicher Entwickelung mitwirken zu können. Im Allgemeinen ist man an diesen Stellen heute nicht geneigt, solche Initiative zu übernehmen: man überläßt sie den großen gewerkschaftlichen Organisationen, die nun, da sie auf dem Weg der grundsätzlichen Verständigung zunächst nichts erreichen konnten, in eine Kampfstellung gegen das Unternehmerthum getrieben werden. So lange der Unternehmer in jeder Gewerkschaft, jedem Arbeitnehmerverband eben einen Feind sieht, kommen wir nicht zum Frieden. Die Industriellen, die sonst so klug sind, thun der offiziellen Sozialdemokratie den größten Gefallen, wenn sie ihr die Gewerkschaften und Verbände immer wieder durch eine kurzsichtige Politik in die Arme treiben und ihr so die Gelegenheit bieten, sich als die einzig wahrhaftige und wirksame Arbeitervertreterin aufzuspielen. Das Klassenbewußtsein hindert den Ausgleich. Mancher Industrielle würde den Versuch, mit offiziellen Vertretern seiner Arbeiter als mit Gleichberechtigten zu verhandeln, nicht scheuen, wenn ihn nicht das instinktive, dem Deutschen zur zweiten Natur gewordene Gefühl hemmte, nicht nur sich selbst, sondern seiner Klasse damit Etwas zu vergeben.

Im Lauf des letzten Jahrzehntes ist in der Arbeiterschaft nun aber eine merkwürdige Gährung entstanden. Nicht von allen organisirten Arbeitern kann man heute noch sagen, sie gehörten mehr oder weniger zur offiziellen Sozialdemokratie und ein auf dem Boden des bürgerlichen Besitzrechtes Stehender könne mit ihnen deshalb nicht verhandeln. Manches, was noch vor wenigen Jahren als unantastbares Dogma im „zielbewußten Klassenkampf" galt, ist jetzt streitig geworden. Praktische Erfahrung und reife Erkenntniß hat gerade den wichtigsten Theil unserer Arbeiterschaft über rein marxische Utopien hinausgeführt. Den stärksten Beweis dafür liefert die bloße Existenz und die Wirksamkeit der Gewerkschaften. Der Glaube, diese Gewerkschaften seien nicht heute noch im Großen und Ganzen sozialdemokratisch, wäre freilich Selbsttäuschung; noch haben wir keine reine Gewerkschaftpartei und so kommen diese Verbände schließlich von selbst dazu, das Interesse ihrer Mitglieder im öffentlichen Leben durch sozialdemokratische Abgeordnete vertreten zu lassen. Je mehr aber der Einfluß der Gewerkschaften nach innen, auf die ihnen angehörenden Arbeiter, wuchs, je deutlicher erkennbar ihr Wesen als das von Versicherungorganisationen wurde, je höher die Verantwortung der Leiter und jedes einzelnen Mitgliedes gegenüber der Gesammtheit und gegenüber dem Gewerkschaftvermögen stieg, um so klarer wurde auch, daß die schroffe Betonung des Klassen-

charakters und des Klassenkampfes, ohne den die Sozialdemokratie nicht denkbar ist, dem Zweck und Sinn der Gewerkschaften als solcher nicht entspricht. Die Unternehmer glaubten zunächst, die ihnen bedrohlich erscheinende Entwickelung der Gewerkschaften und Arbeiterverbände hemmen zu können; ihre Losung wurde: Divide et impera! Die Konzentration, die heute zum Wesensbild unseres Wirthschaftlebens gehört, ist aber auch hier, nicht nur im Lager der Unternehmer, wahrnehmbar: die schwächeren Arbeiterverbände der selben Kategorie unterliegen meist den stärkeren, werden von ihnen aufgesogen und die Entwickelung neigt einem Zustand zu, wo jeder große Berufszweig nur noch durch eine mächtige Gewerkschaft vertreten sein wird. Darin glaubte man ein besonders gefährliches Symptom sehen zu müssen; für ängstliche Gemüther, auch für Männer, die noch immer patriarchalisch über ihre Arbeiter herrschen möchten, mag diese Tendenz wohl auch etwas Erschreckendes haben. Kann der Einzelne, können auch nur die Einzelnen aber diese Bewegung aufhalten? Muß mit ihr, in seinem eigensten Interesse, nicht auch der Unternehmer rechnen? Die Entwickelung unserer Wirthschaft bis zu ihrer heute überall bewunderten Höhe hat weniger Zeit gefordert als je in der Erdgeschichte ein ähnlicher Wachsthumsverlauf; und wie wir immer ermöglicht haben, uns den rasch wechselnden Verhältnissen anzupassen, so ist auch auf dem Gebiete der Arbeiterfragen eine neue Norm gefunden worden, die dem Menschen giebt, was dem Menschen gebührt, und, wenn sie auch Kämpfe nicht ausschließt, doch beiden Parteien den Weg zur Verständigung weist.

Ich will von den Tarifabkommen, den Tarifgemeinschaften sprechen, über die man heute, nach reichlicher Erfahrung, schon urtheilen und denen man nachsagen darf, daß sie sich als ein zur Vorbereitung des sozialen Friedens brauchbares Werkzeug erwiesen haben. Deshalb werden sie auch von der radikalen und offiziellen Sozialdemokratie mit schlecht verhülltem Mißtrauen betrachtet; die Genossen fühlen, daß ihnen von dort ernstere Gefahr droht als von der Bourgeoisie. Für die Sozialdemokratie ist der Kampf der Normalzustand, für die Gewerkschaften, wenigstens für die großen und starken, ein Ausnahmezustand, den sie zu beseitigen trachten, weil sie nur im Frieden die täglich wachsenden Ansprüche, die an sie gestellt werden, befriedigen können. Gerade deshalb haben die Arbeiterverbände sich ja entschlossen, Tarifabkommen über Lohn- und Arbeitverhältnisse mit den Unternehmern abzuschließen. Weitsichtige Unternehmer mußten daraus die Konsequenz ziehen und, zuerst nach Berufen, dann durch Koalition starke Verbände bilden. Das ist selten geschehen. Der straffen Organisation und der praktischen Wirksamkeit der Gewerkschaften hat man nur an einzelnen Stellen eben so starke Unternehmerverbände entgegenzusetzen vermocht. Verbürgt sind die in den Tarifabkommen beschlossenen Sätze, ist ihre unangefochtene Haltung in beiden Lagern aber nur, wenn auf beiden Seiten kräftige Körperschaften ihnen Autorität sichern. Das wird mindestens so lange wahr bleiben, wie die oft ersehnte, oft verheißene Rechtsfähigkeit der Berufsvereine noch immer nicht Ereigniß geworden ist. Daß unsere Gesetzgebung, die sich sonst doch mit allem Möglichen und Unmöglichen befaßt und deren Maschine kaum je stillsteht, auf diesem wichtigsten Gebiet noch immer nichts Positives geleistet hat, ist sehr zu bedauern. Nun haben wir ja sehr starke und einflußreiche Unternehmerverbände; meist aber und gerade in der Heimath der großen, viele Tausende von Arbeitern beschäftigenden Industrien sind diese Verbände immer noch auf einen Patriarchalismus einge-

schworen, der in einer nach freier Koalition verlangenden Zeit nicht mehr lebensfähig ist. Oft sind die Unternehmer selbst weniger schuld als die Herren, die als Beamte die Verbandsgeschäfte führen. Gerade diese offiziellen Syndici oder Generalsekretäre fühlen recht oft das Bedürfniß, päpstlicher zu sein als der Papst, und glauben, durch nachdrückliche Betonung des Unternehmerinteresses diligentiam prästiren zu müssen. Wenn dieser Uebereifer sie nicht blendete, müßten gerade sie (viele von ihnen haben in der Erfassung und Lösung wirthschaftlicher Probleme Vorzügliches geleistet) doch, statt Unhaltbares ohne Spiritus zu konserviren, für die Verbreitung der Erkenntniß wirken, daß unsere Wirthschaftverfassung sich aus einer absoluten in eine konstitutionelle gewandelt hat, und die Unternehmerverbände dieser Wandlung zeitgemäß assimiliren. Dabei kann der Grundsatz, daß für eine gesunde Entwickelung unserer Volkswirthschaft und für die Erhaltung ihrer Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt eine gewisse Ellbogenpolitik der Arbeitgeber unentbehrlich ist, zu unverhülltem Ausdruck kommen; rückhaltlose Offenheit und genaue Abgrenzung der beiden Einflußsphären wird diese konstitutionellen Verhandlungen nur fördern. Voraussetzung ist allerdings, daß auch die Unternehmer Männer bestellen, die fähig und bereit sind, diese schwierige Arbeit zunächst für ihre speziellen Berufsgebiete, darüber hinaus aber im Interesse unserer gesammten Volkswirthschaft zu führen. So lange die Auffassung vorherrscht, nur eine absolutistische Leitung verbürge das Heil und die Existenzmöglichkeit eines Unternehmens, werden die Kämpfe nicht aufhören und von der zunehmenden Verbitterung wird die Sozialdemokratie den Vortheil haben.

Hier liegt eine Aufgabe für weitblickende Unternehmer. Sollte es nicht möglich sein, über das einseitige Klasseninteresse hinweg, das der sozialdemokratischen Agitation die Haupttriebkraft liefert, zu einem Ausgleich der Klassengegensätze in höherer kultureller Einheit zu gelangen? Die Probe auf das Exempel ist durch die Wirksamkeit mancher Tarifabkommen schon gemacht; nirgends mit mehr Glück als im deutschen Buchdruckgewerbe, wo die Tarifgemeinschaft Arbeitgeber und Arbeitnehmer bindet und selbst gegebene Gesetze seit zehn Jahren den Frieden ohne nennenswerthe Störung bewahrt haben. Das Beispiel gerade dieser Tarifgemeinschaft zeichnet den Weg vor, auf dem auch in anderen Gewerben eine dauernde Einigung möglich werden kann. Der zuletzt im Jahr 1901 auf fünf Jahre abgeschlossene Vertrag läuft im Herbst ab. Daß er sich als so wirksam bewährte, hat in patriarchalisch gestimmten Unternehmergemüthern ängstliche Beklemmungen verursacht; besonders im Saarrevier, wo der Nietzscheschüler Dr. Tille die Geschäfte des Unternehmerverbandes der Saarindustrie führt. Um die Propaganda, die diese Tarifgemeinschaft durch ihr Beispiel macht und deren Erfolg auch in anderen Gewerben fühlbar werden könnte, zu hemmen, hat die Großindustrie des Saargebietes beschlossen, alle Druckereien zu boykottiren, die sich zu dieser Tarifgemeinschaft bekennen. Die Unternehmer haben also ein Mittel angewandt, das sie selbst sonst (und mit Recht) grundsätzlich verwerfen. Nun ist freilich die Tarifgemeinschaft des Buchdruckgewerbes viel zu fest stabilirt, als daß sie den Versuch eines solchen Boykotts tragisch zu nehmen brauchte; für den Volkswirth, den Politiker, den Sucher sozialen Friedens ist es aber betrübend, zu sehen, daß Männer von hervorragender Intelligenz eine gesunde Entwickelung so unklug zu stören trachten. Wenn Herr Dr. Tille, statt seine ganze Verstandesschärfe und Energie auf den Kampf gegen die Tarifgemeinschaft des deutschen Buchdruckgewerbes zu verwenden, auch auf dem seiner Obhut anvertrauten Verbandsgebiet Unter-

nehmerorganisationen schüfe, die bereit sind, eben so offen und loyal mit ihren Arbeitern zu verhandeln, wie es die Druckereibesitzer gethan haben, dann würde er seinen Auftraggebern und der Gesammtheit einen großen Dienst leisten; dann könnte auch in den großen Arbeiterverbänden viel schneller noch als bisher die Erkenntniß reifen, daß nur auf dem Wege der sozialen Entwickelung ohne Klassenkampf eine bessere Zukunft für unsere nationale Arbeit zu erreichen ist. Der Centralkommission der Gewerkschaften müßte eine an Kraft und Kompetenz gleiche Centralkommission der Unternehmerverbände gegenüberstehen. Gerade hier sind besonders für die ersten Stadien dieser Entwickelung men nöthiger als measures. Männer, die, über den uns als ewige Krankheit anhaftenden Kastengeist und Klassenhochmuth hinweg, bewußt am Werk einer höheren kulturellen Einheit auch für unser Wirthschaftleben arbeiten.

Hannover-Burgwedel. Dr. Max Jänecke,

Mitglied des preußischen Landtages.

Mukden.

Die Nacht schien stürmisch und bedrohlich werden zu wollen. Mit ihrem ungeschlachten, wie die Sünde schwarzen, aus Wolkenhaufen, Kälte und Finsterniß bestehenden Körper lag sie auf Mukden. Ein schneeloser Winterwind, der die Kleidung und den Körper wie mit einer Unzahl kalter glatter Nadeln durchbohrte, heulte und brauste in der finsteren Weite wie ein Thier, das sich von der Kette losgerissen hat und vor Wuth brüllt. Bald pfiff er in den Tiefen der Nacht und rauschte wie ein entfernter Wald, bald rückte er wie ein riesiger Eisenbahnzug heran, flog als breite, feste Wand mit Getöse und Geheul einher, schlug im Anlauf auf die Erde, erhob sich, lief durch die Gassen, polterte in unsichtbaren Thoren, klopfte an stille, verborgene Häuser, rüttelte an den Aushängeschildern chinesischer Läden, Apotheken und Garküchen. Dann flog er weiter, pfiff und heulte in der Ferne. . .

Mukden schlief. Schon längst war das unruhige Geknarr der zweirädrigen Karren verhallt; kein betäubendes Peitschengeknall mehr, kein Wiehern von Eseln und Mauleseln. Verschwunden war der bunte, geschwätzige Schwarm der langzöpfigen Söhne des Himmels, die kauften und verkauften, ritten und zu Fuß gingen, arbeiteten und feierten. In den breiten, graden Straßen lag Finsterniß, wirbelten Windstöße, sah man kaum die schweigenden, kahnförmigen Dächer und die schweren Thürme der Innenthore, von denen ein Wächter den Sonnenuntergang mit den schrillen Tönen langer, kupferner Trompeten anzeigt; zwei Reihen hoher, mit Lapis-Lazuli bedeckter, vergoldeter und versilberter Säulen, oben mit gemustertem Gitterwerk aus Drachen, Schlangen und vertrackten Buchstaben gekrönt, die die Tugenden der Kaufleute und die Vorzüge ihrer Waaren preisen, rücken Einem lautlos entgegen und ertrinken in der Finsterniß der Straßen. Da ist in einer Thür eine schmale goldene Ritze entstanden und durch die Wand dringt ängstliches Knarren und leises Summen: ein armer Weber, der, über seinen Stuhl gebeugt, die Nacht durch Arbeit verkürzt. Da schimmert hinter einer Ecke in einem trüben kleinen Fenster röthlich gelbes Lampenlicht; ein kahler, glatter Schädel, wie eine Kugel aus Elfenbein, darunter eine riesige Schildpattbrille: ein alter Juwelier setzt für die Tochter eines dicken Würdenträgers Amethysten und Türkise in eine

Schmetterlingshaarnadel; aus der Papierlaterne eines Polizisten schimmert mattes Licht mit schwarzen Figuren; über der Laterne zeigt sich ein schwarzrother Ring und darüber bewegt sich ein bronzefarbiges, breitknochiges Gesicht mit thierischem Späherblick schräger Schlitzaugen. Da dringen Fetzen von Tönen einer weinerlich singenden dreisaitigen Geige und die lauten Schläge eines kleinen Gongs herüber: eine gelbhäutige Priesterin der Liebe bethört mit ihrem Zauber einen aus der Umgegend zugereisten Witwer. Und wieder ist Alles finster und öde, wieder ein Chaos von Wolken, Dächern, Thürmen und Säulen; und Wind . . Wind . . .

Mukden, das von Unruhe, Licht und Geschrei ermüdete, schlief. Sie konnten aber nicht schlafen, hatten kein Recht dazu und gingen schon manche Werst. Den ganzen Tag hatten die Soldaten sich auf der Station in einer der zahllosen Kanzleien abgequält, in die sie vom Schlachtfelde gekommen waren und von wo sie einen Transport begleiten sollten. Hier aber regirte und kommandirte Alle ein Papier, ein Fetzen beschriebenen und mit Stempeln versehenen Papiers. Und die drei erschöpften, müden und hungrigen Soldaten wurden zurückgeschickt, weil das von ihnen überbrachte, gar nicht so wichtige, auf dem Schlachtfeld ausgefertigte Papier nicht so abgefaßt war, wie eine Kanzleivorschrift es verlangte. Das Papier strafte die Menschen, denen nun bevorstand, sich in der Finsterniß und in der bitteren Kälte ohne Essen und Trinken fünfundzwanzig Werst weit zu schleppen. Und die drei Soldaten schlenderten aufs Gerathewohl durch die riesige fremde Stadt; Blei an den Füßen, im Herzen wehe Müdigkeit, die Wuth eines Hundes, der die Hand des prügelnden Herrn leckt, und den unbezähmbaren Wunsch, sich auf ein niedriges warmes Bett zu legen und einen tiefen, gleichmäßigen Schlaf zu thun, den kein Kanonenschuß, kein Schrei stören kann. Aber der Soldaten wartete ein unangenehmer Weg und ein Lager in kalten Erdhöhlen. Sie schritten dahin, von der Kälte gekrümmt, und legten die mit jeder Werst schwerer werdenden Gewehre von einer geschwollenen Schulter auf die andere. Im Innern aber hob und senkte sich Etwas, wie die toten Wogen des schaukelnden Meeres, wälzte sich Etwas hin und her und fletschte die Zähne, wie ein wildes Thier. Der Sturmwind sang sein rauhes Lied über ihnen und jagte finstere, unbestimmte Haufen vor sich her. Da bewegte sich noch einmal eine schwarze, weite Oeffnung auf sie zu: es war der Durchgang des fünften Innenthurmes. . . Kaum wollten die Marschirenden in die Oeffnung untertauchen, als drüben zwei blinzelnde, helle Augen aufflammten: statt der Pupille war da ein Lampenflämmchen, das Weiße des Auges ersetzten vernickelte Scheinwerfer, die Büschel zitternden, weißen Lichtes auf die wie von Blattern zerfressenen, schmutziggrünen Wände warfen. Schallendes Getrappel von Füßen in leichten Pantoffeln, schneller, keuchender Athem, zitternde Laternen, ruhiger Schlangenlauf der Räder mit Gummireifen. . . Die Soldaten hatten kaum Zeit, auf die Seite zu treten und einem Rikscha Platz zu machen, in dessen Wägelchen ein Offizier mit verschneiter Pelzmütze hin und her schaukelte.

Die Pelzmütze schaukelte stärker; plötzlich traf ein döſiger Ruf die Soldaten und gröhlte im Thurmgewölbe: „Still gestan . . . Wer da? Zum Teufel!"

Es roch metallisch nach ordinärem Branntwein. Der Rikscha blieb stehen und athmete wie ein erschöpfter Karrengaul mit dem ganzen Körper. Es war, als könnte man hören, wie das Herz in seiner Brust und das Blut in den Adern schlug. Die Pelzmütze schaukelte wiederum und fragte hölzern und stotternd: „Vo . . . Von welchem Rrement? Na?!"

„Hundertsiebenundzwanzigstes Donregiment, Herr Lieutenant . . .“

„Ah . . . Schert Euch fort! Vorwärts, Kerl!“ Darauf folgte ein Faustschlag in den Rücken. Der Rikscha schrie bös und kläglich auf. Das Wägelchen zitterte. Die schneeweiße Pelzmütze und der schnelle Athem des Menschenpferdes entfernten sich. Zitternde weiße Lichtbündel liefen den Weg entlang und rissen gleichsam aus den Armen der Finsterniß und Kälte bald einen vergoldeten und geflügelten, geschweiften, stachligen Drachenrücken, bald grüne und blaue Ladenthüren mit bunten Inschriften, bald graue Vertiefungen im Weg, bald Fenstertheilchen, in deren Scheiben feurige Thränen aufleuchteten und herabtropften . . .

„Was wollte er von uns?“ fragte verständnißlos und leise der vorausschreitende Soldat, ein kleiner, blonder, lockiger Bursche mit schmalem Mädchengesicht.

„Besoffen! Den Herren gehts zu gut!“ sagte deutlich und eindringlich ein Anderer, ein langer Schwarzer mit Adlernase. Seine Stimme klang gebieterisch und hatte ein dumpfes Rollen, das der Redende zu mäßigen und zurückzuhalten suchte, wie ein Reiter sein Pferd.

Sie schritten durch den Thurm und wandten sich nach rechts. Hier war die Straße schon breiter, wurden die Windstöße mächtiger. Sie warfen Einen fast um; man mußte sich mit der Brust dagegenstemmen. Unsichtbare Thore stöhnten, Aushängeschilder schlenkerten in der Finsterniß, Ketten aus schwarzgelben Dreiecken und Kreisen am Eingang zu Apotheken und mit langen bunten Papierstreifen beklebte Siebe am Thor der Gasthäuser. Es war, als ob da Jemand mit knöchernem Finger klopfte, schnalzte und sich bemühte, die Vorübergehenden zu packen.

„Unsereins wird wegen solchen Dreckes überall herumgejagt“, meinte wieder der Blonde; und aus seinen Worten klang zornige Empörung. „Denen da ist Das ganz schnuppe!“

„So gehts mal in der Welt!“ sagte der lange Schwarze, wie vorhin deutlich und eindringlich. „Was der Eine darf, darf der Andere nicht. Hast den Rikscha gesehen? Der schindet sich den lieben langen Tag wie ein Karrengaul, verdient im Schweiße seines Angesichts eine Kopeke und muß dafür jeden Betrunkenen, der ihn in den Rücken stößt, schleppen. Einer reitet auf dem Anderen.“

„Ist denn Das nach Deiner Meinung richtig?“

„Ueberleg' doch mal: wer ist eigentlich der richtige Arbeiter: der Rikscha, wenns auch ein Chinese ist, oder Der mit Sporen?“

„Verfluchtes Leben! Meiner Tage kein Ende!“ Der Lockenkopf antwortete nicht direkt auf die Frage und schlug, als wenn ein Tisch vor ihm stände, mit der Faust vor sich nieder.

„Ja . . . Ich will Euch noch was sagen: Habt Ihr gehört, wie unsere Verwundeten nachts von Sadepu gebracht wurden? Da kamen sie in ein kleines Dorf; bei viehischer Kälte. In dem Dorf aber lag der Divisionär mit seinem Stab. Da wurde ihm gemeldet: Unsere Verwundeten erfrieren, die Träger sind matt; wollen Sie uns nicht das Dorf überlassen? Nu natürlich: Nein und wieder Nein! Da zogen sie denn ab. Sollen sehr Viele erfroren sein. Daraus folgt nun, daß Jeder ein Recht hat: nämlich zu sterben, wo er will; ein anderes aber giebts für uns nicht.“ Er sprach ruhig und gleichgiltig. Doch seine kalten, deutlichen Worte fielen wie Tropfen geschmolzenen Zinns in die dunklen, gequälten Seelen seiner Gefährten und in ihnen siedete Etwas auf, wie brennendes Harz.

„Sind wir Hunde?“ stöhnte der Lockige. „Verflucht! . . .

„Ja, wir haben schon allerlei Frechheiten gesehen. In Rußland hat man uns nicht gefragt: ‚Willst Du gegen die Japaner Krieg führen und muthig drauflosgehen?‘ Ich meine: wir müssen nur erst etwas klüger werden, daß wir entscheiden, wer die Henne ist und wer das Ei!“

„Reg Dich nicht auf, Andrej!“ meinte der dritte Soldat, ein stämmiger, bärtiger Mann; und fügte unruhig hinzu: „Wird da nicht geschossen?“

Durch den Sturmwind drangen leise, dumpfe Schläge und schwammen in der Höhe dahin. Es war, als würde irgendwo mit großen, dick mit Filz umwickelten Hammern auf Erz geschlagen. In unbekannter Ferne begann der Kampf: und vielleicht starben dort schon Menschen. Die Soldaten schrakeu auf. Dann ging Jeder in sich, vertiefte sich in seine qualvollen, zornigen Gedanken, in das bange Räthsel, das Andrej aufgegeben hatte; und horchte auf die dumpfen Schläge.

— —

Zwei qualmende Laternen beleuchten trüb eine weiße Tafel mit rother Inschrift: „Restaurant Dalnyj. Cabinets particuliers.“ Ein paar glänzende Goldstreifen legen sich durch die Luft schräg auf den Boden. Sechs, sieben Rikschas dröseln in Erwartung von Fahrgästen, wie kleine Kinder zusammengerollt, in der Tiefe ihrer Wagen. An einer Stange klatscht eine dreifarbige Fahne und läuft und läuft fortwährend auf einer Stelle. Feines Gläserklingen, Klappern von Tellern und Messern, hastige Schritte und disharmonischer Lärm und Gespräch dringen herüber.

Mürrisch nach dem Fenster hinschielend, schreiten die Soldaten schnell vorüber. Jeder fühlt, daß dieser fröhliche Klang, das warme Zimmer, der fette Geruch einer scharfgewürzten, wohlschmeckenden Brühe sie unwiderstehlich anzieht, lockt und schrecklich erregt und daß Körper und Geist unsinnig nach Speise und Ruhe gieren. Sie wenden sich links in eine Gasse, in der Wirthschaftgebäude stehen und die schwärzlichen Ueberreste verbrannter Häuser den Boden bedecken. Aber auch hier stoßen die Soldaten auf einen glänzenden Lichtstreifen, der aus einem kleinen Fenster über die Gasse mitten zwischen zwei schwarzverkohlte, an ein Grabdenkmal erinnernde Säulen geworfen wird. Das Fenster ist mit einem seidenen Tüllvorhang halb verhängt, hinter dem sich die Köpfe der Sitzenden und die ganzen Gestalten stehender Herren und Damen abzeichnen. Laut und doch weich knallt ein Pfropfen; weibliches Lachen dringt hinaus und zittert wie Glasperlen. Dann hört man halblautes Sporenklirren . . .

Die Soldaten bleiben unwillkürlich stehen und treten, von krankhafter Neugier getrieben, hinter die verbrannten Säulen, von denen der Schrecken von Rauch und Feuer ausgeht; hier, von einer Erhöhung herab, bohren sie ihre Blicke in das Fenster.

Da sind drei Männer, Offiziere in aufgeknöpften Dragonerröcken, und zwei Weiber. Das Gesicht der Einen, die ein himmelblaues Kleid mit weißen Spitzen trägt, ist nicht sichtbar, da sie sich mit ihrem ganzen Körper gegen einen älteren Offizier lehnt, der mit dem Rücken gegen das Fenster sitzt und das blaue Frauenzimmer auf dem Schoß hat. Ein blasser, junger Offizier mit blondem, an beiden Enden aufgedrehten Schnurrbart gießt langsam Champagner in schmale, hohe Pokale, von denen topasfarbige Funken ausstrahlen. Der dritte Offizier, ein fetter, kahlköpfiger Herr mit goldenem Pincenez, steht daneben, hat die Daumen in seine Reithosentaschen gehakt und wippt sich lächelnd auf den Hacken. Auf dem Tisch,

zwischen Tellern mit Früchten, halbleeren Gläsern und angebrochenen Konservenbüchsen, hockt eine rothlockige Schöne mit dunklen, umschatteten Augen im ponceaurothen japanischen Schlafrock mit Goldstickerei. Sie bewegt die entblößten, rosigen Arme und singt mit brennendrothen, Küsse heischenden Lippen ein Lied. Die Worte sind nicht zu unterscheiden, sind vielleicht überhaupt nicht zu verstehen; aber es ist ein schamlos freches Lied, ein Lied satter, fauler, selbstzufriedener Wesen, ein Lied des Geldes und des Weines, ein freches Gelächter und eine Herausforderung der Armen, die erschöpft in den öden, kalten nächtlichen Straßen umherwandern. Und von den Worten, die aus den brennenden Lippen des rothhaarigen Frauenzimmers fliegen, lachen die Blicke der Offiziere und über die Gesichter läuft ein wollüstiges Zittern. Das schamlose Lied schwebt, von gleichmäßigen Bewegungen der nackten Arme begleitet, dahin; schwebt und schwirrt wie ein Glasschmetterling gegen die Scheiben, als wolle es hinaus zu Denen, die sich hinter den verkohlen Säulen verstecken, als wolle es in ihren Ohren die entfernten Schläge der in Filz gewickelten Hammer übertönen . . .

„Da zechen die Herren für fremdes Geld und hier sterben Menschen vor Kälte!" In hartem Ton flüsterts der Schwarze zwischen den Säulen hervor.

Der Stämmige mit dem Barte knurrt mürrisch: „Zu Hause verreckt das Vieh vor Hunger"; und schimpft leise.

Das ponceaurothe Frauenzimmer winselt wie eine Geige, beugt sich zurück und stößt mit einer schamlosen Bewegung ihres hübschen, in einem feinen Pantöffelchen steckenden Fußes dem fetten Offizier das Pincenez von der Nase. Dröhnendes Gelächter ertönt. Der Offizier packt mit einer Hand die rothlockige Schöne, mit der anderen hebt er einen Pokal mit funkelndem Champagner in die Höhe und beginnt, irgendwas zu reden.

Der junge Soldat draußen zittert und wird bleich wie der Tod. Seine Lippen schließen sich ohne jeden Laut fest zusammen und seine Hände heben langsam das Gewehr. Da legt sich die schwere Hand des Schwarzen auf die Schulter des Lockigen. Leise, doch gebieterisch spricht der Schwarze: „Warte! Ich schieße besser. Warte, sage ich." Und seine Worte gehen in pfeifendes, haßvolles Flüstern über.

Das Gesicht des Soldaten wird im Lichtstreifen fürchterlich. Die Brauen schieben sich am Nasenrücken zusammen. In seinen Augen glänzt etwas unerbittlich Kaltes, Stahlscharfes. Im Nu hat der Schwarze angelegt: und ein Schuß durchschneidet die Luft mit feuriger Peitsche, klatscht dann und dröhnt in den Ohren. Und durch den Pulverrauch kann man sehen, wie der Pokal in den Händen des Offiziers schwankt, wie der Wein verschüttet wird, wie ein paar Hände ungeschickt vorwärts in die Luft greifen und wie die rothen, blauen und schwarzen Flecke von Kleidern und Menschen sich vermischen und hin und her laufen . . .

Wieder herrscht tiefe Finsterniß. Windstöße. Immer häufiger werdende Schläge der großen Hammer. Die Soldaten laufen mit angehaltenem Athem durch dunkle Gassen und verstecken sich immer tiefer in die geheimnißvollen Schluchten der riesigen Stadt. Und es ist, als laufe, heulend und pfeifend, die Finsterniß selbst mit ihnen; und die ungeheuren Wolkenhaufen, die Häuser, Säulen, Kanonen- und Flintenschüsse da draußen: Alles läuft mit . . .

Das Unwetter wüthet nicht schlecht. In der Tiefe der Nacht krähen die ersten Hähne. Sie grüßen den Tag, mit dem die Gräuelzeit von Mukden beginnt.

Konstantin Alexandrowitsch Kowalskij.

Die Dämonen.

Die Dämonen. Roman von F. M. Dostojewskij. Deutsch von E. K. Rahsin. München, R. Piper & Co.

Die russische Dichtung ist die Dichtung eines jungen Volkes. Nicht das Alter, sondern die Gluth, die Unausgebranntheit der Seele entscheidet über die Jugend der Völker. Ursprünglich sind alle Völker gleich alt und gleich jung. Ein noch heute junges Volk aber, wie das russische, ist nach wie vor der Erde und dem Chaos nah. Für seine Seele ist noch Alles Räthsel und Geheimniß in der Welt und der Mensch selbst eine dunkle Sehnsucht nach Schauen und Erkennen. Die Mystik des russischen Volkes: die ist seine Jugend, die ist seine Primitivität, aber auch seine Kraft und die Ekstase, mit der und in der es sich einst hinausringen wird über sich selbst; in dieser Mystik allein liegt seine Zukunft und seine Bestimmung. Die innere Kultur Rußlands wird immer nur eine religiöse und, wenn man das Wort nicht scholastisch, sondern menschlich versteht, sogar nur eine theokratische sein können. Der Germane wird vorher die vielleicht größte äußere Kultur schaffen, die je die Erde gesehen: geistig ist er der geborene Ideenträger und oft noch kann er als Plato oder Kant wiederkehren. Aber geborener Glaubenskünder ist heute allein der Slave; und nur eine slavische Mutter könnte, wenn es dereinst Abend geworden in der westlichen Menschheit und der Germane sich ausruht, aus der östlichen Welt noch einmal Buddha oder Jesus gebären.

In der Mitte der russischen Dichtung steht Dostojewskij. Er ist das centrale Genie Rußlands: Genie im allerhöchsten schöpferischen Sinn eines Mannes, der nie vor ihm Dagewesenes aus dem Boden schlägt. In Dostojewskij ist der russische Volkscharakter zum ersten Male zur verkörperten Weltanschauung, zu Wort und Sprache und als ganzes Lebenswerk zu einem einzigen großen Epos geworden. Aehnliches ließe sich freilich auch von Tolstoi sagen, aber Tolstoi ist neben Dostojewskij doch mehr der Ausdruck der slavischen Ruhe, des stillen, schweigenden, eben erst aufhorchenden Landes, des schweren und noch stumpfen, aber in seiner Stumpfheit urgesunden und Zukunft witternden Bauernthumes. Dostojewskij dagegen ist der Ausdruck des russischen Wahnsinns, der Tragoedie im Slaventhum, die Fleischwerdung all seiner mystischen Verinnerlichung und hektischen Geladenheit. Dostojewskij hat, wie Tolstoi, das Epos des russischen Lebens geschaffen; aber er hat es großartiger gethan. Er hat dieses russische Leben nicht nur mit einem unerschauten Gestaltenreichthum ausgestattet, der ganz Rußland, der das ganze Slaventhum in all seinen verschiedenen Nationalitäten, Kasten und Typen, vom einfachen Muschik bis zum petersburger Aristokraten, vom Nihilisten bis zum Bureaukraten, vom Verbrecher bis zum Heiligen, in tausend Nuancen umfaßt: Dostojewskij hat noch mehr gethan, hat ihm auch die Offenbarung einer bewußten russischen Weltanschauung gegeben.

Dostojewskijs eigentliche That ist, daß er Rußland eine Mythologie geschaffen hat; dem modernen Rußland eine moderne, eine naturalistische, eine psychologische Mythologie, herausgeholt nicht aus den Nebeln der Vorwelt, sondern aus denen der Seele. Die Mythologie eines Volkes ist die Verkörperung seines Urwesens in Urfiguren: in dieser Weise mythologisch aber kann in jedem Augenblick in der Entwickelung eines Volkes geschaffen werden; es kommt nur darauf an, daß man seine innerste Wahrheit über sich selber aus ihm herausschöpft. Auch die Götter entsprangen einst

leibhaftig und gegenwärtig einem Menschenauge, dem ersten, das sie in innerer Phantastik erschaute, und sie lagen nicht etwa um ganze Schöpfungringe genetisch zurück, wie die Menschen dann später glaubten. Trotzdem wird in der Regel die Mythologie eines Volkes an seinem Anfang, an der Wende von seiner vorgeschichtlichen zu seiner geschichtlichen Zeit liegen: sie ist das Erste, was das Volk sich schafft, und sie ist zugleich die Schicht, auf der es dann weiterschafft. Fast alle großen Nationalliteraturen bauen sich denn auch auf solcher mythologischen Vorarbeit auf, die einst schon die Ahnen in unbewußter Dichtung geschaffen haben. Bei dem russischen Volk ist Das nicht der Fall: es besitzt nur die Geschichtberichte seiner Chroniken und dann wohl auch reiche Sagen und Märchenwelten, aber doch kein centrales Nationalepos im Sinne etwa der Ilias und der Nibelungen, kein grandioses Panorama seiner Vorzeit, in dem seine Ueberlieferungen und Sinnbilder, seine Nationalhelden und Nationalstoffe zusammengeschmolzen wären. Eben deshalb hat auch die russische Dichtung, wenn man sie auf ihre Ursprünge hin ansieht, immer etwas Basisloses; die Fundamente scheinen zu fehlen. Das wurde erst von Dostojewskij ab anders. Vor ihm hatten Puschkin und Lermontow sogar noch in romantischen Formen den russischen Ton gesucht. Jetzt holte Dostojewskij, nach Gogols Vorgang, all das Jahrhunderte lang Versäumte nach, stellte breit und mächtig eine russische Typologie auf und gab so, indem er das russische Leben in seinem naturalistischen Nationalcharakter ergriff und bis auf seinen mystischen Untergrund aufdeckte, auch der russischen Dichtung ein für alle Mal und endgiltig ihren Nationalcharakter. Wie französische Dichtung immer skeptisch, deutsche Dichtung immer idealistisch ist, so wird russische Dichtung immer naturalistisch-mystisch sein, — oder sie wird nicht russisch sein.

Der Grund der ganzen Erscheinung, warum sich das russische Volk kein Nationalepos geschaffen, mag erstens in der überstark partikularistischen, beständig decentralisirenden Rasseentwickelung gelegen haben: man bedenke nur, daß unter einem Dutzend anderer Nowgorod, Kiew, Moskau und schließlich Petersburg die wechselnden, den Entwickelungsgang kreuz und quer, bald nach Norden, bald nach Süden, verschiebenden Entwickelungmittelpunkte gewesen sind, und zwar unter ganz anders großen Entfernungen und tragischen Umständen, als wir sie etwa in Deutschland gehabt; denn unsere Entwickelung ist, gegen die russische gehalten, eine durchaus ruhige gewesen. Dann aber lag auch viel Schuld im russischen Nationalcharakter selber, in der ganzen Monotonie der slavischen Lebensstimmung. Der Slave träumt, aber handelt nicht, sein Weltbild ist monistisch, nicht dualistisch, das Sein ist für ihn Fatum, Verhängniß, nicht Wille und Gegenwille, ist Gefühl, nicht That. Das Alles konnte im einzelnen Volkslied lyrisch ausströmen, aber niemals in wilden Szenen und unter gewaltigen Kontrasten sich plastisch zusammenballen. Gewiß weitet sich in der russischen Wirklichkeit diese Lyrik unwillkürlich zum Epos, zum Epos der Steppe, der Ferne und der Grenzenlosigkeit. Aber eben dies Epos ist dann so riesengroß und ungeheuer, daß es alle Tragoedien wie Winzigkeiten verschlingt und schließlich doch immer nur die Lyrik zurückbleibt. Dennoch ist auch für den Slaven, wie für jeden Menschen, das Leben Kampf und damit Drama: nur daß dieses Drama sich bei ihm viel kontemplativer, quietistischer, eben psychologischer abspielt. Selbst wenn es sich in rasenden und sogar gräßlichen Thaten ausrollt (wie bei Dostojewskij immer), selbst dann ist noch der Hintergrund die

Seele, ist das Motiv ein inneres, kein äußeres, ist das Heldenthum verschwiegen und still nach innen gekehrt und nicht etwa die starke und über sich klare Heroik des Westeuropäers. All diese Züge russischen Volksthumes aber kehren im Schaffen Dostojewskijs wieder: Tragoedie jagt Tragoedie, doch die ewige Epik des Slaventhumes nimmt sie auf, und was schließlich am Tiefsten wirkt, ist die Lyrik.

In der Wirklichkeitmythologie, die Dostojewskij geschaffen, ist die Mystik das Bedeutsame für Rußland, doch die Wirklichkeit, die besondere Art, in der Dostojewskij Wirklichkeit gegeben, ist das Bedeutsame für die Welt. Unter den Dichtern des neunzehnten Jahrhunderts gehört er zu den ganz Wenigen, die nur Neues, die nur nach vorn, nur in ständigem unterirdischen Zusammenhang mit der allgemeinen Civilisationentwickelung geschaffen haben. Für ihn gab es keine Tradition mehr: nicht die „schöne" Tradition der Antike noch die „wilde" irgend einer Romantik. Die einzige Basis, auf der sein Werk ruht, ist seine Zeit. Der moderne Zug allein hätte noch nicht genügt, um Dostojewskij seine überragende Stellung zu geben und den großen Epikern anzureihen. Modern waren auch schon die englischen Realisten des achtzehnten und die französischen Realisten des neunzehnten Jahrhunderts: Defoe, Balzac, Flaubert, Zola, Maupassant. Aber es war immer noch erst eine mehr sachliche, unpersönliche, einfach berichtende Modernität. Einzig Goethe grub den Realismus mehr in das Seelische und Ewige ein, dadurch, daß er ihm den Grund der Natur und der aufkommenden Naturwissenschaften legte. Doch erst Dostojewskij ist noch weiter gegangen und hat, nicht mehr als halber Romantiker wie Tolstoi, sondern als ganzer Naturalist gezeigt, wie auch das moderne Leben wieder seine Mystik und seine Phantastik hat. Realistisch von diesem modernen Leben erzählen, sogar mit noch vollerer, runderer, körperhafterer Gestaltungskraft, als sie Dostojewskij besessen, der bei der Zeichnung selbst der deutlichsten Charaktere stets etwas Gespensterhaftes behielt, dabei wuchtig und breit in der Ausführung: Das konnte auch Tolstoi. Aber das moderne Leben in seiner inneren Dämonie ergreifen, mit seinen neuen Schönheiten und Häßlichkeiten, seinen neuen Sittlichkeiten und Unsittlichkeiten, und den Naturalismus, statt ihn etwa gar zur Kopie zu erniedern, in Vision wieder auflösen: Das konnte erst Dostojewskij.

Die „Dämonen" haben von dieser inneren Dämonie ihren Namen. Sie zeigen, mit welcher Macht und Unheimlichkeit sie in der Staats- und Gesellschaftauffassung des Russen durchschlagen kann. Dostojewskij hat fast in jedem seiner Bücher ein Sondergebiet russischen Seelenlebens aufgedeckt und hell gemacht. „Verbrechen und Strafe" (Raskolnikow) war sein moralkritischer und der „Idiot" war sein ethischmystischer Band. Die Dämonen, 1871 bis 1872 geschrieben und der dritte in der Reihe seiner großen Romane, sind sein revolutionäres Epos. Das politische und soziale Gebiet ist gewissermaßen das mittlere und vermittelnde, das der slavische Ideologe auf seinem Wege zum religiösen und theokratischen trifft. Die Sehnsucht des Slaven ist: gut zu sein und Gutes zu thun, schuldlos zu sein und alle Menschen zu lieben. Die Macht, die ihn daran hindert, ist der Staat. Und doch, sieht er ein, könnte gerade ein vervollkommneter Staat an dieses Ziel führen. Zu dem politischen Utopismus, der sich bis zur politischen Mystik steigern kann, kommt die Minderwerthigkeit und Unwürdigkeit des staatlichen Gefüges, in dem das Slaventhum vorläufig politisch repräsentirt wird: des russischen Reiches. Nicht nur Schwärmerei, auch Freiheit und Gerechtigkeit, die unterdrückt und mißhandelt werden, der Ekel

vor einer verkommenen Gesellschaft, die Unhaltbarkeit eines verrotteten Wirthschaftlebens führen die russische Jugend zur Politik. Wie ein Fieber ergreift sie die Menschen. Zahllose Typen heben sich ab: nihilistische Helden, sozialistische Doktrinäre, Slavophilen, Patrioten; Fanatiker, Maniaken, Idioten; dazu Reaktionäre, Bureaukraten, Blaustrümpfe, Dekadenten, russisches Publikum. Als Dostojewskij jung war, hat er selbst, wenn auch mehr passiv, an revolutionären Umtrieben theilgenommen. Dafür mußte er lange Jahre in Sibirien als Zwangsarbeiter zubringen. Später, als er schon längst der große russische Dichter war und Religion und Mystik bei ihm wieder an die Stelle der Politik getreten waren, erinnerten ihn neue Vorfälle an die Zeit, da auch sein Leben das russischste aller russischen Leben, ein politisches Leben gewesen war. So schrieb er die „Dämonen“. Sie sind stofflich sein russischstes Buch. (Es erscheint jetzt zum ersten Mal in deutscher Sprache.)

Paris. Moeller van den Bruck.

Devisen.

Das Devisengeschäft, der Kauf und Verkauf von ausländischen Wechseln, umfaßt wichtige Zweige des internationalen Zahlungverkehrs. Je größer dieser Verkehr ist, desto weniger genügt die einfache Geldzahlung; das zu wählende Zahlungmittel muß vor allen Dingen auch geeignet sein, einen Ausgleich der verschiedenen Währungverhältnisse herbeizuführen. Eine einheitliche internationale Währung zu schaffen, ist nicht möglich, weil der Metallreichthum der einzelnen Länder verschieden ist. Die Staaten, die hauptsächlich Silber produziren, wie Mexiko, China und Indien, ständen vor dem Ruin, wenn ihnen heute die reine Goldwährung aufgezwungen würde. Die Doppelwährung bietet oft die Möglichkeit, hohe Goldreserven im Land zu erhalten. Frankreich, zum Beispiel, erfüllt seine Verpflichtungen gegen das Ausland in Goldzahlungen, kann dem Inland aber, dank der hier herrschenden Doppelwährung, minderwerthiges Silber aufnöthigen und dadurch seiner Staatsbank stets sehr hohe Goldreserven sichern. Im internationalen Waarenhandel wäre die Schwierigkeit des Zahlungausgleiches fast unüberwindlich geworden, wenn das Gold nicht eine allgemein giltige, von den herrschenden Währungen unabhängige Basis geschaffen hätte. Dieses einzige anerkannte internationale Zahlungmittel ermöglicht auch die Berechnung der fremden Wechselkurse. Für die Diskontpolitik der Reichsbank ist der Devisenkursstand also von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Sind die Kurse hoch, so droht die Gefahr der Goldausfuhr; um diese Gefahr zu verringern, muß die Reichsbank den Diskont erhöhen. Sind fremde Wechsel billig, so wird Gold eingeführt und das Centralnoteninstitut braucht keine Schutzmaßregeln zu ergreifen. Wenn der Zahlungausgleich sich nur zwischen zwei Kontrahenten vollzöge, die von einander kaufen und an einander verkaufen, dann wäre der Wechselverkehr sehr einfach, da die Forderungen meist kompensirt werden könnten. Die große Zahl der mit einander Handel treibenden Länder bewirkt aber, daß an den Börsen der Handel mit Wechseln im Lauf der Zeit so umfangreich geworden ist. Das Publikum weiß nicht viel vom Devisenverkehr und zieht aus den Schwankungen des Wechselkurses

deshalb selten zu rechter Stunde die richtigen Schlüsse. Ist starke Nachfrage nach fremden Wechseln, so gehen die Kurse in die Höhe; überwiegt das Angebot, so fällt der Kurs. Die Nachfrage aber hängt von der Größe der Verpflichtungen ab, die das Inland gegen das Ausland hat; hat das Ausland mehr zu zahlen als zu fordern, so ist das Angebot größer. Wenn man liest, die Reichsbank sei durch den für sie (also für ihre Goldbestände) ungünstigen Kurs der fremden Wechsel an der Herabsetzung des Diskontes gehindert, so ist damit gesagt, daß Deutschland mehr Waaren vom Ausland bezogen als ins Ausland verkauft hat, der Export hinter dem Import zurückgeblieben ist. Das ist natürlich kein erfreuliches Symptom. Seit dem ersten März 1906 gilt der neue Zolltarif. In einer Jahreszeit, wo sonst der Bankdiskontsatz 4 oder gar nur 3 Prozent war, blieb die Reichsbank diesmal bei 5 Prozent. Erst am dreiundzwanzigsten Mai empfahl der Reichsbankpräsident die Herabsetzung auf 4½ Prozent, weil der Status der Bank gekräftigt sei; zunächst aber könne der Diskont, namentlich mit Rücksicht auf den englischen Markt und die Devise London, nur um ein halbes Prozent ermäßigt werden. War in dieser ungewöhnlich langen Dauer hohen Diskontsatzes schon eine Wirkung der neuen Zölle zu sehen? Deutschland hat an das Ausland mehr zu zahlen und weniger von ihm zu fordern: deshalb war lebhafte Nachfrage nach fremden Wechseln und die Kurse stiegen. Der enge Zusammenhang von Handels- und Währungpolitik ist oft geleugnet worden. Die Reichsbank mußte nun, um unsere Goldwährung zu schützen, Schritte thun, die vielen wichtigen Faktoren des Wirthschaftlebens mißfielen. Wir haben ja schon erlebt, daß die Großbanken ein von der Reichsbank gewünschtes Steigen des Privatdiskontes verhindert haben. Solche Gegensätze können den Nutzen der Diskontpolitik in Frage stellen.

Der Kurszettel giebt die Notirungen für Wechsel auf kurze und lange Sichten (Fälligkeit bei Vorzeigung, nach acht bis vierzehn Tagen oder erst nach zwei bis drei Monaten), nennt den Ort, auf den das Papier lautet (Paris, London, New-York, Petersburg, Wien) ferner die Höhe der ausländischen Valuta, auf die sich die Wechselnotiz bezieht (100 Gulden, 1 Dollar, 100 Franken, 100 Lire), und den Preis, der in deutschem Geld für das fällige Papier bezahlt werden muß. Läuft der Wechsel über die in der Kursnotiz vorgesehene Frist hinaus, so komplizirt sich die Sache. Wenn, zum Beispiel, „Kurz London" (ein in acht Tagen fälliger Wechsel auf London) 20,50 notirt (für 1 Pfund Sterling sind 20,50 Mark zu zahlen) und ich einen Wechsel kaufe, der erst in vierzehn Tagen fällig ist, so hat mir der Verkäufer für die sechs Tage, die über die kurze Sicht hinausgehen, den jeweiligen Diskont zu vergüten. 1000 Pfund Kurz London würden in diesem Fall kosten: $1000 \times 20{,}50 = 20\,500$ Mark, davon abzuziehen 4 Prozent Zinsen für sechs Tage $= 13{,}65$, im Ganzen also 20 486,35 Mark. Bei Wechseln, die nicht so lange laufen, wie die Kurszettelnotiz vorsieht, ist im Allgemeinen vom Käufer für den früheren Verfall nichts zu vergüten. Fanatischen Gegnern des Börsentermingeschäftes bietet das Zeitgeschäft in Wechseln ein lehrreiches Beispiel für die Nützlichkeit des Terminhandels. Wer erst in einigen Monaten Waaren vom Ausland beziehen will, macht sich doch gewiß keines spekulativen Verbrechens schuldig, wenn er sich zum jetzigen Preis den in ausländischen Wechseln zu zahlenden Betrag sichert, für den er später vielleicht einen höheren Kurs zahlen muß. Wer die hier gebotene Chance verschmäht, ist ein schlechter Geschäftsmann. Auch beim Terminhandel muß eben gefragt werden, wie weit er einem wirklichen Verkehrsbedürfniß entspricht. Oft

wird beim Devisengeschäft noch ein anderes Moment übersehen: die Prüfung der Güte des Wechsels. Denn die Thatsache, daß die Wechsel an der Börse umgesetzt werden, beweist durchaus noch nicht, daß sie gut sind. Da giebt es keine Zulassungsstelle; wenn der Käufer sicher gehen will, sieht er sich den Verkäufer, der auf dem Wechsel als Girant steht, genau an. Ists eine große Bank, dann braucht er nicht weiter zu forschen: die Bank haftet ja für den Eingang der Wechselsumme; ists ein kleiner Bankier, dessen Bonität zweifelhaft erscheint, so soll man die Annahme des Wechsels verweigern oder sich nach den Verhältnissen der anderen auf dem Wechsel stehenden Personen oder Firmen erkundigen.

Der Zusammenhang zwischen dem Handel in Devisen und dem Gold wird durch die „Goldparität", den „Goldpunkt" hergestellt. Ist das Gold Waare, so kann ihr Werth auch nur durch Gold ausgedrückt werden; ein zwischen London und Berlin bestehender Goldwerthunterschied wäre an sich nicht denkbar; und doch giebt es Preisunterschiede. Die Transport- und die Umprägungskosten, außerdem Versicherungsspesen und Zinsverluste lassen die Goldparität natürlich nicht unberührt. Das Pari wird genau berechnet nach der Größe des Betrages, der in den verschiedenen Ländern aus einem Kilogramm Gold gewonnen wird. So stellt sich das Pari zwischen Deutschland und England auf 20,4295 Mark für 1 Pfund Sterling, zwischen Deutschland und Frankreich auf 81 Mark für 100 Francs, zwischen Deutschland und Oesterreich auf 85,10 Mark für 100 Kronen. Von einer Ueberschreitung des Goldpunktes spricht man, wenn die fremden Wechselkurse so hoch sind, daß der Vortheil räth, Gold zu exportiren, statt Devisen zu kaufen und zur Zahlung zu verwenden. Stehen die Kurse aber unter Pari, so wird Gold vom Ausland herangezogen.

Wer sich der schlimmen Wirkungen erinnert, die in Rußland, Oesterreich, Italien die Währungskrisen hatten, begreift leicht die Wichtigkeit des Devisenkurses und seiner Schwankungen. Niedriger Wechselkurs und schwankende Valuta schwächen den Kursstand und die Rentabilität der Börsenpapiere, die aus den betroffenen Ländern stammen; der Handelsverkehr bringt in solchen Ländern natürlich geringeren Gewinn als in anderen und die unvermeidliche Folge ist dann Umsatzschmälerung und Entwerthung der Exportaussichten. Leider kann das Bemühen, stabile Währungverhältnisse zu schaffen, durch die ungünstige Gestaltung der Handelsbilanz, deren Folge ein schlechter Wechselkurs ist, immer wieder gehemmt werden. Daß solches Risiko auch auf andere Weise entstehen kann, haben die Schreckenstage von San Franzisko wieder gezeigt. An der new-yorker Börse wurde sehr eifrig à la baisse in fremden Wechseln spekulirt, als man sich sagte, die ausländischen Versicherungsgesellschaften würden für den entstandenen Schaden viel Geld an die Union zu zahlen haben und deshalb sei ein starkes Devisenangebot zu erwarten. Da niedrige Wechselkurse Goldeinfuhr bedingen, wurde durch diese Baissespekulation den europäischen Geldmärkten Gold für Amerika entzogen. In ihrem Sinn hat also die Contremine auch in diesem Fall Gutes gewirkt und von schädlichem Terminhandel kann hier nicht die Rede sein. Die Vereinigten Staaten haben stets mehr Forderungen als Verpflichtungen ans Ausland; die Goldeinfuhr ist da also der normale Zustand und fraglich bleibt nur die Höhe des Goldimportes. Beim Urtheil über Wechselspekulationen ist aber auch zu erwägen, daß durch rege industrielle und geschäftliche Thätigkeit leicht Gegenforderungen des Auslandes entstehen, die der Deckung umfangreicher Baisseengagements in Devisen unter Umständen Schwierig-

keiten bereiten. Der Umfang des kalifornischen Verlustes läßt sich auch heute noch kaum übersehen. Wenn der Verlust, wie behauptet wird, nur 300 Millionen Dollars (den Werth einer Durchschnittsernte des Weizenlandes) betrüge, wäre er im Verhältniß zu dem riesigen Nationalvermögen nicht allzu groß; doch bleibt zu bedenken, daß für die nächste Zeit auch die produktive Arbeit Kaliforniens gelähmt ist.

Die Vereinigten Staaten sind heute die Hauptlieferanten des Weltmarktes, ihre Wirthschaft ist also auch für den internationalen Zahlungverkehr von höchster Bedeutung. Leider ist ihr Geldwesen noch immer schlecht organisirt. Früher sorgten die Silbermänner des Westens für einen steten Goldabfluß, der Europa zwar die Erhaltung seiner Goldbestände sicherte, den Status der europäischen Guthaben in Amerika aber verschlechterte. Das Centrum des Goldverkehrs ist London, der einzige Markt, wo Gold im Handel als Waare gilt. Hier strömt das gelbe Metall aus aller Herren Ländern zusammen. Der Austausch der Zahlungmittel im internationalen Verkehr hängt natürlich von der Höhe der Forderungen und Verbindlichkeiten der Industrieländer ab. Da sich hier gewisse Perioden nachweisen lassen, so ist eine periodische Zu- oder Abnahme der Goldströmungen erkennbar. „Im Frühling", schreibt ein englischer Nationalökonom, „pflegt unser Handels- und Bankgeschäft mit der Welt eine uns günstige, im Herbst, wenn wir importiren und unseren Antheil an der Welternte bezahlen, eine ungünstige Bilanz zu zeigen; im Frühling bekommen, im Herbst verlieren wir gewöhnlich Gold." Und in Heiligenstadts Buch über die internationalen Goldbewegungen stehen die Sätze: „Als Weltgeld strömt das Gold von Westeuropa nach dem Osten, Südosten und Süden. Nach Rußland, Oesterreich-Ungarn und den Balkanländern geht es hauptsächlich für Getreide; nach Vorderasien, Egypten, Indien für Getreide, Baumwolle, Thee und Jute; nach Australien für Getreide und Wolle; nach Afrika für Wolle. Auch nach Westen und Südwesten strömt das Gold ab; nach den Vereinigten Staaten für Getreide, Baumwolle und Tabak; nach Central- und Südamerika für Kaffee, Kakao, Getreide und Wolle." Das wirksamste Argument gegen die Forderungen der Bimetallisten liefert eben die Thatsache, daß der Bezug der für das Leben wichtigsten Produkte auf der Anerkennung der Goldparität im internationalen Zahlungverkehr beruht. Getreide, Wolle und Baumwolle könnte man freilich zur Noth auch noch kaufen, wenn neben dem Golde das Silber internationales Zahlungmittel wäre; aber der geschäftliche Verkehr würde dann schwieriger und der Erwerb für den Unterhalt nothwendiger Erzeugnisse gewissen Käuferschichten beinahe unmöglich, weil eine Verminderung des Geldwerthes stets eine Vertheuerung der Waare bedingt.

Wechsel und Renten werden im internationalen Zahlungverkehr verschieden bewerthet; fremde Staatsfonds spielen da keine große Rolle. So nützlich es vielleicht wäre, wenn gute Anleihewerthe etwas mehr in den internationalen Verkehr kämen: Staatsrenten werden die Devisen nie verdrängen; schon weil die Kreditwürdigkeit des Einzelnen immer noch leichter festzustellen ist als die eines fernen Landes. Die Stetigkeit des Kurses wird nicht durch absolute Ruhe, sondern durch einen regelmäßigen Umlauf gesichert; ungünstig liegenden Papieren, wie den deutschen Anleihen, wäre die Heranziehung zum offiziellen Zahlungverkehr also nützlich. Ausreichenden Ersatz für Wechsel und Checks könnten Staatsfonds aber niemals bieten.

Ladon.

Notizbuch.

Für und wider die Pflicht, offene Verkaufsgeschäfte um acht Uhr abends zu schließen, wird abermals, namentlich in Berlin, eifrig agitirt. Wörishoffer, der beste Fabrikinspektor, den Deutschland hatte, und das sachkundigste Mitglied der Reichskommission für Arbeiterstatistik, hat vor zehn Jahren hier ausführlich über das Thema gesprochen. Einiges von Dem, was er gesagt hat, will ich heute wiederholen; weil es noch immer nicht unzeitgemäß ist. „Die Statistik hat auch in den offenen Ladengeschäften außergewöhnlich lange Arbeitzeiten in großer Zahl ergeben. In 45,5 Prozent der Geschäfte ist eine mehr als vierzehnstündige Ladenzeit üblich und 6,5 Prozent dieser Geschäfte sind über sechzehn Stunden täglich offen. Dem entspricht die Arbeitzeit; sie ist oft sehr lang. In 33,9 Prozent der Geschäfte haben die Lehrlinge mehr als fünfzehn, in 8 Prozent mehr als sechzehn Stunden Arbeitzeit. Und dabei klagt man noch über die mangelhafte Fortbildung der kaufmännischen Lehrlinge. Die Länge der Arbeitzeit hindert sie ja, sich in ihrem Berufe weiter zu bilden, was doch schon deshalb dringend nöthig wäre, weil die Lehrzeit in sehr jugendlichem Alter beginnt. Also auch im Handelsgewerbe ergaben sich Mißstände verschiedener Art. Daß damit Gesundheitschädigungen verbunden waren, lehrten ärztliche Gutachten, zeigte auch dem Laien die Thatsache der übermäßigen Arbeitzeiten; dabei ist noch zu bedenken, daß in vielen Geschäften dem Personal nicht gestattet ist, sich zu setzen, einerlei, ob Kunden im Laden sind oder nicht. Die umfangreichen und sorgsamen Erhebungen gaben uns die bestimmte Ueberzeugung, daß die Achtuhr-Schlußstunde eine Beeinträchtigung des Konsums nicht herbeiführen wird. Das zum Leben Nothwendige muß unter allen Umständen gekauft werden. Das kann zweifellos vor acht Uhr abends geschehen. Daß auch die Arbeiterbevölkerung sich danach richten kann, hat die Vernehmung der Auskunftpersonen ergeben. Kleider und Luxusgegenstände werden ohnehin nicht nach acht Uhr abends gekauft. Höchstens könnte Das zu einem kleinen Theil von den Cigarren behauptet und hieraus mit einem Schein von Berechtigung die Möglichkeit einer Verminderung des Konsums abgeleitet werden. Jeder Raucher ist aber, auch nach Aeußerung der Auskunftpersonen, so sehr an eine bestimmte Sorte gewöhnt, daß er schon rechtzeitig dafür sorgen wird, sie einkaufen zu können. Als zweiter Grund gegen den Achtuhrschluß wurde geltend gemacht, die Arbeiterbevölkerung könne dann am Abend nicht mehr das für ihre Bedürfnisse Nöthige kaufen. Diese Annahme ist unbegründet. Selbst wenn der frühere Ladenschluß den Arbeitern aber einige Unbequemlichkeiten brächte, würden sie nicht darüber klagen. Sie leiden selbst unter übermäßiger Arbeitzeit und haben daher Verständniß für die Nothwendigkeit, im Allgemeinen die Arbeitzeit zu verkürzen. Die Arbeiter, ihre Vertretungen und ihre Presse haben denn auch nie die Befürchtung ausgesprochen, der Achtuhrschluß könne ihre Interessen schädigen. Von den Hauptbetheiligten, Prinzipalen und Gehilfen, ist häufig gesagt worden, daß sie eine solche Regelung der Geschäftszeit wie eine Erlösung begrüßen würden. Man sei dann nicht mehr genöthigt, lediglich aus Konkurrenzrücksichten wegen eines oft nur minimalen Absatzes die Läden in den Abendstunden offen zu halten und auf ein Familienleben fast völlig zu verzichten. Befürchten muß man immer nur, daß viele mit dem Plan Einverstandene aus Bequemlichkeit schweigen. Thun sies und lassen sie, wie es in ähnlichen Fällen oft geschieht, nur die Minorität der nicht Einverstandenen zum Wort kommen, dann dürfen sie sich nicht beklagen, wenn der Regelungversuch schließlich scheitert." Gescheitert ist er damals nicht; hat aber auch nicht bis ans Ziel geführt. Seit sechs Jahren bestimmt die Reichsgewerbeordnung, daß jede offene Ver-

kaufsstelle von neun Uhr abends bis fünf Uhr morgens für den geschäftlichen Verkehr geschlossen sein muß; beim Ladenschluß anwesende Kunden dürfen aber noch bedient werden. An höchstens vierzig (von der Ortspolizei zu bestimmenden) Tagen dürfen die Läden bis zehn Uhr offen bleiben. Ein Drittel der betheiligten Geschäftsinhaber kann in einer Gemeinde eine Abstimmung darüber bewirken, ob die Läden um acht oder um neun Uhr abends geschlossen, um fünf oder um sieben Uhr früh geöffnet werden sollen. Was zwei Drittel beschließen, hat zu gelten. Solche Abstimmung steht uns in Berlin jetzt bevor; und ihr Ergebniß wird für das ganze Reich wichtig werden. Wir wollen hoffen, daß Wörishoffers Mahnung gehört wird und die Hauptinteressenten, die für den früheren Ladenschluß sind, nicht wieder aus Bequemlichkeit schweigen. Dann werden die Ladenverkäufer nach Acht künftig Ruhe haben und der gehätschelte Konsument wird nicht darunter leiden.

* * *

Noch ein sozialpolitisches Thema. Fräulein Helene Simon schreibt mir:

„Im Interesse der Sache eine kurze Antwort auf die im letzten Juniheft der ‚Zukunft‘ mitgetheilten Aeußerungen eines Konfektionärs über meinen Artikel ‚Heimarbeiterschutz‘. Ich sage in Bezug auf die Angriffe, deren Gegenstand die Heimarbeit-Ausstellung war: Gegenbeweise wurden (nicht: werden, wie der Briefschreiber irrthümlich bemerkt) nicht erbracht. Sie wurden in der That bisher nicht erbracht. Nicht vor der Oeffentlichkeit. Sobald sie vorliegen, wird ihr Werth zu prüfen sein. Unter Einfügung in die Krankenversicherung ist natürlich zu verstehen: Ausdehnung der obligatorischen reichsgesetzlichen Versicherung auf das ganze Gebiet der Hausindustrie, statt der heute für ‚Hausgewerbetreibende‘ geltenden fakultativen, in das Belieben der Gemeinden gestellten Krankenversicherung. Von den übrigen Einzelheiten sei hier nur eine herausgegriffen: die Angabe, daß der Heimarbeiter ‚arbeiten kann, wie es ihm paßt und, da zu Hause bekanntlich mehr geleistet wird, auch mehr verdient als der Fabrik- und Werkstättenarbeiter.‘ Davon ist richtig, daß allerdings die Arbeitzeit des Heimarbeiters keine die Gesundheit schützende Grenze kennt, daß kein Gesetz ihm Einhalt gebietet, wenn er die Nacht, die Sonn- und Feiertage zu Hilfe nimmt. Das ist eine der Thatsachen, die die Löhne ‚von selbst reguliren.‘ Das heißt: ständig drücken. Aehnlich verhält es sich mit allen anderen Einwänden. Wer sie prüfen will, sei auf meinen am dritten Februar 1906 in der ‚Zukunft‘ veröffentlichten Artikel über die Heimarbeit und auf die amtlichen und literarischen Feststellungen der in der Konfektion herrschenden Zustände hingewiesen. Noch sei bemerkt, daß ich nicht den Kaufmann angreife, sondern ein System, das auf die Dauer jeden daran betheiligten Stand schädigen muß." Nun wollen wir abwarten, was der Bundesrath vorschlägt.

* * *

Thatsachen des Lebens, schreibt mir ein Leser, sind lehrreicher als Theorien. Manche Eltern unterrichten heute ihre Kinder selbst, weil die Schule ihrem Anspruch nicht genügt. Die Erfahrungen, die dabei gemacht werden, müßten gesammelt werden. Einen Blick in die Empfindungen eines Vaters, der noch mitten in solchem Versuch steht, gewährt der Brief, den ich mit Erlaubniß des Schreibers hier veröffentliche. Dieser Vater hatte seinen Buben nach den ersten drei Jahren aus der Schule genommen und seitdem selbst unterrichtet. Am Schluß einer Debatte, die sich darüber zwischen uns entsponnen hatte, schrieb er mir: „Ein Hohepriester, wie Du mich in Deinem letzten Brief nennst, bin ich durchaus nicht. Hohepriester: Das setzt eine Hierarchie mit äußeren Rangstufen voraus; die haben wir nicht im Reich des Geistes; bleibt also der Priester. Gegen dieses Wort habe ich eine persönliche Antipathie. Priester von Beruf waren möglich, so lange es Tröstung- und

Erziehungmittel gab, die im Jenseits mündeten; seit die ewige Seligkeit hienieden geschaffen werden muß, sollten Menschen von gutem Geschmack den Namen Priester nicht mehr anwenden. Die Gabe, erhöhend auf Menschen einzuwirken, ist mir leider versagt; ich brauche nur in den Spiegel zu schauen, um über den Gedanken zu lachen, dieses Gesicht sei das eines Priesters. Meine Fassade ist keines Tempels Fassade. Ich fühle nur den Beruf, meinen Buben zu einem Menschen zu machen, der wenigstens so richtig aufwächst wie ein Baum, der Luft, Wärme, Licht und Wasser je nach Bedarf erhält. Ich möchte, daß er keine Antwort bekommt, bevor er fragte, und daß er wahrhafte Antworten bekommt, wenn er fragt; daß er nicht in den frischesten Jahren seines Lebens die Natur nur in den ‚Ferien' kennen lernt und nicht um der schön ausgestatteten Schulzimmer willen zwölf Jahre lang um jeden Frühling und Herbst in freier Natur betrogen werde; daß er früher lernt, Steine mit eigenen nackten Füßen zu treten und Felsen zu erklettern, als ‚Mineralien' im Kabinet zu bewundern, daß er unausgestopfte Thiere kennen, auch fangen, beobachten und behandeln lernt und früher Wiesen riecht als Herbarien; kurz, daß er Steine, Thiere, Pflanzen so ‚unmethodisch' und in solcher Unordnung in sein Kinderherz aufnimmt, wie die Mutter Natur selbst sie hingelegt hat, und unsere armen Ordnungversuche, die wir Naturwissenschaften nennen, erst dann kennen lernt, wenn ihn die Ueberfülle des genossenen, kindlich geliebten und ehrfürchtig angestaunten Reichthums drängt, nach Schubfächern für deren Einordnung zu fragen. Dann wird er wohl auch diese Schubfächer gründlich und ernsthaft anschauen und ihre Klugheit und Feinheit begreifen, zugleich mit den Grenzen dieser Feinheit, weil er ja nun das organische Material kennt, das hinein sollte und das überall doch über die geraden Kanten hinausquillt. Ich möchte ferner, daß er von der Geschichte im Knabenalter nur erfährt, was Goethe heroische Geschichte nannte und ich plutarchische nennen möchte, und daß er die plutarchischen Großthaten, auch wenn sie im neunzehnten Jahrhundert geleistet worden sind, schon als Knabe verstehen lernt, damit er sich nicht zu denken gewöhne, das Leben für die Plutarche sei unmodern und vorbei; und daß er erst viel später, wenn er einmal reif ist, wenn seine eigene Energie sich also an großen Vorbildern aufgerankt hat und stammfest geworden ist, das Antlitz der Klio, dann aber genau und ohne Schminke, zu sehen bekommt. Ich möchte, daß seine Seele nicht täglich durch Schulwissen systematisch deflorirt werde. Jetzt, in seinem zehnten Lebensjahr, arbeitet er mit mir täglich nicht mehr als zwei Stunden, die aber mit Aufbietung seiner ganzen Energie; und ich glaube, er wird später nicht weniger, sondern mehr wirkliche Arbeit zu leisten haben und zu leisten vermögen als seine Altersgenossen in der Schule, jedoch ohne Ueberbürdung. In diesen Jahren aber ist es mir gerade recht, daß er den größten Theil des Tages im Sommer barfuß auf Feldern und Wäldern sich müde tanzt und springt, in alle Vogelnester schaut und abends mit einem Seufzer einschläft: ‚Das war ein schöner Tag! Was für ein herrliches junges Thier ein gesundes Kind ohne Schulernst, Schuldrill und Schulangst sein kann, weiß man in Deutschland kaum noch. Daß mein Bub bei dieser Freiheit und Fröhlichkeit kein bloßer Spaßvogel wird, daß er in seinen Eltern, ahnend und fraglos, aber verehrend, Ernst genug findet, entdeckt und begreift, um zu verstehen, daß es im Leben vieles Ernste, vielleicht gar Bitterernste giebt, dafür, hoffe ich, ist gesorgt; und ich glaube, Dies ist das sicherste Mittel, um das Keimlein von Religion, das in ihm ist, mit ihm zusammen groß und stark werden zu lassen. Mein Bub ist das fröhlichste Kind, das ich bis jetzt kennen gelernt habe, und religiös so nüchtern, wie seinem Alter natürlich ist; aber Du solltest hören, wie fromm er jeden Mittag betet: ‚Gott speis' und tröst' all armen Kind', die auf dieser Erde sind, an Leib und Seele. Amen!' (dies Gebet habe

ich bei Pestalozzi gefunden, nicht in der Bibel) und abends: ‚Kranken Herzen sende Ruh, nasse Auge schließe zu!‘ Die Gelegenheiten, die das Leben täglich gab, zu solchen Textesworten den Kommentar zu liefern, habe ich ihn ruhig sehen lassen, so weit ein Kind sie sehen konnte und durfte, habe nie davon ein Wort gesprochen, aber er hat eine Ahnung davon, daß manchmal auch Menschen nasse Augen trocknen und daß der Kampf mit dem Ernsten und Traurigen in Thaten besteht. In seiner Nüchternheit, die nichts als Kraftgefühl und Ehrlichkeit ist, ist er zugleich zart geworden. Er glüht von dem Gedanken an Jagd und ist gütig gegen jedes kleinste Thier auf dem Felde; er träumt von Kriegen und Schlachten und Indianern und nimmt alten Weiblein im Dorf den zu schweren Sack ab. Daß Solches möglich sei, habe ich vorher nicht gewußt. Ich ließ nur den Baum wachsen und hielt ihm, so gut ichs verstand, Schäden fern. Was ich bis jetzt erreicht habe, wäre nicht lange zu retten gewesen, wenn ich den Knaben weiter in der Schule gelassen hätte, denn durch den Einfluß der Kameraden, die alle unschuldig daran sind, kamen nur kleinliche oder Scheininteressen in seine Seele. Darum habe ich ihn aus der Schule genommen. Da gabs gar kein Zaudern; um einer Seele zu retten, daß sie nach ihrer eigenen Art weiter wachse, kann kein Opfer falsch oder zu groß sein. Ich wollte den Buben als meinen Buben behalten, der vom Vater Antworten auf Lebensfragen empfängt und nicht von einem Herrn, den ich nicht kenne und den weder ich noch der Bub erwählt habe. Zu jedem Lehrer, der sein Fach besser versteht als ich, im Zeichnen, im Fechten, in höherer Mathematik oder was es sei, will ich ihn gern schicken, aber vor ‚Erziehern‘ will ich ihn schützen, weil ich meine, daß er an seinen zwei Eltern genug hat und daß deren defensives Erziehen ausreicht. Ich fühle schmerzlich, wie wenig ich durch meine Vergangenheit für diese Aufgabe vorbereitet war. Was mich tröstet, ist die Entdeckung: auch das Erziehen erzieht. Die Arbeit, die ich an mir zu thun habe, wird nicht ganz verloren sein. Auch wenn sie in Vielem mißlingt, ist doch mein Versuch, mich zur Naturgemäßheit zurückzufinden, meine Verbildung zu einer wahren Bildung zu machen, typisch für die Aufgabe, die unserer Generation gestellt ist, und kann deshalb auch diesem oder jenem Mitmenschen lehrreich werden.“

* * *

Die schöne Michaeliskirche in Hamburg ist vom Feuer zerstört worden. Gar so alt war sie nicht. Wurde 1762 fertig, war also viel jünger als die Katharinen- und die Jakobi-Kirche der Hansestadt. Stand aber so würdig, so schlicht gebietend auf ihren vier Riesenpfeilern. Und gehörte zum hamburgischen Stadtbild wie zum venezianischen der Kampanile. Vom höchsten Punkte des Stadtgeländes ragte sie himmelan und anderthalb Jahrhunderte lang rief ihre Glocke die Mühsäligen aus der Tiefe. Jedem, der Hamburg liebt, wird sie fehlen. Die alten Wahrzeichen sinken in Asche oder zerbröckeln und Gräuelmale entstehen an ihrer Stelle. Wie wird das deutsche Land ums Jahr 1950 aussehen?

* * *

Die Kronprinzessin hat ihrem Mann einen Knaben geboren. „Eine denkwürdige Stunde, die Dem das Weltlicht zu schauen gab, auf den dereinst den ganze Glanz, aber auch die ungeheure Bürde einer Kaiserkrone herniedersinken soll, der Millionen waffenfroher Männer gebieten und der Geschichte für die Wahrung der deutschen Ehre verantwortlich sein wird! Das deutsche Volk fühlt das Familienglück am Thron wie ein eigenstes, persönlichstes Glück! Seine Gedanken gehören heute dem fürstlichen Knäblein im Marmorpalais, das von der Vorsehung zu so Wichtigem ausersehen ist. Möge in ihm Etwas von der genialen Art des großen Friedrich leben, möge ihn der stille Seelenadel Wilhelms des Ersten erfüllen und möge auf ihn auch die Ritterlichkeit seines kaiserlichen

Großvaters übergehen, von dem mit Recht gesagt worden ist, er habe der monarchischen Idee einen neuen Inhalt, neue Blüthe gegeben". (Tägliche Rundschau.) „Das frohe Ereigniß ist in allen Schichten der berliner Bevölkerung mit großer Freude begrüßt worden. Der Deutsche Kaiser wird in der Fremde Kunde erhalten von den Glückwünschen, die ihm vom Landtag, von der Bürgerschaft, von weiten Kreisen des Volkes entgegengebracht werden. Und er wird daraus aufs Neue ersehen, daß sich ein festes Band der Treue schlingt um die Nation und das Haus Hohenzollern". (Vossische Zeitung.) In beiden Blättern wurde von dem Kanonendonner erzählt, „der heute vom altersgrauen Königsschloß her die Luft erzittern ließ." Als die Blätter gelesen wurden, war noch kein Schuß abgefeuert worden. „In der Reichshauptstadt wurde die frohe Nachricht mit jener herzlichen Freude aufgenommen, welche die Bevölkerung allen glücklichen Ereignissen ihres Kaiserhauses entgegenbringt. Es war wie an den Tagen der großen nationalen Feiern. Einer theilte die frohe Botschaft dem Anderen mit und auf den Gesichtern malte sich die Befriedigung, daß die Reihe der Hohenzollernherrscher um einen neuen Sprossen vermehrt ward. Einer unserer reimkundigen Leser hat dem neugeborenen Prinzen die folgenden Verse gewidmet: Ach, Alles wird uns jetzt vertheuert und Alles wird uns streng versteuert: Fahrkarten, Bier und Cigaretten, selbst im Theater die Billetten. Die Theurung ist nicht zu beschreiben! Nur Eines soll uns theuer bleiben. Das ist (ich schrei mich freudig heiser) der neugeborene künftge Kaiser!" (Lokalanzeiger.) Schade, daß all solche Artikel ohne innere Theilnahme, nach einem längst bestimmten Schema, geschrieben werden. Ich hatte in den Vormittagsstunden des Geburtstages an Brennpunkten des berliner Lebens zu thun, habe von dem unermeßlichen Jubel und den strahlenden Gesichtern aber nichts bemerkt. In einem dicht besetzten Straßenbahnwagen, den ich drei Viertelstunden benutzen mußte, sprach kein Mensch von der Geburt des Prinzen. Die Nachricht, daß Alles gut gegangen, Mutter und Kind gesund sei, hat sicher Viele gefreut; zu Jubelexzessen, wie die Zeitungen sie melden, fehlt dem mit sich, seiner Arbeit, seines Lebens Last Beschäftigten schon die Zeit. Einfach und anständig war der Glückwunsch, den das Militärwochenblatt brachte: „Möge der junge Prinz, der, so Gott es will, dereinst die Kaiser- und Königskrone tragen wird, gesund und fröhlich heranwachsen, zur Freude seiner Eltern und Großeltern, möge dann sein Leben nach alter Hohenzollerntradition der Pflicht und dem Vaterland gewidmet sein und diesem zu reichem Segen werden!" Das ist preußisch, nicht byzantinisch. Den Preußenton hatte auch der Brief, den der alte Wilhelm am zehnten Mai 1882, als dem Prinzen Wilhelm der erste Sohn geboren war, an Bismarck schrieb: „Für Ihre lieben Wünsche bei der Geburt meines Urenkels sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank. Dies so glückliche Familien Ereigniß ist aber auch geschichtlich von hoher Wichtigkeit. Denn wenn die Vorsehung dem kleinen Ankömmling Leben und Gedeihen schenkt, so ist seine Zukunft eine bestimmte; und somit wären meine drei Nachfolger in der Krone lebend vor mir! Ein mächtiger Gedanke! Weniger erfreulich sind Ihre Mittheilungen über Ihren Gesundheits Zustand, die ich aufrichtig bedaure in jeder Hinsicht. Denn Ihre Anwesenheit wäre so wichtig in den nächsten sehr ernsten Vorgängen im Reichstag. Wenngleich in der öffentlichen Meinung sich ein bedeutender Umschwung in der Monopolfrage zugetragen hat, so stehet dieselbe doch noch sehr précaire und nur Sie könnten sie vielleicht retten oder wenigstens für das nächste Jahr weiter sich verarbeiten lassen. Der Landtag, der morgen also geschlossen wird, ist im Ganzen viel besser verlaufen, als man erwarten konnte; aber freilich sind die letzten Tage seines Bestehens recht unerfreulich gewesen. Die englisch-irische Frage und die französisch-egyptische sind les points noirs du mo-

ment! Daß der Kaiser A. (Alexander) endlich Giers ernannt hat und nach heutigem Télégramme er den Chitrowo (russischen Generalkonsul in Bulgarien) auf des Fürsten von Bulgarien heftiges Drängen abberufen hat, sowie die Ernennung der Fürstin Kotschubey zur Oberhofmeisterin sind die ersten Lichtpunkte seit einem Jahr in dem russischen Chaos. Aber Ignatief?! Nun, ich hoffe, auf baldiges Wiedersehn. Ihr dankbarer König Wilhelm." Wie fern liegt uns das Alles! Eine französisch-egyptische Frage giebt es nicht mehr, eine englisch-irische kaum noch. Rußland hat uns an anderes Chaos gewöhnt, als das vom Lenz 1882 war. Und das Branntweinmonopol hat auch Bismarck, trotzdem er pünktlich in den Reichstag kam, nicht zu retten vermocht. Der kleine Ankömmling aber, den der Urahn so herzlich begrüßte, war sechs Jahre danach schon Kronprinz von Preußen und des Deutschen Reiches. Wer denkt heute noch an den russisch-bulgarischen Hader? Nicht allzu Viele bekümmern sich ja sogar um die nicht unbeträchtliche Thatsache, daß Wilhelm der Zweite seit dem vierten Juli nun Großpapa ist.

* *
*

Das ist eine Etape. Der impulsive, der jugendliche Monarch: Das geht nun nicht mehr. In den letzten Junitagen lasen wir, der Herzog von Connaught habe mit seiner Frau an Bord einer Dampfyacht die holtenauer Schleuße passirt und sei auf demselben Weg aus der Ostsee zurückgekehrt, als der Kaiser im kieler Hafen war. „Der Herzog ließ ohne Gruß und Meldung auf die Schleuße zusteuern, um unbemerkt in den Kanal zu kommen. Durch die Funkspruchstation des bülker Leuchtthurms war aber dem Kaiser bereits von dem Nahen des wenig höflichen Herzogs Meldung gemacht worden, als dessen Yacht noch in der Ostsee dampfte. Als sie herankam, ließ sich der Kaiser an Bord des ‚Sleipner‘ schnell übersetzen und stand, ehe der Engländer noch die Schleußenkammer verlassen konnte, schon an Deck der Yacht und begrüßte das völlig verdutzte Herzogspaar, das über diesen Besuch um so weniger erfreut gewesen sein mag, als der Kaiser dessen Zweck recht deutlich zum Ausdruck gebracht haben soll". Die Geschichte machte nicht gerade erfreuliches Aufsehen. Sei aber, sagten die Offiziösen, nicht schlimm; denn zwischen Kaiser und Herzog herrsche solche Intimität, daß üble Folgen nicht zu fürchten seien. Eine merkwürdige Schwichtigungmethode. Die Herren sind einander intim befreundet: und doch will der Jüngere den Aelteren, den er nach langer Trennung trifft, nicht sehen und muß erst gezwungen werden, dessen Gruß zu erwidern. Warum ließ man den Briten nicht laufen, wenn er, wie sein gutes Recht ist, unbeachtet in die Nordsee kommen wollte? Früher hätten wir gelesen, der übermüthige Einfall des impulsiven Monarchen sei nicht als Staatsaktion zu nehmen; einst im Mai noch. Jetzt aber ist der Deutsche Kaiser ein ergrauender Großpapa. Das ist eine Etape. Wenn mans auch nicht sofort merkt. Erinnert Ihr Euch an Mephistos Kaiser? „Als wir ihn unterhielten, ihm falschen Reichthum in die Hände spielten, da war die ganze Welt ihm feil. Denn jung ward ihm der Thron zu Theil und ihm beliebt' es, falsch zu schließen: es könne wohl zusammengehn und sei recht wünschenswerth und schön, regiren und zugleich genießen." Und an Faustens Idealmonarchen? „Wer befehlen soll, muß im Befehlen Seligkeit empfinden. Ihm ist die Brust von hohem Willen voll, doch, was er will, es darfs kein Mensch ergründen. Was er den Treusten in das Ohr geraunt, es ist gethan und alle Welt erstaunt." Zwei Typen, die heutzutage nur noch jung denkbar sind. Das Befehlen wird schließlich eben so langweilig wie das Genießen. Die Welt verlernt allmählich das Staunen und die Seligkeit weicht der Resignation, wenn man erst Enkel hat. Wilhelm, sagte Albert von Sachsen einmal, möchte immer das erste Wort sprechen; später wird er einsehen, daß mehr darauf ankommt, wer das letzte Wort spricht.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 21. Juli 1906.

Olla Podrida.

Weiße Flanellhose und blaues Jacket; helle Kravatte und braune Stiefel. Homme de lettres. Einer, der warten kann, bis die Muse Lust bekommt, ihn zu küssen (allzu oft belästigt sie ihn nicht); heute aber ganz Sportsman. In Hoppegarten wird um den Großen Preis von Berlin gestritten. Undenkbar, nicht dabei zu sein. Jeder Mensch von einigem Selbstachtungbedürfniß will doch sofort wissen, ob Festino oder Derby Cup das Rennen landet. Will auch die Erregung des Wettens genießen; Lust oder Schmerz. Im Hochsommer, wenn in den Theatern nichts los ist und im Klub nur kümmerlich gebridget wird, hat man ja weiter nichts. Schlimm genug, daß man hier hocken muß, während selbst der Mittelbourgeois am Strand liegt oder Berge erklettert. Ganz ohne Sensation ists wirklich nicht auszuhalten. Also Hoppegarten. Unterwegs war er bei mir eingekehrt. Schon von der Schule her kannte ich ihn und er war mir im Wechsel der Zeiten und Schicksale anhänglich geblieben. Trotzdem er de omni re scibili et quibusdam aliis anderer Meinung war. Immer. Nicht sehr fest im Meinen, zunächst aber zu schroffster Opposition gegen mich entschlossen. Dabei ist das Nettste, daß er glaubt, eigene Gedanken auszusprechen, nie versäumt, mit bescheidenem Stolz die Subjektivität seiner Auffassung zu betonen: und doch nur wiederholt, was er gelesen hat. Die Durchschnittsmeinung des braven Mannes, der die Erde nach dem Wunsch des Intellektuellenhäufleins möbliren möchte. Und dem ich natürlich lange nicht radikal genug bin. Wenns nach ihm ginge, müßte ich in jeder Woche gegen Junker und Pfaffen Fanfare blasen. Ein Novellenbändchen, die Frucht dreier Jahre, war in frommen Blättern schlecht beurtheilt worden; seitdem glühte sein Herz für Freiheit und Volksrecht. Der Kanzler paßt ihm; ein moderner Mensch, der

leider nur nicht so könne, wie er wolle. Aber die preußischen Minister! Und der furchtbare Militarismus! Unbegreiflich, wie ich zu der Ansicht gekommen sei, ein großes Stück unserer besten Intelligenz stecke in der Armee. (Gar nicht so unbegreiflich; der Zufall des Erlebens hat mich mit sehr vielen Offizieren, alten und jungen, zusammengebracht und ich kenne den Typus drum besser als der Literat, der als Knabe Reiß-Reifflingen und als Mann Thönys allerliebste Karikaturen sah und dem auf Bällen die Lieutenants in der Sonne standen. Der alte Jammer: wir leben im Kastenland und wie ein Wunder ists, wenn die in verschiedenen Berufssphären Arbeitenden einander kennen lernen. D'Israelis two nations; nur sinds bei uns mehr als zwei. Der deutsche kann sich mit dem chilenischen Offizier, der berliner mit dem pittsburger Industriellen leicht verständigen; der Major und der Dramatiker, die in der selben deutschen Stadt geboren sind, reden, auch bei gutem Willen, an einander vorüber und nehmen beim Abschied das Gefühl mit, daß der Herrgott seltsame Käuze herumlaufen läßt). Das leuchtet meinem Manne nicht ein. Ich nehme ihn, wie er ist. Jeder seiner Besuche lehrt mich Temperatur und Puls der Leute kennen, die ihre Cerebrasthenie zum Maß aller Dinge machen. Von Zeit zu Zeit sehe ich den Jungen deshalb gern. Heute ist er in Form, doch ein Bischen erhitzt. „Warum denn? Ich las doch, Festinos Sieg sei totsicher und kaum bestritten?"

„Davon nach Neune; sogar schon etwas früher, wenn Sie wollen. Weinbergs Stall hat in diesem Jahr zu viel Glück gehabt. Ich fürchte den Neid der Götter. Und O'Connor ist unberechenbar, wie alle Meister. Aber Sie haben ja keinen Pferdeverstand. Sind nie auf den Rasen zu locken. Vergraben sich hier in Ihre Bude. Sportgespräch wäre der reine Unsinn. Uebrigens ist das Feld heute klein, aber interessant. Sie glauben doch nicht, daß ich deshalb komme? Suche meine Tips anderswo. Nein: wegen Dreyfus. Konnten sichs eigentlich denken. Bittere Sache für Sie. Alfred Dreyfus freigesprochen, Major, Ritter der Ehrenlegion. Picquart General. Zola kommt ins Pantheon. Entscheidender Sieg der Intellektuellen über das Bündniß von Säbel und Weihwedel. Schreiben müssen Sie drüber. Die Nuß ist hart. Sie waren so fest von der Schuld des armen Teufels überzeugt: und nun diese Bescherung. Stoßen Sie Ihre Freunde nur jetzt nicht wieder vor den Kopf! Sagen Sie lieber offen: Ich habe mich damals verrannt und bedaure meinen Irrthum."

„Das würde ich ohne Zaudern thun, wenns nöthig wäre; und mich nicht einmal schämen. Humani nil a me alienum puto, wie Menanders älterer Selbstquäler. Mittelstaedt, der hier viel schärfer als ich gegen den Dreyfusismus geschrieben hatte, hats ja gethan. Fürs Erste aber irren Sie. Ich war

nie von der Schuld des jüdischen Hauptmannes überzeugt; nur: auch nicht von seiner Unschuld. Setzen Sie sich ins Kühle; ich will Ihnen ein paar Stellen aus den Artikeln vorlesen, die ich, nach den Tagen von Rennes, über die Affaire geschrieben habe. Cigaretten stehen neben Ihnen. So kurz wie möglich; nur Stichproben. ‚Ein Hauptmann, der sich durch Neugier, aufdringlichen Spürsinn und renommistisches Wesen bei den Kameraden unbeliebt gemacht hat, wird, weil seine Handschrift der eines gestohlenen Spionenbriefes sehr ähnlich ist, des Landesverrathes beschuldigt. Allerlei üble Indizien scheinen gegen ihn zu sprechen. Die höchsten Häupter des Heeres bekunden, nur er könne der Verräther sein. In seiner Angst und Verwirrung leugnet er Dinge, die er gar nicht zu leugnen brauchte, und macht sich dadurch doppelt verdächtig. Und obwohl strikte, unzweideutige Beweise fehlen, wird er verurtheilt. Wenn man diese Geschichte, die den ganzen Kern des Dreyfushandels enthält, einem Unbefangenen erzählte und hinzufügte, der Verurtheilte sei, wie man absolut sicher wisse, unschuldig: glaubt irgend ein in unserer Welt erwachsener Mensch, daß der Solches Vernehmende wie vor etwas Unerhörtem in starres Staunen versinken, daß er Anderes sagen würde als ungefähr: Der arme Kerl! Wieder ein Opfer der läppischen Handschriftenvergleichung und der Klassen- und Kastengerichtsbarkeit, die nicht nach bündigen Beweisen, sondern nach Eindrücken und Sentiments zu urtheilen hat! .. Nachdem ich die Sitzungstenogramme vom ersten bis zum letzten Buchstaben aufmerksam gelesen habe, scheint mir die Behauptung des Vertheidigers unzweifelhaft richtig: ein zwingender Beweis, wie der gelehrte Richter ihn fordern müßte, ist für die Schuld des Angeklagten nicht erbracht worden ... An dem Tage, wo in Rennes das Urtheil gesprochen wurde, landete in Marseille Benjamin Reynier, der, weil er ein kleines Mädchen gemordet haben sollte, 1881 zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt worden war. Er hat achtzehn Jahre im Bagno zugebracht; dann wurde seine Unschuld bewiesen und der Präsident Loubet begnadigte ihn. Warum hat man von ihm nichts gehört? Warum gilt als bejammernswerthes Opfer schlechter Justiz nur Alfred Dreyfus, dessen Unschuld noch nicht bewiesen und der, wenn er unschuldig ist, doch nur vier Jahre im Fieberkerker geschmachtet hat? Der Sturm, der ein ganzes Reich in den Abgrund zu reißen drohte, ward nur dadurch möglich, daß der Glaube geschaffen und genährt wurde, hier sei nie Gesehenes, nie Erhörtes geschehen ... Bismarck pflegte, als die Affaire schon Staub aufwirbelte, zu sagen, man solle die Finger von brenzlichen Stoffen lassen und sich um die innere Politik Frankreichs möglichst wenig kümmern.‘ Diese Mahnung schien auch mir stets die Hauptsache. Wann aber habe ich irgendwo gesagt, ich sei von der Schuld des Verurtheilten überzeugt? Nie und nirgends."

„Mir schwebt es so vor. Jedenfalls waren Sie nicht auf unserer Seite. Was Sie sagten, klang, als sollten die Ankläger vertheidigt, die Vertheidiger angeklagt werden; als glaubten auch Sie an das berüchtigte Syndikat oder seien wenigstens überzeugt, das Geld habe in der Sache eine Rolle gespielt."

„Glaubte ich auch. Aber il y a la manière, sagt Lavedans Prinz. Ich schrieb: ‚Dreyfus hatte, als er heirathete, ein Vermögen von sechshunderttausend Mark, hatte reiche Verwandte und gehörte einer Stammesgemeinschaft an, die unter seiner Verurtheilung in ihrer Gesammtheit litt und deshalb in löblicher Opferwilligkeit Alles aufbot, um die Rehabilitirung des Verbannten zu erreichen. Sie brachte auch die für den Kampf nöthigen Mittel auf; und wenn es auch nicht, wie Herr von Freycinet meinte, fünfunddreißig Millionen waren, so muß die Campagne doch recht viel Geld gekostet haben. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, alle Leute, die für Dreyfus eintraten, seien bestochen worden (solche plumpe Lügen bleiben den Demagogen vom Schlage Drumonts überlassen); aber hätten die vielen ehrlichen Männer und Frauen, die seit Jahren nun in der Affaire leben und weben, überhaupt Etwas davon erfahren, wenn die interessirte Geldmacht nicht für publicité in weitestem Umfange gesorgt hätte?' Da haben Sies. Walsin-Esterhazy (mit dem der arme Oskar Wilde nach der Zuchthauszeit oft in der Kneipe saß) wurde hier ein Gauner, der General Mercier ein ziemlich skrupelloser Vertreter der Machtpolitik und der Kaiphasmoral genannt. Nein: was Ihnen vorschwebt, ist nur ein Dunstgebild. Ich kannte die handelnden Personen nicht, mußte mich an das dem Fremden zugängliche Material halten und habe im Einzelnen sicher manchmal geirrt. Im Wesentlichen aber nichts zu bedauern. Dreyfus hat gegen das Deutsche Reich, gegen Alles, was deutsch heißt, stets den wildesten Haß zur Schau getragen. In seinen Briefen nennt er die Deutschen ‚ehrlose Räuber', deren Bekämpfung sein ganzes Leben geweiht sei. Als er, der im Elsaß geborene Sohn eines reichen jüdischen Fabrikanten, am Sedantag in seiner (seit einem Vierteljahrhundert wieder deutsch gewordenen) Heimath eine deutsche Militärkapelle spielen hört, findet er in der nicht auffälligen Thatsache, daß deutsche Soldaten auf deutschem Boden den Jahrestag eines nationalen Sieges, den Geburtstag ihrer Einheit und Macht feiern, eine ‚freche Beschimpfung des französischen Schmerzes'; er ‚beißt zornig in sein Bettkissen' und schwört, alle Kraft und Intelligenz fortan nur noch gegen die ‚ehrlosen Räuber' zu verwenden. Den deutschen Militärbevollmächtigten bei der pariser Botschaft, der, nach der in allen Staaten geltenden Moral, die Geheimnisse der französischen Landesvertheidigung zu erspähen und zu erkaufen sucht, nennt er le misérable

auteur d'un crime infâme, den man, am Besten durch Frauenlist, auf neutrales Gebiet locken und dort, durch Bedrohung an Leib und Leben, zur Enthüllung seiner Geheimnisse zwingen müsse. Und über das Schicksal dieses Mannes, der, trotzdem er klug, gebildet und nicht einmal durch ererbten Rassezorn entschuldigt ist, mit solchem Behagen in der niedrigsten Chauvinphrase schwelgt, wurde im Deutschen Reich mehr geredet, geschrieben, gedruckt als über die größten Förderer germanischer Macht und germanischen Geistes. Dagegen habe ich mich gewandt. Und glaube noch heute, daß die Rehabilitirung des Hauptmannes rascher möglich geworden wäre, wenn wir uns weislicher zurückgehalten hätten. Auch, daß die Völker einander heute schon näher wären. Würde unser Verdacht denn nicht wachsen, wenn ein des Landesverrathes beschuldigter deutsch-elsässischer Offizier, der öffentlich laut gegen Frankreich getobt hat, von den Bürgern der Französischen Republik dennoch verherrlicht würde?"

„Nationales Vorurtheil, das der freie Geist verachtet. Was kümmert uns Cerebralmenschen das Treiben der Soldateska? Mögen diese Leute einander auffressen! Besseres können wir der Kultur gar nicht wünschen."

„Die werden Sie dann wohl kühn gegen den bösen Nachbar vertheidigen, wenn er uns nicht in Frieden leben läßt? Mit Ihrem ausgeflickten Magen, Ihren kurzsichtigen Augen und Krampfadern? Ich habe andächtig zugehört, als Sie erzählten, Sie hätten sich aus Nietzsche und den Sozialisten eine ganz persönliche Weltanschauung zurechtgemacht, und die Synthese nach Gebühr bewundert. Ein Bischen Respekt aber sollten Sie doch auch für die Männer aufbringen, die den Volkskörper stählen. Bücher schreiben sie nicht, sammeln auch nicht chinesische Poterie und können Maurice Denis nicht von Bonnard unterscheiden. Schaudervoll! Sind aber recht nützliche Leute. Tragen ihre Haut für die Cerebralen zu Markt. Sorgen fürs Vaterland, für das Land unserer Kinder, das Ihr Nietzsche zu lieben befahl, und auf ihre Art damit doch wohl auch für die Kultur. Die ich mir ohne männische Kraft nicht vorstellen kann."

„Als ob dazu Kasernen und Exerzirplätze nöthig wären! Tennis, Verehrter, Fußball, Golf, Luftbäder, Reiten, Müllern. Ich danke für Ihre unter Musketen ergraute Soldatenkultur. Für Ihren ganzen Staat, der uns am Ausleben hindert und die Individualität in der Blüthe knickt. Das sind aber Fragen der Weltanschauung; und wenn Ehrgeiz Sie drängt, an reaktionärer Gesinnung den ollen weimarischen Bonzen noch zu überbieten, ists schließlich Ihre Sache. Sie wissen: ich bin für die Autonomie der Persönlichkeit. Sagen Sie mir nur in drei Worten, was Sie jetzt über die Affaire denken."

„Was jeder in Deutschland Heimische drüber denken sollte. Daß sie

unseren Lebensnerv nicht berührt. Zwei Kriegsgerichte haben Dreyfus schuldig gesprochen. Ich habe gesagt: Hands off! Laßt die Franzosen ihre schmutzige Wäsche allein waschen. Jetzt hat der höchste Gerichtshof der Republik den Hauptmann für unschuldig erklärt, die Regirung ihn zum Major befördert. Und ich sage wieder: Wir haben das Urtheil hinzunehmen. Echauffiren kann ich mich für den Mann nicht, der zu seiner Vertheidigung vorbringen ließ, er habe die Deutschen ehrlose Räuber genannt und dem Kampf gegen diese Räuber sein Leben geweiht. Auch noch immer nicht so recht glauben, daß Minister und Generale sich zu einem Verbrecherklüngel verbinden mußten, um einen kleinen jüdischen Hauptmann aus ihrem Weg zu schaffen. Das, scheint mir, konnten sie billiger haben. Gehts uns aber an? Ist unsere Aufgabe, im Nachbarreich den Generalstabsstall zu säubern? Nach einem Triumph reiner Gerechtigkeit sieht die Geschichte nicht aus. Die radikale Regirung wollte das freisprechende Urtheil und hat es, nach einem bedenklich summarischen Verfahren, erreicht. Doch wir haben keinen Grund, es zu revidiren. Für uns ist Dreyfus unschuldig. Und daß ein schuldloser Mensch nach langem Leiden entmakelt wird, ist immer erfreulich. Nicht so wichtig, aber hübsch, daß Zolas Erdenrest ins Pantheon kommt. Da liegen Leute, die neben dem großen Epiker Zwerge wären. Sein Martyrium war nicht arg. Er selbst hat gesagt, die nach der Flucht aus Paris in England verlebte Zeit sei die schönste seines Lebens gewesen. Das wurde begreiflich, als man erfuhr, Frau Zola habe ihm seine Freundin, die Mutter seiner Kinder, nachgeschickt. Er hatte die Menschen bei sich, die er liebte und in Paris doch entbehren mußte, die Frau und die junge Brut, und brauchte nicht in der Konvenienzehe zu fröstein. Mir scheint, Frau Zola hat das schwerere Opfer gebracht und die Frauenkrone verdient; auch der eifrigste Feminist muß zugeben, daß die Zahl der solcher Entsagung fähigen Weiber nicht groß ist. Für den Dichter war le bilan de l'Affaire nicht schlecht. Während er seine Anklägerbriefe schrieb, wuchs ihm die Gemeinde ins Unermeßliche. Die ihn ein Ferkel und einen Schmutzspekulanten gescholten hatten, bauten ihm nun Altäre. Schon der Lebende hatte seinen Lohn dahin. Ob nun in dem langwierigen Handel wirklich so viel gefälscht und getrogen worden ist, wie die Hintertreppenmär meldet, kann uns gleichgiltig sein. Aus Rennes hörten wir, Dreyfus sei ein totkranker Mann, der nie wieder genesen könne. Seit sieben Jahren ist er nun frei und so gesund, daß er ein Artilleriekommando zu übernehmen vermag. L'incident est clos. Mit den Folgen mag Frankreich sich abfinden; vielleicht werden sie eben so gefährlich wie die Nachwirkungen der Halsbandgeschichte. Aber der Spruch hat ja nicht überrascht. Längst hatte ihn

Jeder erwartet. Und die mentalité jacobine ist jetzt so stark, daß die fromme Seele der ältesten Kirchentochter sie in naher Zeit nicht bewältigen kann. Was ich nicht leugnen kann noch will, ist, daß die Art, wie der „Wahrheit" zum Sieg verholfen wurde, in letzter Zeit großen Stil hatte. Wie Alles sich vor der chose jugée beugte! Man konnte fast glauben, außer der Schankgerechtigkeit gebe es noch eine. Wir? Wollen uns der Gewißheit freuen, daß dieses zerrissene Reich ohne Bundesgenossen den Krieg gegen Deutschland nicht mehr wagen wird. Wollen hoffen, daß ein Theilchen des leidenschaftlichen Interesses, das der Schmäher des deutschen Namens fand, auch für die schuldlos in deutschen Kerkern Faulenden zu haben sein werde. Täglich wird irgendwo ein Unschuldiger verurtheilt; wenn diese Thatsache nicht unbestritten wäre, hätte das Gesetz den Opfern irrender Justiz nicht Entschädigungen bewilligt. Das hatten Sie vergessen. Ihnen schien der Fall Dreyfus der erste so grauser Art seit den Tagen des Galiläers. Schon deshalb konnte ich nicht hinter der Fahne marschiren, die über Ihrem Haupt wehte. Soll Wohlthätigkeit nicht zu Haus beginnen?"

„Na ja. Die Menschheit ist schließlich aber auch kein leerer Wahn. Heutzutage muß man ins Weite denken. Ein Jammer, daß Sie für solches Streben nicht mobil zu machen sind. Neulich, als die Redakteure nach England fuhren, wars auch so. Das war der erste Versuch zu einer Verbrüderung der Intellektuellen; zu einem Gedankenaustausch zwischen Kulturpionieren. Paßte Ihnen nicht. Sie blieben at home. Warum? Ihre Feinde sagen: weil Sie eine Extrawurst haben wollen. Dummes Zeug. Aber Sie machens der Sippschaft zu bequem, wenn Sie sich stets isoliren. Bei dieser großen Sache mußten Sie mitthun. Sie war groß. Darüber ist unter Gebildeten nur eine Stimme zu hören."

„Wirklich? Ich habe andere vernommen; zu Dutzenden. Eine sollen Sie hören. Bleiben Sie ruhig sitzen; bis Festino startet, vergeht noch eine halbe Ewigkeit. Die Vorlesung wird nicht lang. Ein Brief, den ich heute erhielt:

Sehr verehrter Herr Harden, Ihre zutreffenden Bemerkungen über die englische Reise deutscher Pressevertreter erinnerten mich an eine Unternehmung ähnlicher Art, die einige Wochen früher in Szene gesetzt worden war. Ich meine den Besuch, den französische Universitätprofessoren den englischen Kollegen abstatteten und über den ich einen ausführlichen Bericht in der Revue Bleue fand. Zwei Punkte sind mir, dem Schulmeister, da besonders aufgefallen.

M. Lanson, professeur à la Sorbonne (so nennt sich der Berichterstatter) bekennt nicht ohne Beschämung, daß von allen betheiligten französischen Gelehrten außer dem Dozenten für englische Sprache nur ein einziger Professor Englisch verstand und sprach. Nous fûmes humiliés de n'être, pour la plupart, même pas capables d'écorcher l'anglais, pour tenir tête à un voisin de table qui ne savait pas notre langue. Welchen anregenden Meinungaustausch mag es da gegeben haben! Und doch berichtet Herr Lanson ganz naiv, daß, während die Franzosen am ersten Tage noch durch-

aus zugeknöpft waren, am zweiten die beglückendste Intimität geherrscht habe: Un „For he is a jolly good fellow“ nous déclare notre adoption définitive dans l'amitié de nos hôtes. Diese Blamage der französischen Gelehrten brauchte uns nicht weiter zu kümmern, wenn sich uns nicht unwillkürlich die Frage aufdrängte, wie es denn wohl mit unseren deutschen „Schriftleitern“ in diesem Punkt gestanden haben mag. Die Berichte gaben mir nicht die Möglichkeit, diese Frage zu beantworten; sollten sie vielleicht weniger ehrlich als der französische gewesen sein? Ich kann nach meinen Erfahrungen einen Zweifel nicht unterdrücken und möchte auch für uns Deutsche den folgenden Satz des Franzosen stark unterstreichen: La génération qui s'élève, je l'espère, lira un roman ou une revue comme font quelques-uns de nous, mais saura d'abord donner une adresse à un cocher et entendre la réponse d'un garçon d'hôtel. Es ist leicht, wie gewisse Pädagogen immer noch thun, auf die „Oberkellner- und Portierbegabung“, fremde Sprachen zu erlernen, mit souverainer Verachtung herabzusehen und den eifrigen neusprachlichen „Reformern“ den höheren erzieherischen Werth der grammatischen Behandlung und (ach, so kläglichen!) Uebertragung des fremden Textes in die Muttersprache vor Augen zu führen: die Regeln über den Gebrauch des Infinitivs mit de oder à und die paar Bruchstücke der klassischen Literatur, die der ältere Schüler kennen lernt, haben noch Keinem den Mund geöffnet, wenn er dem Ausländer gegenüberstand, oder ihn zur Fortsetzung der auf der Schule begonnenen Studien sonderlich angeregt. Wohl aber wird man behaupten können, daß der junge Mensch, der auf der Schule zunächst die Gedanken des Autors, dann aber auch seine eigenen mehr oder minder gewandt in der fremden Sprache wiedergeben gelernt hat, später gern jede Gelegenheit ergreifen wird, nützliche Beziehungen zum Ausland und zum Ausländer anzuknüpfen und sich mit deren werthvoller Literatur bekannt zu machen. Auf diese Forderung muß man wieder einmal nachdrücklich hinweisen; denn für Den, der diesen Dingen näher steht, ist es kein Geheimniß, daß nach schönen Anfängen vernunftgemäßer Behandlung der neueren Sprachen im höheren Unterricht, für die wir Männern wie dem marburger Professor Vietor und dem frankfurter Musterschuldirektor Walter nicht dankbar genug sein können, diese Bewegung, in der es ja, wie bei allen bedeutenden Neuerungen, nicht an Irrthümern fehlte, allmählich abzuflauen und dem bequemen Schlendrian früherer Zeiten Platz zu machen droht. Nietzsche hat einmal gesagt, unsere höheren Schulen hätten gezeigt, wie man es anzufangen habe, um in sechs Jahren eine moderne Sprache nicht zu erlernen, die ein normaler Mensch in sechs Monaten sich aneignen könne. Sorgen wir dafür, daß dieses Urtheil nur noch antiquarischen Werth behalte! Zu einer Abwehr aus deutscher Feder zwingt aber der zweite Punkt, den ich aus dem französischen Bericht zur Sprache bringen wollte. Im politischen Leben haben wir uns ja nachgerade daran gewöhnt, daß, wenn zwei Staaten Etwas mit einander abzumachen haben, Verdächtigungen eines dritten Staates einen nothwendigen Bestandtheil der Auseinandersetzung bilden; daß diese Gefahr auch bei harmloseren Bemühungen zwischen zwei Völkern nah liegt, beweist die entente cordiale zwischen den französischen und den englischen Universitätprofessoren; und daß der Deutsche dabei als Prügelknabe benutzt wurde, versteht sich von selbst. Bei dem offiziellen Empfang der Gäste im Foreign Office sprach der französische Redner, M. Rabier, die Behauptung aus, daß der wissenschaftliche Unterricht in Frankreich keinen Chauvinismus kenne. Ein Engländer, der etwa in den aufregendsten Tagen des Faschodakonfliktes einer Geschichtstunde in Frankreich beigewohnt hätte, in der dieser Fall zur Sprache gekommen wäre, hätte sicher kein verletzendes Wort über England zu hören bekommen; der Patriotismus gehe nie

über die Grenze hinaus, die Wahrheit und Humanität ihm zögen. Und nun höre man den Schluß dieser schönen Rede: Voilà notre vraie tradition nationale dans l'enseignement de l'histoire, à laquelle nos nationalistes opposeront en vain la tradition allemande dont ils sont les apôtres. Wenn diese Worte in der Begeisterung eines der vielen Festessen gefallen wären, von deren endlosen Reden der Berichterstatter selbst meint: La moitié vaut mieux que le tout, so könnte man den Mantel der Liebe darüber decken. Aber sie wurden, wie gesagt, gesprochen bei der offiziellen Empfangsfeier, die nach dem Bericht den „Charakter einer politischen Berührung" hatte; sie wurden gesprochen von dem beauftragten Vertreter der französischen Universitäten und dürfen deshalb nicht als eine Entgleisung, sondern müssen als eine überlegte Perfidie bewerthet werden.

Ich hoffe, Sie werden mich nicht für zu unbescheiden halten, wenn ich gegen eine solche Verleumdung Einspruch erhebe als Einer, der seit fünfzehn Jahren an süd- und norddeutschen Schulen Geschichtunterricht ertheilt, vielen Unterrichtstunden von Fachgenossen beigewohnt und als Herausgeber eines Geschichtlehrbuches für höhere Lehranstalten wohl die Mehrzahl aller deutschen Lehrbücher der Geschichte kennen gelernt hat. Und da möchte ich denn nun feststellen, daß das Gegentheil von Dem zu beobachten ist, was der Franzose unserer Unterrichtsmethode geradezu als Grundsatz imputirt. Wohl mag gelegentlich einmal der patriotische Ingrimm zum Durchbruch kommen, wenn das „brûlez le Palatinat" oder Einzelheiten aus der napoleonischen Kriegszeit zur Darstellung gelangen; aber in der Behandlung heutiger Zeitgeschichte waltet überall der Geist der denkbar größten Objektivität und der rückhaltlosen Würdigung fremder Eigenart. Wie steht es denn nun aber in Wirklichkeit mit der vom Herrn Rabier so gerühmten französischen Unparteilichkeit im Unterricht? Ich will mehr als Kuriosum erwähnen, daß ich in einem französischen Lehrbuch der Erdkunde, das, nebenbei gesagt, die Abtretungen des Frankfurter Friedens naiv ignorirte, noch vor etwa zehn Jahren die Bemerkung fand, Ostpreußen habe keine Städte, sondern die Leute wohnten dort noch in Erdhöhlen und ähnlichen Behausungen. Aber lesen wir doch nur, was ein siebenzehnjähriger französischer Schüler, der sich an dem neuerdings eingeführten internationalen Schülerbriefwechsel betheiligt, seinem deutschen Korrespondenten schreibt: L'Allemand est haï de tous les Français. Ils ont élevé leurs enfants dans la haine de notre pays. Chez nous, l'instituteur rappelant aux enfants les malheurs de 1870/71 montre les fautes du gouvernement, la longue préparation des Prussiens à la guerre, leurs excès injustifiés. Et de cette guerre si malheureuse il tire deux remarquables enseignements: 1. Ne jamais abandonner la patrie à un seul homme. 2. Plus que jamais tous les Français doivent être prêts à la revanche. Man vergleiche damit die Stelle aus der Festrede des Herrn Rabier: Nous ne faisons pas consister l'amour de la France dans la diffamation haineuse de l'étranger. Mit Recht sagt der Herausgeber des erwähnten Briefes am Schluß eines Artikels in der „Monatsschrift für höhere Schulen" (S. 240): „Als Mittel zur Anbahnung freundschaftlicher Beziehungen zwischen den Völkern erscheint der Schülerbriefwechsel ganz bedeutungslos."

In summa: man öffne im Unterricht unserer Jugend den Mund, daß sie den Muth, die moderne Sprache auch zu sprechen, mit ins Leben nehme; man schicke den jungen Kaufmann, Ingenieur, Gelehrten und Lehrer ins Ausland, damit er beobachten lerne und Nützliches nach Hause bringe; man pflege als Gebildeter nach Kräften die modernen Sprachen und reise zur Belehrung und zum Vergnügen nach Frankreich und England: nur unterlasse man die sentimentalen Massenfahrten zum Zweck der Völkerverbrüderung.

Trotz allen schönen Festreden wird, wie Sie mit Recht so oft betont haben, die englische Politik, wenn es ihr Vortheil erheischt, keinen Augenblick zögern, uns ein zweites Algeciras zu bereiten, mag es sich um Abessinien, Babylonien oder Persien handeln.

In bekannter Werthschätzung bin ich Ihnen ergeben

Dr. Julius Koch.

So spricht der Direktor eines Realgymnasiums; spricht ein junger, sehr tüchtiger, ganz moderner Mann. So urtheilt Der über den Werth solcher Völkerverbrüderungen. Und Tausende denken wie er. Die Sache, Freibillet vom Norddeutschen Lloyd, Diners und Dejeuners bei wildfremden Leuten, Frühstück in einem Nebengelaß des Schlosses Windsor ohne den Hausherrn, war nicht nach meinem Geschmack. Der braucht Andere natürlich nicht zu kümmern. Recht anständige und gescheite Herren sind mitgefahren. Wer? Aeltere Feuilletonisten, die von dem ökonomischen Konflikt der beiden Germanenreiche nichts ahnen. Redakteure, denen der Verleger von einem zum anderen Tag die Tonart vorschreiben kann. Niemand, der die Macht hat, für bessere deutsch-britische Beziehungen zu wirken. Noch nicht Zehn beherrschten die englische Sprache so, daß sie über Gemeinplätze hinwegschreiten konnten. Da soll Gedankenaustausch und Verständigung möglich sein? Die Herren haben sich amusirt, Schönes und Lehrreiches gesehen, taktvolle und begeisterte Reden gehalten und werthvolle Impressionen heimgebracht. Aber politischen Ertrag? Chamberlain, Balfour, Edward Grey, Asquith, Morley: alle Häupter britischer Politik blieben den Schmäusen und Empfängen fern. Mit den repräsentativen Männern der englischen Presse kams nie zu halbwegs intimem Verkehr. Die Juniorpartner des Ministeriums ließen ihr Licht leuchten. Man aß Lachs, Hammel und Huhn, Huhn, Hammel und Lachs, trank Claret und herben Angelsekt, stümperte, so gut es ging, ein Nothgespräch mit einer schönen Dame, einem würdigen Master zurecht. Der berühmte „Mann auf der Straße“ erfuhr von der ganzen Aktion kaum Etwas; der Name des Veranstalters, des Burenfreundes Stead, machte sie von vorn herein unpopulär. Und nun ist Alles, wie es vorher war. Wie es bleiben wird, bis der Zwist der Könige beigelegt ist und Britanien eingesehen hat, daß es den Aufgaben des Industriestaates entwachsen und zum Weltclearinghouse geworden ist, sich also auch nicht mehr zu ärgern braucht, wenn Deutschlands Großindustrie üppig gedeiht. Dann ist vielleicht eine unblutige Auseinandersetzung möglich; früher nicht. Einstweilen wächst leise auf beiden Seiten des Kanals noch der Haß. Deutschlands expansivem Drang soll jeder Weg gesperrt, sein Erobererzug auf die Weltmärkte gehemmt werden. Solche Pläne spült kein Phrasenbach weg. Wir mußten uns kühl und höflich zurückhalten. Uns suchen lassen. Auch den King, der seines Herzens Neigung und Abneigung doch deutlich

gezeigt hat, nicht umwerben, Verwandte, die Einen so behandelt haben, liebt man am Besten von Weitem. Das hätte den Engländern imponirt. Die Deutschen, hätte es drüben geheißen, brauchen uns nicht; sind doch famose Kerle. Aber wir konnten die Sehnsucht wieder mal nicht dämmen. Mußten auf den ersten Wink bereit sein. Und wenn Eduard sich nun endlich gar nach Deutschland bemüht und den Besuchswunsch des Neffen erfüllt, dann werden wir ungeheuer stolz sein und uns einbilden, für den Frieden und für die ganze Menschheit Beträchtliches geleistet zu haben. Das Wort Menschheit ist schmackhaft; zergeht auf der Zunge. Wenn die Wucht der Araberaufstände wächst und England gezwungen wird, gegen den Panislamismus die stärksten Künste des Lords Cromer anzuwenden, werden auch Sie und Ihre Freunde aus dem Gehirnadel merken, wie es um die berühmte Solidarität der Menschheit bestellt ist."

„Gräulich, wie Sie sich verändert haben! In der Untersekunda, als Sie den Posa lasen (der Ordinarius war Philipp, also keine Kleinigkeit, Gedankenfreiheit zu fordern), hätte ich auf Sie geschworen. Wenn mir Zeit bliebe, mich systematisch mit Politik zu beschäftigen, sollten Sie was erleben. Schäme mich manchmal, zu spintisiren, während so viel Wichtiges zu sagen ist. Denn ich bin jetzt bis über die Ohren rebellisch. Auch gegen Bülow. Der zu frömmeln anfängt und alle paar Tage Lebenszeichen ohne jede Valeur von sich giebt. Daß es so nicht weitergehen kann, fühlt nachgerade selbst der Bourgeois. Aber wir Schaffenden kommen nicht zu der groben Arbeit. Sie könntens. Wollen aber nicht. Trotzdem da Lorber zu pflücken ist. Wer heute für Freiheit und Volksrecht eintritt, ist der Held des Tages. Sie wollen nicht. Nehmen Sie mirs nicht übel: Friedrichsruh hat Sie für uns total verdorben."

„Tu parles! Haben aber Recht; obwohl ich schon bald nach den Sekundanerjahren für die Rolle, die Ihre Güte mir zudenkt, nicht mehr zu brauchen war. Doch der Sinn für die Realien der Politik, für das Nothwendige und Mögliche hat sich mir im Verkehr mit Bismarck wirklich geschärft; und für Ihre Zwecke bin ich seitdem verdorben. Macht nichts. Für die Freiheit wird ja genug geschwatzt. Wenn Sie gerade nicht ‚schaffen', sollten Sie mal überlegen, was all diese Bannerträger eigentlich riskiren und ob Die sogar Wesentliches riskirt haben, denen noch immer nachgesagt wird, ihr Leben habe dem Kampfe für die Freiheit gehört. Typus Börne oder Typus Virchow. Was sie empfahlen, wurde als falsch und schädlich erwiesen; aber sie hatten die kompakte Mehrheit für sich und Paeanien künden heute noch ihren Ruhm. Dieser Lorber hängt mir zu niedrig; er läßt sich im Spazirengehn bequem erreichen. Mein Bemühen fordert wohl nicht geringeren Muth; bringt nur nicht

so lauten Applaus. Nach dem lange ich nicht; will nur Wirkung. Und wo ist die bei Ihren Paniermännern, den lebenden und den längst eingeernten?"

„Was gelten soll, muß wirken und muß dienen, sagt Sankt Goethe. Und der bei Ihnen fast schon eben so heilige Bismarck, er habe nie für Harmodios und Aristogeiton geschwärmt. Ich kenne den Text. Aber einen Verlorenen zu beweinen, ist auch männlich. Nun brauche ich gar nicht erst zu fragen, warum Sie über das Schulgesetz und über Studts Schwarzen Adler kein Sterbenswörtchen gesagt haben. Durch Dick und Dünn mit der Reaktion!"

„Immer; daher oben meine Beliebtheit. Schulgesetze, scheint mir, werden merkwürdig überschätzt. Je strammer man die Kinder auf Frömmigkeit drillt, desto gottloser werden Sie nachher; confer die berühmten ketzerischen Pastorensöhne. Wer in der Schule gar keine Religion erworben hat, sehnt sich später meist inbrünstig nach Offenbarung. Was der Schulzwang an Neigung zur Opposition fördert, wird überhaupt heute noch unterschätzt. Verekelung der Klassiker griechischer und deutscher Zunge; ein wahrer Segen, daß zu unserer Zeit Shakespeare noch nicht drankam. Wenn in der Schule Marxismus gepaukt würde, ginge es der Sozialdemokratie in zehn Jahren schlecht. Aus dieser Ecke sehe ich auf den Streit zwischen Konfessionellen und Simultanen. Soll ein Kind evangelisch erzogen werden, dann, scheint mir, muß der Grundton den ganzen Unterricht färben, nicht nur die Bibellehre; darfs auch nicht mit Katholiken, Juden, Dissidenten zusammen lernen. Sonst giebts unverdaulichen Mischmasch. Am Schlimmsten finde ich die Sorte Ihres Parteigenossen Kirschner, der, nach dem offiziellen Bericht, im Herrenhaus gesagt hat: ‚Ich (und ich glaube, auch meine politischen Freunde) stehe auf dem Standpunkt, daß für die Menschen und für die Völker der Satz gilt: Wer sein Leben nicht auf die Basis der Religion stellt, Der ist verloren.' Das ist, entschieden liberal.' Das kann 1906 Oberbürgermeister der Reichshauptstadt sein. Ist verloren; weils der Kaiser gesagt hat. Und Das dünkelt sich dann modern, weil es nur von der Simultanschule Seelenheil hofft. Als ob nicht alle Vernunft vor die Frage drängte: Natürliche oder konfessionelle Schöpfungsgeschichte? Obendrein hat Berlin konfessionelle Schulen; und vier Fünfteln der Einwohnerschaft fehlt die ‚Basis der Religion.' Das neue Gesetz? Vielen Landgemeinden bürdets kaum erträgliche Last auf. Im Uebrigen ändert's nicht allzu viel; beschleunigt höchstens die Entchristlichung ein Bischen. Daß der anständige Verwaltungroutier Konrad Studt in Preußen Kultusminister sein kann, ist freilich beschämend; nicht, weil er die Katholiken gut behandelt (was nöthig und nützlich ist), sondern, weil sein spiritus für solches Amt nie genug nutrimentum bekommen hat."

„Also sind Sie wenigstens für Harnacks Kandidatur?"

„Der versinkt in Anbetung, wenn er seinen König sieht. Neben ihm wirkt Ballin wie ein starrer Republikaner. Ich habe kein Vorschlagsrecht; würde aber den positiveren Kahl vorziehen; auch Paulsen; sogar Delbrück, der mal nah davor war. Viel liegt nicht daran. Meinetwegen könnten sie den Gemüthsturnvater Thode hinsetzen, dessen weimarer Rede der Lessingbiograph Erich Schmidt zu loben gewagt hat. Herr Studt hat Monarchentugenden: sieht gut aus (wird drum Seine Eleganz genannt) und läßt zwei Ministerialdirektoren, die besten, die Preußen hat, frei schalten. Für das Schulgesetz hat er nichts gethan; sobald er nach dem Steuer griff, drohte der Schiffbruch; noch im Hafen sogar. Ersonnen und durchgebracht haben es Ministerialdirektor Schwartzkopff und Freiherr von Zedlitz und Neukirch, der gewandte Taktiker, der die Nationalliberalen mit der klugen Parole köderte: Auf Jahre hinaus für uns die letzte Gelegenheit, ein Schulgesetz ohne Centrum zu machen! Die behutsamste parliamentary hand, die uns nach Miquels Tod geblieben ist. Der Minister gab immerhin die Fassade; die nun bekränzt ward. Hat sich auf dem Platz, auf dem Rodbertus nur vierzehn Tage lang saß, seit sieben Jahren gehalten und erreicht, wonach alle seine Vorgänger vergebens strebten. Schwarzer Adler und Adelsbrief finden Sie zu viel? Heutzutage! Sehen Sie sich, bei uns und draußen, doch mal die Orangeritter an. Das Alles ist längst ja beträchtlich im Werth gesunken. Böseres Blut hat denn auch das Handschreiben des Königs gemacht. ‚Das glückliche Ergebniß ist in erster Linie Ihrer aufopfernden und hingebenden Thätigkeit und dem geschickten Eingreifen zu verdanken, durch welches Sie die Verhandlungen und Arbeiten in ihren einzelnen Phasen gefördert haben.‘ Wenn Studt nur nicht etwa redet! So stöhnten die Manager in jeder entscheidenden Landtagsstunde. Nach solcher Leistung solches Handschreiben und den höchsten Orden; den Moltke in Nikolsburg bekam. Erlaubt ist, was gefällt. Der Dankbrief kam aus Drontheim, wo am schwimmenden Hoflager Herr Rücker-Jenisch, des Kanzlers Vertrauensmann und Berather, die Pflichten deutscher Politik versah. Mangelhafte Information, sagte die Presse; und nahms plötzlich sehr ernst. Solche Irrthümer sind doch schon oft vorgekommen. Nicht nur im Civilbereich. Als bei Otjihinanaka Major von Estorff eine starke Hererobande geschlagen hatte, kam vom Kaiser ein Glückwunsch zum ‚glänzenden Sieg meiner Marinetruppen‘ (von denen nur zwei oder drei Züge an dem Scharmützel betheiligt gewesen waren) und die huldvolle Mittheilung, den Kameraden in der Heimath sei ein Band mit der Aufschrift Otjihinanaka verliehen worden. Das Telegramm blieb, als pubblico secreto, in den windhuker Akten. Und jetzt stellen sich die Leute erstaunt.“

„Militär! Da ist doch kein Ding unmöglich. Da wundert Unsereiner sich

überhaupt nicht mehr. Sie natürlich möchten am Liebsten in den bunten Rock kriechen. Ganz vernarrt in die Zweifarbigen, die, wenn man von Dehmel redet, ein Schimpfwort zu hören glauben und Thomas Mann für 'nen Literaturjuden halten. Das sind Ihre Kulturschützer. Haben Sie den Prozeß Zander gelesen? So leben sie. Pumpen, schlemmen, den Himmel voll Geigen sehen; um weiterschlemmen zu können, macht man jedes Geschäftchen, das sich gerade bietet; wenns auch nicht ganz reinlich und zweifelsohne ist. Vorher aber, im Kriegerschmuck, konnte man die Junkernase nicht hoch genug tragen."

„Learned Theban! Ja, ich habe die Prozeßberichte gelesen. Doch mit anderen Augen als Sie. Immer nur bedauert, daß sie nicht ausführlicher waren. Welche grausig-preußische Tragikomoedie! Der verabschiedete Offizier. Keine Ordonnanz mehr im Vorzimmer. Auf der Straße wird nicht Honneur gemacht. Ein Leben lang hat man in dem Reich gewohnt, ,wo Jeder stolz gehorcht, wo Jeder nur sich selbst zu dienen glaubt, weil ihm das Rechte nur befohlen wird'. Und nun steht man draußen; ist von keinem Kastenprivileg mehr geschützt. Soll Geld verdienen. Alles Erlernte, Geübte ist werthlos geworden. Persönlicher Muth liefert nichts auf die Kelle. Agent werden; Promotor nennt mans drüben. Kombinationen erfinden, Möglichkeiten aufspüren, Menschen zusammenbringen; Jedem was Angenehmes sagen und rosige Aussicht zeigen. Den Deklassirten überläufts. Noch schrecklicher aber, als Versicherungwerber herumzurennen und sich an einem Tag zehnmal die Thür weisen zu lassen. Zweiter Akt. Der Mann, dem die kunstvoll gebaute Brücke immer wieder einstürzt, weil er das für den letzten Pfeiler nöthige Geld nie aufbringen kann. Der die Konjunkturgunst wittert, aber nicht Athem genug hat, um sie abwarten zu können. Haben Sie denn nicht bemerkt, daß dieser Major von Zander ein ganz ungewöhnliches Geschäftstalent ist? Welche unverwüstliche Kraft in ihm steckt? Der Mann der Hofdame, die Alles in großem Prunkstil haben möchte. Der Hysterika, die schwere Cigarren raucht, schweren Wein trinkt, nach allen Mitteln greift, die ihre unruhig zuckende Psyche einschläfern könnten. Der jeder Geldsinn fehlt. Die ins Blaue hinein kauft: Kleider, Spielzeug, Wäsche, Delikatessen, Hüte, Luxustand aller Art; für Abertausende in der Zeit höchster Noth. Gar nicht bedenkt, wie der Mann, den sie auf ihre Weise doch liebt, sich schinden muß, um auch nur das Alltagsbedürfniß zu decken. Sinnlos einkauft, borgt, lügt, weil in ihrem wunden Hirn alle Hemmungen fehlen. Und der Mann trägts. Mahnungen wirken auf solche Frauen nicht; auch nicht der Anblick verhaltenen Männerschmerzes; nicht die Gefahr, das Innerste, Feinste des Gefährten zu verlieren. Sie hat ihm Kinder geboren. Soll er sie wegjagen, öffentlich erklären, er sei für ihre Schulden nicht haftbar? Er fühlt sich stark.

Wird Alles gutmachen. Eines Tages muß er Fortunens Schleierzipfel haschen. Seine Wünschelruthe klopft Kali aus der Erde. Das bringt ihm Reichthum. Für die Frau. Seine Ansprüche sind gering; nur ihr tolles Treiben hat Beide in Bedrängniß und Schmach gerissen. Schon naht er dem paktolischen Strom: da wird er eingesperrt. Als Betrüger, Bankeroteur; der Unterschlagung dringend verdächtig. Mit ihm die Frau. Die Untersuchung dauert vierzehn Monate, die Hauptverhandlung vier Wochen. Dann zieht der Staatsanwalt die Anklage in achtundsechzig Fällen zurück und das Urtheil lautet mild: Dreihundert Mark Geldstrafe. Doch die Geschworenen haben den Major in einem Fall schuldig gefunden: und mit dem Makel des Betrügers geht er aus dem Gerichtssaal... Den Mann sollten Sie genauer ansehen, Schaffender! Ein prachtvolles Modell für Seelenaktstudien. Der hat mehr Blut und mehr Fleisch als Wedekinds Gründer. Und ist Ihnen obendrein noch nah verwandt."

„Das Allerneuste! Gehöre ich zu den Stachelflossern, zu der Familie der Barsche? Lassen Sie sich Ihren Zander in Butter braten, aber machen Sie, bitte, mit einem immerhin angesehenen Dichter nicht solche Witze!"

„Voller Ernst. Ueber den Prozeß, namentlich über die Unzulänglichkeit des Untersuchungrichters, sind gute Artikel geschrieben worden. Die Psychologie des Falles hat Zanders Vertheidiger, Justizrath Mamroth, in seinem wirksamen Schlußvortrag fast so geschickt wie ein Franzos entschleiert. Ein Moment aber scheint mir übersehen; eins, das den Strafprozeß vielleicht erst bewirkt hat. Herr und Frau von Zander sind Kryptoliteraten Bleiben Sie sitzen! Seine Tagebuchnotizen haben Sie doch gelesen? Zuerst hielt ich ihn für einen Graphomanen. Dann für einen militärisch erzogenen Hjalmar Ekdal, der des Leides froh wird, wenn ers im Spiegel gesehen oder gar photographirt hat. Falsch. ‚Ich habe fünftausend Mark Provision für die Vermittlung eines Gutskaufes erhalten; ich habe unehrenhaft gehandelt, daß ich das Geld annahm.' Das ist nicht Hjalmar. Auch nicht der in anderem Ehrbegriff erwachsene Offizier, den das Mißverhältniß zwischen Mühe und Preis im Gewissen ängstet. Das ist das Literatenbedürfniß, über sich selbst Gerichtstag zu halten. Schon der gekürzte Bericht brachte hundert Beispiele. Und die Frau hat in der Untersuchungshaft Gedichte gemacht. Hier sind sie. ‚Eglantinen. Gedichte von Marie Grote.' Nichts Besonderes. Aber die Sehnsucht, die an einem verschneiten Morgen aus dem Kerker zu einem geliebten Kind wandert und sich ‚flockengleich ihm zu Füßen legt': ich habe von Zünftigen Schwächeres gelesen. ‚Mein Todestag'. Der Tag der Verhaftung. Unbeholfen in der Form, doch sehr lebhaft im Ton. Sie ahnt nicht, daß gegen sie und ihren Mann ein Verfahren schwebt, schläft in den ersten Maitag hinein: und wird von Bütteln unsanft aus dem Bett geholt.

‚Ein anderes Ich mit bebender Hand wirft um das schützende Gewand.‘ Und die Lokomotive pfeift so schrill, als wolle sie klagen, die eine Mutter von ihren Kindern reißt. In einem Vers kommt das Wort Firlefanz vor; und der Untersuchungrichter, der Firle heißt, ist überzeugt, sein werther Name solle verspottet werden. Eine Dilettantin; keine ganz unbegabte. Die sich vielleicht nocheinmal einen Jahresruhm erschreibt. Daher die Mischung von Hofdamenthum und Zigeunerei. Narkotische und stimulirende Mittel. Die vita sexualis weitab von der Norm. Wandelt sich Ihnen nun das klinische Bild? Falsche Hypertrophie des Gehirns, in das fremdartige Substanz eingedrungen ist. Nehmen Sies aber nicht medizinisch; sonst wird die Diagnose vielleicht Unsinn. Was der Laie so Gehirn oder Seelenorgan nennt. Unfähig, gemeine Wirklichkeit zu ermessen; sich nach der Decke zu strecken, sagt das Volk. Er ist noch interessanter. Die Phantasie besorgt vikarirend die Geschäfte des Verstandes. Das steigert seine Kraft, läßt ihn an die Möglichkeit des schwierigsten Geschäftes fest glauben, macht ihn in guten Stunden zum Agentengenie. Wenn er den Leuten Etwas vorlöge, hätte er selten Erfolg. Er suggerirt ihnen seine Zuversicht. Er wird in dem Streit um das Gut vor dem Reichsgericht siegen und bald Riesenprovisionen einstreichen. Schließlich wird das Vikariat ihm zum Verhängniß. Das Tagebuch zeugt für sein Schuldbewußtsein. Nur für seinen Hang, sich selbst anzuklagen, sagt der Vertheidiger; für die unselige Neigung, an der Moral der Kaste, die er verloren hat, die ganz anderen Sittlichkeitbegriffe des neuen Berufskreises zu messen. Das allein wars auch nicht. Die Literatensucht, sich selbst als Gestalt zu sehen, die man abstraft, in heller Wuth anspeit und dann wieder verzärtelt. Solcher Kerl bist Du geworden! Kannst Dir nur noch durch Schwindel und Unterschlagung helfen! Ist ja nicht wahr: hast achtzigtausend Mark in Reserve und kannst täglich kleine Beträge ausborgen. Das Phantasiemartyrium erleichtert. Man hat sich beim Ohr genommen und, vor dem Rasirspiegel, bewiesen, daß die Ausdrucksfähigkeit noch nicht geschrumpft ist. Kein Staatsanwalt kanns verstehen. Sie müßtens. Erzählen ja auch gern, daß nur äußere Umstände Ihr ‚Schaffen‘ hemmen oder daß die Arbeitlast Sie erdrückt. Literatur. Alles eine Familie. Leute, die ihre Biographie leben, sich für jede Lebenslage eine Rolle schreiben, die dann gespielt werden soll. In der Politik für die ‚großen Gesichtspunkte‘ schwärmen. Der Eine sagt sich: Du Schuft kriegst es fertig, als Major a. D. ein so guter Agent zu sein! Der Andere: Und ein Aesthet meines Ranges wettet auf dem Rennplatz wie ein Commis!“

„Herrgott, ich komme zu spät! Versuchen Sies mal mit feuchten Packungen!“

Mozartiana.

Die Konzertzeit ist wieder einmal zu Ende. Eine kurze Rast, schon hier und da gestört von den Vorbereitungen für den nächsten Winter; keine Zeit zu wirklichem Besinnen, zu Rückschau und Aufstellung anderer als geschäftlicher Bilanzen. Es wird weiter gejagt: nach Gold und Ruhm. Wenigstens in den großen Metropolen. Obs nicht gut für die Menschheit wäre, ein Jahr lang einmal gar keine öffentliche Musikpflege zu haben, ein großes Reinmachen zu veranstalten und einen neuen Wirthschaftplan zu entwerfen? Gut wohl, aber — „nich zu machen", sagen die Geschäftsmusiker. Dann sollte man aber wenigstens den Sommer dazu benutzen, das Erreichte und Geleistete zu wägen und den Kulturgedanken, denen im Winter von den Dornen und Disteln der Konzerte die Lebensluft genommen wird, wieder neue Nahrung zuzuführen.

Eine Kulturaufgabe bringt nicht jeder Winter. Der vorige brachte sie, brachte die Gelegenheit, sie in Angriff zu nehmen. Hätte man sie nur allgemein erkannt! Man feierte die hundertfünfzigste Wiederkehr des Kalendertages, an dem Mozart geboren wurde. Die Kulturaufgabe, die damit gegeben war, lautete: „Stellt fest, was Mozart geschichtlich war, was er noch ist, ob Ihr das rechte Verhältniß zu ihm und seiner Kunst habt, ob seine Kunst etwa gerade jetzt besonders kulturfähig ist. Zeigt in Euren Konzerten und Theatern das Wesentliche seiner Kunst in richtiger Wiedergabe!"

Jeder, der die Mozartfeiern und ihre Behandlung in der Presse verfolgt hat, weiß, daß diese Aufgabe nicht gelöst, daß sie nur von sehr Wenigen überhaupt erkannt und gestellt worden ist. Lösen können sie Einzelne ja überhaupt nicht; unser ganzes öffentliches Musikwesen hätte sich ihrer annehmen müssen; unsere ganze zerfahrene künstlerische Kultur hätte hier wenigstens für kurze Zeit einen Sammelpunkt gefunden, an dem sie ihre Kräfte erproben konnte. Sie hat versagt. Also muß der Einzelne für sich selbst sorgen und sich die Frage stellen: Was kann ich, wenn ich das Bedürfniß habe, meine eigene Kultur aus den wesentlichsten, den bleibenden Bestandtheilen alles Großen aller Zeiten aufzubauen, was kann ich für diese persönliche künstlerische Kultur aus dem Mozartjahr mitnehmen und mir erhalten? Gehört Mozart überhaupt zu den Musikern, deren Kunst auch heute noch nothwendiger Bestandtheil einer vollendeten musikalischen Kultur ist? Und wie eigne ich mir dann das Wesentliche seiner Kunst dauernd an?

Das Nothwendigste zur richtigen Beantwortung dieser Fragen ist Befreiung von aller traditionellen Unwahrheit, Auflösung aller landläufigen Redensarten in das Nichts, aus dem sie entstammen. Gerade das Mozart-Jubiläum hat den Tagesschriftstellern wieder einmal Gelegenheit gegeben, diese wohlklingenden Phrasen alle schön blank zu putzen und durch ein Feuer-

werk von Schlagwörtern das Festobjekt in einem billigen Feiertagsglanz erstrahlen zu lassen. Wie viel Lüge und Heuchelei in dieser Verhimmelung war, wird Jeder merken, der etwa ein Dutzend dieser Festartikel hinter einander liest. Und wie wenig bei all den Feiern eigentlich für Mozart geschehen ist, spürt Jeder, der die Programme der Konzerte und Theateraufführungen mit kritischem Blick mustert. Ich möchte nicht wissen, wie oft in den Artikeln zur Mozartfeier von der Ouverture zu „Don Juan“ als dem unsterblichen Meisterwerk die Rede war, einer Ouverture, die Niemand spielen würde, wenn sie nicht von Mozart wäre; werthvollere Musik von Zeitgenossen und Vorgängern Mozarts wird ja nicht mehr gespielt. Gerade der Don Juan, an dem sich von je her die Begeisterungwuth der deutschen Schönredner ausgelassen hat, fördert durch die Vergleiche mit Faust und durch alles mögliche Weltanschauungsgerede einen so riesengroßen Haufen unklarer Phrasen und sinnloser Ergüsse der Kritikergemüther zu Tage, daß weder vom eigentlichen Sinn des mozartischen Werkes noch von seinen Schönheiten und Fehlern ein richtiges Wort übrig bleibt.

Da ist nun zunächst einmal nüchterne Besinnung geboten. Versucht ist sie auch worden und in einzelnen Fällen wohl gleich so weit getrieben, daß man überhaupt mit modernitischen Redensarten die Zeit Mozarts für überwunden, alle Feier für unnöthig, die Werke für abgethan erklärte. Bei der mangelhaften geschichtlichen Bildung sehr vieler Musiker, bei dem Sport, den heutzutage Alle, die Etwas gelten wollen, mit dem Kultus des Lebendigen, mit dem Lob des Fortschrittes treiben, wäre nicht zu verwundern, wenn solche Stimmen ernstlich gegen Mozarts Weiterleben protestirten. Solchen Leuten ist nicht zu helfen. Wer aus seiner engen modernitischen Haut nicht herauskann und in der Kunst und im Leben nur für Das Verständniß hat, was gleich ihm auf dem zweifelhaften Boden der gemischten Gefühle unserer Zeit erwachsen ist, Der mag in seinem engen Bezirk weiter weiden. Wer dagegen durch das Versenken in das geistige Leben anderer Zeiten seine eigenen Kräfte wachsen und groß werden fühlt, wer zur Herstellung seines inneren Gleichgewichtes, zur Ergänzung und Bereicherung seiner immerhin — und sei er noch so groß — engen Natur Das braucht, was die Größten aller Zeiten innerlich erlebt haben, Der wird mit mildem Lächeln Leute bedauern, die Mozart und alle alte Musik in die Schränke der Bibliothekare und einzelner schrullenreicher amateurs verweisen.

Kunstgenuß ist im Tiefsten und Letzten doch nichts als Menschengenuß, richtiger ausgedrückt: Freude am Reichthum der Kunst ist Freude am Reichthum der Menschennatur, Leben in einem Kunstwerk ist Zusammenleben mit seinem Schöpfer. Ob Der heute lebt oder vor vierhundert Jahren gelebt hat, ist gleichgiltig. Hat er wirklich gelebt, auf den Höhen oder in den Tiefen des

Lebens, war er ein Großer, so lebt sichs besser mit ihm als mit den Hunderttausenden von heutzutage. Darauf aber kommts an, selbst lebendig genug zu sein, um dies Leben erfassen zu können, die Organe zu haben, dies Leben sich einzuverleiben, die Ausdauer, die Zähigkeit, mit diesem Geist zu ringen, bis er sich ergiebt und erschließt.

Alles wirkliche Leben für die Kunst beruht auf dieser Fähigkeit. Alles Andere ist nur Mode, Geschwätz, Schein, Lüge. Und aller Kunst gegenüber fragt sich nur das Eine: Lohnt sich die Arbeit des Eindringens? Ist sie selbst Wahrheit oder Lüge? Ist sie das Erlebniß eines Menschen oder das Fabrikat eines Faiseurs, eines Friseurs? Sobald sie Erlebniß ist, kanns gleichgiltig sein, ob seitdem vierhundert Jahre oder drei Tage vergangen sind. Was in der Kunst wirklich gelebt hat (es ist ja nicht so viel, wie es scheint), ist unsterblich.

Und Mozart hat gelebt. Als Mensch und als Künstler, als Persönlichkeit, die ihre besondere Natur nur in dieser Weise ausleben konnte.

Vom Menschen auszugehen, um zu dem innersten Wesen eines Künstlers zu gelangen, ist wohl der beste, der sicherste Weg. Leider aber noch immer ein wenig begangener, ja, fast scheints, ängstlich gemiedener. Wie könnten sonst die wichtigsten Dokumente für das Studium des Menschen Mozart so wenig gekannt sein? In allen Opern-, Konzert- und Familienhäusern ist der Name Mozart zu Haus, ein halbes Hundert Schlagwörter voll bewundernder Begeisterung ist in der Presse, bei den Fachmusikern und Dilettanten in täglichem Gebrauch: und ein Buch wie Mozarts Briefe, nach den Originalen herausgegeben von Ludwig Nohl (bei Breitkopf & Härtel), hats glücklich auf die zweite Auflage gebracht, die im Jahre 1877, also vor fast dreißig Jahren, erschienen ist. Man ist zunächst erstaunt, wenn mans beim Buchhändler bestellt hat und dann auf altmodischem Papier, das den dumpfigen Geruch eines gut abgelagerten Bibliothekenhüters hat, diese 450 Seiten lebendiger Worte eines unserer angebetetsten Musiker bekommt. So kennen die Deutschen Das, was sie „unseren Mozart" nennen! Nimmt man zu diesen Briefen die kleine Sammlung Schriftstücke, die Gustav Nottebohm unter dem Titel „Mozartiana" bei Breitkopf & Härtel herausgegeben hat, so hat man die wichtigsten authentischen Grundlagen zur Kenntniß des Menschen Mozart. Die Lecture der Briefe, die mit unmittelbarster Frische das innere Empfinden und äußere Erleben Mozarts wiedergeben, gehört auch für die Menschen, die nicht den Wunsch haben, den Menschen und Künstler Mozart ganz zu erfassen, zu den erlesensten Genüssen. Vielleicht verhilft diese Andeutung doch noch manchem Musikfreund, der bisher achtlos an den Briefen vorübergegangen ist, zu dieser Bereicherung seiner Mozartkenntniß.

Den Menschen Mozart, der uns aus diesen Briefen entgegentritt, kann man wohl kaum besser charakterisiren, als es seine Schwester gethan hat: „So lange die Musik dauerte, war er ganz Musik; sobald sie geendet, sah man wieder das Kind. Außer der Musik war und blieb er fast immer ein Kind."

Das Wesentliche der geistigen Natur des Kindes ist das Vorherrschen der Phantasie, der Einbildungskraft, das Charakteristische in seinem Verhalten zur Außenwelt das Messen aller Dinge an der eigenen Natur, das Beurtheilen nach dem eigenen, naiven Wesen, der Mangel an nüchterner, verstandesmäßiger Kritik, das impulsive Nachgeben, wenn das warm und unbefangen fühlende Herz sich regt. Für all diese Aeußerungen kindlichen Wesens findet man in Mozarts Briefen eine Menge Belege. Sein ganzes Verhältniß zu seinem Vater, seine Art, Feinde und Freunde zu beurtheilen, seine Heirath daneben als minder wichtig, doch ungemein charakteristisch, die Tonart der Briefe an die Schwester und an das Bäsle: Alles ruht auf diesem Grundzug seines Wesens. Das schließt nicht in sich, daß Mozarts Natur die Tiefen fehlten. Das schließt nicht Ernst und Größe aus. Auch Kindergedanken gehen oft an die höchsten Fragen heran, auch Kinderherzen fühlen nicht nur zart, sondern auch mit aller Kraft. Doch immer kindlich, immer intuitiv, fast ohne Reflexion, mit der Phantasie, als Künstler.

Ein Kinderspiel war darum das Leben Mozarts nicht. Aeußere wie innere Noth nahten ihm oft genug. Aber er suchte ihnen zu begegnen mit der reinen Offenherzigkeit seines Wesens, mit dem Kinderglauben seiner Phantasie. Viele Mißerfolge hat er wohl diesem Mangel an Weltklugheit zu danken gehabt, der seinen Neidern und Feinden willkommene Gelegenheit zu Verdächtigungen und Intriguen gab. „Ich schäme mich ordentlich", schreibt er einmal, „mich zu vertheidigen, wenn ich mich falsch angeklagt sehe; ich denke mir immer: die Wahrheit kommt doch an den Tag." Der Abscheu vor aller Heuchelei und Unwahrheit, der der Unbefangenheit einer Kindernatur so eigenthümlich ist, der fast instinktmäßige Ekel vor Gemeinheit und Niedertracht blieb Mozart während seines ganzen Lebens eigen. Da erwachte bei ihm das Selbstbewußtsein, das Gefühl des eigenen Werthes und mit der ganzen Heftigkeit des in seiner Reinheit verletzten Kindergemüthes wehrte er sich gegen Eingriffe in die Sphäre seiner Persönlichkeit. Unter den verschiedenen Fällen, die hier zu erwähnen wären, ist der berühmteste der Konflikt mit dem Erzbischof von Salzburg. Aber nicht nur vor einzelnen Persönlichkeiten, die seiner Künstlernatur zu nah traten, hatte Mozart einen unüberwindlichen Abscheu, nicht nur seinen Vorgesetzten gegenüber betonte er das Recht, als Künstler und Mensch, nicht aber als Bedientenseele behandelt zu werden, sondern auch ganz im Allgemeinen hielt er sich fest auf dem Standpunkt des Odi profanum vulgus et arceo und war sich seiner Ausnahmestellung als Genie bewußt. „Wenn hier ein Ort wäre, wo die Leute Ohren hätten, Herz zum Empfinden und nur ein Wenig von der Musik verstünden! Aber so bin ich unter lauter Vieher und Bestien!" „Das, was mich an Salzburg degoutirt, ist, daß man mit den Leuten keinen rechten Umgang haben kann

und daß die Musik nicht besser angesehen ist und daß der Erzbischof nicht gescheiten Leuten, die gereiset sind, glaubt. Ein Mensch von mittelmäßigem Talent bleibt immer mittelmäßig, er mag reisen oder nicht; aber ein Mensch von superieurem Talent (welches ich mir selbst, ohne gottlos zu sein, nicht absprechen kann) wird schlecht, wenn er immer in dem nämlichen Ort bleibt." „Will mich Deutschland, mein geliebtes Vaterland, worauf ich stolz bin, nicht aufnehmen, so muß in Gottes Namen Frankreich oder England um einen geschickten Deutschen mehr reich werden, und Das zur Schande der deutschen Nation." „Fürst Kaunitz sagte jüngsthin zum Erzherzog Maximilian, als die Rede von mir war, daß solche Leute nur alle hundert Jahre auf die Welt kämen, und solche Leute müsse man nicht aus Deutschland treiben, besonders, wenn man so glücklich ist, sie wirklich in der Residenzstadt zu besitzen."

Man merkt aus diesen uud ähnlichen Worten der Briefe, wie Mozart als direkter Vorläufer Beethoovens den Werth der Persönlichkeit für die Stellung und das Schaffen des Künstlers fühlte, wie er sich bewußt war, als Herrscher im Reich der Kunst durchaus Denen ebenbürtig zu sein, die die Kronen der Erde tragen. Für die Entwickelung der künstlerischen Kultur ist diese Thatsache außerordentlich bedeutsam. Um diese Entwickelung herbeizuführen, bedurfte es freilich solcher Naturen, die, wie Mozart und Beethoven, nicht nur Musiker waren, sondern künstlerisch ganz hochstehende Menschen. „Das Herz adelt den Menschen; und wenn ich schon kein Graf bin, so habe ich vielleicht mehr Ehre im Leib als mancher Graf. Und, Hausknecht oder Graf, sobald er mich beschimpft, so ist er ein Hundsfut." „Der Obersthofmeister darf mir in Musiksachen, Alles, was die Musik betrifft, nichts zu sagen haben, denn ein Kavalier kann keinen Kapellmeister abgeben, aber ein Kapellmeister wohl einen Kavalier!" „Ich bin ein Komponist und bin zu einem Kapellmeister geboren, ich darf und kann mein Talent im Komponiren, welches mir der gütige Gott so reichlich gegeben hat (ich darf ohne Hochmuth so sagen, denn ich fühle es nun mehr als jemals), nicht so vergraben." Solche Worte sind bei Mozart fast immer durch den Widerstand gegen feindliche Elemente veranlaßt, nie Ausfluß übermüthigen Selbstbewußtseins. Wie dem Kind, genügts ihm an sich, in Ruhe gelassen zu werden, sich auf seine Art ausleben zu können.

Auch sein Verhältniß zur Gottheit ist völlig bestimmt durch den hier betonten Grundzug seines Wesens. Naive, kindlich gläubige Frömmigkeit, Gottvertrauen ohne Zweifel an Dem, was die Kirche lehrt, ist das Wesen seiner Religion. Selbst als später unter dem Druck der äußeren Nöthe, die ihm das Leben reichlich bescherte, seine Gedanken oft ernstere Richtungen nahmen, blieb seiner Weltanschauung diese kindlich zuversichtliche Milde eigen. „Da der Tod (genau zu nehmen) der wahre Endzweck unseres Lebens ist, so habe ich mich seit ein paar Jahren mit diesem wahren, besten Freunde des

Menschen so bekannt gemacht, daß sein Bild nicht allein nichts Schreckendes mehr für mich hat, sondern recht viel Beruhigendes und Tröstendes. Und ich danke meinem Gott, daß er mir das Glück gegönnt hat, mir die Gelegenheit zu verschaffen, ihn als den Schlüssel zu unserer wahren Glückseligkeit kennen zu lernen. Ich lege mich nie zu Bett, ohne zu bedenken, daß ich vielleicht (so jung als ich bin) den anderen Tag nicht mehr sein werde, und es wird doch kein Mensch von allen, die mich kennen, sagen können, daß ich im Umgang mürrisch oder traurig wäre."

Wirklich brechen konnte den kindlichen Optimismus Mozarts eben doch auch all die Noth nicht, mit der er während seiner letzten Lebensjahre zu kämpfen hatte; als die Kraft dieser Empfindung zu Ende war, war auch die des Lebens dahin. Man wird nicht leugnen können, daß an dieser Noth seine Weltunerfahrenheit, vor allen Dingen aber seine Heirath viel Schuld trug. Bei einer einheitlichen Persönlichkeit wie der Mozarts mußten auch seine Gedanken über das Heirathen und seine Ehe selbst ihre Grundfarbe von dem optimistischen Idealismus bekommen, den er seiner Kindernatur verdankte. Schon 1778 schreibt er über die Verheirathung eines Bekannten: „Das ist halt wiederum eine Geldheirath, sonst weiter nichts. So möchte ich nicht heirathen; ich will meine Frau glücklich machen und nicht mein Glück durch sie machen. Drum will ichs auch bleiben lassen und meine goldene Freiheit genießen, bis ich so gut stehe, daß ich Weib und Kinder ernähren kann. Noble Leute müssen nie nach Gusto und Liebe heirathen, sondern nur aus Interesse und allerhand Nebenabsichten; es stünde auch solchen hohen Personen gar nicht gut, wenn sie ihre Frau etwa noch liebeten, nachdem sie schon ihre Schuldigkeit gethan und ihnen einen plumpen Majoralserben zur Welt gebracht hat. Aber wir arme gemeine Leute, wir müssen nicht allein eine Frau nehmen, die wir und die uns liebt, sondern wir dürfen, können und wollen so eine nehmen, weil wir nicht nobel, nicht hochgeboren und adelig und nicht reich sind, wohl aber niedrig, schlecht und arm, folglich keine reiche Frau brauchen, weil unser Reichthum nur mit uns ausstirbt, denn wir haben ihn im Kopf. Und diesen kann uns kein Mensch nehmen, ausgenommen, man hauete uns den Kopf ab, und dann brauchen wir nichts mehr." Solche Gedanken über Liebe und Ehe leiteten ihn denn auch, als er sich zu der Ehe entschloß, die er im August 1782 mit Konstanze Weber einging. Man darf diese Ehe nicht zu Dem machen, als was sie gemüthvolle deutsche Schriftsteller gern schildern. Mozart stand nicht nur künstlerisch, sondern auch menschlich hoch über seiner Frau und bewährte auch in dieser wichtigsten Angelegenheit seines äußeren Lebens seinen den nüchternen Realitäten des Daseins nicht gewachsenen Idealismus. Liest man die folgenden Zeilen, mit denen er seinem Vater den Entschluß zu seiner Heirath mittheilt, so wird man, besonders wenn man an die Auffassung der

Zeit, an Mozarts Reisen und Aufenthalt in Paris denkt, in diesem Briefe eines fast sechsundzwanzigjährigen Künstlers an seinen Vater eine besondere Stütze der Ansicht erkennen, daß der Grundzug im geistigen Wesen Mozarts ausgesprochen naive Kindlichkeit war. Er schreibt: „Ich habe Ihnen, liebster, bester Vater, meine Absicht, zu heirathen, entdecken müssen; nun erlauben Sie auch, daß ich Ihnen meine Ursachen, und zwar sehr gegründete Ursachen, entdecke. Die Natur spricht in mir so laut wie in jedem Anderen und vielleicht lauter als in manchem großen, starken Lümmel. Ich kann unmöglich so leben wie die meisten dermaligen jungen Leute. Erstens habe ich zu viel Religion, zweitens zu viel Liebe des Nächsten und zu ehrliche Gesinnungen, als daß ich ein unschuldiges Mädchen anführen könnte, und drittens zu viel Grauen und Ekel, Scham und Furcht vor den Krankheiten und zu viel Liebe zu meiner Gesundheit, als daß ich mich mit Huren herumbalgen könnte. Dahero kann ich auch schwören, daß ich noch mit keiner Frauensperson auf diese Art Etwas zu thun gehabt habe. Denn wenn es geschehen wäre, so würde ich es Ihnen auch nicht verhehlen, denn Fehlen ist doch immer dem Menschen natürlich genug und ‚einmal' zu fehlen wäre auch nur bloße Schwachheit, — obwohl ich mir nicht zu versprechen getraute, daß ich es bei einmal Fehlen bewenden lassen würde, wenn ich in diesem Punkte einmal fehlte. Darauf aber kann ich leben und sterben. Ich weiß wohl, daß diese Ursache, (so stark sie immer ist), doch nicht erheblich genug dazu ist; mein Temperament aber, welches mehr zum ruhigen und häuslichen Leben als zum Lärmen geneigt ist, kann mir nichts nöthiger denken als eine Frau ... Ich bin auch ganz überzeugt, daß ich mit einer Frau (mit dem nämlichen Einkommen, das ich allein habe) besser auskommen werde als so." Und so gehts weiter voll Welt- und Menschenunkenntniß, kindlich vertrauensvoll. Und anders kams! Denn gerade Das, worin Wolfgang selbst nicht groß zu sein eingesteht, das Wirthschaftliche, war Konstanzes starke Seite nicht. Und auch sonst war Manches anders, als es der idealgläubige Künstler sich gedacht hatte. Seine Verheirathung brachte ihm wirthschaftliche Nöthe, die sich immer mehr steigerten. Das Leben, das in Glanz und Herrlichkeit angefangen hatte, wurde immer düsterer. Dem Wunderkinde, das vor den Ersten der Welt im ganzen musikalischen Europa Triumphe gefeiert hatte, mußte ein gütiger Logenbruder immer wieder aus der kläglichsten Geldnoth helfen.

Diese materielle Bedrängniß ist gern und besonders in der neusten Zeit wieder reichlich ausgenutzt worden zu Klageliedern über das traurige Los der Genies, denen man mit Tantiemen aufhelfen müsse. Von Tantiemen haben aber leider meist nur Die Etwas, die entweder seicht und oberflächlich und modedienerisch sind oder die besonderen Instinkt für die geschäftliche Verwerthung ihrer Produkte haben. Beides war Mozart nicht gegeben. Vor

Beidem bewahrte ihn sein Künstler-, sein Kindersinn. An der Noth des Genies ist nicht nur die böse Welt schuld, sondern zum guten Theil auch das Genie selbst. Wollten wir aber wirklich lieber, Mozart wäre weltklug gewesen und hätte sich auf die Ausschlachtung seiner Produkte verstanden, hätte dafür aber die innerste Seele seiner Kunst geopfert, oder wollen wir ihm danken, daß er seine Phantasie unberührt von der Noth des Alltags erhielt, wenn ihn diese Noth dann auch früher der Erde entriß? Was nützt uns ein fünfzigjähriger Mozart, der in Amt und Würden brav für Frau und Kinder komponirte und mit Mannesklugheit seine Habe mehrte? Auch Mozart empfand, daß seine Kunst andere äußere Werthung verlangte, als sie ihm zu Theil ward. Aber auf sein künstlerisches Schaffen hatte Das keinen Einfluß. Seine Kunst dankte lediglich seinem inneren Leben, nicht äußeren Ereignissen ihr Dasein.

Dieses Verhältniß von Kunst und Leben muthet in unseren Tagen eigenthümlich an. Beethoven machte seine Töne zum Bekenntniß seines Innenlebens, zum Ausdruck seiner Lebens- und Weltanschauung. Seitdem spukt der Gedanke in den Köpfen der Musiker, daß sie in ihrer Musik von sich reden, Chroniken ihres Lebens schreiben müßten. Das geniale Mißverständniß eines Berlioz, der eine Menge äußere Erlebnisse an die Stelle Dessen setzte, was Beethovens Musik ausdrücken sollte, machte Schule; viele Tondichter konnten frei nach Heine singen und singen noch heute: „Aus meinen kleinen Schmerzen mach' ich die großen Lieder." Diese Entwickelung war nothwendig und hat neben vielem Schlechten auch manches Gute gebracht. Vielen Kritikern hat sie aber das Verständniß für eine andere Art Kunst geraubt, für Musik, die nicht mit besonderem Behagen im Leben stecken bleibt, um darüber zu klagen oder zu philosophiren, sondern die sich und den Hörer davon befreit.

Von dieser Art ist die Musik Mozarts. Diese Kunst vergißt absichtlich das Leben, sucht, befreit von seiner Noth, Regionen, in denen sich glücklich sein läßt, verdichtet nicht Erlebtes, sondern will Erdichtetes lebendig machen. Phantasie heißt ihre Mutter. „So lange die Musik dauerte, war er ganz Musik." Ganz Phantasie. Damit ist das Wesen der Musik Mozarts, der eigentlichsten mozartischen Musik wohl am Einfachsten und Klarsten gezeichnet. Dichten kann solche Musik nur eine Natur, deren Wesen dem des Kindes verwandt ist. So ist diese Musik, genau wie die Beethovens, Ausdruck einer ganz bestimmten Individualität, Gewächs eines ganz bestimmten Kulturbodens, wenn sie auch gerade von diesem Boden gelöst erscheint wie eine Blume, die, an lustiger Ranke schwebend, nichts von dem Zusammenhang mit den Wurzeln zu wissen und zu verrathen scheint, die ihr doch Nahrung zuführen.

Mozart ist neben Schubert der vollendete Typus dieser seltenen, jetzt fast unmöglich erscheinenden Künstlernaturen, deren Kunst, unabhängig von äußeren Zufälligkeiten ihres Lebens, aus dem überreichen, göttlichen Vermögen ihrer Phantasie immer neues Leben schöpft.

Anwendbar ist dieses Urtheil über Mozarts Musik natürlich nur auf diejenigen seiner Kunstwerke, denen dauerndes Leben innewohnt. Viel mehr als heutzutage schrieben in den Zeiten vor Beethoven selbst die größten Musiker eine Menge Noten, die gut waren, aber darum doch nicht Ewigkeitwerth hatten. Auch bei Mozart giebt es Spreu. Lassen wir endlich die kritiklose Verhimmelung, die sich an geheiligte Begriffe nicht wagt, Thorheiten wie den Preis der Don Juan-Ouverture möglich macht, aber auch die Erkenntniß des wirklichen Werthes der echtesten Gaben Mozarts erschwert.

Das, was Mozart groß gemacht hat, war seine Fähigkeit, die Erde zu vergessen, mit einer immer neuen und immer reineren Kraft der Phantasie Bilder zur Wirklichkeit umzuschaffen, die nur sein Künstlerauge sah, ganz in Musik auf- und unterzugehen. Das, was ihm dabei von außen her als Hilfe zukam, Das, was er als Grundlage vorfand, war eine Kunst, die im Wesentlichen auf italienischer Grundlage ruhte, also mit ihrem Grundcharakter seinem eigenen Naturell außerordentlich entgegenkam. Ohne die italienische, speziell neapolitanische Kunstentwickelung ist Mozart undenkbar. Man muß Das den Deutschen, die sehr gern geringschätzig beurtheilen, was sie in der Musik dem Ausland verdanken, besonders deutlich sagen, zumal jetzt, wo durch eine Modebewegung, durch die der ernste Kultus bachischer Kunst in Parteidienst und Sport ausarten kann, die Sicherheit verschiedener kunstgeschichtlicher Werthurtheile bedroht erscheint. Das Italienische in der Kunst Mozarts beruht nicht nur auf den Zeitumständen, sondern auch auf einer tiefen Wesensverwandtschaft. Es verliert sich auch in seinen letzten Werken nicht.

Um einen Ueberblick über Mozarts Schaffen zu gewinnen, um seine Entwickelung verfolgen zu können, bedarf der Musikfreund eines Buches, dessen Reize sich ihm erst bei längerem Gebrauch erschließen und das darum wohl zu selten in musikalischen Hausbibliotheken zu finden ist. Es ist das Chronologisch-Thematische Verzeichniß der Werke Mozarts von L. von Köchel, das in zweiter Auflage, vom Grafen Waldersee bearbeitet, bei Breitkopf & Härtel erschienen ist. Man verfolgt in dem Bande, der neben bibliographischen Angaben die Anfangstakte jedes Satzes und kurze Anmerkungen giebt, die Entwickelung von Mozarts Kunst in der bequemsten Weise: von den ersten Klavierstücken bis zum Requiem liegt die Arbeit von dreißig Lehr- und Meisterjahren — die Grenze ist schwer zu ziehen — vor uns, neben vielem Bekannten klingen uns Töne entgegen, die man nie öffentlich hört und die doch mozartischen Geistes sind, neben werthlosen Versuchen die räthselhaft einfachen und doch so tiefen Klänge, an deren Lebenskraft ein Jahrhundert spurlos vorübergegangen ist. Und in Allem schließlich doch eine bestimmte Wesensart und, wenn auch ganz anders als bei Beethoven, eine Entwickelung.

Die Entwickelung ist nicht stetig; zwangen äußere Umstände zu einer

Arbeit, an der das Innerste des Künstlers nicht betheiligt war, so finden wir auch in den letzten Lebensjahren Mozarts Musik, die er bereits innerlich überholt hatte. Die Entwickelung aber ist da und zeigt sich in der immer größeren Befreiung der Phantasie von den Fesseln der Erde und der Tradition, in dem immer größeren Reichthum an musikalischen Formen und Farben, in der immer gesteigerten Wärme und Ursprünglichkeit des musikalischen Ausdruckes.

Musikalischer Ausdruck war für Mozart wie für seine Vorgänger und Zeitgenossen am Leichtesten erreichbar in der Gesangsmusik. Die Werthschätzung der menschlichen Stimme und ihrer Schulung war in dieser Zeit nicht äußerliche Liebhaberei, sondern hatte ihren tiefsten Grund darin, daß man mit dem Gesang die eigentlichen musikalischen Wirkungen erreichte, daß man in ihm das Innenleben leichter und mannichfacher nach außen projiziren konnte als in der Instrumentalmusik. Diese wurde schließlich doch erst durch Beethoven gleichberechtigt. Trotzdem wäre es sinnlos, die Instrumentalmusik vor Beethoven lediglich als formale Musik zu bezeichnen. Damit kommt man bei Mozart so wenig zum Ziel wie nun gar bei Bach. Immerhin bewegt sich Mozarts Instrumentalmusik in einem Kreis von Ausdrucksmöglichkeiten, der enger ist als der seine Gesangsmusik umschließende.

Wir müssen bei Mozarts Instrumentalmusik, wenn wir feststellen wollen, worin der bleibende Werth seiner Kunst beruht und was jeder Kunstfreund sich als das auch für die Zukunft Bedeutungvolle aneignen muß, zunächst scheiden zwischen Kammermusik und Orchesterwerken.

Es ist ungemein charakteristisch, daß von den Orchesterwerken die wenigsten sich dauernd in der öffentlichen und privaten Musikpflege behauptet haben. In ihnen spricht sich also offenbar Mozarts Wesen weniger unmittelbar aus; über sie ist die kunstgeschichtliche Entwickelung am Schnellsten hinausgegangen. Beethoven!

Mozart hat neunundvierzig Symphonien geschrieben. Ein halbes Dutzend ist bekannt, drei sind berühmt, eine, die in G moll, darf man vielleicht mit beethovenschen Maßen messen. Merkwürdiger Weise hat man neben diesen wenigen Symphonien in den Konzerten und bei den Mozartfeiern fast immer nur die von den Theatern her bekannten Ouverturen gespielt und nur manchmal sich erinnert, daß Mozart auch noch andere Orchesterwerke geschrieben hat. Mir scheinen sie, die Divertimenti, Serenaden und Tänze, gerade besonders charakteristisch für Mozarts Musikernatur und ich finde, daß man die Fülle von entzückender, lebensvoller Musik, die in ihnen steckt, viel mehr benutzen sollte. Mag man darauf hinweisen, daß in dieser Musik die letzten Spuren des Rokoko, aber auch viele national-österreichische Elemente zu erkennen sind: das Wichtigste bleibt, daß sie thatsächlich Mozart ausgezeichnet lag, daß er in ihr seiner naiven Freude an Klang und Rhythmus unge-

hindert leben konnte. Diese Werke sind nicht nur gesättigt mit Wohllaut, sondern auch reich an den allerfeinsten Reizen oft seltsamer Instrumentation, vor allen Dingen aber voll sonniger Heiterkeit, kindlich unbefangen froh und klar. Sollte man sich ihrer nicht gerade jetzt erinnern? Brauchen wir das Alles nicht als Ergänzung der eigenen Kunst, damit der Ausgleich nicht fehle?

Ich bin überzeugt, daß die Erkenntniß dieser Nothwendigkeit bald immer allgemeiner werden und daß man vor allen Dingen die absolute Unentbehrlichkeit der Kammer- oder, wie wir jetzt sagen, Hausmusik Mozarts für eine wirklich allgemeine, tiefe musikalische Kultur niemals verkennen wird. Das Verhältniß zu dieser Musik, zu den Quartetten, Klavier- und Violinsonaten, denen wir auch so und so viele Konzertsätze zufügen dürfen, ist ganz eigenthümlich. Die Jugend fühlt sich wohl dabei (die unverdorbene, nicht vom achten Lebensjahr an bereits an modernen Nervenkitzel gewöhnte); sie empfindet als selbstverständlich, was ihrer eigenen kindlichen Natur so nah verwandt ist. Die Sturm und Drangperiode der meisten Jünglinge führt wohl oft weit weg von dieser Kunst, verführt modernitische Schwächlinge wohl zu dauernder Geringschätzung; die Sehnsucht des Mannes, Alles, was im Leben und der Kunst echt und groß ist, zu verstehen und mit dem eigenen Wesen zu verschmelzen, dazu das Verlangen, von der Kunst über das Leben hinausgehoben zu werden, ruft aber früher oder später ein tiefes, warmes Gefühl für die jugendfrische, lebensfrohe Phantasie Mozarts in das Herz, ein Gefühl, das sich an der Schwelle des Lebens oft zu einem fast ausschließlichen Kultus dieser schlackenlosen Musik steigert. Ueberdenken wir diese Thatsachen mit Ruhe, so werden wir, auch ohne die absolute Verehrung dieser Richtung zu theilen, doch zugeben müssen, daß außer bei Schubert sich bei keinem Instrumentalkomponisten das Gefühl so rasch von allen Gedanken an die Erde löst wie bei Mozart und daß gerade seine Hausmusik den Reichthum seiner Phantasie, seiner Fähigkeit, Unwirkliches wirklich zu machen, immer aufs Neue beweist.

Und trotzdem ist er noch reicher, noch unerschöpflicher als Musiker, wenn er die menschliche Stimme zum Träger des musikalischen Ausdruckes machen kann. Mozarts ganze Gesangsmusik wird völlig verständlich nur dann, wenn man diese Liebe zur Gesangsstimme, dieses innerliche, halb sinnliche, halb geistige Erfassen ihrer Natur, den Instinkt für das Räthselhafte im Wesen der Menschenstimme völlig versteht. Dieses Verständniß ist heutzutage selten, die deutschen Komponisten haben es nur dann so gehabt wie die Italiener, wenn sie ihnen innerlich verwandt waren; auch die neuere Entwickelung der Musik war seiner Vertiefung nicht günstig. Mozarts Größe als Gesangskomponist ruht aber gerade auf diesem Verständniß. Auch wenn wir nicht Aussprüche von ihm hätten, die von seiner tiefen Liebe zur menschlichen Stimme zeugen, der eine Arie passen müsse wie ein für einen be-

stimmten Körper geschnittenes Kleid, so würde das eingehende Studium dieser Musik schon genügen, um diese Behauptung zu beweisen. „Ich darf nur Stimmen hören, o, so bin ich schon ganz außer mir.“ Es ist begreiflich, daß Mozart deshalb selbst sagen mußte: „Bei einer Oper muß schlechterdings die Poesie der Musik gehorsame Tochter sein.“ Man muß Das trotz aller Bedeutung, die Mozart für die Entwickelung der deutschen musikalischen Bühnenkunst gewonnen hat, festhalten und verstehen lernen.

Mozarts Opern sind, wie jüngst Hermann Kretzschmar nachgewiesen hat, in ihrem Verhältniß zur italienischen Oper der Zeitgenossen und Vorgänger selten richtig beurtheilt worden. Die italienische opera seria ist durch Mozart nicht vervollkommnet worden, sondern hatte einige bedeutendere Vertreter, die heutzutage nur von wenigen Kennern der Zeitgeschichte richtig gewürdigt werden. Mozarts Verdienste bestehen in der Vertiefung der opera buffa und des deutschen Singspiels. In seinen früheren Jahren war sein Ideal unbedingt die italienische Oper. „Das Opernschreiben steckt mir stark im Kopf, französisch lieber als deutsch, italienisch aber lieber als deutsch und französisch.“ Sein Entwickelungsgang machte diese Vorliebe völlig begreiflich. Mit italienischen Opern wurden die glänzendsten Triumphe gefeiert, die hervorragendsten Sänger waren in italienischen Opern thätig, der ganze Gesangsstil war aus der italienischen Sprache herausgewachsen. Als dann die Veranlassung zu deutschen Werken, zur „Entführung“ und zuletzt zur „Zauberflöte“ kam, war der Gesang, die Musik natürlich auch hier die Hauptsache und die Grundform die selbe. Was diese Werke zu Wegweisern in die Zukunft machte, war das persönliche Element, der Phantasiereichthum Mozarts. Man soll weder an diesen Werken noch etwa gar an „Don Juan“, dem Lieblingobjekt kritischer Spekulanten, sogenannte musikdramatische Elemente nachweisen wollen. Für Mozart bestand seiner eigenen Angabe nach der Werth eines guten Textbuches darin, daß es den Musiker nicht in seiner Freiheit hindere, klingende Musik zu schreiben, daß es ihm mit wirksamen Worten entgegenkomme. Daß seine Phantasie mehr geben konnte, sobald die Personen, die er singen lassen sollte, lebenswahre Gestalten waren, ist bei der Echtheit seiner Natur ganz selbstverständlich; aber daß seine musikalische Phantasie, weil sie sich über den Dichter selbstherrlich hinaus erhob, auch Schemen belebte: dafür finden wir genug Beispiele. Das Wichtigste ist bei Mozart eben doch die Musik; und von seinem Standpunkt aus völlig mit Recht. Und darum danken auch Die, denen Mozarts Opern stets von Neuem eine Art Jungbrunnen ist, die belebende und befreiende Wirkung auf den Geist den Reizen ihrer musikalischen Wunder. Es giebt Käuze, die in dem dramatisch ungeschickten Gefüge des „Don Juan“ eine Weltanschauung suchen und finden und von großen ethischen Werthen reden. Jedenfalls genießt dieses dramma giocoso mehr im Geist Mozarts, wer moderne

ethisch-dramatische Probleme dabei nicht anrührt. „So lange die Musik dauerte, war er ganz Musik." Daran müssen wir immer festhalten, wenn wir uns mit Mozart beschäftigen. Und ist denn die Musik wirklich so etwas Schlechtes, daß Das eine Schande wäre? Giebts denn außer der professionell gemachten Schulmusik des neunzehnten Jahrhunderts, die alles Nur-Musikalische so diskreditirt hat, nicht die Gabe des musikalischen Genies, ohne den Durchgang durch Vorstellungskreise Empfindungen des Menschen in Töne umzudichten und in dem Aufgehen in diesen Tönen sich eine neue, für den Künstler reale Welt zu erschaffen? Soll auch der Musikfreund diese Gabe verachten, weil sie durch die Menge phantasieloser Gegenwartmusiker, denen sie fehlt, zur Deckung der eigenen Blöße in Verruf gebracht worden ist?

Mozart hat selten über Musik und Musiker spekulirt; er schuf: und damit gut. Immerhin sind ein paar Worte von ihm zu notiren, die auch für unsere Tage verblüffend wahr sind. Einmal schreibt er: „Das Mittelding, das Wahre in allen Sachen kennt und schätzt man jetzt nimmer; um Beifall zu erhalten, muß man Sachen schreiben, die so verständlich sind, daß es ein Fiacre nachsingen könnte, oder so unverständlich, daß es ihnen, eben weil es kein vernünftiger Mensch verstehen kann, gerade eben deswegen gefällt!" Bei anderer Gelegenheit sagt er: „Uebrigens mache ich keine Bekanntschaft, weder mit .... noch mit anderen Komponisten; ich verstehe meine Sache und sie auch: und Das ist genug."

Seine Sache verstand er. Geben wir uns Mühe, sie auch zu verstehen. Bei der Mozartfeier hat sich deutlich gezeigt, daß das wirkliche Verständniß, die Einsicht in den Kern seines Wesens, in das Außerordentliche seiner so eigenartigen Begabung, das Gefühl für den Kulturwerth seiner Kunst leider weder klar noch stark ist. Mit verschwommenen Redensarten und Tagesphrasen aber begegnet man am Allerwenigsten einer so offenen, reinen Kindernatur wie der Mozarts. Es wäre gut, wenn unsere Musikfreunde sich energisch darauf besinnen wollten, welchen Werth gerade heutzutage diese ursprüngliche, phantasievolle, echte Kunst als Gegengewicht gegen die Tageserzeugnisse hat, wenn man auch aus den vergessenen Schätzen mozartischer Musik besonders für das Haus wieder die heroorsuchte, in deren reinem Glanz wir die Regionen sich spiegeln sehen, in die Mozart sich mit dem Schwung seiner Phantasie emporhob, wenn ihn der Alltag niederdrückte. Wir müssen seine Musik, von den Sonaten bis zur Zauberflöte, in vieler Hinsicht anders, innerlicher, ferner von aller Konoention, kurz: mozartischer hören lernen, wenn er uns Das sein soll, was er noch einer fernen Zukunft sein und bleiben wird.

Klotzsche bei Dresden. Hofkapellmeister Dr. Georg Goehler.

Glossen.

Krieg in Sicht?

Die Offiziösen behalten doch immer Recht. Kurz bevor der Kaiser seine Elogendepesche nach Wien schickte, hatten sie eine „Aera der Beruhigung" angekündet. Diese Aera der Beruhigung hat nun wirklich, um im besten Thronredenstil zu sprechen, „Platz gegriffen". Und Das beunruhigt mich so ernstlich, daß ich es für nöthig halte, quieta movere und im politischen Karpfenteich meine unveräußerlichen Hechtrechte geltend zu machen.

Die Beruhigung ist nämlich nur eine Folge unserer Vertrauensseligkeit; und deshalb ist sie gefährlich. „Freund, hier ists Zeit, zu lärmen!" Die internationale Lage hat sich nicht im Geringsten zu unseren Gunsten verändert und ihre Signatur ist: „Krieg in Sicht". Moltke leugnet es, aber Moltke ist der Neffe seines Onkels und dieser Onkel war groß im Schweigen; folglich brauche ich das Reden des Neffen nicht als Offenbarung zu betrachten. Sein Schweigen will ich stets verehren.

Gerade in der „Zukunft" ist die internationale Situation so oft und eingehend besprochen worden, daß es Hummern zu Hiller tragen hieße, wenn ich sie noch einmal ausführlich erörtern wollte. Nur einige beängstigende Symptome sind noch zu verzeichnen: die Gährung im Islam, die magyarische Erregung wider Deutschland und die allmählich schärfere Konturen gewinnende russisch-englische Annäherung. Ich nenne diese Symptome mit einiger Uebertreibung „beängstigend", weil viele auf Optimismus dressirte Journalisten alle Erscheinungen der Zeitgeschichte „beruhigend" finden. Im Uebrigen weiß ich wohl, daß wir Deutsche nur Gott fürchten, „sonst nichts auf der Welt". Schade, daß Bismarck dieses Wort gesprochen hat; es klingt, als ob ers Otto Ernst entwendet hätte.

Wir wissen, daß wir isolirt sind; wir wissen auch, warum wir es sind. Der Zickzackkurs ist daran schuld. Dieser Kurs ist eine Folge des persönlichen Regimentes. Wenn unsere auswärtige Politik nicht stiller und stabiler wird, gehen wir einer Katastrophe entgegen. Ein siegreicher Krieg würde diese Bezeichnung nicht weniger verdienen als ein unglücklicher: der monarchische Gedanke würde überspannt werden. Wollen wir den Krieg vermeiden, so brauchen wir Minister, die Männer sind, und eine Volksvertretung, die die auswärtige Politik sorglich kontrolirt. Und selbst wenn diese charaktervollen Kapazitäten sich auf unseren Ruf einstellten, selbst wenn diese chambre introuvable sich finden ließe, ist es fraglich, ob es nicht schon zu spät ist. Jedenfalls giebt es kein besseres Mittel, den Krieg zu vermeiden, als dieses: mit ihm zu rechnen.

Ich glaube also, unsere gesammte innere Politik sollte unter dem Gesichtspunkt geleitet werden: readiness is all.

Siegen kann nur eine einheitlich empfindende Armee; deshalb muß der latente Zwiespalt, der zwischen dem Adeligen und dem Bürgerlichen im Offiziercorps besteht, ausgeglichen werden. Siegen kann der heutigen Feuerwirkung gegenüber nur das individuell ausgebildete Heer: also erkenne der Staat die Berechtigung des (wohltemperirten) Individualismus an. Siegen kann nur das Heer, in dem die Massen am Sieg interessirt sind: also gewähre man den Massen freiwillig, was man ihnen sonst über Kurz oder Lang gezwungen gewähren muß, ein volksthümliches Wahlrecht. Siegen kann nur das Heer, das im Frieden unausgesetzt den Ernstfall im Auge behält: also fort mit den „Manövertableaux“ und mit der gesammten militärischen Theatralik.

Weiter. Viribus unitis ist die Losung. Also soll das Einigende, nicht das Trennende, gefördert werden. Man regire nicht kastenmäßig, sondern national; nicht liberal oder konservativ, sondern unionistisch. Man lasse die Juden Offiziere, Richter, Lehrer werden, wenn sie sich dazu eignen. Es ist thöricht, diese Elemente, die mit Genuß „staaterhaltend“ sind, ins radikale oder revolutionäre Lager zu drängen.

Krieg kostet Geld. Man stelle die Finanzen auf eine gesunde Basis. Das ist leichter gesagt als gethan. Wenigstens aber wollen wir den Wahn meiden, als sei der Eklektizismus des Herrn von Stengel und der Steuerkommission eine „Reform“ zu nennen.

Krieg will Vertrauen. Fürst und Volk, Volk und Heer, Parlament und Regirung müssen durch aufrichtiges Vertrauen mit einander verbunden sein. Also, bitte, keine Etatsüberschreitungen, keine Brüskirungen, keine Vertuschungen! Nicht diesen hohen Ton, lieber Herr von Rheinbaben, der ja doch Keinen täuscht, Keinem imponirt. Keine Drohungen mitten im tiefsten Bürgerfrieden, keine Panik, keine Mobilisirungen!

Im Krieg dauert die diplomatische Thätigkeit fort; sie gewinnt noch an Bedeutung. Man schaffe eine leistungfähige Diplomatie. Sie braucht frisches Blut, zunächst aus der bürgerlichen gentry. Heutzutage braucht man nicht neun Zacken zu haben, um als Diplomat Etwas zu leisten. Ein korrekter Handkuß und un bout de causerie ist auch Herrn Müller nicht unerreichbar. Und Herr Müller hat den Vorzug, daß seine Vorfahren den Kampf ums Dasein gekämpft haben. Neun Zehntel aller Verhandlungen gelten Bank-, Industrie- und Handelsinteressen.

Ich glaube, diese Andeutungen genügen. Sie zeigen, daß solche En vedette-Politik nicht unfruchtbar sein würde. Bricht ein Krieg aus, so wird er uns gewaffnet finden; bleibt uns der Friede erhalten, so waren unsere Mühen doch nicht verloren.

Der Kaiser von Japan.

Das siegreiche Japan hat sich so rasch in den Vordergrund der zeitgeschichtlichen Bühne gedrängt, daß wir Europäer uns beeilen müssen, unsere Schulkenntnisse zu revidiren und uns besser über das Land zu unterrichten, das uns so lange nur bei flotter Operettenmusik als das Dorado zierlicher Theemädchen gezeigt wurde. In den letzten Jahren hat denn auch die Presse emsig ihre Aufklärungpflicht geübt und auch der Büchermarkt hat so manche bemerkenswerthe Erscheinung gebracht. Um so sonderbarer ist, daß wir über den Kaiser von Japan fast niemals Etwas lesen. Der Gedanke liegt nah, daß er weniger eine Persönlichkeit als ein Symbol sei, daß er zwar herrsche, aber nicht regire. Und doch wäre, nach englischem Zeugniß, diese Auffassung irrig. Der Kaiser von Japan ist „quelqu'un" und die Verehrung, die seine Unterthanen ihm zollen, gilt nicht allein dem Enkel erhabener Ahnen, sondern auch dem guten Menschen und dem tüchtigen Fürsten.

Mutsu Hito, der hunderteinundzwanzigste Kaiser von Japan, wurde am dritten November 1852 zu Kyoto geboren und bestieg mit fünfzehn Jahren den Thron. Seit achtunddreißig Jahren trägt er nun die Krone und ist reicher an Erfahrungen und Erinnerungen als irgend ein anderer Herrscher; denn eine historische Entwickelung von Jahrhunderten ist in seiner Regirungzeit gleichsam kondensirt. In dem vollen Machtbesitz und in den Traditionen einer als göttlich verehrten absoluten Monarchie erwuchs er und wurde dann, hierin dem Kaiser Franz Joseph ähnlich, ein konstitutioneller „Musterherrscher". Aber er sank nicht etwa zu einer Marionette herab. Männer wie der Marschall Oyama, die Generale Kuroki und Nogi, der Admiral Togo schreiben ihre organisatorischen und strategischen Erfolge in erster Linie den Verdiensten des Kaisers zu. Kenner der japanischen Volksseele versichern, Das sei nicht eine höfische Phrase, sondern der Ausdruck aufrichtiger Ueberzeugung. Mißtrauen würde uns in die Irre führen: Japan ist nicht Deutschland. Die Monarchie trägt in Japan trotz der Modernisirung der Staatsformen einen patriarchalischen und theokratischen Charakter. Der Kaiser ist nicht nur der Vater seines Volkes, er verkörpert auch in sich die Wesenssumme seiner Ahnen und der Ahnenkult läßt dem Japaner Monarchenverehrung und Gottesverehrung als identisch erscheinen. „Der Kaiser ist unser Vater", sagte ein vornehmer Japaner zu Miß Hugh Fraser, die in der Mai-Nummer der Fortnightly Review über Japan plaudert, „aber er ist für uns auch ein Gott, und so lange wir ihm treu und gehorsam sind, erfüllen wir die Gebote unserer Religion." Dieser im tiefsten Grunde der Seele wurzelnde Monarchismus verleiht der Nation die Einheitlichkeit und Opferfähigkeit, die sich in ihren glänzenden Waffenthaten bekundet hat. Ein Volk, das noch so naiv und stark empfindet, noch so wenig von Skepsis ergriffen ist, wird jedem Gegner, jedem Schicksal gewachsen sein. Der im Innersten zerrissene Russe mußte unterliegen.

Der Kaiser, der durch ein peinliches Ceremoniell seinen Unterthanen gleichsam entrückt ist, weiß die Kluft zu überbrücken. Nach dem Krieg reiste er nach der entlegenen Provinz Jameto, der sein Geschlecht entstammt, um dort vor den uralten Altären von Jse Dankopfer darzubringen. In dem weltfernen Städtchen harrten die Honoratioren begierig des Besuches: wem würde die unermeßliche Ehre zu Theil werden, den Kaiser in seinem Hause aufnehmen zu dürfen? Alle wurden enttäuscht; der Kaiser wählte ein dürftiges Gebäude, das zwischen kleinen Läden liegt und von den Priestern zu gelegentlichen Andachtübungen benutzt wird. „Ich habe den Wunsch", sagte er, „für diese wenigen Tage den Aermsten meiner Unterthanen nah zu sein". Ein schlichtes Wort, das mir werthvoller scheint als die Eroberung einer Provinz; ein tiefes Wort, weil es die Entbehrung jedes hoch Stehenden kennzeichnet; ein erschreckendes Wort, aus dem die schaurige Einsamkeit der Gipfel spricht.

Der Kaiser (on n'est pas parfait) versucht sich auch in kleinen Gedichten; in einem von ihnen findet man einen schönen Gedanken, der den kriegerischen Geist des Volkes geläutert widerspiegelt. „Der Feind, der Dich schlägt, den schlage, um Deines Vaterlandes willen, mit aller Macht. Doch während Du ihn schlägst, vergiß nicht, ihn zu lieben!" Bedürfte es noch eines Beweises, daß die Japaner ein uns ebenbürtiges, zu edelster Menschlichkeit berufenes Kulturvolk sind, so wäre er mit diesem einen herrlichen Satz gegeben.

Eduard Goldbeck.

Höchste Vorsicht ist den Fürsten beim Gebrauch spöttischer Redeformen geboten. Maßvoller Spott schmeichelt, weil er eine gewisse Familiarität ermöglicht. Beißender Spott aber ist den Fürsten weniger erlaubt als dem geringsten ihrer Unterthanen: denn nur ihr Biß ist immer tötlich. Noch ängstlicher müssen sie sich hüten, einen ihrer Unterthanen zu beleidigen. Verzeihung und Strafe gehört zu den Pflichten und Rechten ihres Amtes; nicht Beleidigung. Wenn sie einen Unterthanen beleidigen, behandeln sie ihn noch grausamer als der Moskowit oder der Türke sein Volk. Deren Beleidigung erniedrigt, entehrt aber nicht. Wenn unsere Fürsten beleidigen, ists Erniedrigung und Entehrung zugleich. Im Asiaten ist das Vorurtheil so mächtig, daß er noch in einem vom Fürsten ihm angethanen Unrecht den Ausfluß väterlicher Güte sieht. Wir denken anders. Wird uns ein solches Unrecht angethan, so gesellt sich der Empfindung des Schmerzes noch die Verzweiflung, es niemals abwaschen zu können. Die Fürsten müssen glücklich sein, Unterthanen zu haben, denen die Ehre mehr gilt als das Leben. Ehre und Tugend an sich zu ziehen und das persönliche Verdienst zu krönen: Das ist die Aufgabe des Fürsten. Die Herzen soll er gewinnen, nicht die Geister in Fesseln schlagen. Selbst der Niedrigsten Liebe muß ihn beglücken: auch sie sind Menschen. Das Volk fordert so wenige Zeichen freundlicher Beachtung, daß es billig ist, sie ihm zu gewähren. (Montesquieu: De l'esprit des lois.)

Selbstanzeigen.

Gedichte. — Vorfrühling. Drama in fünf Akten. Bruno Cassirers Verlag.

In seinem Aufsatz „Größe und Zufall“ (im Februarheft 1906 dieser Zeitschrift) sagt Graf Hermann Keyserling: „Jeder Mensch erreicht Das, was in ihm liegt, was seine Anlagen ihm ermöglichen. Aeußeres Mißgeschick, sofern es ihn lähmt, ist ja stets zugleich auch innerlich begründet; denn der Große wächst am Leiden und nur der Kleine unterliegt. Des Menschen Schicksal, wie immer es beschaffen sein mag, ist im tiefsten Grunde sein eigenes Werk.“ Nichts Anderes versucht meine Lyrik in mannichfachen Natur- und Lebenssymbolen auszudrücken als diese Erkenntniß schwerer Leidenstage. Im gewöhnlichen Sinn vollkommen unschuldig an den Prüfungen, durch ein unverdientes Schicksal übervortheilt, von der Krankheit der Jugend beraubt, empfand ich und wußte ich zuletzt doch: Du bist selbst der regirende Wille. Dein tiefstes Wesen ist die Ursache all Deiner Noth.

Der Kampf ist darum nicht minder schwer, das Auf und Ab von Hoffnung und Verzweiflung nicht weniger lebhaft, wenn sich mehr und mehr das Selbst, der intelligible Charakter, als der Gegner enthüllt. Ich weiche zurück vor meinem Geschick, ich ironisire es, suche Erholung im Anblick verwandter oder gegensätzlicher Erscheinungen, in den eben so wechselnden Stimmungen der Natur, werde doppelt heftig bedrängt, vermähle mich ergeben dem Schmerz, bin dem Tod nah, raffe mich wieder auf an Lehre und Beispiel der Großen und erschaue endlich mein Schicksal in seiner unterwürfigen Gestalt, erkenne endlich als meine Magd, die ich Gebieterin geglaubt hatte und die mir nun zuruft:

Ein Schatten, leiblos, pflichtlos willst Du sein?
Dich triebe Unvollendetes nach oben,
Denn selbst aus Lebenshaß und Lebenspein
Wird Leben und des Lebens Bild gewoben . . .

Die Mängel meines dramatischen Erstlings sind mir schärfer bewußt als die der Gedichte. Das kommt wohl daher, daß unter den Gedichten neben solchen von 1889 viele jüngeren und jüngsten Ursprunges sind und jeder Hoffnungvolle stets im zuletzt Geschaffenen ein Besseres, einen Fortschritt sieht. Das Drama dagegen hat eine lange, traurige Entstehungsgeschichte. Immer wieder zwang mich die Krankheit, den skizzirenden Stift niederzulegen; bis es endlich im Sommer 1903 seinen Abschluß erhielt. Warum es ans Licht geben, wenn doch so manche Farben der fertigen Partien schon etwas eingeschlagen waren, als zuletzt die erstarkende Hand mit kühnerem, rascherem Pinsel die schon grundirten Gestalten des Schalch, des Johannes von Müller auftrug? Nun, wenn die übrigen mehr warm empfunden als kräftig ausgeführt erscheinen sollten: dann um dieser Beiden willen; um nicht Lebende zu begraben. Am Meisten wird getadelt werden, daß fast den ganzen vierten Akt eine erst in ihm auftretende Person einnimmt, eben der Staatsmann und Historiker Johannes von Müller. Er wuchs während der Arbeit über seine menschliche Bedeutsamkeit hinaus zur Verkörperung all der Schwachheit, der Feigheit, der Ichsucht, der Verblendung vor Napoleons Glanz in jenen Jahren vor den großen Befreiungskriegen, wuchs zum Träger des ganzen winterlichen Beharrens und dumpfen Verzagens gegenüber den Mächten des noch ungeklärten, ja, unfroh und nicht immer zuversichtlich stürmenden, aber doch schon thätigen, schaffenden

Vorfrühlings. Und Müllers seelischer Zusammenbruch muß dann, wie ein Beurtheiler sein und gut bemerkt hat, dem körperlichen Untergang der Vaterlandsfreunde vorausgehen, ihn zu mildern und zu einem dem nahenden Lenz dargebrachten Opfer zu adeln. Solche Versuche wie der ideal gewollte, aus großer Sehnsucht gewagte hessische Aufstand von 1809 sind doch niemals ganz vergebens gewesen. Vielleicht auch nicht für mich und meine Entwickelung der Versuch, ihn aus dem geschichtlichen Schlaf zu neuem Leben wecken.

Freiburg i. B. U. Karolina Woerner.

❦

Sieben Studien. Heinrich Jaffe, München.

„Von französischen Naturen in zu mannichfacher Weise verschieden, empfinde ich die Franzosen doch zugleich als meine Angehörigen und es schneidet mir oft ins Herz, wie gut ich sie kenne. Denn leider ist es ja noch immer keine Anmaßung, wenn heute der Deutsch-Franzose (und der Französisch-Deutsche) sich für den allein Befugten hält, die Kluft zu messen, die zwei so große Nationen von einander scheidet, in der sie leben, wie die Sehnsucht, die sie zu einander zieht."

„Für ihr Gefühlsleben finden Deutsche und Franzosen noch nicht den adäquaten Austausch. Denn wahrlich nicht der Geist der zwei Nationen ist es, der sie auseinanderhält. Der Idealismus, der geistige Ausblick des Deutschen ist vielmehr sein mächtigster Anziehungpunkt für den Franzosen. Frankreich hat sich mit Begeisterung deutscher Musik, mit Sehnsucht dem Einfluß Goethes zugewandt. Denn diese ‚wankelmüthigen' Leute stehen vor sich und vor der Welt als die nation généreuse. Und in der Anerkennung unserer eigenen Vorzüge zeigten sie ein Verständniß und eine rückhaltlose und geniale Großherzigkeit, vor der länger zurückzustehen uns weder zum Lob noch zum Nutzen gereichen könnte."

Zwei Sätze habe ich auf gut Glück aus meinem Büchlein herausgegriffen; sie werden ungefähr einen Begriff von Dem geben, was die „Sieben Studien" enthalten: Deutsch-Französisches von einem Menschen gesehen, dessen Vater deutsch, dessen Mutter französisch ist.

München. Annette Kolb.

❦

Ueber Robert Schumanns Krankheit. Karl Marhold, Halle a. S.

Bis vor Kurzem habe ich geglaubt, Robert Schumann sei an progressiver Paralyse (der sogenannten Gehirnerweichung) gestorben. Denn die kurzen Aeußerungen über seine Krankheit, die ich da und dort gelesen hatte, schienen sich nicht wohl anders deuten zu lassen. Zwar belehrt Einen schon das Anhören schumannischer Musikstücke darüber, daß der Komponist ein sehr nervöser Mensch gewesen ist; aber schließlich kann ein Nervöser eben so gut der Paralyse anheim fallen wie ein Anderer. Vor einigen Monaten bekam ich zufällig das Buch von Litzmann über Klara Schumann in die Hände und bei dem Lesen der dort abgedruckten Briefe und Tagebuchstücke sagte ich mir: Dahinter muß noch Etwas stecken. Ich ließ mir die Schumann-Literatur kommen und gelangte bald zu der Auffassung, die in dem kleinen Buch ausgesprochen ist. Zunächst ist die Sache für den Fachmann interessant. Ist es möglich, rückblickend, auf Grund der Literatur, eine psychiatrische Differentialdiagnose zu machen? Aber das Ergebniß bedeutet doch mehr.

An Paralyse kann bei uns schließlich Jeder erkranken, der sich die Hauptbedingung erwirbt, und für die Beziehung zwischen Seelenkrankheit und genialer Anlage läßt sich aus der Thatsache, daß ein genialer Mensch paralytisch wird, nicht viel entnehmen. Dagegen zeigt sich nun, daß Schumann von Jugend an seelenkrank war und daß diese Krankheit, die ihn schließlich vorzeitig ins Grab brachte, sozusagen das Gegenstück oder die Rückseite des Talentes war. Wir sehen an einem ausgezeichneten Beispiel, daß das große Talent mit der Krankheit bezahlt wird. Da in diesem Sommer Schumanns Todestag zum fünfzigsten Mal wiederkehrt, möge mein Gutachten als bescheidener Beitrag zur Gedächtnißfeier angesehen werden.

Leipzig. Dr. Paul Julius Möbius.

Spanien. Eine Reiseerzählung. Zweite Auflage. Bruno Cassirer, Berlin.

Besser, als ich hoffen durfte, ist meine Reiseerzählung in Deutschland aufgenommen worden. Viele wohlwollende Kritiken sind aus dem Lande der Intelligenz gekommen. Meine Freude darüber und meinen Dank dafür möchte ich aussprechen. Die Uebersetzung hat mir gefallen; und wenn mich mal die Eitelkeit verleitet, in der deutschen Ausgabe meines „Spanien" zu lesen, fällt mir gar nicht auf, daß ich es holländisch geschrieben habe. Daß die Arbeit mir in Deutschland so viele neue Freunde verschafft hat, ist das Angenehmste, was ich von ihr erhoffen konnte.

Amsterdam. Josef Israels.

Der König. Fünfte Auflage. Vita, Deutsches Verlagshaus.

Das Problem des modernen Herrschers, des modernen Menschen in seiner Eigenschaft als Monarch, hat mich schon seit zehn Jahren beschäftigt, ernsthafter und ausschließlicher, als die Hunderttausend, die „Nixchen" in ihrer Weise gelesen haben und immer wieder Nixchen lesen möchten, sich zu glauben versteifen. Ich schrieb damals eine Tragoedie „Der Kaiser", die, bei der Freien Bühne eingereicht, einige Theilnahme erweckte, von mir aber aus dem Druck zurückgezogen wurde. Dies Buch bedeutet wieder einen Versuch, dem großen Gegenstand näher zu kommen. Der junge Fürst, der als ein Zweifler und ein Tastender anfängt, endet als wirklicher König, als ein Handelnder und Erhalter, durch die eiserne Noth der Umstände in sein Amt hineingezwungen. Weil er unbestechlich und mit voller Wahrhaftigkeit vorgeht, muß er die Wirklichkeit annehmen; die Welterneuerung bleibt der schöne Traum des Schwärmers und Dichters. Von Anfang an weiß Max Emanuel, der König, daß ihm die schwerere Aufgabe bevorsteht als seinem Freund und späteren Minister Sizo Torres. Dieser fällt, wie die Gracchen, die Girondisten, fielen; über seine Leiche weg, durch Verzicht und Schrecken, tritt der König auf seinen Platz, wo die Einsamen und die ganz Starken stehen, Lenker der Menschengeschicke, — die Herrscher. Ich möchte für das Buch Beachtung finden, weil es sich um ein wichtiges Problem handelt, vielleicht das bedeutsamste und verworrenste unserer Zeit, und für die Gestalt des jungen Fürsten, weil er ein Tapferer ist, menschliche und nachdenkliche Theilnahme werben. Für Leser, die nach Schlüsseln und Beziehungen suchen, einer besonders begnadeten Nase folgend überall Enthüllungen wittern, füge ich hinzu, daß Verolien auf der Landkarte nicht zu finden ist und daß die Verhältnisse und Begebenheiten dort ganz willkürlich aus dem Himmelblau (und deshalb nothwendiger Weise etwas schemenhaft) herausgebaut sind.

Hans von Kahlenberg.

Paragraph 314.

Fiat iustitia et pereat mundus. Viele Richter denken noch immer so. Die Bedeutung, die das Wirthschaftleben heutzutage gewonnen hat, zwingt beinahe Jeden, die wichtigsten Thatsachen des ökonomischen Getriebes etwas genauer kennen zu lernen. Der Richter, dem es an Fleiß, auch an Intelligenz im Allgemeinen doch nicht fehlt, weiß aber von der Oekononomik noch immer nicht viel und fragt selten lange, ob der Paragraph, den er anwendet, nicht wirthschaftliche Werthe vernichtet, deren Erhaltung nöthig war. Leicht ists für ihn ja nicht, sich im Labyrinth der Bilanzen zurechtzufinden. Da denkt er denn oft: „Wir wollen nicht ins Detail gehen und ersparen uns am Leichtesten jede Blöße, wenn wir uns strikt an den Buchstaben des Gesetzes halten.“ Auf diesem Standpunkt steht selbst der höchste deutsche Gerichtshof gegenüber dem berüchtigten Paragraphen 314 Absatz 1 des Handelsgesetzbuches, den auch die Autoritäten sehr verschieden auslegen und der, wie sich neulich wieder gezeigt hat, in all seiner bronzenen Festigkeit über jede Theorie triumphirt. Der Paragraph lautet: „Mitglieder des Vorstandes oder des Aufsichtrathes oder Liquidatoren werden mit Gefängniß bis zu einem Jahr und zugleich mit Geldstrafe bis zu 20 000 Mark bestraft, wenn sie wissentlich in ihren Darstellungen, in ihren Uebersichten über den Vermögensstand der Gesellschaft oder in den in der Generalversammlung gehaltenen Vorträgen den Stand der Verhältnisse der Gesellschaft unwahr darstellen oder verschleiern.“ Die Anwendung dieses Grundsatzes auf die Bilanzen und Geschäftsberichte der Aktiengesellschaften hat bewiesen, wie gefährlich juristischer Formalismus wirthschaftlichen Werthen werden kann. Oft ist eben Verheimlichung nützlicher als Offenheit; der straßburger Jurist Rehm hat mit Recht gesagt, es könne Fälle geben, in denen die Verschleierung, sogar die Fälschung von Bilanzen und Geschäftsberichten erlaubt sei, weil die Veröffentlichung einer Thatsache der Aktiengesellschaft mehr schaden könne, als die Verheimlichung Denen zu nützen vermöchte, die Anspruch darauf hatten, die Thatsache zu erfahren. Mag sein, daß Rehm sich manchmal zu weit in Abstraktionen verirrt und den Boden der Wirklichkeit verlassen hat: deshalb wars aber doch nicht nöthig, ihn als den Erzfeind hinzustellen. Er hat jedenfalls das Verdienst, eindringlich darauf hingewiesen zu haben, daß es Zeit ist, da, wo es sich um die Frage der Offenheit im Aktienwesen handelt, eine strenge Grenzregulirung vorzunehmen. Wo ist heute denn die Grenzlinie, hinter der die Pflicht zur Aufrichtigkeit für die Aktiengesellschaft endet? Diese Frage muß endlich ohne Heuchelei geprüft und rückhaltlos beantwortet werden. Mit der im § 314 HGB aufgestellten Forderung wollte der Gesetzgeber doch nicht die Gesellschaft schädigen, sondern nur die Aktionäre vor dem Schaden bewahren, den eine Bilanzverschleierung oder die Verheimlichung wichtiger Thatsachen im Geschäftsbericht ihnen bringen könnte. Daß die sogenannten Geschäftsgeheimnisse unter allen Umständen gewahrt bleiben müssen, ist klar; und das Gesetz überläßt dem Ermessen eines ordentlichen Geschäftsmannes, zu beurtheilen, welche Thatsachen im Interesse des Unternehmens geheim gehalten werden müssen. Wollte der Gesetzgeber die Grenzen genauer fixiren, so hätte er im Paragraphen 260 HGB nicht nur gesagt, neben Bilanz und Gewinn- und Verlustrechnung müsse ein „den Vermögensstand und die Verhältnisse der Gesellschaft entwickelnder

Bericht" den Aktionären in der Generalversammlung vorgelegt werden. Denn damit ist für den Inhalt des Berichtes der Verwaltung plein pouvoir gegeben.

Und nun vergleiche man mit dieser Weitherzigkeit des Gesetzes die Judikatur des Reichsgerichtes in den Fällen, wo es sich um Veruntreuungen handelte, die der Gesellschaft keinen irgendwie beträchtlichen materiellen Schaden gebracht hätten, deren Bekanntmachung ihr aber empfindlichen Nachtheil zugefügt hat. Gilt hier die Pflicht zu absoluter Offenheit, auch wenn damit den Aktionären nicht nur nicht genützt, sondern geradezu geschadet wird, oder darf die Verwaltung solche Vorgänge im Interesse der Gesellschaft verbergen? Das Reichsgericht fordert unbedingte Offenheit, selbst wenn das Unternehmen darüber zu Grunde geht. In einer Entscheidung aus neuster Zeit lesen wir: „Vorstand und Aufsichtrath einer Aktiengesellschaft, die in dem der Generalversammlung zu erstattenden Bericht wissentlich eine Veruntreuung verschweigen, sind auch dann strafbar, wenn für die der Gesellschaft gegen den Veruntreuenden erwachsenen Ersatzansprüche Deckung vorlag. Auch der Umstand, daß eine derartige Mittheilung im Geschäftsbericht geeignet gewesen wäre, den Zusammenbruch der Gesellschaft herbeizuführen, berechtigt die Vorstandsmitglieder nicht zur Unterlassung der gebotenen Mittheilung." Diese an den Spruch eines Brutus erinnernde Strenge ist nun natürlich auch die Norm für die unteren Instanzen. Eine Gesellschaft hat die Hälfte ihres Grundkapitals verloren, weil der Aufsichtrath die von einem Direktor begangene Unterschlagung nicht verheimlichen wollte, obwohl ein Verwandter sich bereit erklärt hatte, die defraudirte Summe auf Heller und Pfennig zu ersetzen. Direktion und Aufsichtrath der Leipziger Wollkämmerei kamen wegen Fälschung des Geschäftsberichtes auf die Anklagebank, weil sie nicht erwähnt hatten, daß bei Abgabe der Pachtung der Hamburger Wollkämmerei ein Verlust von mehr als einer halben Million Mark entstanden sei, der von den Mitgliedern der Verwaltung aus eigenen Mitteln gedeckt worden war. Diese Thatsachen waren verborgen worden, um eine Panik zu vermeiden und um das Vertrauen von Kunden, Gläubigern und Aktionären nicht zu verlieren. War hier wirklich Offenheit Pflicht? Daß Hunderttausende unterschlagen worden sind, mußte vielleicht gesagt werden, weil diese Thatsache für die Beurtheilung der geschäftlichen Verhältnisse auch nach der Ersatzleistung noch erheblich ist. In dem leipziger Fall aber werden nur Schablonenmenschen vor der Antwort nicht zaudern. Hier wäre es doch wirklich leichtsinnig gewesen, das Unternehmen, das Vermögen der Aktionäre, vielleicht das Gedeihen der ganzen Branche zu gefährden, nur um einem Buchstaben des Gesetzes Reverenz zu erweisen.

Ein noch merkwürdigerer Fall. Ein Beamter einer mit 10 Millionen Mark Kapital arbeitenden Aktiengesellschaft hatte ganze 500 Mark aus Noth unterschlagen. Sein Gehalt entsprach weder den Anforderungen, die das Leben und die Erhaltung einer kleinen Familie erforderte, noch der Verantwortung und den Leistungen, die der ziemlich wichtige Posten verlangte. Die Unterschlagung wurde bekannt, für die 500 Mark fand sich Deckung und die Direktion wollte, angesichts der mildernden Umstände des Falles, von einer Anzeige absehen. Ein Mitglied des Aufsichtrathes denunzirte aber den Beamten, der nun verhaftet wurde. Die Gesellschaft mußte die ganze Abtheilung ihres Geschäftes, die der Verhaftete geleitet hatte, aufgeben, weil sie keinen geeigneten Ersatzmann stellen konnte. Daraus ist der Gesellschaft natürlich ein Schade entstanden, der in gar keinem Verhältniß zu der Winzigkeit der ver-

untreuten Summe steht; aber dem Aufsichtrathsmitglied kann Niemand einen Vorwurf machen: der Denunziant hat ja nur gethan, was er nach der strengen Judikatur der Gerichte thun mußte. Daß es sich um das Vergehen eines armen Teufels handelte, den die Noth zu einer unerlaubten Handlung trieb, macht den Vorgang nicht sympathischer. Traurig genug, daß in manchen Gesellschaften noch immer Löhne bezahlt werden, die geradezu auf den Weg der Untreue locken. Daß die Gelegenheit Diebe macht, ist alte Erfahrung Doch dieses schlimme Kapitel, das von den Gehältern, wollen wir jetzt nicht aufblättern. Heute wollen wir nur fragen, ob „der Stand der Verhältnisse der Gesellschaft unwahr dargestellt oder verschleiert" worden wäre, wenn die Aktionäre die Defraudation von 500 Mark nicht erfahren hätten. Ich würde antworten: Nein; selbst wenn für die unterschlagene Summe nicht sofort Deckung angeboten worden wäre. Kann Jemand im Ernst glauben, das Schicksal einer mit 10 Millionen Mark arbeitenden Aktiengesellschaft sei durch das Fehlen von 500 Mark irgendwie gefährdet? Wenn all die kleinen Malversationen, die in großen Unternehmen natürlich öfter und leichter vorkommen als im Grünkramladen, angezeigt oder veröffentlicht werden sollen, muß beinahe jeder Geschäftsbericht einen besonderen Absatz darüber bringen. Wir wollen doch nicht gar so pharisäisch über diese Dinge urtheilen.

Für die Bilanz und die Gewinn- und Verlustrechnung ist die Pflicht zur Offenheit wichtiger als für den Geschäftsbericht, der ja nur eine Erläuterung zur Bilanz sein soll. Das Gesetz behandelt den Geschäftsbericht deshalb auch ziemlich kurz, sagt nichts von der Nothwendigkeit einer Veröffentlichung und überläßt den Verwaltungen Umfang, Form und Art der Berichterstattung. Die Bilanz muß so klar und durchsichtig sein, daß die Vermögenslage der Gesellschaft unzweideutig erkennbar ist; aber wenn zu den Generalunkosten von 100 000 Mark auch 500 Mark Auslagen für veruntreute Gelder gehören, so braucht Das im erläuternden Geschäftsbericht nicht ausdrücklich gesagt zu werden. Die Höhe der Unkosten zeigt ja, wie die Verhältnisse liegen, und es ist nicht Sitte, die internen Ausgaben zu spezialisiren. Angesehene Gesellschaften buchen ja sogar die Tantiemen auf das Konto der Geschäftsunkosten, obwohl gerade Tantiemen zu den Posten gehören, die gesondert werden müßten. Trotzdem ist diesen Gesellschaften noch nie Verschleierung vorgeworfen worden. Wie viele Geschäftsberichte geben denn „die ganze Wahrheit, nichts als die Wahrheit"? Sehr wortreiche und scheinbar eingehende Berichte, die mit allen möglichen volkswirthschaftlichen Exkursen verziert sind, sagen oft weniger als Berichte von zehn Zeilen. Große Gesellschaften finden es manchmal unter ihrer Würde, eingehende Erläuterungen zur Bilanz und Angaben über die Geschäftslage zu veröffentlichen. Sie begnügen sich mit ein paar lakonischen Bemerkungen; die Presse rügt dann dieses Verfahren; aber noch Keinem ist eingefallen, solchen Berichten Verstöße gegen den § 314 HGB nachzusagen. Ein guter Geschäftsbericht muß Alles bringen, was zum Verständniß der Vermögensaufstellung nöthig ist. Seine Mittheilungen brauchen nicht über den Tag der Bilanzaufstellung hinauszugehen. Doch hat sich die löbliche Sitte herausgebildet, auch über den Verlauf des Geschäftes im neuen Jahr (bis zum Tage der Berichterstattung) Etwas zu sagen und Erläuterungen über den Geschäftsgang zu geben. Daß oft gefordert wird, die Gesellschaften sollten von ihren Außenständen und Verpflichtungen nicht nur sagen, ob die einen sicher und die anderen sehr drängend sind, sondern auch jeden einzelnen Debitoren- und Kreditorenposten angeben, beweist, wie wenig Klarheit

über Umfang und Tragweite des Geschäftsgeheimnisses herrscht. Man kann zugeben, daß es im Aktienwesen noch vielfach an der wünschenswerthen Offenheit fehlt; recht oft aber werden an die Verwaltungorgane Forderungen gestellt, deren Erfüllung gegen die Pflicht zur Wahrung des Geschäftsgeheimnisses verstoßen und die Gesellschaft schädigen würde. Die Gerichtspraxis wirkt hier aber nicht als gutes Beispiel.

Die Vorschrift der Paragraphen 38 und 40 HGB darf freilich nicht umgangen werden. Jede Gesellschaft muß ihren Vermögensstand nach den Grundsätzen ordentlicher Buchführung klar erkennbar machen; die Bilanz muß ganz unzweideutig zeigen, welche Vermögenswerthe und welche Schulden vorhanden sind. Gegen diese Vorschrift wird sehr oft gesündigt; und solche Sünde ist schlimmer als die Verheimlichung einer Defraudation von 500 Mark. Das Gesetz fordert Angabe von Vermögen und Schulden; allmählich ist aber die Usance entstanden, das Vermögen per Saldo anzugeben; Das heißt: nach Abzug der Schulden, die dann gar nicht mehr in unzweideutigen Ziffern vorgeführt werden. Für mein Urtheil über die Vermögenslage einer Gesellschaft ists aber wesentlich, ob mir nur die Forderungen nach Abzug der Verpflichtungen oder diese, nach Abzug der Debitoren, als Aktiva und Passiva der Bilanz vorgeführt werden oder ob ich genau weiß, wie das Verhältniß von Außenständen und Schulden am Ende des Jahres ist. Bei der Buchung von Debitoren und Kreditoren wird man das „Saldirungskunststück" noch ziemlich selten finden; dagegen ist es bei Grundbesitz und Hypothekenschulden fast zur Regel geworden. Die Immobilien erscheinen nach Absetzung der hypothekarischen Belastung in der Bilanz, während doch unter den Aktiven der Grundbesitz, unter den Passiven die Hypothekenschuld genannt werden sollte. Solche Buchung per Saldo ist schon deshalb zu tadeln, weil die Höhe der Belastung zeigen muß, ob das richtige Verhältniß zum Grundstückwerth gewahrt ist, ob die Gefahr besteht, daß für die Hypothekenschuld auch das übrige Vermögen der Gesellschaft herangezogen werden könnte, und wie hoch der Zinsenaufwand speziell für die Hypotheken ist; denn wo diese nicht ausdrücklich angegeben sind, werden in der Gewinn- und Verlustrechnung auch die Hypothekenzinsen kaum besonders ersichtlich gemacht sein. Bei den Brauereien, die meist großen Grundbesitz haben, ist die Buchung per Saldo sehr beliebt; und gerade da ist sie, wegen der oft starken Belastung mit Hypothekenschulden, besonders zu rügen. Daß auch das Saldiren von Einnahmen und Ausgaben unzulässig ist, braucht nicht mehr bewiesen zu werden. Hier ist nie verborgen worden, daß auch auf diesen Gebieten, wie auf so manchem anderen, vielleicht sogar noch mehr, gesündigt wird. Kann dagegen Wirksames gethan werden, so wollen wir uns freuen. Mit kleinlichen Tracasserien aber kommt man dem deutschen Aktienwesen, nachdem es zu solcher Größe und Kraft erwachsen ist, nicht mehr bei. Im Allgemeinen muß man annehmen, daß die Leute, denen die Verfügung über viele Millionen, oft über Dutzende, anvertraut ist, auch gewissenhaft genug sind, um selbst zu beurtheilen, in welchen Fällen Offenheit, in welchen Schweigen Pflicht ist. Erweisen sie sich als untauglich zu solcher Entscheidung, so soll man sie wegjagen. So lange sie auf ihrem verantwortlichen Posten sind, soll man sie nicht chicaniren und zufrieden sein, wenn sie klare Bilanzen vorlegen. Das ist die Hauptsache. Offenheit ist auch im Geschäftsleben eine schöne Sache. Nur muß man wissen, wo sie unter allen Umständen zu fordern, wo, weil höhere Interessen gegen sie sprechen, zu entbehren ist. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 28. Juli 1906.

Der russische Riese.

Zuerst die Thatsachen. Als Alexander der Dritte, der schwerfällige Mann mit dem langsam assoziirenden Hirn, das Musterbild eines zur Herrschaft über russische Menschen geeigneten Kaisers, gestorben war, rieth seine Witwe dem Sohn, freiwillig auf das Autokratenrecht zu verzichten. Am Totenbette des Mannes hatte sie, in Livadia, mit dem Hausminister Woronzow-Daschkow einen Verfassungentwurf ausgearbeitet, der sofort in Kraft treten sollte. Nicht aus Liebe zum Liberalismus und Parlamentarismus, sondern, weil sie Keinem die Kraft zur Bewältigung der Aufgabe zutraute, für die ihr starker Sascha gerade stark genug gewesen war. Keinem. Am Wenigsten ihrem Söhnchen, dem guten, schüchternen, kränkelnden Nika, der wirklich nicht aussah, als könne er die Mütze des Monomachos mit Anstand tragen. Dennoch wollte ers. Der Vater hatte gesagt: Das Land braucht religiöse und nationale Einheit, braucht eine den Feind schreckende Rüstung und das Volk will einen kräftig zugreifenden Herrn; also keine Verfassung, sondern gerechtes und reinliches Regiment. Wider den Willen des Vaters handeln? Niemals. Die Mutter warnte: Die Last wird Dir zu schwer; wirf sie ab, ehe Du erlahmst! Die Frau, das englisch erzogene zärtliche Hausmütterchen, bat: Gönne Dich uns, den Kindern und mir, statt Dich stündlich neuer Gefahr auszusetzen! Mancher Verwandte gab den selben Rath. Vergebens. Nikolai Alexandrowitsch, der so unsicher sonst zwischen verschiedenen Neigungen schwankte, blieb hier im Wollen fest und dem Vater gehorsam. Woronzow wurde ungnädig weggeschickt und in einer seiner ersten Reden wandte der neue Zar sich gegen die „sinnlosen Schwärmereien" der Leute, die für Rußland eine Konstitution nach europäischem Muster heischten. Das war im Jahr 1894. Sergej Juliewitsch Witte,

der nur Finanzminister hieß, aber im Machtbereich eines Ministerpräsidenten thronte, hatte das Ohr des Kaisers. Witte, der ein paar Monate vorher gegen Woronzow das Kollektiveigenthum der Landgemeinden verfochten hatte und bald danach den Mir das Unglück Rußlands nannte, für die ungeschmälerte Fortdauer der Selbstherrschaft und gegen die Anmaßung der Provinziallandtage sprach. Zehn Jahre danach kam, wider Wittes, Lamsdorffs, Kuropatkins Rath, der Asiatenkrieg. Da sieht man, hieß es, was eine moderne Staatsverfassung vermag; wie schnell sind diese kleinen Japaner, seit sie ein Parlament haben, auf die Höhe gekommen! Semskij Sobor? Als Port Arthur gefallen war, wurde Nikolai von Maria und Alexandra Feodorowna abermals liebevoll bestürmt, das erlösende Wort endlich zu sprechen. Erst am vorletzten Oktobertag (unseres Kalenders) sprach ers; als die Flotte, durch Frankreichs Treulosigkeit, verloren, in Portsmouth die pax britannica geschlossen war und der Jakobinerschrecken im weiten Reich alles städtische Leben lähmte. „Die entstandenen Unruhen bedrohen die Nation mit tiefer Zerrüttung, gefährden die Einheit des Reiches und die Integrität seines Gebietes. Nach meinem unbeugsamen Willen ist die Regirung fortan verpflichtet, dem Volk die Unverletzlichkeit der Person, die Freiheit des Gewissens, der Rede, der Versammlung zu gewähren." In vagen Worten hatte schon ein früheres Manifest von der Nothwendigkeit gesprochen, russische Männer als Mitarbeiter und Kontroleure der Regirung zu einer Gossudarstwennaja Duma zu vereinen; doch waren Zweifel geblieben, ob diese Versammlung je tagen werde. Jetzt wurde das allgemeine Wahlrecht als (freilich noch fernes) Ziel gezeigt und feierlich zugesagt, den Erwählten werde die Ueberwachung der Gesetzlichkeit aller Verwaltungmaßregeln gesichert sein und kein Gesetz Rechtskraft erlangen, bevor die Reichsduma es genehmigt habe. Nahte das Ende der Autokratie? So schien es. Witte hatte über Ignatiew gesiegt und war nun auch dem Titel nach Ministerpräsident. Witte, der Konvertit. Seit er von Plehwe gestürzt war und das Spektakel russischen Werdens von seinem Logensitz aus sah, hatte er, der (gewiß in bester Absicht) mit dem bezahlten Spitzel Gapon und mit dem Arbeiterführer Uchatow, mit Liberalen und Sozialisten heimliche Beziehungen unterhielt, seine Meinung von Grund auf geändert. Als ich den machtlos Gewordenen sah, sprach er wie ein Freisinniger von der sanfteren Tonart. „Rußlands Weg kann nicht anders sein als der aller übrigen Länder. Wir müssen die selben Entwickelungstufen überschreiten wie jedes europäische Volk. Unsinnig ist die Behauptung, Rußland sei ein ganz besonderes Gebild, für das die Erfahrungen anderer Reiche nicht gelten." Ich verbarg meine Skrupel und Zweifel nicht.

Aber der Mann war dialektisch so sicher und hatte, unter schwierigen Verhältnissen, ein Jahrzehnt lang so gut regirt, daß er für seinen Willensdrang freien Raum fordern durfte. Als Triumphator von Portsmouth hatte er ihn. Und bestimmte seinen Herrn, dem Volk eine Charte und ein Parlament zu verheißen.

Bald danach wurde in Zarskoje-Selo geflüstert: Der große Sergej Julitsch hat wieder mal geirrt oder wissentlich die Unwahrheit gesagt; die Truppen, so warnte er, sind nicht mehr zuverlässig: und Admiral Dubassow hat, als Gubernator von Moskau, uns nun doch bewiesen, daß man selbst in ärgster Fährniß sich auf das Heer noch verlassen kann. Hat nicht auch Durnowo die Strikewuth der Post- und Bahnbeamten schnell niedergezwungen? Nein: Witte ist eben doch nur Finanzmächler und in politicis Dilettant. Die Konservativen (deren sichtbarstes Haupt, den pupillarisch nicht ganz sicheren Fürsten Meshtsherskij, er längst schon für sich gewonnen hatte) fanden ihn zu mild, die Radikalen zu streng, zu gewaltthätig. Sein Programm war offenbar: das Geschwür auseitern, ausbluten lassen; nur wo es unerläßlich ist, mit scharfem Stahl nachhelfen; im Uebrigen reden, versprechen, schwichtigen, ut aliquid fecisse videatur. Kein schlechtes Programm für eine Uebergangszeit russischer Menschheit. Als Führer einer Lokomotive, sagt Lagarde, hat man nicht konservativ oder liberal zu sein, sondern sachverständig. Witte wars; und sah, seit er wieder Träger der Macht und der Verantwortlichkeit war, wohl ein, daß Rußland doch als ein Gebild sui generis behandelt werden muß, dessen Weh nicht nach englischen Rezepten kurirt werden kann. Er machte die Wahlen; hoffte, sie „machen“ zu können. Daß die europäische Presse zeterte, der Volkswille sei schnöd gefälscht worden, war thöricht: die radikale Dumamehrheit bewies durch ihre Existenz ja, daß der Tshin die Wahlfreiheit geachtet hatte. Sergej Juliewitsch aber erlebte eine schlimme Enttäuschung. Er hatte eine lenksame Bauernmajorität erwartet: und gerade die Bauern hatten nun die wildesten Schreier gekürt. War Das nicht vorauszusehen? Daß der Mushik sich entweder scheu der Abstimmung enthalten oder, mit seinem dumpfen Kindersinn, dem lautesten demagogischen Maulhelden als leichte Beute zufallen würde? Nicht eigentlich sogar mit stiller Freude zu begrüßen, daß die im ersten Waffengang siegreiche Partei (die ja rasch abwirthschaften mußte) offen unter röthlicher Fahne marschirte? Bleiben konnte Witte nicht. Mußte, wie Necker, für bessere Zeit aufgespart werden. Die Erbweisheit alter Sultanate empfahl, einen neuen Mann auf die Bresche zu stellen. Einen, dem die haine inassouvie der Gegner nicht von vorn herein die Wirkensmöglichkeit abschnitt. Goremykin, der das Recht der Semstwos gegen Witte vertreten hatte, wurde auserwählt. Und am zehnten Mai 1906 im

Taurischen Palast die Gossudarstwennaja Duma vom Zaren, vor dem in Hoffnung aufleuchtenden Auge der Mutter, der Frau, unter Feiergepräng eröffnet.

Ein paar Tage gings; nur ein paar Tage. Dann zeigte sich, daß diese Versammlung von Professoren und Demagogen zu jeder nützlichen Arbeit unfähig war. Sie ließ die Minister nicht zum Wort kommen; brüllte ihnen Schimpfreden ins Gesicht; nannte sie Räuber und Mörder; wollte ihren Rücktritt erzwingen. Endlose Reden wurden gehalten; die ausgedroschenen Halme immer wieder auf die Tenne geschleppt und rüstig beflegelt. Kein schöpferischer Gedanke; in keinem Lager ein über das Mittelmaß der Schwätzerroutine hinausragender Mann, die Persönlichkeit eines Politikers. Weder ein Mirabeau noch auch nur ein Danton. Brave Leute aus der Schicht der intellectuels, denen der Dünkel einredet, ein Reich, das 22470000 Quadratkilometer umfaßt (Deutschland hat 540657) und in dem mindestens 143000000 Menschen leben, sei nach den Wünschen eines Häufleins Wurzelloser, europäisch Gefirnißter zu regiren. Und gewissenlose Agrardemagogen. In keiner Gruppe innere Einheit. Der Zufall, die Hoffnung, mit diesem Papierfetzen die Wähler schnell zu födern, trieb die Kandidaten in die Hürde eines Programmes, das kaum Einem unter Hundert die Frucht des Erlebens, der Anschauung russischer Welt war. Lew Tolstoi, der doch nicht im Verdacht steht, der Autokratie Scherzendienst leisten zu wollen, hat schon vor drei Wochen zu dem Journalisten Beljajew gesagt: „Wenn ich Berichte über die Verhandlungen der Reichsduma lese, kommt die ganze Sache mir komisch vor; ich empfinde aber auch Ekel und Zorn. Kinder wollen Erwachsene spielen: Das ist zum Lachen. In all diesen Reden ist nicht ein einziger neuer Gedanke. Das Alles haben wir vorher schon hundertmal gehört. Mit Recht schrieb mir neulich ein kluger Brite, die Reichsduma kopire nur sklavisch das in England Geleistete. Mich erinnert ihr Treiben an die Provinzmoden. Was in der Hauptstadt nicht mehr getragen wird, findet in der Provinz immer noch Absatz; dort hält mans für höchst modern. So macht es die Duma mit den englischen Regirungmoden. Die Abgeordneten reichen noch nicht einmal an das Durchschnittsniveau der Klasse heran, die sie vertreten sollen: und diese unwissenden, arroganten und gehässigen Leute vermessen sich, das Schicksal eines Hundertmillionenvolkes zu entscheiden!" Als über Amnestie und Todesstrafe, über Judenhetzen und Bodenreform endlich genug geredet war, beschloß man, einen Aufruf an das Volk zu erlassen. Nicht den wüst dreinfahrenden, den die Montagne empfahl, sondern den „maßvollen", den die Gironde vorgeschlagen hatte. Der nach Menschenermessen aber genügte, um einen Bauernaufstand zu bewirken. Das konnte nicht geduldet

werden. Dieser Redespülicht hätte, wenn er aus einem vom Kaiser geschaffenen Gefäß ins Land fickerte, das letzte Fundament des Reiches gelockert. Vor dieser Gefahr fand Nikolai die Fähigkeit zum Entschluß. Am zweiundzwanzigsten Juli 1906 hat er die Reichsduma aufgelöst. Die also nicht einmal so lange gelebt hat wie einst Katharinens Große Gesetzgebende Kommission.

War dieses Ende nicht vorauszusehen? „Nur Kinder und Liberalschwätzer können wähnen, eine Verfassung, ein Parlament werde Rußland beglücken; und dieses Glück zu gewähren, hänge nur von dem guten Willen eines Zaren ab. Wer so redet, weiß nichts von russischer Geschichte, von russischer Volkheit. Ein gewissenloser Zar, der selig wäre, wenn die petersburger Salonbummler ihm Beifall brüllen, würde sofort die Generalstände berufen. Ein Parlament würde ihn entlasten, von Arbeit und Haß befreien; das Land aber in unabsehbares Unheil stürzen. Das Land, in dessen europäischen Provinzen selbst von hundert Rekruten im Jahr 1901 zweiundsechzig weder lesen noch schreiben konnten. Seht Ihr sie an die Wahlurne treten? Ahnt Ihr, was Stimmenkauf und gemeinste Demagogie da anrichten würden? Semskij Sobor oder Reichstag: Rußland kann keine Debattirkörperschaft vertragen, weil ihm die nationale Einheit fehlt. Ein russisches Parlament würde wie eine Centrifugalmaschine arbeiten, die Volkskräfte von einander lösen, nicht zu einträchtigem Handeln zusammenbinden; den Körper des Reiches zerreißen. Wie hat England durch den Kampf gegen den irischen Anspruch gelitten! Und es hatte nur diesen einen Pfahl im Fleisch. Oesterreich kommt nicht zu gesundem Leben, weil in seinem Reichsrath Deutsche, Czechen, Polen, Italiener, Slovenen sitzen. Was dieses kleine Land, mit all seinem Reichthum, seiner alten Kultur, nicht verträgt, soll das arme, unkultivirte, aus tausend Wunden blutende Rußland vertragen? Sein Parlament müßte einem Dutzend indogermanischer Stämme, einem zweiten Dutzend mongolischer Völker (Finen und Tataren) Plätze einräumen, Männern aus Archangel und aus Bessarabien, vom Karischen und vom Kaspischen Meer, Christen aller Bekenntnisse, Mohammedanern, Juden, Buddhisten. Und solches Parlament sollte zu nützlicher Arbeit fähig sein? In dem Polen und Kleinrussen, Balten und Letten, Schweden und Armenier, Tscheremissen, Mingrelier, Esthen, Fino-Karelier, Baschkiren, Kirgisen, Lappen, Kalmüken, Burjaten säßen? Nach dem ersten Rausch würde der Hader der Stämme jeden Versuch gemeinsamer Arbeit ersticken. Der Europäer ahnt nicht, wie gering im Russenreich die Centripetalkraft ist. Rußlands nationales Leid wird, so gut es geht, den Blicken verborgen. Ein Parlament, jedes Regime, das der Oeffentlichen Meinung freien Raum ließe, brächte den Jammer schnell ans

Licht. Jede Völkergruppe, jede Glaubensgemeinschaft würde dem Reich Sondervortheile abzutrotzen, abzupressen versuchen. Die Rückkehr zur Autokratie wäre unmöglich. Unmöglich aber auch, von solcher Körperschaft auf die Dauer die Bewilligung der Mittel zu erlangen, die das Reich zum Leben braucht. Siechthum, rasche Kacherie wäre die unvermeidliche Folge". Das schrieb ich vor anderthalb Jahren. Und vor zwei Monaten: „Wenn die junge Zaritza und Alexanders Witwe nicht seit Jahren so eifrig die Konstitution empfohlen hätten, wäre im Taurischen Palast nicht die Erinnerung an die Etats-Généraux und das Jeu-de-Paume erwacht. Europa spreizt sich freilich in dem Wahn, durch Rath und Beispiel die Wandlung bewirkt zu haben, und wird bald darauf schwören, daß die Oeffentliche Meinung der wahre Regent Rußlands ist. Habeat. Nikolai Alexandrowitsch wollte in seinem Leidensbett besser liegen und hat sich drum auf die andere Seite gedreht. Wenn seine Russen, denen es an Rechten, an Freiheit der Rede und Schrift jetzt wirklich nicht mehr fehlt, in dem selben Tempo wie während der letzten Wochen mit Pulver und Dynamit weiter wirthschaften, findet der Patient die neue Lage eines Tages vielleicht noch unbequemer als die alte. Ob die Bauern dann aber noch für ihn zu haben sind? Nur die Probe kanns lehren." Die jetzt gemacht werden soll. Das Auflösungdekret des Zaren stellt den Bauern die Stillung ihres entkräftenden Landhungers in Aussicht. Glauben sie der Verheißung, dann ist das Haus Holstein-Gottorp noch einmal gerettet. Einstweilen haben die beredten Bauernfänger die höhere Trumpfkarte in der Hand. Wir, werden sie sagen, wollten nicht nur, wie die regirende Baude, Kron-, Apanagen- und Kirchengüter, sondern auch den Großgrundbesitz unter Euch vertheilen; deshalb wurden wir weggejagt. Dagegen vermöchte selbst eine geachtete Regirung nichts.

Zu nationalem Hader ists während der kurzen Lebenszeit der Reichsduma noch nicht gekommen. Zwei, drei Monate noch: dann hätten die lauschenden Europäer auch ihn erlebt und, harthörige sogar, verstanden, daß dieses in der Weltgeschichte beispiellose Gossudarstwo ein Centralparlament nicht erträgt, weil ihm die nationale, religiöse, wirthschaftliche Einheit fehlt; weil es nicht nach allgemein giltigen Gesetzen (Gesetzen, die für ein Gouvernement vielleicht taugen, für zehn andere aber unbrauchbar sind), sondern nur nach regional abgegrenzten Verwaltungsgrundsätzen regirt werden kann. Ein regirendes Parlament ist da möglich, wo das Volk, für das es spricht, mündig ist und die wirthschaftlichen und sozialen Verhältnisse des Landes von einem Centrum aus ungefähr übersehbar sind. Denkt Euch eine Gesetzgebung, die in Dundee und in Athen, in Düsseldorf und in Pera, in Hammerfest, Manchester,

Schlawe, Palermo zugleich dem Bedürfniß genügen soll: und Ihr habt ein annähernd ähnliches Bild von der Aufgabe des Parlamentes im Zarenreich, das (immer wieder vergeßt Ihrs) nicht ein Staat wie andere Staaten, das ein Erdtheil und ein Islam ist. Die Probezeit war zu kurz. War aber lang genug, um die Unhaltbarkeit der Einrichtung zu erweisen. Diese Professoren, Advokaten, deklassirten Fürsten, Agitatoren, die für die res publica noch nichts geleistet, kaum Etwas gewagt hatten, behandelten die Minister, Staatssekretäre, Geheimräthe wie Strolche und Dirnenschützer. Forderten das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht, das England nicht hat, das in Preußen versagt, im Deutschen Reich durch die Tendenz der Wahlkreisabmessung zur Hälfte unwirksam gemacht wird. Forderten es für Männer und Frauen. Abschaffung der Todesstrafe, deren Verhängung wohl das Privileg der Revolutionäre bleiben sollte. Sofortige Befreiung aller wegen Aufruhrs und Rebellion Eingesperrten. Mindestens zehn Milliarden zum Auskauf der Großgrundbesitzer. Usurpirten, zunächst in Bialystok, das Amt des Untersuchungrichters und Staatsanwaltes. Heischten die Rechte des Parliamentary Government, dem der Gossudar gehorchen, von dem er sich jeden Minister aufzwingen lassen muß. Und wandten sich schließlich, wie ein Konvent, unmittelbar an das Bauernvolk. Die Regirung, die vor solchem Versuch thatlos geblieben wäre, hätte sich selbst entmannt. Ob die Auflösung sich nun als nützlich oder als schädlich erweist: sie war nicht zu vermeiden; nicht einen Tag länger. Nikolai that, was er thun mußte. Und thun durfte. Die gottlosen Pfaffen der Ethik geberden sich besonders absurd, wenn sie ins politische Handwerk dreinpfuschen, über das Kant gesagt hat: „Noch kein Philosoph hat die Grundsätze der Staaten mit der Moral in Uebereinstimmung bringen und doch auch keine besseren, die sich mit der menschlichen Natur vereinigen ließen, vorschlagen können." Goethe: „Der Handelnde ist immer gewissenlos; es hat Niemand Gewissen als der Betrachtende." Macaulay: „Die Axiome der Politik sind so beschaffen, daß der gemeinste Räuber sich scheuen würde, sie seinem zuverlässigsten Spießgesellen auch nur anzudeuten." Fritz von Preußen: S'il s'agit de duper, soyons fourbes!" Nietzsche: „Der Staat ist die organisirte Unmoralität." Ganz gleichgiltig, ob der Zar sich bei der Auflösung auf einen Rechtstitel berufen konnte. Doch er konnte es. Die Abgeordneten sind über die ihrem Machtbezirk gezogene Grenze weit hinausgegangen. Der Kaiser ist in den Schranken der Befugnisse geblieben, die er sich in all seinen Ukasen und Reden ausdrücklich vorbehalten hat.

Und hat zum ersten Mal persönlichen Muth gezeigt. Bisher wirkte er wie die Karikatur Alexanders des Ersten, des Schwächlings, der auf Bona-

partes Handpolster Thränen der Rührung tropfen ließ. Aus einem Bericht Olrys (der in Petersburg 1806 den bayerischen Gesandten Von Posch vertrat) will ich, nach dem Buch des Grafen de Bray („Aus dem Leben eines Diplomaten alter Schule“), ein paar Sätze citiren: „Die Schwäche des Kaisers ist im Verlauf seiner Regirung so deutlich hervorgetreten, daß selbst in Militärkreisen von diesem wohlmeinenden Monarchen mit einer gewissen Nichtachtung gesprochen wird. Seit sie ihn kennen, treiben die Hofleute mit seiner Güte so weitgehenden Mißbrauch, daß sie ihm Orden und andere Auszeichnungen durch Schmollen abzupressen wissen. Auch in der Armee lösen sich die Bande der Disziplin. Unser guter Alexander hätte vielleicht einen tüchtigen Landammann oder Markgrafen abgegeben. Wohl geschieht es, daß der Kaiser brüsk und eigensinnig auffährt (er glaubt dann, Autorität geübt zu haben, und ist stolz darauf); man kennt ihn aber und weiß andere Momente auszunutzen, um ihn dahin zu führen, wo man ihn haben wollte.“ Paßt nicht jedes Wort auf das Angstkind der Dänin? Jetzt endlich ähnelt der kleine Nika einem Mann, einem Herrscher. Zeigt er, daß ihm das Wohl des Reiches wichtiger ist als die Sicherheit seines Lebens. Jetzt würde er, zum ersten Mal, vielleicht gar der großen Katharina gefallen, die, in einem Brief an Grimm, fragte, was man mit den Leuten machen solle, „die schnacken, wenn zu thun Zeit ist; halbe Worte und Werke machen nicht Dinge, die ganz gethan sein wollen: sonst würde in der Welt kein Ganz und kein Halb sein“. Die freilich, in dem selben Briefwechsel, auch gesagt hat: Il faut plus d'une allure pour faire réussir les choses dans ce monde. Da liegts: wenn Nikolai nur die Kraft zu einer Eintagsallure hat, ist Alles verloren. Das Heer wird Dem gehorchen, der ihm die Herrnfaust zeigt. Dem Mann ohne Nerven, der das Fürchten nicht lernte. Traut das neurasthenische Väterchen selber sichs zu? Am Schluß des Auflösungdekretes steht der Satz: „Riesen des Gedankens und der That, darauf baue ich, werden erscheinen und in neuem Glanz wird dann, dank ihrer emsigen Arbeit, der Ruhm Rußlands erstrahlen“. Ein bescheidenes Wort. Nicht viele Monarchen würden vor allem Volk bekennen, sie seien, die von Gottes Gnade Gekrönten, auf eines Riesen Helferthat angewiesen. Fast allzu bescheiden; aber ganz russisch. Ilja von Murom, der Mythengenius aller Reussen, ward, nach vierhundertjährigem Kampf gegen Bosheit und rohe Gewalt, von Engeln im kiewer Höhlenkloster beigesetzt. So raunt die Legende. Stets aber, wenn im finsteren Russenreich der Drang unerträglich wurde, huschte ein Flüstern über die schwarze Erde, ein angstvolles Hoffen: Der Riese kehrt uns zurück, rüstet in Grabesnacht schon zum Erlöserwerk! Wird der alte Wunsch diesmal erfüllt? Noch ist nirgends ein Heiland, ein rettender Riese zu schauen.

Wenn er käme und, wie ein rechter Heiland, die Sprache seiner Zeit spräche, würde er zu dem Mann im peterhofer Prunkkäfig sagen: „Du hast redlich gehandelt, redlich die Probe gewagt. Ein ungeheures Stück Deiner Kaisermacht abgetreten. Dir Wächter, fast gleichberechtigte Mitarbeiter bestellt. Den guten Willen gezeigt, das Volk mündig zu sprechen, ihm das Recht zu freier Bewegung zu gewähren. Dem Aermsten, den das Vertrauen seiner Landsleute, erlistetes oder erkauftes, Dir geschickt hatte, hast Du, auch wenn ihm der Kittel in Fetzen hing, das Thor Deines Palastes weit aufgethan. Warst entschlossen, das Gesetz allein herrschen zu lassen und streng Jeden zu strafen, auch den im Rang Höchsten, der dawider verstieß. Wolltest auf die Landgüter der Krone, die weiten Strecken, die Deinem Haus als Erbe gehören, zu Gunsten der armen Bauern verzichten. In Lenznachtsträumen hatte vom Gossudar kühnster Wunschbilder Keiner in naher Frist Solches zu hoffen gewagt. Die aber, denen Dein Wink vor neun Monden erst eine Zunge gab, riefen, es sei nicht genug. Was die reifsten Völker in engem, leicht wohnlich zu machendem Gehäus noch nicht beisammen haben, verlangten sie für das vielzonige Weltall, in dem die russischen Kinder im Dunkel erwachsen. Verlangten es ungeduldig vom einen zum anderen Tag. Schmähten, wahllos, unterschiedlos, Jeden, dessen Leib ein Zeichen der Staatshoheit trug. Statt Vergangenes vergangen sein zu lassen und still für das Nothwendigste zu sorgen, bohrten sie die stumpfe Klinge ihres Wortes in jede Wunde und hatten kein Mittel, das den Schmerz lindern könnte. Niederzureißen vermochten sie, nicht aufzubauen; und hätten sie sich mit Stein und Mörtel versucht, so wärs ein Thurm wie der Hure von Babel geworden. Geschenke versprachen sie dem Volk, mühlose Sättigung, unermeßliche Schätze: und wußten nicht, woher nehmen. Sie waren zufrieden, wenn das Volk in ihnen die Heilbringer sah und den Herren von gestern fluchen lernte. Rasch bethörtes Kindervolk! Laß einen flinken Schwätzer zu Deiner Brut in die Kammer; laß ihn wispern, der jungen Schaar fehle die unentbehrlichste Freiheit des Thuns; was Anderen erlaubt, sei ihnen verboten; nicht alle Gerichte würden ihnen vorgesetzt, nicht alle Schüsseln vom Mahl des Lebens angeboten; sie müßten früher im Bett sein als der Vater und Oheim; der Jüngling dürfe nicht beim langenden Mädchen liegen: und harre Du dann der Wirkung. So ists geschehen. Die kürzeste Zeitspanne sollte das in Jahrhunderten Versäumte bringen, Minderjährige zu schrankenlos waltenden Herren ihrer Geschicke wandeln. Dürfen wir staunen, daß der Arme wider den Reichen aufstand, der Ausgesogene wider den Wucherer, der Bruder wider den Bruder? Daß unseres Volkes bestes, ihm auf rauher Scholle unersetzliches Erbtheil, die Christen-

kraft, in demüthiger Geduld Leid zu tragen, mählich verzettelt ward? Und hättest Du zehnmal mehr gegeben, hundertmal: Deine Gabe hätte der Gier nicht genügt. Daß Du ihnen den Finger reichtest, war schon gefährliche Schwäche.

Darob zu rechten, ist jetzt nicht Zeit. Hundertvierzig Millionen Menschen blicken nun wieder auf Dich, hoffen von Dir Erlösung aus Angst und Pein. Deine Verantwortlichkeit mit den fünfhundert Erwählten zu theilen, wäre bequem gewesen; hätte das Reich leicht die Einheit und Größe, Dich gewiß nicht den Kopf gekostet. Dein Wagniß ist wahrlich nicht klein. Daß Du es auf Dich nahmst: deshalb schon wäre manche Schuld Dir zu verzeihen. Nun aber verlerne das Wanken! Selbstherrschaft ohne Selbstherrscher kann nicht bestehen. So aber hast Dus bis heute getrieben; ohne es zu ahnen, bewiesen, wie berechtigt einst das Warnwort der Mutter war. Laß Dich nicht anfechten, daß sie Dich schelten, des Eidbruches zeihen, den Todfeind Deiner russischen Brüder nennen. Horche getrost nur auf das Urtheil, das in der Brust Dir der Richter spricht. Von Europa her weht ein Wind des Aberwitzes über unser Asiatenland. Was sie dortselbst nicht erreicht haben und kaum erst erstreben, soll uns viel Jüngeren die nächste Stunde bescheren; sonst trifft uns ihr Banngebot. Strafen sie denn nicht mit des Fallbeiles Schärfe? Lösen sie Dem die Kette, der zur Vernichtung der Staatsmacht aufgerufen, zum Kampf gegen die Reichswächter die Waffen erhoben hat? Dulden sie gröbliche Schmähung der Männer, die im höchsten Rath ihres Kaisers sitzen? Selbst wenn diese Männer nach der Meinung der Volksmehrheit nicht die allerwürdigsten sind? Bliebe ihr Rednerhaus auch nur sieben Sonnen lang offen, wenn die ersten Diener des Herrschers drin gewaltsam am Sprechen gehindert würden? Haben sie, heischen auch nur das Recht, nach ihrem Belieben die Wahl dieser Diener zu erzwingen? Nehmen sie den Großen das Ackerland und gebens den Kleinen, deren Nothstand auch unter ihrem wärmeren Himmel nicht gering ist? Achte nicht ihres Geheules! Nach Freiheit rufen die selbst Unfreien: und bedenken nicht, daß jede Freiheit nicht Jedem frommt; nicht, daß sie vor sechs Jahrzehnten, da sie, auf günstigerem Feld, schon bessere Frucht gezogen hatten als wir bis auf diesen Tag, mit dem Maß von Freiheit, das Du gewährt hast, überglücklich gewesen wären. Zage auch Du nicht um Dein Leben; um höheren Preis es einzusetzen, wird Dir nie hienieden gegönnt. Fällst Du den Mördern und verödet Dein Haus, so lebt Ihr Gerechten im Heldenlied und sühnt alte und neue Geschlechtssünde, die unheilvoll fortgezeugt hat. Hörst Du den Athem, der aus millionen Herzen dort unten zu Dir auflauscht? Gieb diesem Volk, was seinem eigenen Kern entkeimt ist, was auf seiner Altersstufe das Bedürfniß wohlthätig befriedigt;

gieb, ohne fremden Köchen nachzuäffen, Nahrung, nicht Gift. Keine Duma, die in ihrer niedrigen, lichtlosen Werkstatt den ungefügen Gliedern des wunden Reichsleibes ein Zwangskleid anmessen will. Keinen Mund, dessen tausendzüngige Rede dem Volk die Zerrissenheit seines innersten Wesens zum Bewußtsein bringt. Suche Dir Statthalter, hole sie über die Grenze, wenns hier an tüchtigen Männern fehlt, und laß jeden in rastloser Ruhe erwägen, wie er der besonderen Noth des kleinen, vom Blick umfaßbaren Gebietes, dem er vorsitzt, abzuhelfen vermag. Die Besten aus dem Bezirk seien ihm Berather und Wächter. Dulde keine Willkür; auch nicht von den durch Geburt Dir Nächsten. In anständigem Glanz mögt Ihr Fürsten wohnen; nicht in kränkendem. Alles, was bisher nur das Hofgewürm mästete, spende mit offener Hand dem darbenden Volk. Doch zaudre nicht, rückhaltlos ihm in der Hochzeitstunde zu sagen, daß seiner Wünsche Ziel noch weit hinten, im Steppennebel, liegt und daß nur Trüger ihm bis zum Anbruch der Nacht ein Eden versprechen. Nur dem Würdigen, Reinlichen traue; auch wenn ihm nicht Salböl von der glatten Lippe träuft. Sorge dafür, daß die Klage des Mühsäligsten ins Ohr des auf seinem Wurzelboden Mächtigsten ohne Hemmniß den Weg finde und daß aus allen Gauen, von den Floßhütten der Wolga und den Semliankén Sibiriens sogar, treue Männer Dir Mißbrauch und Uebermuth melden. Blut ist geflossen. Viel Blut wird noch fließen. Jene vermaßen sich, nach einem Urtheil, das Wuth und Haß sprach, es zu verspritzen. Trafen mit dem Sünder oft den Gerechten und nahmen der Ehrlichkeit den Eifer, dem doch kein Lobwörtchen lohnen würde. Hatten für jeden Splitter den härtesten Spruch und sahen im eigenen Aug nicht den Balken. Auch auf Deinem Weg ahne ich Blut. Wer es, ohne den eigenen Vortheil, die eigene Fährniß zu besinnen, für die Ordnung, die Zukunft einer Volksgemeinschaft vergießt, vergießen muß, weil kein milderes Zuchtmittel Ruhe stiftet, Der braucht vor dem Richtersitz im Gewölk nicht zu erbeben. Er gleicht dem Vater, der das von Pestgefahr bedräute Haus mit eisernem Besen reinfegt. Sei, den hundert Millionen Batjuschka nennen, dem Haus Deines Volkes ein Vater! Dein Thun wird den Enkeln Todsünde scheinen, wenn fortan nicht Weisheit und Tapferkeit bei Deinem Herrscheramt sind. Weihe Dich zu einem Kaiser! Sieh: zweier Pilger Segen und ein Bad im Nachtthau hat aus einem plumpen Bauernfüllen mir dieses Ritterstreitroß gemacht. Mir, der nur die Sommerhoffnung, das Wunschgebild Deines armen, an ungehobenen Schätzen so reichen Volkes ist; und der einzige Riese doch, von dem Du Rettergedanken, Retterthat, Heilandswunder gar erwarten darfst."

... Hat Nikolai Alexandrowitsch in der hellen nordischen Julinacht die Stimme des Mahners gehört, der dreißig Jahre als lahmer Tölpel leben mußte?

✠

Britische Philogermanen.

Nach den heißen Verbrüderungfesten, die wir in diesen seltsamen Tagen zwischen Engländern und Deutschen erlebt haben, dürfen wir hoffen, daß Tugendbünde solcher Art entstehen, sich ausbreiten und gedeihen werden. Aber warum hat kein Mann der Feder oder des Wortes den Verbrüderungfreunden gesagt, daß ein Bund dieser Art und dieses Namens wirklich bestanden hat? John Morley, der geistvollste Minister des regirenden liberalen Kabinets, der einzige wirklich kontinental gebildete Mann in diesem Kollegium dilettirender Schöngeister (Birrel, Haldane), hält sich dem Wirken der Friedensapostel zwar auffallend fern, aber er, der Carlyle-Kenner, muß in Carlyles Korrespondenz mit Goethe den Satz gefunden haben: „Denn in jener Stadt (London), muß ich Ihnen melden, ist ein kleiner poetischer Tugendbund von Philogermanen in der Bildung begriffen, dessen Mittelpunkt Sie sind und dessen erste öffentliche That zu Weimar an Ihrem nahen Geburtstag ans Licht treten wird." (Am zehnten Juni 1831.) Dem Bunde, den Carlyle zusammenbrachte, gehörten, neben den Dichtern Walter Scott, Southey, Wordsworth (der später Goethe fast so abschätzig beurtheilte wie der hypermoralische Opiumesser Quincey, daher eben dem englischen Nationalgemüth so besonders nah stand) und Procter, auch die Herausgeber geschätzter Zeitschriften an, unter denen das damals im Tugendbund vertretene Blackwood's Magazine heute nicht gerade philogermanisch ist und durchaus nicht im Sinn der „fünfzehn englischen Freunde" wirkt, die Goethe dankbar als „ihrem geistigen Lehrer" huldigten. Sie waren sich bewußt, in Goethe dem Genius des deutschen Volkes zu huldigen. Wenigstens in Carlyle war und blieb diese Gesinnung stets lebendig. Warum wurde seiner Bemühungen, für deutsches Wesen und deutsche Kultur Verständniß zu wecken, nicht gebührend gedacht? Dürfen sie je vergessen werden? Er sagte seinen Insulanern: Euer britischer Ueberlegenheitsdünkel ist den Deutschen gegenüber unberechtigt; ihre Taschen sind leer, aber ihr Gemüth ist reich und ihre Heroen haben Werthe geschaffen, die der Kultur einen neuen Sinn, dem Kulturstreben eine neue Richtung geben werden. Eine neue Humanität wird von Deutschland her sich über die Landesgrenzen ausdehnen und aus den europäischen Völkern ein Gemeinwesen machen, in dem, was verschiedenartig ist, sich verstehen und dulden lernen wird. Im Briefwechsel mit Goethe nennt er Gedanken und Bestrebungen, die auf internationale Humanität und Duldung abzielen, „The Grand Science of National Tolerance"; aber Carlyle vergaß nicht, daß Humanität als Wissenschaft, als philosophisch entwickelter Begriff, eine deutsche Erfindung ist. In dieser Auffassung hatte ihn natürlich vor Allen Goethe bestärkt, der in einem der ersten an ihn gerichteten Briefe (20. 7. 27.) schreibt: „Eine wahrhaft all-

gemeine Duldung wird am Sichersten erreicht, wenn man das Besondere der einzelnen Menschen und Völkerschaften auf sich beruhen läßt, bei der Ueberzeugung jedoch festhält, daß das wahrhaft Verdienstliche sich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menschheit gehört. Zu einer solchen Vermittlung und wechselseitigen Anerkennung trugen die Deutschen seit langer Zeit schon bei." Sicherlich; Carlyle war der Erste, zuzugeben, daß die deutsche Literatur in „diesem humanen Bezug" (Goethe) unendlich viel geleistet habe, und spinnt, zum Mißvergnügen des allergrößten Theiles der britischen Schriftstellerzunft, diesen Gedanken unablässig weiter. Es giebt nun keinen Begriff, der dem Engländer auch heute noch weniger geläufig wäre, der in den Kreislauf seines Blutes weniger paßte als der der Weltliteratur, den Goethe geprägt und Carlyle adoptirt hat. Er hofft, daß „Europa in der Gemeinschaft dieser seiner vornehmsten Schriftsteller wieder einen ‚Heiligen Rath und eine Versammlung der Amphiktyonen' haben und mehr und mehr ein allumfassendes Gemeinwesen bilden muß." (Brief vom zweiundzwanzigsten Januar 1831.)

Carlyle hat bis zum Ende im Geist dieser Gesinnung gewirkt. Er hat, im Leben Friedrichs des Großen, vorhergesagt: Preußen werde sich zum ersten Staate Deutschlands, vielleicht Europas entwickeln, und in der selben Zeit, wo er in dem historisch gewordenen Brief an die „Times" britischer Ignoranz die deutschen Erbansprüche an Elsaß-Lothringen plausibel zu machen suchte, seinem Testamentsvollstrecker J. A. Froude geschrieben: „Von keinem so merkwürdigen Krieg habe ich je gelesen und ich erwarte, daß seine Resultate heilsamer, großartiger und hoffnungsvoller sein werden als die irgendwelcher anderen Kriege meiner Zeit. Seit alten Zeiten waren die Deutschen die friedliebendste, frömmste und stärkste aller Nationen; von allen flößt dieses Volk die meiste Achtung ein. Deutschland sollte Präsident von Europa sein und wird, allem Anschein nach, auf fünf Jahrhunderte wieder mit dem Amt betraut werden. . ."

So weit gehen bekanntlich Deutschlands Ansprüche nicht, obgleich das gesammte Ausland, England voran, ihm übersteigerten Ehrgeiz andichtet. Aber haben sich Carlyles Hoffnungen sonst erfüllt? Es hat „schweigend didaktische Bedeutungen", sich heute diese Frage stellen und ehrlich zu beantworten. Die Botschaft, dünkt mich, hörten seine Landsleute, allein es fehlte und fehlt ihnen der Glaube; jedenfalls der Wille zum Glauben. Natürlich werden die deutschen Leistungen in Wissenschaft und Technik anerkannt und bewundert, seine kommerziellen und industriellen Erfolge aus neidvollem Geiste gerühmt, aber die eigenthümliche Formen deutscher Kopf- und Gemüthskultur sind, nicht nur in der Masse, unverstanden, ein Buch mit sieben Siegeln geblieben. Um dem vagen Begriff der Masse aus dem Wege zu gehen, will ich sagen: der mit Ignoranz und Scheu vor Kopfkultur gepaarte Ueberlegenheits-

dünkel des Durchschnittsbriten ist unausrodbarer als anglophobe Stimmungen im deutschen Durchschnittsphilister. Menschen englischer Rasse bleiben dem Briten in aller Ewigkeit the hereditary nobility of mankind, wie Macaulay sagt. Den Deutschen schützt vor solcher Einseitigkeit seine Erziehung; er ist polyglott und wird zur Universalität erzogen: die einjährig-freiwillige Bildung hat vielleicht noch in Sachen nationaler Duldung einen Vorzug. Ein ganzes Geschlecht chauvinistischer Poeten, darunter nicht nur Rudyard Kipling (dessen Muse kaum noch vom Talent, sondern von erhitzter patriotischer Ruhmredigkeit bedient wird), sondern auch der geniale und umfassend gebildete Swinburne, nimmt einfach Alles, was in der abendländischen Kultur auf „originalem Grunde" beruht, als panbritische Leistung in Anspruch. Goethe ist für die englische Kultur kein Ereigniß geworden; ists keinem einzigen von Carlyles Jüngern gewesen. John Ruskin, eine wirkliche Geistesmacht in englisch sprechenden Landen, kennt Goethe kaum, er, der Alles kennt und seinem Lesebedürfniß unermüdlich Futter zuführt; was er über Goethe sagt, ist beschämend; ja, fast sinnlos. Im Leben Spencers, Carlyles Antipoden, spielt Goethe nicht die geringste Rolle. Das sind die führenden Geister. Man vergleiche damit die Bedeutung, die im Leben bescheidener deutscher Kleinbürger (auch im Geiste bescheidener) Shakespeare einnimmt; ohne Beihilfe der Shakespeare-Gesellschaft werden sie diesem Zauberer in Schaaren zugetrieben und bleiben ihr Leben lang in seinem Bann. Trotz eifrigem Umherspähen habe ich in den Jahren meines Aufenthaltes in Großbritanien nie wahrgenommen, daß die englischen Goethe-Gesellschaften, eine der winzigsten Sekten in diesem sektenreichen Lande, eine erziehliche Wirkung übten (die Anreger waren hier übrigens Deutsche, Deutsche geringen Kalibers), während die deutsche Shakespeare-Gesellschaft sicher so populär ist wie die Goethe-Gesellschaft und aus dem weiten Kreis der Allgemeingebildeten Mitglieder ihr zuströmen. Die Beschäftigung mit deutscher Philosophie, der Allerweltwissenschaft Professor Teufelsdröckhs, vor der, als einem den common-sense beleidigenden Produkt Germaniens, Jeffrey, der Herausgeber der Edinbourgh-Review, Carlyle nachdrücklichst warnte, hat in der britischen Kultur keine sichtbaren Folgen hinterlassen: sie ist das Privatvergnügen einiger Gelehrten, die es, mit Hilfe Kants und Hegels, zum Professor gebracht haben oder zu bringen hoffen. Die Citate aus deutschen Schriftstellern, besonders aus Schopenhauer und Heine, haben sich gemehrt, sie sind auch richtiger geworden als zur Zeit Macaulays; aber dem Durchschnitt selbst der gebildeten Engländer ist deutsche Art und Kunst urfremd nicht nur, sondern geradezu unsympathisch: in ihren „Gehirnfalten" ist dafür weniger Platz als in denen des empfänglichen Franzosen.

Ich begreife nicht, wie die angeblichen Kenner der englischen Volksseele Das zu leugnen wagen. Daß englische Gelehrte die Macht deutschen Geistes,

diese einzige Verbindung „interesselos" forschender Intelligenz mit praktischem Sinn, auch zu schätzen wissen, versteht sich, obgleich in diesen Kreisen der Vorwurf, dem Deutschen, dem Vaterland der Leibniz, Bach, Beethoven, Goethe, Kant, Helmholtz, fehle es an Originalität, nicht verstummen will. Aber die spezifischen Seiten der Volksseele zeigen sich nicht in reiner Wissenschaft und Technik, die nach Ursprung, Wesen und Entwickelung international sind und nur von Wirrköpfen mit Vaterländerei verquickt werden können, sondern in Allem, worin das irrational Persönliche und Nationale die Leistung färbt, Das heißt: in Kunst, Literatur, sittlicher Lebensauffassung; und hier scheint es dem Engländer, trotz allen Ansätzen zur Kontinentalisirung, noch heute fast unmöglich, deutsches Wesen zu fassen und nachfühlend zu begreifen. Deutsche Literatur, in ihren höchsten Leistungen wenigstens, kennen zu lernen, ist auch heute noch kein Gebot allgemeiner Bildung. Carlyle rief ihnen vor fünfundsiebenzig Jahren zu: Close thy Byron, open Goethe! Die Mahnung ist nutzlos verhallt. Goethe „liegt" ihnen nicht. Selbst ihren ästhetischen Berathern, selbst Männern wie Mathew Arnold und dem trefflichen J. R. Seeley (Goethe Reviewed after sixty Years, 1892), gelang nicht, sich vor der vulgären moralistischen Infektion ihrer Umgebung immun zu halten. Walter Scott, Lord Byron, Charles Dickens, wohl auch Thackeray und George Elliot haben auf das Geistesleben der deutschen Massen eine kaum berechenbare Wirkung geübt; sie sind gelesen, verschlungen, angebetet worden wie Wenige der Unseren: was weiß, was begehrt die beste englische Gesellschaft von unseren Epikern zu wissen, etwa von Keller und Storm? Jeder Gebildete hat bei uns Macaulay gelesen; aber wie viele Engländer kennen, außer den Zünftigen, auch nur Ranke oder Treitschke? Wir nehmen dankbar jede Anregung auf, woher sie immer komme; wir haben unsere Erziehunganstalten so organisirt, daß, wer gebildet heißen will, sich bemüht haben muß, fremde Volksseelen zu verstehen; haben unsere Literatur zum Spiegel der Weltliteratur gemacht, darüber ohne Zweifel wohl auch an Originalität eingebüßt, dafür aber die Fähigkeit erworben, Fühlen und Wollen anderer Völker zu verstehen. Daß auch England eine Entwickelungphase angebrochen ist, die den Insulaner dem Kontinentalen annähert, seine Seele der Europäerseele vergleicht, ist zwar mit Händen zu greifen; ein wichtiges Symptom dieser Seelenvergleichung ist mir der auffallend geräuschlos verlaufene Kulturkampf, der, über die Verweltlichung der Volksschule, die Kontinentalisirung von Universität und Mittelschule hinaus, höchst nachdrücklich die Entstaatlichung der Staatskirche einleitet, von Einsichtigen auch als Präludium dazu aufgefaßt wird. Dann hört auf, zu gelten, was bisher mit Recht gesagt werden durfte: Jeder, der England verstehen wolle, müsse die englische Kirche verstehen lernen. Damit hätte England den spezifischsten Grundzug seines Kulturlebens verloren. Aber der neue Weg ist

kaum erst trassirt; noch überwiegt in John Bull der Kontinentale den Europäer, noch besitzt er die aus eigenwilliger Beschränkung und Einseitigkeit stammende Originalität, den aus Kraft und Beschränktheit seltsam gemischten Dünkel, der den Versuch, sich in Anderer Art psychologisch zu vertiefen, fast wie eine Entartung verrathende Schwäche betrachtet. Und darum kann der Glaube, durch philogermanische Tugendbünde, mit Literaturkränzchen und hoffentlich bald erfolgendem Journalistenaustausch, den Engländer zur Liebe des Deutschen zu erziehen, nur Lächeln wecken. Ob John Morley, der Enzyklopädistenjünger mit puritanischem Einschlag, den Sachverhalt durchschaut? Er hält sich fern von allen Verbrüderungräuschen. Die Beschäftigung mit Frankreich und französischer Literatur setzte er sich zur intellektuellen Lebensaufgabe, hielt es aber für Zeitvergeudung, daß Carlyle sich mit Friedrich dem Großen und preußisch-deutscher Geschichte befaßte und J. R. Seeley sich mit liebevoller Treue in des Freiherrn vom Stein Wollen und Vollbringen vertiefte.

Damit ist nichts gegen England und die Engländer gesagt. Die Engländer, als Volk, haben herrliche Eigenschaften, die wir bewundern müssen. Aber der Versuch, dadurch den Frieden zu erhalten, die „Brudervölker“ sich dadurch geneigt zu machen, daß man, wie Carlyle vorhatte, den Engländer durch literarische Mittel zum Verständniß oder gar zur Liebe des Deutschen erzieht, ist ein Umweg, der, in absehbarer Zeit wenigstens, schwerlich ans Ziel führen kann. Heute ruht die Leitung Englands bei Denen, die Peace and Retrenchment auf ihre Fahnen geschrieben haben, und hinter ihnen stehen Millionen Dissenters, fromme Sektirer puritanischer Färbung, deren Leben auf den Fels religiösen Glaubens gegründet ist. In diesem Boden wurzelt auch ihre Friedensliebe, die außerdem nicht deutsche Literatur und Philosophie, sondern „nur noch“ die Gunst praktischer Erwägungen nöthig hat, um sich dauernd geltend zu machen.

Dr. Samuel Saenger.

Stammverwandtschaft und Waffenbrüderschaft mit England ist eine Losung, an der die Preußen, die selbst oder deren Väter bei Belle-Alliance gefochten hatten, sich lange Zeit zu erwärmen liebten. Wer im Verkehr mit Engländern oder durch unbefangenes Lesen ihrer Zeitungen und Geschichtwerke beobachtet hatte, wie die Zuneigung, die sich in diesen Worten ausspricht, auf der anderen Seite aufgenommen wurde, Der wußte, daß man sich dort Preußens und Deutschlands nur dann freundschaftlich erinnert, wenn man ihrer bedarf, und daß der durchschnittliche John Bull ungefähr den Eindruck hatte, wie wenn ein bestäubter Wanderer dem Vorübergehenden zuruft: Der Herr da mit dem prächtigen Gespann ist mein Vetter! Das jüngere Geschlecht hat angesichts der Ereignisse, die es erlebt hat, vor den Erfahrungen, die es macht, und in dem berechtigten Selbstgefühl, in welchem es aufwachsen konnte, den Geschmack an solchen Artigkeiten verloren; man durfte sie für abgethan halten. Seit einiger Zeit aber spukt die alte Redensart wieder.

(Lothar Bucher.)

Privatbriefe berühmter Männer.

Von bedeutenden Menschen, deren Ruhm die Jahrhunderte überdauert, wollen wir mehr kennen als ihre Werke. Uns genügt nicht, zu wissen, worin die bleibende Bedeutung ihres Schaffens liegt. Wir wollen erfahren, wie sie geschaffen haben; unter welchen Verhältnissen, aus welchen Empfindungen heraus. Uns interessirt auch der Mensch, wenn wir den Künstler lieben. Wir empfinden schmerzlich die Lücke, von Shakespeare als Menschen so wenig zu wissen, und suchen immer von Neuem das Dunkel aufzuhellen, das über das Leben des größten Malers aller Zeiten gebreitet ist. Nicht um Daten handelt es sich; ob Rembrandt im Juni oder im Juli geboren ward, wird weder an seiner künstlerischen Bedeutung noch an der Werthschätzung des Menschen Etwas ändern. Was uns interessirt, ist das Innenleben bedeutender Menschen; und unsere Bewunderung glaubt, ein Recht auf Alles zu haben, was zur Erkenntniß dieses Lebens dienen kann.

Leider ist die Rechtsprechung unserer Tage dieser Forderung nicht günstig. Sie unterstützt vielmehr mit einer ihr sonst nicht eben eigenen zarten Empfindsamkeit die verbreitete Auffassung pietätvoller Verwandten: de mortuis nil nisi bene. Sie räumt den Hinterbliebenen das Recht ein, die Veröffentlichung aller Schriften eines Verstorbenen zu hindern.

Daß auch der geistige Nachlaß auf die Erben übergeht, daß er bei fehlender letztwilliger Verfügung des Toten je nach Belieben der Erben veröffentlicht wird oder nicht, ist eine Thatsache, mit der man sich abgefunden hat. Daß der Schutz ererbten Urheberrechtes aber auch auf Briefe ausgedehnt wird, die der Tote an Dritte schrieb, ist ein Verfahren, das Bedenken erregen muß. Wie oft finden wir in den Briefen erst den Menschen, den wir in den Werken vergebens suchten!

Nach der Rechtsprechung der letzten Jahre ist der Empfänger eines Briefes zu dessen Veröffentlichung auch nach dem Tode des Schreibers ohne Einwilligung der natürlichen Erben nicht berechtigt. Das gilt fast unbestritten für den Fall, daß der Inhalt des Briefes nicht gleichgiltiger Art ist. Als nicht gleichgiltig ist der Inhalt aber schon anzusehen, wenn der Schreiber Etwas von seiner Persönlichkeit in den Brief hineingelegt hat. Das ist aber unvermeidlich bei Menschen von einiger Bedeutung, die Persönlichkeit genug besitzen, um sie auch in Nebensachen nicht zu verleugnen.

Ausnahmen giebt es kaum. Denn selbst da, wo von einem Schutz des geistigen Eigenthumes nicht mehr die Rede sein kann, hat die Rechtsprechung ein (von Kohler als Persönlichkeitrecht bezeichnetes) geschütztes Interesse des Briefschreibers anerkannt und diesen Anspruch auf Schutz (aus Gründen des Taktes mehr als des Rechtes) sogar auf die Erben ausgedehnt. Zeitlich ist dieser Schutz heute unbegrenzt, doch ist eine baldige gesetzliche Fixirung zu erwarten. Kohler will ihn den Erben auf fünf Jahre zuerkennen und ihn nur darum zeitlich begrenzen, weil auch nach seiner Ansicht die Welt einen Anspruch darauf hat, über ihre großen Männer Alles zu erfahren, was es zu erfahren gibt. Auch ihm aber gilt, wie man sieht, die Rücksicht auf die Hinterbliebenen mehr als die rasche und bedingunglose Fixirung von Thatsachen, einerlei, ob durch deren Verborgenheit die Ueberlieferung von historisch und literarhistorisch werthvollen Dokumenten gefährdet wird oder nicht.

Stirbt heute ein bedeutender Mann, so fühlt Jeder, der mit ihm zufällig einmal zusammentraf oder ihn auch nur öfter in der Nähe sah, sich befähigt und verpflichtet, der staunenden Welt gar wundersame Dinge aus dem Leben des großen Toten zu künden. Selbst dem einsamsten Menschen entstehen, wenn er nur eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, in der Stunde des Todes Legionen guter Freunde. Die Anekdoten und Erinnerungen, die dann Wochen lang in den Tagesblättern die Runde machen, werden nur selten zu widerlegen sein. Briefe und andere Schriftstücke aber, die von dem berühmten Mann stammen und aus denen die Wahrheit hervorgehen, die geschäftige Wichtigthuerei widerlegt würde, können, je nach dem Belieben eines engherzigen Erben, der Oeffentlichkeit vorenthalten werden. Und völlig machtlos steht der Empfänger und Eigenthümer der Briefe vor diesem Verbot.

Ein Beispiel. Ibsen ist tot. Sein Bild stand für die Meisten schon zu seinen Lebzeiten fest. „Ein tief ernster und verschlossener Mann der Wahrheit ging mit ihm dahin." So etwa mag die Grabrede gelautet haben, die man vor ihm Tausenden gehalten hat, die nach ihm Tausenden gehalten werden wird. Und der Geistliche mag fortgefahren haben: „Der heißgeliebte Gatte, der mit inniger Liebe an der treuen Gefährtin seines Lebens hing. Der besorgte Vater, der dem Sohn, dem einzigen Sohn mit weiser Hand den Weg zu hohen Würden bahnte. Nicht oft hat ein großer, von der Welt anerkannter Mann in seiner Familie, seinem Heim so tiefes Verständniß für Alles, was menschlich an ihm war, gefunden. So, als ein wahrhaft glücklicher Mensch, wird er im Gedächtniß der dankbaren Menschheit fortleben." Reden dieser Sorte hält ein vielbeschäftigter Diener Gottes ungefähr allmonatlich einmal; manchmal auch öfter. Dann verläßt die Trauergemeinde in stummer Rührung den Friedhof und Mancher denkt im Stillen, warum nicht auch ihm ein so reines Glück beschieden ward, wie es der Verblichene in seinem Leben fand. Er mag sich gedulden. Hat einst seine Stunde geschlagen, dann steht der selbe Geistliche an seiner Bahre und hält ihm die selbe Grabrede.

Auch Ibsen galt nach seinem Tod als ein glücklicher Mensch. Da erscheinen plötzlich zwölf Briefe. Ein Stammbuchvers. Eine Widmung auf einer Photographie. Alles von dem Einundsechzigjährigen an ein Mädchen von achtzehn Jahren gerichtet. Ein Zufall brachte die Briefe ans Licht. Und aus ihnen spricht laut nun das gequälte Dasein eines Einsamen. Sie lassen neben einer mit Mühe nur unterdrückte Neigung erkennen, wie schwer Ibsen am Leben trug. Ein einziges Entsagen war es ihm. An der Seite einer Frau, die ihn nicht verstand, nicht verstehen konnte. Brandes veröffentlicht diese Briefe (in dem Bändchen „Henrik Ibsen", bei Bard, Marqardt & Co.). Brandes, den dreißigjährige Freundschaft mit Ibsen verband. Briefe, die, im Zusammenhang mit seiner Dichtung (Baumeister Solneß), uns den Menschen Ibsen in neuem, nicht mehr so kühlem Licht zeigen. Was Kälte schien, sieht nun ganz anders aus. Und erschüttert schauen wir, wie der Solneßdichter wirklich über sich selbst, über des Wesens Gewalten Gerichtstag hielt.

Sigurd Ibsen hätte das Recht gehabt, die Veröffentlichung dieser Briefe zu verbieten. Unwidersprochen wäre dann das Märchen von der idealen Ehe Ibsens durch die Welt gegangen. Nehmen wir an, das im „Tag" bereits angekündete Buch über die mit so innigem Verständniß für des Dichters Leben und Schaffen begabte Frau Susanne Ibsen erscheint. Nehmen wir an, Brandes schwiege (aus Unlust am Kampf oder aus Neigung, im Sinn Flauberts die Menschen zu verachten

und schweigend gewähren zu lassen), obwohl er weiß, daß diese Ehe für Ibsen die „Hölle" war; weiß und beweisen kann. Dann würde die Konvention herrschen und die Wahrheit käme nicht ans Licht, weil die Familie es nicht wünscht. Wie die Familie es in ihrem Privatinteresse wünscht: so würden wir dann den Menschen Henrik Ibsen sehen. Selbst wenn Dr. Julius Elias, der sich, wie Brandes, der Freundschaft Ibsens rühmen darf, mit seiner seltsamen Annahme, die Briefe seien für Ibsen nur Mittel zum Zweck, nur psychologische Studien gewesen, Recht hätte: wären nicht auch dann noch die Briefe für die Beurtheilung des Menschen Ibsen wichtig?

Auch der zarte Schimmer stillen Glückes, den zuletzt noch Björnson in seinem lauten, dem Wesen des Toten fremden Nekrolog über das Leben des toten „Freundes" zu bereiten suchte, auch dieser Schimmer war nur von der Phantasie erzeugt. Auch von einem Freundschaftverhältniß zwischen Ibsen und Björnson kann im Ernst nicht die Rede sein. Die Naturen der Beiden waren zu verschieden, um wahre Freundschaft zu ermöglichen. Einmal in seinem Leben, so erzählte Ibsen selbst, hat ihn Björnson in Christiania besucht; und er hat für diesen Besuch eine Stunde gewählt, in der er Ibsen, wie jedes Kind in Christiania wußte, nicht zu Haus treffen würde. Goethe und Schiller, Björnson und Ibsen: es wäre zu schön gewesen. Hat aber nicht sollen sein. Schweigt endlich von dem „Dichterpaar"! Ich glaube, daß Ibsens Werk noch leben und neuen Geschlechtern den Weg aus dem Dunkel weisen wird, wenn die Rhetorenkunst seines Zeitgenossen längst vergessen ist.

Dr. Arthur Landsberger.

In eigener Sache.

In eigener Sache. Gegen Otto Weininger und Hermann Swoboda. Berlin 1906. Emil Goldschmidt.

Nicht um eine „Prioritätstreiterei", sondern um den schweren Vorwurf des Plagiates handelt es sich. Zwei wiener Studienfreunde haben sich in fremdes Gut getheilt. Der Eine, Otto Weininger, der sich dreiundzwanzigjährig erschoß, hörte durch den Anderen, Hermann Swoboda, von meinem Forschungergebniß, daß jedes lebendige Individuum für die ganze Dauer seines Daseins die Merkmale beider Geschlechter nothwendig an sich trage, weil es stets aus männlicher und weiblicher Substanz zusammengesetzt sei. Flugs schrieb er den biologischen Theil seines Werkes nieder, der wesentlich eine Darstellung dieser Idee enthält. Und dann, nachdem ihm Dies geglückt schien, hatte sein Intimus Swoboda die Kühnheit, mit der selbständigen Entdeckung der zwiefachen Periodizität für die psychischen Phänomene an die Oeffentlichkeit zu treten. Nur schade, daß sie schon für alle Lebensvorgänge, physische wie psychische, vor zehn Jahren von mir in einem medizinischen Buch niedergelegt war.

Ich hatte nämlich beschrieben, daß alles lebendige Geschehen in periodischen Schüben mit dreiundzwanzig- und achtundzwanzigtägigen Intervallen vor sich gehe. Im weiteren Verfolg dieses Fundes, aber nach Veröffentlichung meines Buches (1896) hatte ich den Schluß gezogen, daß gerade deshalb zwei Perioden existiren, nicht nur, weil alle lebendigen Arten in zwei Geschlechter zerfallen, sondern, weil

jedes Individuum schon aus männlicher und weiblicher Substanz besteht. Die achtundzwanzig und dreiundzwanzig Tage aber sind die Lebenszeiten der Einheiten eben dieser weiblichen und männlichen Stoffe. So verknüpfen sich innerlich und unlöslich Zeit und Substanz im Lebendigen. Und daher ist die Erkenntniß der dauernden Doppelgeschlechtigkeit des Individuums die nothwendige Folge aus dem Funde der zweifachen Periodizität. Dieser Gedanke ist keineswegs identisch mit der bekannten doppelten Keimanlage. Er hat auch weder mit der Rückschlagsvererbung zu thun noch mit den Geschlechtsübergängen oder dem gleichgeschlechtlichen Fühlen: Momenten, die von Mißverstehenden gegen die Neuheit meiner Lehre ins Treffen geführt werden.

Swoboda hatte für die wissenschaftliche Untrennbarkeit der zwiefachen Periodizität und der individuellen Doppelgeschlechtigkeit kein Verständniß. Sonst hätte er kaum den Versuch gewagt, Weiningers Plagiat alsbald sein eigenes folgen zu lassen. Er dachte, durch einen Seitenweg in die drei- und achtundzwanzig Tage einzudringen. So erfand er die Perioden von dreiundzwanzig und achtzehn (mit durchsichtiger Veränderung aus achtundzwanzig geformt) Stunden und machte sie durch Multiplikation mit 24 zu eben so vielen Tagen. Dabei hatte er das Mißgeschick, zu übersehen, daß die Stunde ein willkürliches, rein menschliches Maß ist, um das sich die Natur nicht kümmert, der Tag allein das natürliche, von der Erdbewegung abhängige Maß, in dem das Leben rhythmisch pulst. Und damit hat er sich in seinem eigenen Netz gefangen, eben so wie sein Freund Weininger, der einen anderen Lapsus von nicht weniger elementarer Einfältigkeit gemacht hat. Beider Irrthümer geben ein Maß für die Größe der Entfernung, in der ihre Urheber von der plagiirten Idee stehen.

Es ist nicht ohne Reiz, zu sehen, wie die Widersprüche immer tiefer werden und die Ausflüchte immer haltloser, in die sich Swoboda und sein Lehrer Professor Freud in Wien verstricken. Denn Freud ist es, der durch seinen Patienten und Schüler Swoboda meine Gedanken an den unglücklichen Weininger ausgeliefert hat. Freud war der Einzige, mit dem ich viele Jahre hindurch meine Forschungen in allen Stadien ihres Werdens besprochen habe. Seine Briefe, die ich in ihren beweisenden Theilen vorlegen mußte, zeigen nicht nur ohne Weiteres die Thatsache der Auslieferung, sondern decken auch die psychologischen Motive auf, die ihn zur unbedenklichen Weitergabe anvertrauter Gedanken verleitet haben.

Neujahr 1906 hat Dr. R. Pfennig in der Brochure „Wilhelm Fließ und seine Nachentdecker O. Weininger und H. Swoboda" die Plagiate enthüllt. Erst nach mehr als vier Monaten hat sich Swoboda darauf vernehmen lassen. Und nun schien es mir Pflicht, ihn selbst zu widerlegen. Nicht nur, um den merkwürdigen Fall aufzuklären, wie zwei Freunde in Schülerjahren am selben Ort und zur selben Zeit dazu kamen, zwei untrennbare Ideen, aus denen die Lebensarbeit eines Dritten sich aufbaut, getrennt und angeblich selbständig zu entdecken; sondern, um für eine spätere wissenschaftliche Prüfung, die bei der Wichtigkeit des Gegenstandes auf die Dauer nicht ausbleiben wird, der Legende vorzubeugen: ich hätte mir bei Weininger und Swobada das Fundament zu der exakten Biologie geholt, die ich in meinem neuen Buch „Der Ablauf des Lebens" zum ersten Mal entwickelt habe.

Dr. Wilhelm Fließ.

Finanzmänner.

Die Frage, ob große Menschen große Zeiten oder große Zeiten große Menschen schaffen, ist oft umstritten worden. Auf dem Gebiete der Politik ist die Beantwortung schwer; auf dem Felde der Wirthschaft scheint sie dem ersten Blick leichter. Hier, denkt man, genügt die Gunst der Zeitumstände sicher nicht; hier kann nur ein Bündniß von ungewöhnlicher Intelligenz und ungemeiner Energie die Vorbedingungen bieten, ohne die eine große Epoche nicht denkbar ist. Wer genau hinsieht, wird auch vor der Beantwortung dieser Frage zaudern und zu dem Glauben neigen, daß ohne starke Persönlichkeiten das wirthschaftliche wie das politische Leben verarmen muß. Den Werth der Persönlichkeit zu ermessen, ist freilich nicht immer leicht. Von Weitem sieht man oft nur einen Theil des Handelns, findet, daß es dem allgemeinen Interesse nicht entspreche, und beurtheilt danach den Handelnden, als habe man sein ganzes Lebenswerk sorgsam gewogen. Von Alfred Beit, zum Beispiel, wußte man, daß er der reichste Mann Europas und das Haupt der Gruppe war, die uns die Spekulation in Goldminenaktien beschert hat. Grund genug für die Moralinsäuerlichen, ihm noch ins Grab nachzufluchen. War Beit wirklich so schlimm? Ein guter Kaufmann, ein tüchtiger Organisator sicher. Er hat den Goldbesitz der Erde vermehrt und einen Marktverkehr geschaffen, der rasch für alle Börsen die höchste Wichtigkeit gewonnen hat. Und dieser Milliardär konnte sich mit all seinem Geld keinen ruhigen Lebensgenuß erkaufen. Er war, wie Rockefeller, Dyspeptiker und schleppte sich seit Jahren schon unter Schmerzen von Afrika nach Europa und wieder zurück. Ein Schlaganfall hatte ihn gewarnt. Dazu kam eine Riesenlast geschäftlicher Sorgen. Zu beneiden war dieser Krösus also nicht. Hamburg, die Heimath so vieler kommerziellen Talente, hatte auch ihn geboren. Wie Albert Ballin, war auch dieser Sohn einer Israelitenfamilie zunächst in einem hamburger Outfittinggeschäft thätig. Als Dreiundzwanzigjähriger ging er nach Südafrika, um in Kimberley, dessen Diamantenfelder damals entdeckt wurden, sein Glück zu versuchen. Auf dem Ochsenwagen fuhr er im ersten Jahr durch das noch wüste Land und hatte alle Entbehrungen eines Abenteurerlebens zu ertragen. In Julius Wernher von der Firma Jules Porges in Paris fand er dann einen Sozius. Nun konnte an die rationelle Ausbeutung der Diamantenfelder gedacht werden. Noch wichtiger wurde für Beit die Begegnung mit Cecil Rhodes, dem Kapnapoleon, der an dem Hamburger Gefallen fand und ihn zu seinem Bundesgenossen machte. Dem gemeinsamen Wirken dieser beiden Männer hatte die Gold- und Diamantenindustrie Südafrikas ihre Blüthe zu danken. Die Debeers-Gesellschaft, die aus der Debeers Mining Co. und der Kimberley Central Diamond Mining Co. zusammengeschweißt wurde, ist ihr Werk. Aus dem Verwaltungrath der größten Diamantenfirma der Welt sind die bedeutendsten Namen nun verschwunden: Rhodes, Beit, Barnato. Alle für die südafrikanische Diamantenindustrie wichtigen Finanzinteressen mußten verschmolzen und dann die Randminen erobert werden. Dafür sorgte, im Bund mit Rhodes, die Firma Wernher, Beit & Co. Alfred Beit erkannte als Erster die Nothwendigkeit des Tiefbaues. Seine Firma kontrolirte ungefähr siebenzig Gesellschaften, von denen die Rand Mines Co. die bedeutendste war. Daß Beit das Erbe Cecils, Rhodesia mit der verfallenden Chartered Company, deren Vorsitzender Beit nach Rhodes wurde, und den in übelste Finanzlage gerathenen Bahn-

unternehmungen, nicht zu saniren vermochte, war nicht seine Schuld. Die Reorganisirung forderte mehr Geld, als nach dem Krieg zu haben war, und die ungünstige Gestaltung der Minenmarktverhältnisse zwang ihn, seine ganze Kraft für die Sicherung der eigenen Firma aufzuwenden. Er hatte zwar sechs Sozien und verwaltete längst kein eigenes Ressort mehr; doch der durch die Ueberfülle der Gründungen und Effekten und durch die Arbeiternoth herbeigeführte Zustand konnte den Schöpfer des ganzen Goldaktienwesens, der mit aberhundert Millionen an der Goldindustrie betheiligt war, natürlich nicht kalt lassen. Immer wieder versuchte er, einzugreifen. Und wenn sein Tod auch, wie wir lasen, auf den londoner Kaffern-cirkus nicht gewirkt hat, so wird man eines Tages doch das organisatorische Talent dieses Mannes vermissen, der als Geschäftsmann nach Vieler Ansicht noch stärker als Rhodes war. Wers in zwei Jahrzehnten vom hamburger Commis zum Goldkönig bringt, kann kein Dutzendkopf sein. Alfred Beit galt als ein sehr bescheidener, liebenswürdiger Mensch; er hatte eine offene Hand, that namentlich für seine Heimath viel und soll für die vom Oberlandesgerichtspräsidenten Sieveking angeregte Gründung einer hamburgischen Universität eine große Summe zugesagt haben.

In Deutschland erfährt man von den im Wirthschaftleben thätigen Persönlichkeiten meist nicht viel; und was man erfährt, ist nicht immer wahr. Bis der Dreibund Arnhold-Möller-Gutmann den Hibernia-Feldzug begann, hatten die Unbetheiligten den Namen Karl Behrens kaum nennen gehört. Dann erfuhr man, dieser tapfere Generaldirektor der Hibernia-Gesellschaft sei schwerkrank in die Generalversammlung gekommen, um selbst gegen den Verstaatlichungplan zu sprechen. Er versuchte es, sprach sehr wirksam, mußte bald aber den Saal verlassen, weil die Schmerzen zu arg wurden. Wer ihn damals sah, konnte an einen altrömischen Senator denken, der dem Tode trotzt, wenn das Vaterland in Gefahr ist. Durchaus kein genialischer, doch ein tüchtiger und gewissenhafter Mann. Oft war er von der preußischen Bergbehörde um Rath gefragt worden; den Dank erhielt er nun durch den täppischen Anschlag Möllers. Behrens hat den Bergbau an der unteren Lippe geschaffen, den der Fiskus sich dann nutzbar machte. Auch das Kohlensyndikat wird ihn vermissen. Als er nach langem Leiden nun starb, hatte er zwar den Trost, seine Hibernia noch frei zu sehen, mag sich aber, als gescheiter Mann, gesagt haben, daß diese Freiheit nur so lange dauern werde, wie die Regirung sich gegen die Syndikatsbedingungen sträube und der Bankentrust der unbequemen Situation nicht müde werde.

Nicht ganz so loyal wie Behrens ist dem Fiskus ein anderer, in letzter Zeit oft genannter Industriekapitän entgegengetreten: Hermann Schmidtmann, der Vorsitzende der Kaligesellschaft Aschersleben und Besitzer der Gewerkschaft Sollstedt. Eine Persönlichkeit; vielleicht keine sympathische. Ein Eisenkopf, der sein Interessenrecht um jeden Preis durchsetzen will. Zunächst soll das Kalisyndikat gesprengt werden. Zwar wird die Zerstörung dieser Organisation auf die Kaliindustrie, die nach dem Gründungfieber ohnehin schon genug zu leiden hat, sehr schlimm wirken. Aber die ascherslebener Aktionäre mögen sich trösten, wie sie können. Das alte Syndikat ist untauglich: also muß ein neuer Verband geschaffen werden. Daß in der Syndikatsaera die deutsche Kaliindustrie sich den Weltmarkt erobert hat, kümmert Herrn Schmidtmann nicht. Nur wenn ihm Ausnahmebedingungen bewilligt werden, dürfen seine Werke dem Syndikat beitreten. Wenn man liest, was er drucken läßt, muß man freilich glauben, er denke nicht an die eigene Tasche und kämpfe nur gegen

Auswüchse und Schwindelmanöver. Die Verwaltung der Gesellschaft Aschersleben hat denn auch in einem Cirkular ihrem viel gescholtenen Vorsitzenden das Zeugniß edelster Selbstlosigkeit ausgestellt. Von anderer Seite werden die Aktionäre aber aufgefordert, sich zusammenzuthun, um den unbequemen Aufsichtrathsvorsitzenden in einer Außerordentlichen Generalversammlung zu beseitigen. Ein lustiger Krieg, der dem Zeitungleser über stille Sommertage hinweghilft. In dem Strafprozeß gegen den Major von Zander ist gezeigt worden, daß man mit der glücklichen Verwerthung von Kalifeldern Millionen verdienen kann, wenn man Glück hat. Amerikaner und Engländer lauern auf jeden Brocken, der vom deutschen Kalibesitz zu haben ist. Schmidtmann weiß die Konjunktur zu nutzen. Große Abschlüsse, die er privatim mit Amerika gemacht hatte, sollte ihm das Syndikat ablösen. Gegen die Geschäfte war nichts einzuwenden; ein guter Kaufmann verwerthet jede Chance; und der ärgste Feind könnte Herrn Schmidtmann nicht nachsagen, er wisse nicht, was er wolle.

Merkwürdig, daß die Banken heutzutage die Persönlichkeiten so selten da suchen, wo sie noch immer am Leichtesten zu finden sein müßten: in den Geschäftskontoren. Neulich lasen wir, der Vicepräsident des Reichstages, Professor Dr. Hermann Paasche, sei in den Geschäftführenden Ausschuß des Aufsichtrathes der Nationalbank für Deutschland berufen worden. Neben den Geheimrath Witting tritt also ein zweiter Geheimer Regirungrath. Paasche ist nicht etwa nur ein Bankornament. Er weiß viel, kann arbeiten, ist ein guter Redner und war, als Lehrer und stets zur Hilfe bereiter Freund, in Marburg, wo er, vor seiner Berufung an die Technische Hochschule in Charlottenburg, Nationalökonomie las, bei den Studenten sehr beliebt. Er hat als Landwirth begonnen, sitzt in Ferientagen noch heute auf seiner Klitsche, die den poetischen Namen „Hochzeit" trägt, und war in Marburg oft hoch zu Roß zu sehen. Mit der Zuckerindustrie ist er verwandt und verschwägert, hat auch den Seeweg bis zur Perle der Antillen nicht gescheut, um die Lage der kubanischen Zuckerindustie zu studiren und festzustellen, ob der deutschen Industrie nahe Gefahr von Amerika drohe. Die Frucht seiner Studienreise war ein lesenswerthes Buch; die kubanische Konkurrenz, hieß es darin, sei fürs Erste noch nicht zu fürchten. (Dieser Ansicht wird übrigens, wie eine Arbeit des breslauer Nationalökonomen Julius Wolf zeigt, nicht auf allen Lehrstühlen zugestimmt.) Wie aber kommt Saul unter die Propheten und Hermann Paasche unter die Bankleiter? Ignoramus. Jedenfalls wird er versuchen, auch in der neuen Thätigkeitsphäre durch seine Leistung, nicht nur durch die vorher erworbenen Titel sich Geltung zu verschaffen. Wieder ist also ein Beamter in die Verwaltung einer berliner Bank eingetreten. In den Direktorien acht großer Banken sitzen jetzt: drei Geheime Oberfinanzräthe, zwei Geheime Regirungräthe, ein Oberregirungrath, ein Regirungrath, ein Ministerialdirektor, ein Landrath, ein Kaiserlicher Bankdirektor, ein Geheimer Seehandlungrath und ein Landesbankrath. Fehlts etwa an tüchtigen Kaufleuten oder glaubt man, sie für die wichtigsten Bankposten nicht zu brauchen? Die Deutsche Bank und die Berliner Handelsgesellschaft sind bis jetzt ohne Staatsbeamte recht gut ausgekommen; sie haben sich mit Intelligenzen begnügt, die in privater Geschäftsarbeit bewährt waren. Die Handelsgesellschaft verliert nächstens ihre beste Hoffnung. Herr Dr. Walther Rathenau hat sich entschlossen, aus dem Direktorium zu scheiden. An den erfolgreichsten Transaktionen der Handelsgesellschaft hatte er, der nie in die Oeffentlichkeit treten wollte, während der letzten drei Jahre den Hauptantheil und Herr Fürstenberg hat nicht verhehlt, wie ungern

er den jüngeren Gefährten scheiden sehe. Dr. Rathenau gehört zu den Intellektuellen, ist als ungewöhnlich fein begabter Essayist bekannt und stand deshalb früher bei Manchem in dem Ruf, für die rauhe Geschäftspraxis nicht ganz so geeignet zu sein. Dieser Glaube ist bei allen Sachverständigen längst widerlegt. Und wenn der noch nicht Vierzigjährige eines Tages in das Gebiet der Industrie oder der Finanz zurückkehren wollte, würde er gewiß überall mit offenen Armen aufgenommen. Denn überall sehnt man Persönlichkeiten herbei, überall wird geklagt, daß der Nachwuchs fehle. Immerhin muß der unbefangene Beurtheiler sagen, daß im deutschen Wirthschaftleben an starken Individualitäten noch lange nicht solcher Mangel ist wie in den Bezirken deutscher Politik.

Ladon.

Notizbuch.

Sicher (ich möchte über das von Ladon gewählte Thema auch ein paar Worte sagen); ganz sicher: schon weil die Auslese viel besser und die Gewinnchance viel größer ist. Was ist in der Politik heutzutage denn zu erreichen? Wenn man Geld, gesunde Nerven und eine harte Haut hat, kann man Abgeordneter werden. Und dann? Entweder duckt man sich, läßt sich fraktionell drillen, schafft sich ein enges Ressort, dessen Arbeit die Anderen scheuen, und wagt, wo sichs um hohe Politik handelt, kein Tönchen, das den Häuptern mißfallen könnte; oder man wird in ewigen Friktionen mürb und muß schließlich bei den Wilden unterkriechen, die gar nicht oder erst vor erschöpften Hörern zum Wort kommen. Kandidaten für die höchsten Staatsämter werden in Deutschland nur auf einer dünnen Schicht gesucht. Wenn nicht der Zufall nachhilft; die Gnade, die ein Privatmann vor dem Auge des Kaisers findet. Die Herren Ballin und Wiegand konntens erreichen. (Hubertusstock. Kaiser und Kanzler haben Herrn Ballin von der Bahn abgeholt und, nach einem Spazirgang, in sein Junkerzimmer geleitet, wo nur ein Stuhl steht. Der Kaiser schwingt sich auf die Kommode. Der Kanzler setzt sich auf den Bettrand. Zwischen Beiden Ballin auf dem Stuhl. Lebhaftes Gespräch. Nach einer Weile sagt der Kanzler: „Wenn uns Einer von der Presse so sähe, würde es gewiß heißen, Herr Ballin solle Minister werden". Der Kaiser: „Oder Kanzler, lieber Bülow!") Herr Wiegand konnte Buddes Nachfolger werden; wollte aber nicht. Sicher nicht nur, weil er in der Wilhelmstraße ohne die wichtige Mitarbeit des Herrn Plate auskommen müßte. Weil er als Leiter des Norddeutschen Lloyd freier ist, interessantere Arbeit und größere Gewinnmöglichkeit hat. Minister werden schlecht bezahlt und ihr Amt hat längst den Nimbus verloren. Merkwürdig, daß sich Männer, die übers Durchschnittsmaß hinausragen, überhaupt noch dazu hergeben. Ein Mann von der Fähigkeit, dem praktischen Sinn und dem Fleiß Rheinbabens hätte als Bankdirektor breiteren Raum zum Wirken und wäre nach ein paar Jahren Millionär. Was auch nicht zu verachten ist; weil es die Unabhängigkeit der Lebensführung verbürgt. Auch im kommerziellen Leben ist freilich der Zufall ein großer Herr. Alfred Beit, zum Beispiel, soll als schöpferische Intelligenz durchaus nicht stark gewesen sein. Alle, die ihn kannten, sagens. Manche sogar, er wäre als Fabrikant, Bankier oder Cigarrenhändler nicht aufgefallen. Ein liebenswürdiger Zwerg nur neben Rhodes, der wirklich ein Kerl großen Stils war. (Der auch den durch sachliche Gründe nicht bedingten Niedergang des

Minenmarktgeschäftes zu hindern vermocht hätte.) Aber Beit saß im richtigen Kahn. Der junge Herr Alfred, der nicht zu dem „vornehmen" Zweig der hamburger Beits gehörte, war ein Bischen fils prodigue, als er exportirt wurde. Hatte nicht etwa Schlimmes angerichtet, schien aber nichts Rechtes werden zu wollen. Wurde nach Paris geschickt und trat bei Jules Porges & Co ein. Im Geschäftsbetrieb dieser Firma hörte er von Kimberley, von den Aussichten der Diamantenindustrie und sein spekulativer Kopf lernte die Ertragsmöglichkeiten schätzen. Sah auch, welches Weltspiel auf solchem Grund zu organisiren war. Er ging nach Südafrika und fand Cecil John Rhodes. Dem gefiel er. Ein netter, bescheidener, artiger Mensch; und dem Kolossus, der sich um geschäftliche Kleinigkeiten nicht kümmern mochte, in aufrichtiger Bewunderung zärtlich ergeben. Just ein Helfer, wie Rhodes ihn brauchte. Der hat sich mit drei Freunden ins Lager der vom General Carrington besiegten, doch nicht entwaffneten Matabeles gewagt, die eben einen neuen Rachekrieg planten, und durch seiner Rede Gewalt Lo-Bengula nebst den anderen Häuptlingen der britischen Herrschaft gewonnen. Der ist im Reiseanzug vor den Deutschen Kaiser hingetreten und hat ihn überredet, das vorher über den Jameson-Raid gefällte Urtheil zurückzunehmen. Hat die Matoppoberge und das berliner Schloß als Sieger verlassen. Die Barnato und Joel mühelos niedergerungen und die ganze Hausmacht der Rothschilds, ohne ihr Dienstmann zu werden, für seine Zwecke mobil zu machen gewußt. England, sagte er einst zu William T. Stead (dem Burenfreund, der vor ein paar Monaten noch, als er bei Nikolai Alexandrowitsch ein und aus ging, in unserer Presse grimmig gescholten wurde, jetzt aber, seit er die Redakteure über den Kanal bugsirt hat, nur noch mit dem Heiligenschein vorgeführt wird), England ist von Gott, dessen Existenz mir zu fünfzig Prozent sicher scheint, berufen, der Welt das Reich der Freiheit, der Gerechtigkeit und des Friedens zu bringen, und ich bin auserwählt, der britischen Expansion in Afrika den Boden zu bereiten. Was heute die Phantasie heißer Knaben träumt, hat er vollbracht: ein Reich gegründet und auf seinen Namen getauft. Ein Reich, dessen Flächenumfang sechsmal größer ist als der Großbritanniens. Allein; ohne Heer; ein Bürgerlicher; ein Civilist. Er war der erste Politiker, der das Arsenal des Macchiavellismus nach dem Bedürfniß der Industriezeit umzugestalten wagte. Hatte nie Zeit, sich mit Kleinigkeiten abzugeben. Er kam aus einem ganz auf den Export, auf die Ausbeutung noch unkultivirter Länder angewiesenen Händlerreich, das, wenn es sich nicht im Süden Afrikas, wie im Norden, starke Stützpunkte sicherte, in Indien bedroht war. Afrika mußte englisch werden: Das war sein Ziel. Kein Schleichweg, der dahin führte, war ihm zu eng, zu schmutzig, zu steil. Das Gold und Edelgestein, das er aus der Erde grub, lieferte ihm die werthvollste Waffe. Er hat die Presse bestochen, die Hilfe der Parnelliten, als er ihrer bedurfte, mit baarem Gelde erkauft und nie gezaudert, eine Menschheit zu korrumpiren, die korrumpirt sein wollte. Er wußte, welche Mächte heute im struggle den Sieg verbürgen. Als Millionär ist er, der in Südafrika Heilung von einem Lungenleiden gesucht hatte, noch einmal nach Oxford gegangen, um seine humanistische Bildung zu ergänzen und die Zusammenhänge der Technik besser erkennen zu lernen. Kapital, Presse und Technik brauchte er; mußte genau wissen, wie an den Brennpunkten seiner Welt in jeder Stunde die Stimmung war. Da blieb keine Muße, sich um die Einzelheiten des Geschäftes, der Spekulation zu kümmern. Der kleine Alfred war gut zu brauchen. Wurde von Cecils Gnaden Gouverneur der Debeers-Company. Gründete die Firma Wernher, Beit & Co. und hatte sein Händchen nun in Gold und Diamanten. Als vor ungefähr fünfzehn Jahren in den höheren Erdschichten des Witwatersrand die Goldausbeute geringer wurde und die Frage zu beantworten war, ob man,

trotz den ungeheuren Kosten, tiefer bohren solle, rieth Beit zu dem Wagniß: und die Deep Levels entstanden, die großen Gewinn, im Lauf der Zeit aber auch manche Enttäuschung gebracht haben. Nach und nach erwarb Beit ein Vermögen, das noch nach den Tagen des Minenboom auf eine Milliarde (Mark) geschätzt wurde. Alfred Rothschild sagte: „Beit ist viel reicher als ich." Dieses Vermögen war aber mehr als einmal gefährdet und wäre zum größten Theil verloren worden, wenn Wernher nicht in London heimlich gegen die Spekulationen seines Sozius gearbeitet hätte. In Hamburg wurde Alfred natürlich angestaunt. Weil er in zwanzig Jahren so viele Millionen gehäuft hatte und dabei doch bon enfant geblieben war. Wenn er hinkam, war er der Held des Tages. Noch heute wird erzählt, wie er einmal, nach einem Diner, eine Papierdüte aus der Rocktasche zog und Dutzende großer Diamanten über die Tafel streute; für jede geladene Dame zwei. In Johannesburg und in Park Lane (London) lebte er einfach. Einfach wie ein Millionär, der kein Bedürfniß mehr kennt, weil er jedes, auch das phantastischste, hundertmal befriedigt hat. Und seit Jahren war er schwerkrank. Schweninger hatte ihn zurechtgebügelt und eine Weile gehalten. Als dann ein Schlaganfall gekommen war, blieb keine Hoffnung mehr. In Herfordshire ist er am sechzehnten Juli gestorben. Hamburg erbt von ihm einen stattlichen Grundbesitz. Die berliner Nationalgalerie einen Reynolds. Seine Murillos und die berühmten Bronzen werden wohl in der Familie bleiben. Beits größte Leistung war, daß er zu rechter Zeit kam und mit richtiger Witterung seinen Platz wählte. Mit Rhodes, dem genialen Finanzstrategen und Organisator, darf man ihn nicht vergleichen. Der eilte zwischen zwei Schlachten nach London, um mit Ingenieuren den Bau von Eisenbahnen und Telegraphenlinien zu berathen und alle Beete zu düngen, denen die Erfüllung eines Wunsches entsprießen konnte. Der arbeitete mit dem Werkzeug Bonapartes, stellte sein Genie aber in den Dienst eines der Nation, nicht der Selbstsucht verpflichteten Gedankens: durch Blut und Koth hat er, der sich nicht scheute, unpopulär und allen Zeitungethikern ein Gräuel zu sein, den Briten den aufwärts führenden Weg in die Zukunft gebahnt. Beit sah das Ziel seines Wirkens nicht so hoch. War zufrieden, wenn seine Mutter sich jeden Wunsch erfüllen konnte, wenn seine Freundin heiter blickte und wenn die Geschäfte gut gingen. Daß sie auf dem Hauptgebiet seiner Arbeit (er hatte in hundert andere Unternehmungen Geld gesteckt) nicht mehr gut gingen, hat ihm das letzte Lebensjahr vergällt. Er fand keinen Grund, der den jähen Niedergang erklären könne. Die Goldfelder hatten ja nicht enttäuscht. Daß nicht alle Blüthenträume so schnell reiften, wie Mancher erwartet hatte, war nur natürlich. Geduld, auch bei Görzens „Geduld": dann war die Ernte sicher. Das ganze Unglück kam daher, daß die Leute allzu früh nach dem Burenkrieg einen neuen Aufschwung erhofft hatten und, als er ausblieb, nervös wurden. Dazu die chronische Russenpanik, die den pariser Minenmarkt entkräftete. Und das dumme Wüthen der liberalen Regirung gegen die Chineseneinfuhr. Der Bur braucht den Schwarzen als Farmarbeiter, der Weiße den Gelben für den Bergbau. Alle wären zufrieden, wenn man die Kulis ins Land ließe. Das sieht Old Campbell aber nicht ein. Der hat als Führer der Opposition nun mal gegen den Import der Gelben gezetert und muß als Premier bei der Stange bleiben. Rhodes hätte die Sache politisch genommen und die Interessenten zum Sturmangriff aufgerufen. Beit hatte dazu nicht die Lunge. Er blieb Kaufmann, Spekulant, Prospektor; blieb ein Fremdling in England. Trotzdem er, auf Cecils Wunsch, dort naturalisirt war. Der Brite begreift nicht, wie Einer sein Vaterland aufgeben und sich in die Gemeinschaft einer anderen Nation drängen kann; auf ein sujet mixte schaut jedes Britenauge mißtrauisch. Beit konnte nur klagen. Ueber die leichtfertige Demagogie

der Whigs, die Südafrika preisgaben, um beim Wählerfang nicht gehindert zu sein. Ueber die Unklugheit der kontinentalen (namentlich der deutschen) Banken, die ein gutes Geschäft verflauten, weil sichs ein Bischen verzögerte. Ernsthafte Sorge hatte er nicht. Seine Bilanz sah Ende 1905 ja wesentlich anders aus als noch zwölf Monate vorher. Doch er blieb zuversichtlich und sagte Jedem, nach einem Jahr, nach zweien spätestens werde man sich in London, New York, Paris, Berlin wieder um die Goldshares schlagen. Oder Recht behält? Dumm und blind kann er nicht gewesen sein; sonst hätte Cecil ihn nicht zum Werkzeug gewählt, hätte ers vom Gehilfen eines pariser Diamantenhändlers nicht in so kurzer Zeit bis zu der Höhe gebracht, auf der er sich bis zu seinem Tode hielt. Jedenfalls haben die Drei, Rhodes, Jameson, Beit, den archimedischen Punkt gefunden, von dem aus eine Welt zu bewegen war. Kein Barnato, sogar kein Krüger konnte dieser Koalition widerstehen. Daß Südafrika britisch wurde, war ihr Werk, mehr vielleicht noch als das Kitcheners. In der Geschichte des Greater Britain wird der Name des kleinen hamburger Juden nicht vergessen werden, der dem Kolossus einen Theil der Last abnahm. Und wenn Alfred Beit (der vor ein paar Monaten noch vom Deutschen Kaiser empfangen wurde) aus der Krankenstube auf sein Leben zurücksah, konnte ers nicht verloren nennen.

Auch der Bergrath Behrens, der sich fast eben so lange sterben sah, hätte sein Leben nicht verloren, nicht leer genannt; köstlich wars ihm: denn es war Mühe und Arbeit gewesen. Aus ganz anderer Region, von ganz anderem Schlag als Beit. Nichts vom Spekulanten, Abenteurer, Kondottiere; vom ersten Tag an bescheiden der Pflicht getreu bis zum letzten Wank. Vor zwei Jahren sagte ich über ihn: „Da sitzt, am Vorstandstisch, Bergrath Behrens, der Generaldirektor der Hibernia. Ein abgezehrtes, quittenfarbiges Gesicht. Dieser Mann war in seinem Leben nie krank, war noch im Juli kerngesund. Der Streich des Herrn Möller hat ihn hingeworfen. Schwere Gelbsucht. Er kann sich kaum rühren, muß sich oft, am Arm eines Dieners, aus dem Saal schleppen, wollte hier, bei der Entscheidung, aber nicht fehlen. Und sein Arzt sagte, er könne für die Folgen nicht einstehen, wenn Behrens in seiner Erregung der Versammlung fern bleibe. So sind diese Menschen; doch nicht nur Ausbeuter und Profitwüthериche, wie man nach den Sozialistenblättern glauben möchte. Diesem Mann ist sein Bergwerk ein Jahre lang mit zärtlicher Sorge betreutes Kind, ist Jeder, ders ihm rauben will, ein Todfeind. Mit rostiger, fast tonloser Stimme fängt er zu reden an. Läßt zuerst die Ziffern sprechen. Die Hibernia gedeiht. Und dieses blühende Kind will man uns ablisten. Seit Monaten konspirirt die Regirung mit einem Bankdirektor, um unser Werk unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Wir haben von diesem Angriffsplan erst aus den Zeitungen erfahren. Schon diese Thatsache mußte uns tief verletzen. Und als die Offerte dann endlich kam, bot sie den Aktionären für ihren Besitz keinen irgendwie ausreichenden Ersatz... Der Kranke kann nicht weiter. Herr Fürstenberg muß für ihn eintreten und die Begründung des Antrages verlesen, das Kaufgebot des Staates abzulehnen." Im Herbst, in der zweiten Generalversammlung, sah er besser aus. Die Haut nicht mehr so gelb, das Auge nicht im Fieber flackernd. Doch er hat sich von dem Anfall nie wieder ganz erholt; und ist nun, nach langem Siechthum, gestorben. Der listige Ueberrumpelungplan hatte ihn ganz persönlich getroffen. Er kannte Herrn Theodor Möller ja seit manchem Jahr; kannte ihn als entschlossenen Gegner der Bergwerkfiskalisirung. „Sollens nur versuchen! Nie kann der Staat die Summe von Intelligenz aufbringen, mit der wir unsere Großbetriebe leiten." So klangs, als Theodor noch auf dem Kupferhammer saß. Am Tisch des Generaldirektors hatte er auf das Wohl der Hibernia getrunken und gesagt, wenn den Berlinern etwa der Einfall käme, diese Ge-

sellschaft zu verstaatlichen, würden in Rheinland und Westfalen alle aufrechten Männer gegen solches Trachten zusammenstehen. Wenn Behrens dran dachte, flog ihm der Puls. Schien Treue und Glaube ihm von der Erde geschwunden. Fragte er sich, ob man irgend einer der Autoritäten, zu denen man seit der Kinderzeit in Ehrfurcht aufgeschaut hatte, ferner noch trauen dürfe. Der von den Banken geleistete Beistand war ihm kein Trost. Denen, dachte er, ists doch nur ums Geld, nicht um die Sache zu thun. Die geben nach, sobald ihnen der richtige Preis geboten wird. Den Typus dieses Industriebeamten, der seine Hütte, Zeche, Fabrik, liebt, als wärs ein Stück von ihm, können die anderen Länder den Deutschen eben so wenig nachmachen wie, nach Bismarcks Wort, den des Unterlieutenants.

Dem Geheimrath Paasche wünschen fast alle Kenner unserer Kolonien Rang und Titel des Unterstaatssekretärs; hoffen auch trotz Erni, noch, ihn bald bei dieser Arbeit zu sehen. Er ist in drei Erdtheilen gereist, hat nicht nur als Theoretiker die Gesetze nationalökonomischen Werdens erforscht und bringt Frische, rasche Auffassungsfähigkeit und Liebe zur Sache mit. Merkwürdig, daß der Erbprinz sich gegen diesen Helfer so hartnäckig sträubt. (Daß ers gethan hat, scheint sicher. Er konnte das selbständige Kolonialamt haben, wenn er vorher versprach, den Abgeordneten Paasche, für den sogar Centrumsmänner eintraten, zum Unterstaatssekretär zu machen.) Fürchtet er, man werde sagen, Paasche leiste die Arbeit und die Durchlaucht wirke nur dekorativ? Solche Furcht wäre grundlos; daß der Langenburger fleißig ist, wird selbst von seinen Gegnern nicht bestritten. Oder wehrt er sich nicht gegen die Person, sondern gegen die Abgeordnetenqualität, gegen den Parlamentarier, der im Reichstag leicht Stützen finde? Der einfachste common sense müßte gerade jetzt doch zur Wahl eines Mannes rathen, den das Vertrauen der Reichstagsmehrheit ins Präsidium gerufen hat. Einerlei: damit, daß ein paar kompromittirte Geheimräthe weggejagt und durch andere Bureaukraten ersetzt werden, ist noch nichts gethan. Die ganze Organisation muß geändert, die Kompetenz der Schutzgebietsleiter beträchtlich erweitert werden. Unterstaatssekretär Irmer? Der fehlte noch. Doch unmöglich ist bei uns ja schon lange nichts mehr. Dem Grafen Götzen war das Staatssekretariat des zu schaffenden Kolonialamtes zugesagt: plötzlich tauchte die politische Kandidatur Hohenlohe auf; der Kanzler fand, in der Kolonialabtheilung werde der neue Mann die nützlichsten Vorstudien für einen höheren Amtsbereich machen. Herr Paasche hatte die offiziöse Frage, ob er das Unterstaatssekretariat übernehmen wolle, bejaht: vielleicht bekommts nun ein Herr, der auf Holzpapier seinen Chef der Unfähigkeit geziehen hat.

Dr. Rathenau ist mir seit zehn Jahren intim befreundet. Das zu betonen, dünkt mich Pflicht; damit Jeder mich für voreingenommen halten kann, wenn ich sage, daß ich schon klügere Menschen gekannt habe, doch nie ein stärkeres Hirn. Die Vielseitigkeit des Mannes, der hier über die Physiologie der Geschäfte, der Kunst, der Moral, zuletzt noch über moderne Malerei in so eigenen Lauten gesprochen hat, brauche ich nicht zu rühmen. Er hat Physik studiert, war Helmholtzens Schüler, ging, weil der Vater es sehnlich wünschte, von der wissenschaftlichen zur praktischen Arbeit über, wurde mit der schwierigen Leitung des bitterfelder Werkes (Elektrochemie; Kalciumkarbid) betraut, war dann Direktor der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft und trat vor ungefähr drei Jahren in die Berliner Handelsgesellschaft. Was er ihr geleistet hat, kann ich nicht beurtheilen. Von allen Sachkundigen vernahm ich, er habe das Industriegeschäft seiner Bank in der kurzen Zeit weit über alles Erwarten gefördert und sei der einzige berliner Bankdirektor, der alle wichtigen Industriegebiete wirklich kenne. Die von ihm ersonnene und durchgeführte Vereinigung der A. E.-G. mit der Union, die größte deutsche Geschäftstransaktion der letzten

Jahre, gilt als ein Werk, das den Meister lobt. Dabei eine fast lückenlose Kenntniß der europäischen Sprachen, Literaturen, Kunstzweige; ein ungewöhnliches literarisches und malerisches Talent Vielleicht wurde er nur Bankdirektor, um auch den komplizirtesten Apparat neuzeitlicher Wirthschaft in praxi kennen zu lernen; vielleicht auch, um sich selbst zu beweisen, daß er nicht nur in den von seinem Vater (der, von aller Affenliebe fern, ungemein viel von ihm hält) geschaffenen Betrieben als Dreißiger schon an erster Stelle zu stehen vermag; neben Herrn Fürstenberg gar, der als Bankier seinen Meister noch nicht gefunden hat. Dieser Beweis wäre gelungen; wers hören will, vernimmt, wie schmerzlich Rathenaus Entschluß, aus der Bank zu scheiden, von den Kollegen empfunden wird. Das wird Jeder verstehen, der auch nur seinen Aufsatz über die Physiologie der Geschäfte gelesen hat. Eine Persönlichkeit; schon jetzt. Ein liebenswürdiger, innerlich sauberer, bedürfnißloser Cerebralmensch von echter, nicht angefirnißter Kultur. Ein an schöpferischen Ideen reicher, fast allzu reicher Mann, der doch weiß, daß ohne sorgsamste Kleinarbeit auf dem steinigen Boden moderner Wirthschaft nichts zu ernten ist. Kein Fertiger: ein Werdender, der immer dankbar ist. Daß ein junger, gesunder Mann freiwillig auf die Hunderttausende verzichtet, die der Direktor einer Großbank alljährlich einnimmt, ist wohl noch nicht vorgekommen. Rathenau thuts, weil er wieder einmal mit sich allein sein, die Bilanz seines Erlebens und Könnens ziehen, wieder ungestört wissenschaftlich und künstlerisch arbeiten möchte. Vielleicht auch, weil er erkannt hat, daß man sein Bestes nur da leisten kann, wo das ganze Herz bei der Sache ist. Wer sich für die Physiologie und Psychologie der Rasse, für die Entwickelunglinie germanischer Kunst, für die Sprache und den Mythos des Erdostens interessirt, physikalische Probleme besinnt und vor einem Velazquez, einem Holbein oder an seinem Klavier vergessen kann, daß nur die Aera der technischen Reformen noch Industrie und Banken vor Hungerjahren schützt: Der ist, bei allem fast in den Geniebereich ragenden Talent, doch nicht der Bankdirektor, wie er im Buch steht. Auch habe ich ihn im Verdacht, daß ihm caesarische Anwandlungen nicht fremd sind und er, neben den vom Glorienschein des Erfolges Gekrönten, manchmal gedacht hat: Lieber im elendesten Alpennest der anerkannt Erste als der dem Blick Zweite in diesem Rom. Wenn ich Reichskanzler wäre, würde ich mir den Mann genau ansehen. Der könnte in London, New York, auch in einer großen Kolonie nützlich werden. Aus dieser Schicht muß über Kurz oder Lang die neue Diplomatie kommen; sonst geht unsere Herrlichkeit ganz in die Binsen. Erscheinung, Manieren. Vermögen, Kenntnisse, kaiserliche Gunst: Alles nach Wunsch vorhanden. Das Bischen Routine findet sich bald. Kulturbesitz kann kein unüberwindliches Hinderniß sein. Und die Möglichkeit, für das Vaterland ins Weite wirken zu können, ist so lockend, daß auch der Redlichste ihr kompromittirende Freundschaft opfern kann.

* * *

Eine Dame, die mit ihren Kindern ins Nordseebad reisen wollte, ist während der Fahrt von einem Vermummten überfallen, mit der Pistole bedroht und zur Auslieferung ihres Geldes gezwungen worden. Keine Spur von dem Thäter. Auch von dem Kerl keine, der vorher einen Kammerherrn im Eisenbahnabtheil überfallen und verwundet hatte. Wenn die Verbrecher ungefährdet bleiben, wird das Verbrechen bald Mode werden. Hat man nicht unter den aktiven und inaktiven Bahnbeamten gesucht? Von einem schnell fahrenden Zug im Dunkel abzuspringen: Das lernt sich nicht so leicht. Wer nicht genau weiß, welche Personen in dem Abtheil sitzen, könnte den Streich nicht wagen; er müßte draußen an den Wagons entlang klettern, durch die Fenster oder Vorhang-

ritzen gucken und feststellen, ob drin ohne allzu große Gefahr Etwas zu holen ist. Auch dazu gehört eine Gewandtheit, die eigentlich nur im Bahndienst erworben sein kann. Und wozu die Kutte, wenn sie nicht irgend ein Dienstabzeichen verbergen soll? Zur Bergung des Gesichtes würde eine Larve genügen. Einerlei. Irgendwas muß geschehen, um den Personenverkehr auf den preußischen Eisenbahnen (nur um die handelts sich) zu sichern. Vielleicht will eine ganze Bande sich von dem neuen Geschäftszweig nähren. Dann wäre die Gefahr nicht zu unterschätzen. Und die Vorschläge, die das Ministerium veröffentlicht hat, scheinen mir nicht praktisch. Könnte nicht in jedem Fernzug ein Bureau sein, wo man Geld und Werthgegenstände gegen Quittung oder Marke abgeben und, wann man will, zurückfordern kann? Solche Einrichtung würde den Reisenden von manchen Unbequemlichkeiten entlasten. Er soll einen halben oder ganzen Tag lang ein paar Tausendmarkscheine in der Tasche tragen; auch während er schlummert. Jäh fährt er auf und faßt an die Brust: sie sind noch da; könnten von einem geschickten Taschendieb aber stibitzt sein. Er geht in den Speisewagen; soll er die Handtasche, in der wichtige Papiere sind, mitnehmen, trotzdem dort um die Essensstunde jeder Stuhl besetzt ist? Er läßt sie liegen; ist aber nicht sicher, sie wiederzufinden. Oder er steigt, weil der Zug keinen Speisewagen hat, auf einer Hauptstation aus, stürzt in den Wartesaal, schlingt hastig Speise und Trank hinunter und muß sich auf dem Rückweg angstvoll fragen, ob sein Handgepäck noch im Netz liegen wird. Ein Gentleman Pickpocket kann es herausgenommen haben. Das Risiko ist nicht groß: kommt der Besitzer gerade dazu, so hat der Dieb sich eben im Abtheil geirrt und erbittet lächelnd Entschuldigung. Jedenfalls steht man mit halbwegs werthvollem Handgepäck eine ewige Angst aus; und die Damen mit ihren Schmucktaschen erst! Es wäre sehr angenehm, wenn man Alles, gegen eine kleine Gebühr, abgeben und jeden Augenblick (wenns nicht anders geht: auf jeder Hauptstation) zurückholen könnte. Dann böte der Eisenbahndiebstahl, der sich noch zu bedenklichem Umfang entwickeln kann, keine Chance mehr. Wie die Sache praktisch einzurichten ist, mögen die Bahntechniker prüfen; zu machen ist sie. Ist der Staat zu schwerfällig, so soll er sie einer Privatgesellschaft überlassen. Das Reisen, das noch immer kein Vergnügen ist, wäre um eine Last leichter, wenn man nicht stets an seine mitfahrende Habe zu denken brauchte.

* * *

Ein allerliebstes Satirchen fand ich im Kladderadatsch: „In neuerer Zeit mehren sich die Fälle, in denen Angeklagte in die größte Verlegenheit kommen, weil sie ihr Alibi nicht nachweisen können. Sie stehen (vielleicht sogar unschuldig) unter Anklage: und nun verlangt der Staatsanwalt von ihnen den Nachweis, wo sie, zum Beispiel, am fünfundzwanzigsten April 1898, nachmittags 3 Uhr 37 Minuten, sich aufgehalten haben; können sie Dies nicht nachweisen, dann sind sie verloren. Nun kann es ja dem ehrenwerthesten Menschen passiren, daß er durch eine Verkettung unglückseliger Zufälle in den Verdacht geräth, silberne Löffel gestohlen, ein Haus angesteckt, seine Mutter ermordet zu haben oder gar nach Einbruch der Dunkelheit ohne Laterne geradelt zu sein. In allen diesen Fällen ist es von größter Wichtigkeit, sein Alibi nachweisen zu können; dieser Nachweis ist unter Umständen das einzige sichere Mittel, wie man sich vor dem Schaffot retten kann. Deshalb sollte Niemand versäumen, ein Abonnement bei der Alibi-G. m. b. H. zu nehmen. Diese Firma läßt ihre Abonnenten durch gewiegte und erfahrene Detektives beobachten, führt ein genaues Tagebuch über die Gänge und Thaten der Abonnenten und stellt im Bedarfsfall für diese Wahrnehmungen Zeugen. Das Abonnement kostet jährlich 100 Mark.

Wenn man aber Kriegervereinsmitglieder als Detektives und Zeugen wünscht (was die Glaubwürdigkeit des Zeugenbeweises vor Gericht natürlich wesentlich erhöht), so hat man 125 Mark, wenn die Detektives außerdem Inhaber von Orden und Ehrenzeichen sein sollen, 150 Mark zu zahlen." Das niedliche Satirchen übertreibt nicht einmal sehr. Täglich wird ja vor deutschen Gerichten verlangt, ein Angeschuldigter solle, bei Gefahr seiner Freiheit, wissen, was er vor drei oder sechs Monaten zu einer bestimmten Stunde gethan habe.

* * *

Leider bereitet die Witzblattoptik uns nicht immer solches Vergnügen. Ich kanns nicht anständig finden, daß man den kleinen König von Spanien wegen seiner Habsburgerlippe und anderer Häßlichkeit in deutschen Blättern gar so rastlos höhnt; auch nicht nützlich. Gleichen die Zeichner und Schreiber denn sämmtlich dem belvederischen Apoll? Nicht jeder fremde Souverain hat die überlegene Klugheit und den Humor Ferdinands von Bulgarien, der fidel über die ihm angedichtete Gurkennase lacht. Onkel Eduard, zum Beispiel, ärgert sich über die (wirklich geschmacklosen) Karikaturen, die allwöchentlich seine Rundgestalt in Deutschland verzerren. Den Fremden soll man, so lange es irgend geht, höflich behandeln; ihn zu schimpfen, fordert gar so wenig Muth, liebe Leute. Ein anderes Kapitel: Fall Wrede. Die Frau eines deutschen Fürsten hat in vielen Hotels Platinaschüsseln, silberne Löffel und anderes Tischgeräth gestohlen. Ein entlassener Diener hat in einem Brief an den Fürsten gedroht, er werde den Diebstahl anzeigen, wenn der Mann der Diebin ihm nicht eine beträchtliche Summe schicke; und ist dieses Briefes wegen zu Gefängnißstrafe verurtheilt worden. Von Rechtes wegen; nach den Verhandlungberichten wars ein typischer Fall von Erpressung (die ja stets nur da wirksam werden kann, wo es sich um die Enthüllung wahrer Thatsachen handelt). Die Fürstin ist noch nicht angeklagt; wird noch von den Aerzten beobachtet. Alle Witzblätter: So leben wir; hängen nur die kleinen Diebe; strafen Den, der ein Verbrechen ans Licht bringt; und so weiter. Dieses Gerede ist dumm. Die Fürstin ist sicher das Opfer einer Psychose; mindestens schwerer Hysterie. Sie hat überall nur das geringwerthige Tafelgeräth gestohlen; nichts Anderes. Vielleicht eine besondere Art von Fetischismus. Ihre Diebstähle sind natürlich nicht unbemerkt geblieben (versucht mal, auch nur eine Sauciere in einem Hotel bei Seite zu bringen; so schlecht und unkontrolirt ist die Wirthschaft da doch nicht) und die Bestohlenen haben sich wohl durch entsprechenden Rechnungzuschlag schadlos gehalten; haben deshalb auch geschwiegen und keinen Strafantrag gestellt. Das ist keiner der Fälle, in denen der Reiche durch ein Krankheitattest der Strafe entzogen werden will. Diese Frau (deren Psychose auch in anderen Symptomen sichtbar geworden sein soll) gehört wirklich unter die Obhut des Arztes. Und wenn sie gesund und eine Normaldiebin wäre: müßte der Diener dann etwa nicht bestraft werden, der sein Wissen zu Geld machen wollte? Oder fordert man jetzt, der Erpresser müsse straflos bleiben, wenn die Opfer der chantage der Oeffentlichen Meinung und deren Machern nicht „sympathisch" sind? Auch damit müßte man bis zur Strafgesetzreform warten.

* * *

Diese Macher sind unerbittlich streng. Ein Satzfehler und ein unbeträchtlicher Irrthum, die meine Artikel im Heft vom vierzehnten Juli enthielten, haben mir grimmige Rügereden eingetragen. Also: die Thatsache, daß der alte König von Dänemark nicht mehr lebt, ist mir bekannt; ist von mir ja hier schon erwähnt worden. Der Satz sollte lauten: „Auf Dänemarks Thron sitzt der Bruder (nicht: der Vater) der Kaiserin Maria

Feodorowna, der Königin von England und der Herzogin von Cumberland." Am Sinn des Satzes ändert die Berichtigung nichts. Zweitens: ich habe nicht gewußt, daß der Herzog von Connaught älter ist als Wilhelm der Zweite. Fürchterlich? Jedenfalls: ein Irrthum. Der an dem Urtheil über die holtenauer Koranirung aber auch nichts ändert: höchstens wird sie noch befremdlicher, wenn der jüngere den älteren Mann stellte. Mit majestätischer Ueberlegenheit ward ich ob solcher Frevelthat namentlich in der Berliner Börsen-Zeitung abgekanzelt; ein Laffe und ein Schwindler gescholten. Wenn ich mich zur Aufklaubung solcher Versehen erniedern wollte, könnte ich in jeder Woche zehn Seiten mit gedrucktem Unsinn berliner Provenienz füllen. Doch lieber: bestellt, statt der „Zukunft", deren Herausgeber ein Esel ist, flink die Berliner Börsen-Zeitung!

* * *

Einem Herrn, der dem Aufsichtrath einer Privatbank vorsitzt, wurde, als in diesem Aufsichtrath ein Platz frei geworden war, eine Karte ins Haus geschickt, auf der er in gedruckten Lettern las:

„Jacobs, Dr. jur. et phil., Präsident des Aufsichtrathes der Nordhäuser Brauhaus-Aktiengesellschaft, Charlottenburg, Friedbergstraße 5, stellt sich, falls die Besetzung eines Aufsichtrathspostens in Frage kommt und von Kapitalbetheiligung abgesehen wird, ergebenst zur Verfügung. Die Empfehlung eines hiesigen Ministers steht zu Diensten, desgl. ein Zeugniß der Nationalbank für Deutschland." Den Namen des „hiesigen Ministers" möchte ich kennen; auch wissen, ob die Nationalbank für Deutschland den Dr. jur. et phil. just für Aufsichtrathsstellen empfiehlt. Neu zum Wenigsten ist dieser Modus.

* * *

Herr Verlagsbuchhändler Heinrich Minden schreibt mir, Dostojewskijs politischer Roman, der hier neulich unter dem Titel „Die Dämonen" angezeigt wurde, sei bei ihm schon vor achtzehn Jahren in guter Uebersetzung erschienen. Unter dem Titel „Die Besessenen". Der ihm richtiger scheine, weil Dostojewskij selbst dem Roman eine Stelle aus dem Evangelium Lucae vorangesetzt hat, die mit den Worten schließt: „Und Die es gesehen hatten, verkündeten ihnen, wie der Besessene gesund geworden war." Die neue Uebersetzung ist also nicht die erste, die in Deutschland erschien.

* * *

Aus Straußens Buch vom alten und neuen Glauben: „Gleichsam als Hemmschuh gegen allzu schnelles Bergabrennen des Staatswagens hat man dem allgemeinen Stimmrecht die Diätenlosigkeit der Abgeordneten beigegeben; eine für die durchschnittlich immer noch ärmlichen Verhältnisse in Deutschland drückende und wohl schwerlich haltbare Einrichtung: und dennoch würde ich, wenn ich im Reichstag säße, beharrlich gegen ihre Abschaffung stimmen. Theils, um dem Ueberhandnehmen des Elementes Bebel-Liebknecht in der Versammlung einen Riegel vorzuschieben; theils, weil ich mir auf dem Grunde dieser Einrichtung einen Kompromiß möglich denke. Nämlich: daß der Reichstag der Regierung einen Theil des allgemeinen Stimmrechtes zurückgäbe (Das heißt: in die Wiederaufrichtung eines neuen, auch noch so mäßigen Census willigte) und von dieser dagegen die gleichfalls nur nach dem dringendsten Bedürfniß zu bemessenden Diäten zugestanden erhielte". Wie sich die Zeiten ändern! David Friedrich Strauß galt als liberaler Mann. Heute würde er nach solchem Satz zu den Scharfmachern und Wahlrechtsräubern gezählt.

* * *

Zwei Kuriosa. Der Erste Bürgermeister von München (der sich lieber noch Oberbürgermeister nennen hört) sagte in einer Schützenfestrede: „Willkommen in der aufrichtigen Freude, daß die Erinnerung an jenes unvergeßliche Fest so viele Schützen, insbesondere auch aus dem stammverwandten Oesterreich und der herrlichen Schweiz, Elsaß-Lothringen, Ungarn, Kroatien, Rußland, auch aus Amerika hierher geführt hat." Sollte Elsaß-Lothringen etwa schon, ohne daß wir davon erfuhren, an Frankreich abgetreten sein? Sonst wüßte ich nicht, wie die Elsässer und Lothringer in die Gesellschaft von Schweizern, Magyaren und Yankees kamen. In Newark sprach Speck, den wir mit Stolz den Unseren nennen. Sprach zu den deutschen Gesangvereinen des amerikanischen Ostens, die zu dreitägigem Preissingen versammelt waren. Fast zehntausend Sänger. Ungefähr vierzigtausend Hörer. Darunter im Ganzen vielleicht fünf Prozent Angloamerikaner. Baron Speck von Sternburg, der Vertreter des Deutschen Reiches, hielt die Begrüßungrede ... in englischer Sprache (Trotzdem sein Englisch in Washington so oft belächelt ward.) Englisch vor Deutschen als Deutscher über das deutsche Lied, das deutsche Empfinden, die deutsche Gemüthlichkeit und den „Materialismus unserer Zeit, der gerade jetzt so bedrohlich sein Haupt erhebt." Staunen ringsum. Der Botschafter mag es bemerkt haben. Er sprach: „Und jetzt, meine Herren Sänger, will ich Sie in den Lauten Ihres Mutterlandes anreden und Ihnen den folgenden Wunsch darbringen: Glückauf zum deutschen Liede! Möge es in allen Gauen des Landes widerhallen, zum Glück Aller, welche demselben (Das durfte nicht fehlen) lauschen wollen!" Also geschehen am ersten Juli 1906. Neben dem deutschen Lied, scheint mir, verdient in der Fremde doch auch die deutsche Sprache wachsame Pflege. Doch vielleicht fühlt der Herr Botschafter, daß er nicht der Mann ist, „derselben seinerseits die in Frage kommende Obsorge angedeihen zu lassen." Glaubt vielleicht nicht ohne Grund, daß sein Englisch nicht schlechter ist als sein Deutsch.

* * *

Zum deutschen Lied gehört der deutsche Dichter. Herr Dagobert von Gerhardt-Amyntor, nach Kürschners Literaturkalender preußischer Major z. D. und Verfasser unzähliger Romane, Novellen, Gedichte, hat, wie ich aus dem Lokalanzeiger erfahre, dem Sohn des Kronprinzen das folgende Poem gewidmet:

Vor vierundzwanzig Jahren flog
Die Nachtigall ums Marmorschloß
Und sang ihr süßes Wiegenlied
Dem neuen Hohenzollernsproß.
„Hurra, vier Könige!" Der Ruf
Millionenfaches Echo schuf!

Heut duften Rosen schon am Schloß,
Die Nachtigall ist längst verstummt,
Doch „Kuckuck" tönts vom Lindenbaum,
Durch dessen Blust die Biene summt;
Und wieder thut Kanonenmund
Dem Volke frohe Botschaft kund.

Hurra, drei Kaiser! jubeln wir;
Steckt Fahnen hoch am Maste aus!
Ein Prinz, ein Prinz, ein Rosenprinz!

Der bringe Glück dem Kaiserhaus!
Der werde groß und werde stark,
Ein echter Sohn der deutschen Mark!

Und Dich — wir dürfens sagen heut,
Erlauchte hohe Wöchnerin —,
Die Du durch holde Freundlichkeit
Bezaubert hast des Volkes Sinn,
Dich und dein Prinzlein wiege fein,
Der Amseln Sang in Schlummer ein.

Habemus poetam! Noch netter machts der potsdamer Professor Dr. Karl Brandt, dessen Leistung der Lokalanzeiger auch der Weiterverbreitung würdig findet:

Es reichte der Liebling des Volkes die Hand
Der Rosenbraut aus Luisens Land.
Das Marmorschloß am Heiligen See
Sah die fröhlichsten Zeiten der seligsten Eh'.
Nun jubelt Alldeutschland: „Ein Prinzchen ist da!"
Vom Nord schallts zum Süden: „Drei Kaiser, Hurra!"

Dem Kindchen, das die unschuldige Ursache solcher Reimerei ist, wollen wir wünschen, daß es fröhlich gedeihe und das Volk der Dichter und Denker, der vor Thronen aufrechten Männer als Mann eines Tages von besserer Seite kennen lerne.

* * *

Aus den Leipziger Neusten Nachrichten: „Die Güte des Königs (von Sachsen) erfuhr der Inhaber der hiesigen Wachstuchfabrik, Herr Kommerzienrath Meinel. Im Verlauf eines Gespräches mit dem König bat Herr Meinel den Monarchen, eine Karte an seine in Grunewald bei Berlin weilenden sechs Kinder zu unterzeichnen. Mit großer Bereitwilligkeit nahm der König die Karte und schrieb darauf: ‚Den sechs braven kleinen Vogtländern. Ihr König Friedrich August.' Dankbaren Herzens erbot sich Kommerzienrath Meinel, für einen wohlthätigen Zweck zwanzigtausend Mark zur Verfügung zu stellen." Hoffentlich kommt der stille Friedrich August recht oft in die Lage, so verdienstliche Wünsche erfüllen zu können. Aus dem Reichsanzeiger. „Seine Majestät der Kaiser und König hat die nachfolgende Kabinetsordre zu erlassen geruht: ‚Ich habe meiner Yacht Hohenzollern heute, am Tage der Geburt meines ersten Enkelsohnes, den Altdeutschen Marsch von Kämpfert als besonderen, bei Flaggenparade zu spielenden Präsentirmarsch verliehen, zur Erinnerung daran, daß ich diesen Tag mit Offizieren und Besatzung meiner Yacht Hohenzollern zusammen auf See verbracht habe. An Bord der Hamburg, Kattegatt, vierten Juli.'" Wie sich die Yacht Hohenzollern über diese Verleihung gefreut hat, kann jedes loyale Gemüth sich denken. Leider kam ihr diese Freude erst in extremis; als die Todesstunde schon nahte. Denn die Yacht wird, weil ihre Fahrgeschwindigkeit zu gering ist, vom Kaiser nicht mehr benutzt; wird zum Lazarethschiff umgewandelt. Am dreißigsten Juli werden in Kiel die „Hohenzollern-Kessel" versteigert, für die man in den Zeitungen jetzt schon Käufer sucht. Wer erbt dann das Recht auf den Präsentirmarsch, der an Bord der mit mit ihm begnadeten Yacht nicht ein einziges Mal gespielt worden ist?

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 4. August 1906.

Bismarcks Nachfolger.*)

Am sechsundzwanzigsten Januar 1894 sah vom Fenster einer Privatwohnung ein weißhaariger Mann auf die Straße Unter den Linden herab. Generalsuniform. Auf langem Rumpf ein kleiner Kopf mit kleinen, doch klugen Augen und einer slavischen Nase. Seit früher Morgenstunde hatte der Schwarm die Straße gefüllt; und immer lauter wurde nun, gegen Mittag, das festliche Leben. In den Reihen fand der Blick viele bekannte Gesichter. Gelehrte, Künstler, junge und alte Offiziere waren mit ihren Damen gekommen. Der Rangunterschied und die Vorschrift ehrwürdiger Konvention schien vergessen. Der Rath Zweiter Klasse zog die Subalternen ins Gespräch und der jüngste Lieutenant durfte mit grauen Excellenzen kameradschaftlich plaudern. Eine große Familie. Und in Aller Augen ein Leuchten froher Erwartung, als müsse durchs Brandenburger Thor das Glück in die Hauptstadt des Reiches einziehen. Naht es im Glanz der Wintersonne? Vom Nordwesten her dröhnt der Jubel. Der rasche Tritt schwerer Pferde wird hörbar. Kürassiere. Dann ein Galawagen. Rechts und links halberstädter Reiter. Auch mit gerecktem Hals ist nicht viel zu sehen. Ein gelber Kragen, ein weißer Handschuh, das Funkeln eines Stahlhelmes. Dennoch gehts wie ein Rausch durch die Masse; schwört im nächsten Augenblick Jeder, er habe den Kömmling so genau wie seinen Nachbar gesehen. Bismarck ist wieder da! Nur für kurze Stunden. Wer weiß? Jetzt, kaum fünf Minuten noch: dann liegt seine Hand in der des Kaisers; blicken nach vier Jahren unheilvoller Wirrung die Beiden einander endlich wieder ins Auge. Wer weiß? Vielleicht verläßt der als Ge-

*) Der erste Theil dieses Artikels ist Ostern in der Neuen Freien Presse erschienen.

neraloberst zum Militärjubiläum Geladene als Kanzler das Schloß. Der Mann am Fenster ahnt solche Stimmung. Fühlt den Taumel, der die Menge ergriffen hat. Und sinnt trüb dem Wechsel alles Irdischen nach. Dann verabschiedet er sich, fährt ins Alte Schloß und giebt bei dem Fürsten von Bismarck, Herzog von Lauenburg, seine Karte ab. Georg Leo Graf von Caprivi de Caprara de Montecuccoli, Reichskanzler.

Während er auf das Spektakel niederschaute und dann auf den Schloßplatz fuhr, mag er zweier Lenztage gedacht haben, an denen er genöthigt ward, Den amtlich zu ächten, den die Hauptstadt heute jubelnd empfing und dem er selbst nun ehrfürchtigen Gruß bieten mußte. Der Cirkularnote vom dreiundzwanzigsten Mai 1890: „Seine Majestät unterscheiden zwischen dem Fürsten Bismarck früher und jetzt. Ich gebe mich der Hoffnung hin, auch seitens der Regirung, bei welcher Sie akkreditirt sind, werde den Aeußerungen der Presse in Bezug auf die Anschauungen des Fürsten Bismarck ein aktueller Werth nicht beigelegt werden." Und der Depesche (vom neunten Juni 1892) an den Botschafter Prinzen Reuß: „Für die Gerüchte über eine Annäherung des Fürsten Bismarck an Seine Majestät den Kaiser fehlt es vor Allem an der unentbehrlichen Voraussetzung eines ersten Schrittes seitens des früheren Reichskanzlers. Die Annäherung würde aber, selbst wenn ein solcher Schritt geschähe, niemals so weit gehen können, daß die Oeffentliche Meinung das Recht zur Annahme erhielte, Fürst Bismarck hätte wieder auf die Leitung der Geschäfte irgend welchen Einfluß gewonnen. Falls der Fürst oder seine Familie sich Eurer Durchlaucht Hause nähern sollte, ersuche ich Sie, sich auf die Erwiderung der konventionellen Formen zu beschränken, einer eventuellen Einladung zur Hochzeit jedoch auszuweichen. Diese Verhaltungmaßregeln gelten auch für das Botschaftpersonal. Ich füge hinzu, daß Seine Majestät von der Hochzeit keine Notiz nehmen werden. Euer Durchlaucht sind beauftragt, in der Ihnen geeignet scheinenden Weise sofort hiervon dem Grafen Kalnoky Mittheilung zu machen." Unter beiden Aktenstücken stand sein Name. Bismarck hatte sich nicht geändert; auch den „unentbehrlichen" ersten Schritt nicht gethan. Und war dennoch dringend ins Kaiserschloß geladen und wie ein Souverain empfangen worden. Einfluß auf die Leitung der Geschäfte? Das fürchtete der Kanzler nicht. Das war nach dem Geschehenen nicht mehr möglich. Jedes politische Thema wurde im Schloß gewiß behutsam vermieden. (Die Vermuthung war richtig; nie, sagte Bismarck nachher, habe ich so viele Ballgeschichten erzählt). Abends, wenn der Fürst in den Sachsenwald zurückfährt, ist Alles vorbei. Das Regiren von morgen an vielleicht sogar noch bequemer,

weil der Riesenschatten nicht mehr auf die Alltagsleistung fällt. Angenehm wars ja nicht, die Hauptbatterien immer gegen Friedrichsruh zu richten. Am Ende kam man noch in leidliche Beziehungen. Da der Verkehr mit dem Herrn wieder aufgenommen ist, kann auch der Groll gegen den Diener begraben werden, der ja nur gethan hatte, was ihm aufgetragen war. Mit entwölkter Stirn kehrte der Kanzler in die Wilhelmstraße heim und pfiff seinem Vöglein, dem einzigen Zimmergenossen des weißen Hagestolzen, muntere Weisen.

Kein Psychologe, kein starker Politiker hätte so gedacht. Keiner gewähnt, das Volk, der Kaiser, der alte Fürst könne vergessen. Jeder hätte den Tag dieses Triumphzuges zu anständigem Abgang benutzt. „Ich habe mich in den Jahren des Konfliktes mit dem Fürsten Bismarck verbraucht und bin vor der Welt mit der Verantwortlichkeit für die Vehmung des großen Mannes belastet. Daß ihm die Gnadensonne wieder scheint, freut mich als Patrioten; doch als Kanzler kann ichs nicht überleben. Mein Ansehen wäre geschmälert, das Vertrauen in die Wurzelkraft meiner Ueberzeugung dahin. Die Situation fordert ein Opfer; möge Eurer Majestät gefallen, mich es sein zu lassen. Der Personenwechsel wird zeigen, daß nicht der Sinn des Kaisers, sondern der falsche Rath seines ersten Dieners die schlimme Wirrniß verschuldet hat. Das scheint mir im Interesse des Reiches nöthig." So hätte ein Staatsmann gesprochen. Caprivi blieb im Amt. Noch neun Monate; auf den Tag. Dann mußte er gehen. Viel früher, als er erwartet hatte. „Unschätzbar" hatte, kurz vorher, der Kaiser seine Dienste genannt und öffentlich den Wunsch ausgesprochen, sie dem Vaterlande noch lange erhalten zu sehen. Am sechsundzwanzigsten Oktober 1894 war Alles aus; erfuhren die zur Berathung der Umsturzvorlage nach Berlin gerufenen deutschen Minister, daß ein neuer Kanzler ernannt sei. Der ruhmlos Entamtete hat, wie die Berichte seiner der Hoffnung beraubten Freunde verriethen, bis ans Lebensende nicht gewußt, daß er im Januar seine Stunde verpaßt, die Möglichkeit weiteren Wirkens verloren hatte.

Gegen Bismarck: Das war die Parole gewesen, die ihn gerufen hatte. Aus Hannover, wo er an der Spitze des Zehnten Armeecorps stand, war er schon vor dem März 1890 mehr als einmal zu heimlichem Rath nach Berlin gekommen. Abends hin, im Morgengrau zurück. Niemand sollte das Ziel der Fahrt kennen. Da wurde ihm auf den Zahn gefühlt. Albedyll, der unter dem alten Kaiser achtzehn Jahre lang das Militärkabinet geleitet hatte, war für die Nachfolge Bismarcks nicht zu haben gewesen. Zu morsch; keine Rednerroutine. Waldersee sollte Moltke ersetzen; galt auch als Russenfeind, als Mann Stoeckers, und hatte zu laut von seinem Einfluß auf den jungen Kaiser gespro-

chen. Und ein General sollte es doch sein. Der imponirt mehr, hat im Parlament und auf der Straße eine festere Hand; einen Kanzler ohne Uniform konnte man sich kaum denken. Der Mann aus Hannover war als Chef der Admiralität mit dem Reichstag gut fertig geworden. Konnte reden, redete aber nur, wenn es nicht zu vermeiden war. Die Haltung steif (Krampfadern zwangen ihn, Gummistrümpfe zu tragen), die ganze Wesensart schwerfällig und nüchtern; stand er am Bundesrathstisch aber auf, dann hatte er sicher auch Etwas zu sagen. Seine Neigung zog den Sohn des unbegüterten Obertribunalrathes zu den kleinadeligen Feinden des Kanzlers; in die Gegend, wo einst die „Reichsglocke" geläutet hatte. Fraglich blieb nur, ob er die Nerven haben würde, die Sache durchzufechten. Leicht wirds nicht. Der Alte hat Hörner und Klauen und wird, wenns drauf und dran kommt, seine Haut theuer verkaufen. Lady Milford, die alle Minen springen läßt, ist dagegen ein Würmchen. Dennoch mußte es sein. Nicht nur, weil Waldersee mit Recht gesagt hatte: „Euer Majestät Ahnherr wäre nicht Friedrich der Große geworden, wenn er einen übermächtigen Minister geduldet hätte." Weils einfach nicht mehr ging. Aber nur keine unnützlichen Versuche mit Liebe und Güte! Der Abschied muß erzwungen werden, der Nachfolger sich sofort in dem Haus Wilhelmstraße 77 einquartiren und ohne langes Hin und Her die Geschäfte übernehmen. À corsaire corsaire et demi. Anders ists nicht zu machen. Die Erfahrung findet sich. Im Innern weiß Boetticher wie in seiner Tasche Bescheid und für das Internationale sorgt Holstein. Nur Muth muß der neue Mann haben und entschlossen sein, durch Dick und Dünn dem Monarchen zu folgen. Auf dieser Basis wurde man einig; und am zwanzigsten März 1890 las Alldeutschland, der General der Infanterie Von Caprivi sei zum Reichskanzler und preußischen Ministerpräsidenten ernannt. Las es staunend. Der? Den, hieß es in der Armee, haben sie als Brigadier in Stettin ja schon den „genialen Feldwebel" genannt, weil er immer die merkwürdigsten Einfälle hatte und doch nie über die Kommißsphäre hinauskam. Moltke kann ihn nicht riechen und hat ihn, der 1866 in der „Großen Bude" geabeitet und 1870 den Generalstab im Zehnten Corps geleitet hatte, nach dem Krieg bei der Meldung wie einen fremden Herrn behandelt. Sonderbar, sagten die Marinemänner: Der ist 1888 ja aus der Admiralität verschwunden, weil die Flottenpläne Wilhelms des Zweiten auftauchten, die er nicht billigte: und derselbe Kaiser setzt ihn nun auf den obersten Platz? Macht nichts, antwortete mancher Civilist: der Mann ist nicht übel; nicht so liberal wie Stosch, den er als Admiralitätchef beerbte, aber vernünftig und besten Willens. Er wird ruhig arbeiten und im

Reich uns unnöthige Krisen ersparen; auch auf den Kaiser beruhigend wirken. Selbst Windthorst hält viel von ihm. Laßt ihn nur kommen!

Er kam; und hielt sich genau an die Losung. Zog ins Kanzlerhaus, ehe der alte Bewohner es verlassen hatte, und übernahm die Geschäfte, ohne irgend eine Information zu erbitten. Bismarck war artig, bedauerte den auf solchen Posten Kommandirten und lud den Junggesellen ein, an Johannens Familientisch mitzuessen. Caprivi hatte seine Instruktion im Kopf, traute dem Frieden nicht und blieb ein schweigsamer Gast. Daß er sich nicht sehr behaglich fühle, lehrte die freundlich um ihn bemühte Hausfrau der Seufzer: „Mir ist zu Muth wie einem Kinde, das man mit verbundenen Augen in ein dunkles Zimmer gestoßen hat!“ Neben ihm saß Einer, der jeden Winkel in diesem Zimmer kannte. Den durfte er aber nicht fragen. Wie ein Seufzer klang denn auch die erste Rede im preußischen Landtag: „Den politischen Angelegenheiten bisher fremd, bin ich vor einen Wirkungskreis gestellt, den auch nur im Allgemeinen zu übersehen mir bis heute nicht möglich gewesen ist.“ Nicht einmal „im Allgemeinen“; und der neue Herr war bereits vier Wochen im Amt. Doch in der selben Rede meldete sich auch schon die zuversichtliche Hoffnung, das Haus des Reiches sei so fest gefügt, daß es auch ohne Bismarcks stützende Hand Wind und Wetter überstehen könne; und wenn der Kanzler auch nur „in bescheidener Weise die Geschäfte zum Segen des Landes führe“, so fehle es doch nicht an Ersatz. „Ich halte es für eine überaus gnädige Fügung der Vorsehung, daß die Person unseres jungen erhabenen Monarchen geeignet ist, die Lücke zu schließen und vor den Riß zu treten.“ Eine Hand stützt ein Haus; und wenn diese Hand entfernt ist, schließt ein Anderer die Lücke: an solche Bildersprache hatte der Mund eines Reichskanzlers die Deutschen damals noch nicht gewöhnt. Auch nicht an solche Sünde wider den Heiligen Geist der Reichsverfassung. Bismarck sollte gesagt haben, Wilhelm der Zweite werde sein eigner Kanzler sein. Er hats mit heftigem Nachdruck immer bestritten. „Ich habe gesagt, er möchte am Liebsten zugleich Kaiser und Kanzler sein. Was man mich sagen läßt, ist ja Unsinn.“ Jetzt sprach ein Kanzler: „In mir dürft Ihr nur das bescheidene Werkzeug höheren Wollens sehen; vor den Riß, der durch das Ausscheiden meines großen Vorgängers entstanden ist, tritt der erhabene junge Monarch.“ Für Preußen, wo der König, nach Persils Wort, règne, gouverne et n'administre pas, mochte mans hinnehmen. Das Deutsche Reich aber hat an seiner Spitze keinen Monarchen, sondern nur einen Repräsentanten, der im Kreis der Bundesfürsten primus inter pares und in Friedenszeit von jeder Möglichkeit persönlichen Handelns abgesperrt

ist. Jede seiner Verfügungen bedarf, schon nach dem Wortlaut der Verfassung, „der Gegenzeichnung des Kanzlers, der dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt". Dieser einzige kaiserliche Minister muß ein Mann von weitreichender Geschäftskenntniß und zuverlässigem Augenmaß sein; denn er kann nur für Entschlüsse, deren Folgen er zu wägen vermag, die Verantwortlichkeit übernehmen. Nun hatte Deutschland einen Kanzler, der sich selbst der Unwissenheit zieh und in demüthigem Fridolingefühl ausrief: „Das Heil kommt vom Kaiser!" Den gehorsamen Kanzler aus dem Mythenbuch. Gerade dieser Beamte aber soll nicht gehorsam sein, sondern freier Herr seines Willens; nicht Handlanger noch gar Werkzeug, sondern Meister in seinem Fach. Man achtete nicht darauf. Das natürliche Bedürfniß, für empfangene Huldzeichen sich dankbar zu erweisen, und die Verlegenheit ersten Auftretens hätten noch Aergeres erklärt. Auch Bismarck fand Gründe, die den Nachfolger entschuldigten. Ein im Frontdienst ergrauter Mann wird in der neuen Rolle nicht so rasch heimisch. Die Redaktion der „Hamburger Nachrichten" mußte den Satz veröffentlichen: „Der Fürst hat uns direkt den Wunsch ausgedrückt, Herr von Caprivi, den er wegen seiner persönlichen Eigenschaften hochschätze, möge, seinem Charakter und der Schwierigkeit seiner Aufgabe entsprechend, mit Rücksicht behandelt werden." Das wurde am vierundzwanzigsten April 1890 gedruckt.

Einen Monat danach erging die Cirkularnote an alle deutschen und preußischen Missionen. „Seine Majestät unterscheiden zwischen dem Fürsten Bismarck früher und jetzt." Hatte die hamburger „Rücksicht" das mißtrauische Gemüth des Kanzlers nicht beschwichtigt? War er gewarnt worden, sich von dem großen Charmeur mit Süßigkeit ködern zu lassen? Fand er die Russen und Franzosen in Friedrichsruh gewährten Interviews so furchtbar gefährlich? Noch aber war der kurze Weg in den Sachsenwald ihm ja offen. Er konnte hinfahren und sagen: „Ich begreife, daß Euer Durchlaucht das Bedürfniß empfinden, sich auszusprechen, erbitte, als alter Soldat, von Ihrem Wohlwollen aber die Zusicherung, daß es mit äußerster Vorsicht und nur vor erprobten Freunden unseres Vaterlandes geschehen wird; ich könnte meine Pflicht nicht erfüllen, wenn ich in einen Kampf gegen Euer Durchlaucht verwickelt würde." Solche Reise (zu der ihm die Erlaubniß versagt werden konnte) wäre freilich wider die Abrede gewesen. Auch war er überzeugt, daß Bismarck ihn nur hinters Licht führen würde; Tag und Nacht nur der Frage nachsann, wie er sich wieder ins Amt schlängeln könne. Also die Reichsacht. Ohne ängstliches Zaudern. Daß er sich vor diese Aufgabe gestellt sehen könnte, war ihm ja gesagt worden, bevor er sich zur Annahme des Amtes entschloß. Daß sie ihn zur ersten politischen That drängen werde, hatte er damals wohl nicht geahnt.

Andere Thaten folgten; andere, die Jahre lang leidenschaftlich umstritten waren und deren Werth heute noch in der Geschichte schwankt. Er trug die staatsrechtliche Verantwortlichkeit; seine Name stand unter den Vorlagen und Verträgen. War er aber wirklich der Thäter seiner Thaten und darf man ihn nach seinem Tode noch für die Beschlüsse verantwortlich machen, die der Lebende mit seiner Unterschrift gedeckt hat? Vielleicht ist die Wiederaufnahme des Verfahrens geboten, in dem Leidenschaft einst das Urtheil sprach. Vielleicht erkennt der nachprüfende Blick, daß es ungerecht war, je von einer Politik des Generals von Caprivi zu reden. Die ersten Thaten waren: das Kolonialabkommen mit England und die Weigerung, den Rückversicherungvertrag mit Rußland zu verlängern. Das geschah schon acht Wochen nach der ersten Landtagsrede und schien eine völlig neue Wendung der internationalen Reichspolitik. Am fünfzehnten April konnte der Kanzler seinen Wirkungskreis nicht einmal „auch nur im Allgemeinen übersehen"; am siebenzehnten Juni war Helgoland gegen Sansibar und Witu eingetauscht und bald danach das Zarenreich brüskirt. Der innere Widerspruch solchen Handelns fiel zunächst nicht auf. Er hat sich eben schnell hineingearbeitet, dachte man; findet, daß wir mit unseren Kolonien einstweilen genug zu thun haben und besser an Englands als an Rußlands Seite passen. „Das Schlimmste, was uns passiren könnte, wäre, wenn Jemand uns ganz Afrika schenkte" (also auch Egypten, das Kapland, Abessinien, den Kongostaat, Algerien, Transvaal und Marokko). Auch dieser Satz, der im ersten Diplomatenexamen den Kandidaten zu Fall bringen müßte, weckte nur leisen Widerhall. Wer wird jedes Wort auf die Goldwage legen! Englands Freundschaft wäre ein schwerer zu tragendes Opfer werth. Und wer weiß, welche Ungebühr die Russen uns wieder zugemuthet haben?

Jetzt sind die Nebel längst schon gewichen. Wir haben das Buch der Genesis gelesen. Am zweiten Mai hatte der Kaiser dem Kanzler die Verständigung mit Großbritanien befohlen; genau die Bedingungen diktirt, unter denen sie herbeizuführen sei. Der Kanzler sah nicht (was Wissmann und Stanley von Weitem sofort erkannten), daß wir dabei ein jämmerlich schlechtes Geschäft machten; war auch nicht sachkundig genug, um mindestens die für unseren südwestafrikanischen Besitz so wichtige Walfischbai zu fordern, die ohne Aufgeld zu haben war. Nahm die Hacken zusammen und gehorchte. Schon der erste Besuch in Rußland hatte den Kaiser enttäuscht. Der zweite, von dem Bismarck abgerathen hatte, gab ihm unwiderlegliche Beweise für die unfreundliche Stimmung Alexanders des Dritten. Der Aerger war nun so stark wie vorher der Eifer, sich dem Zaren innig zu befreunden. Graf Schuwalow, Rußlands

Botschafter am berliner Hof, hatte angefragt, ob man den Geheimvertrag verlängern wolle; in Petersburg sei man dazu bereit. Diesen Vertrag hatte Bismarck abgeschlossen, weil er wußte, daß Oesterreich in absehbarer Zeit „unprovozirt“ das Zarenreich nicht angreifen werde, daß die Russen aber solchen Angriff fürchteten. Er benutzte seine Kenntniß der in beiden Ostreichen herrschenden Stimmungen, um die „doppelte Assekuranz“ zu erwirken, die Deutschland für den Fall eines französischen, Rußland für den Fall eines österreichischen Angriffskrieges der wohlwollenden Neutralität des Partners versicherte. Die Russen, denen das Schreckbild eines deutsch-österreichisch-englischen Angriffes zerflattert war, brauchten nun nicht mehr daran zu denken, diesem Gespenst offensiv auf den Leib zu rücken, sondern mußten sich sagen: Oesterreich greift uns nicht an, weil es beim Angriff isolirt sein würde, und wir dürfen Oesterreich nicht angreifen, weil wir als Angreifer nach dem Wortlaut des deutsch-österreichischen Bündnißvertrages gegen zwei starke Heere zu kämpfen hätten. Dieses klug erdachte Versicherungsystem (das auch der habsburgisch-lothringischen Monarchie keinen Schaden brachte) entsprach nun nicht mehr den Wünschen Wilhelms des Zweiten. Deshalb mußte der Kanzler die Erneuerung des „zu komplizirten“ Assekuranzverhältnisses ablehnen. Der Kaiser fuhr, mit dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, nach England und hatte in Hatfield-Lodge mit dem Marquis von Salisbury lange Besprechungen, deren Ergebniß schriftlich fixirt wurde. New departure? In Paris und Petersburg glaubte mans. Bald wurde auch der damals wundeste Punkt Rußlands unsanft berührt. Die Polen kamen am Hof des Hohenzollern in Gunst und ein polnischer Priester ward ausersehen, sich auf den Stuhl des Primas von Polen zu setzen. Die Nervosität nahm in Gatschina so krankhafte Form an, daß selbst der Besuch, den Kaiser Franz Joseph einem englischen Geschwader in Fiume abstattete, als ein bedrohliches Symptom aufgefaßt wurde. Deutschland, Oesterreich, England: das Gespenst war wieder da. Aus Kronstadt kam die Antwort der Erschreckten nach Berlin. Schon der erste Nikolai hatte zu dem Botschafter Frankreichs gesagt: Si l'unité de l'Allemagne, que vous ne désirez sans doute pas plus que moi, venait à se faire, il faudrait encore pour la manier un homme capable de ce que Napoléon lui-même n'a pu exécuter; et si cet homme se rencontrait, si cette masse en armes devenait menaçante, ce serait notre affaire à vous et à moi. Zwanzig Jahre lang hatte der Schöpfer der deutschen Einheit dieses 1849 vorausgesagte franko-russische Bündniß gehindert; anderthalb Jahre nach seiner Entlassung war es Ereigniß geworden. Und Alldeutschland jubelte.

Das Alles scheint uns jetzt in unendlich ferner Vorzeit geschehen. Aber hat dieses Bündniß nicht fast drei Lustren lang unseren Schritt gelähmt? Haben wir in dem traurigen südwestafrikanischen Feldzug nicht die Nachwirkung des Kolonialabkommens vom Jahr 1890 und des caprivischen Damaraland-Vertrages gespürt? Ist für das Deutsche Reich die Thatsache unbeträchtlich, daß Oesterreich mit Rußland, Italien mit Frankreich eine Separatverständigung gesucht und erreicht hat und der Dreibund seitdem eine wunderhübsche Attrape geworden ist, die der Vorsichtige nur noch beim Schein bunter Festlampen zeigt? Auch in der Politik gilt das Gesetz von der Erhaltung aller Energie. Nur soll man heute nicht mehr Caprivi für Entscheidungen verantwortlich machen, die er, wie ein Elementarereigniß, über sich ergehen ließ. Er hätte auch anders gekonnt, Anderes vielleicht mit heitererer Seele verfochten. Kolonien waren seiner Bureaukratenneigung zu ruhiger Rechenmeisterarbeit unbequem. Daß die imperialistische Expansion für Deutschland mit seiner rasch wachsenden Bevölkerungziffer die Lebensfrage ist, sah er nicht. Dachte, wenn von den Kolonien die Rede war, immer nur an Soldaten und Beamte, nie an die Möglichkeiten wirthschaftlicher Entwickelung. Da gabs Skandal und Aufstandsgefahr; und die tüchtigsten Leute, wie Wissmann, hielten ihre Akten und Belegzettel nicht sauber in Ordnung, waren also nicht zu brauchen. In der Antipathie gegen Rußland mag er wohl von Holstein bestärkt worden sein, der heimlich stets die „Russophilie" der beiden Bismarck bekämpft hatte. Trotzdem: der Generalkanzler führte nur aus, was ihm aufgetragen war.

Den Gedanken der Steuerreform brachte ihm Miquel (der ihn von Altkonservativen aus der Schule des Rodbertus übernommen hatte), den Plan zur Landgemeindeordnung Herrfurth, der fast liberale Minister des Innern. Aber die Handelsverträge waren sein eigenstes Werk? Sie, die ihm so viel Lob und so viel Hohn eintrugen, hat er sicher doch selbst ersonnen? Nein. Die kamen aus Dresden und aus Wien. König Albert von Sachsen wünschte sie für den Export, die billige Ernährung und Konkurrenzfähigkeit seiner Industrie. Herr von Szögyeny hatte, als er seinen Kaiser nach Berlin begleitete, wegen eines Vertrages bei Bismarck angepocht, war aber mit höflichster Entschiedenheit abgewiesen worden. In Rohnstock wurde Wilhelm der Zweite im September 1890 für den Plan gewonnen. Caprivi war dort, um mit Kalnoky über die Erneuerung des Dreibundes zu verhandeln, und erfuhr nun, was er in nächster Zeit zu leisten habe. Das zur parlamentarischen Vertretung nöthige Material lieferten ihm dann die in Cobdens Geist erzogenen Freunde. Ob man diese Verträge preist oder schmäht: sie waren nicht das Produkt seiner

Hirnarbeit. Ihre sichtbarste Wirkung, die Ermäßigung des Kornzolles, ist, nach fünfzehn Jahren wildesten Kampfes, nun wieder beseitigt. Wer zweifelt heute noch, daß Caprivi auch einen höheren Zolltarif in den Reichstag gebracht hätte, wenns verlangt worden wäre? Mit ganzem Herzen war er nur bei den Militärvorlagen und beim preußischen Volksschulgesetzentwurf. In den Militärdebatten behalf er sich, sehr geschickt, mit den bewährten Argumenten des Vorgängers. (Nach einer solchen Debatte fragte mich Bismarck einmal schmunzelnd: „Meinen Sie nicht, daß ich von Caprivi Autorenhonorar fordern könnte?") Als um das (vom Kultusminister Grafen Zedlitz-Trützschler erdachte) Volksschulgesetz gestritten wurde, sprach Caprivi gelassen das große Wort: „Es handelt sich um Christenthum oder Atheismus; wir stehen hier vor der Gefahr: Atheistisch oder nicht". Und bestand, als der Gesetzentwurf zurückgezogen war, auf seiner Entlassung aus dem Amt des Ministerpräsidenten. Nur dieses eine Mal zwang fromme Ueberzeugung ihn, standhaft zu bleiben. Doch selbst da hatte er nicht den Willen zu muthiger Konsequenz. Er blieb Preußens Minister für Auswärtige Angelegenheiten, weil er nur als Führer der preußischen Stimmen im Bundesrath Kanzler bleiben konnte. Das aber wollte er. Wollte um keinen Preis freiwillig von der Höhe weichen. Als die Steine schon um ihn her prasselten, sprach er noch: „Macht ist doch süß!"

Nach dem Abschluß der Handelsverträge mit Oesterreich-Ungarn, Italien, Belgien und der Schweiz hatte der Kaiser ihm die Grafenkrone verliehen und die Leistung des „großen Grafen Caprivi" bei schäumendem Pokal „eins der bedeutendsten geschichtlichen Ereignisse, geradezu eine rettende That" genannt. Auch dem in Preußen nur noch ornamental wirkenden Kanzler schien die Sonne weiter. Er bekam vom Kriegsherrn einen Ehrendegen mit der Inschrift: „Allezeit treu bereit für des Reiches Macht und Herrlichkeit." Er konnte sich neben dem viel klügeren und gebildeteren Grafen Botho Eulenburg, der ihn als Ministerpräsidenten beerbt hatte, zwei Jahre lang aufrecht behaupten. Noch im Herbst 1894 wurde sein (nicht allzu ernst gemeintes) Entlassungsgesuch abgelehnt. Als er bald danach fiel, wußten selbst die Ministerialen keinen triftigen Grund dafür anzugeben. Er, dem die Offiziösen kurz vorher den „Muth der Kaltblütigkeit" nachgerühmt hatten, war ja bereit, die vom Kaiser gewünschte Umsturzvorlage einzubringen, die ein nur blöden Augen verhülltes Sozialistengesetz werden sollte. Er wäre auch leicht zu bewegen gewesen, dem in der Kölnischen Zeitung angegriffenen Grafen Eulenburg ausreichende Genugthuung zu geben. Warum fiel er? Weil die Parole, die ihn gerufen hatte, als unwirksam und schädlich erkannt war. Der Schreiber

des Uriasbriefes an den Prinzen Reuß war seit dem sechsundzwanzigsten Januar 1894 lästig geworden und mußte dem milden Onkel Chlodwig den Platz räumen. Und in dem seiner Inspiration zugeschriebenen Artikel gegen Eulenburg war gesagt worden, der Kanzler sei der Gunst des Kaisers ganz sicher. Des Sieges so gewissen Dienern droht im neuen Reich stets Gefahr.

Ein lauter Trauersalut aus hundert Böllerschlünden: dann tiefes Schweigen. Der Mann, dessen Wesensbild Freunde und Feinde mit so hitzigem Eifer umstritten hatten, war über Nacht fast vergessen. Ist es bis heute geblieben. Kein Lied, kein Heldenbuch kündet noch seinen Namen. Keine seiner einst von überschwingender Begeisterung gefeierten Reden wird citirt. Selbst in den langwierigen Zolldebatten der letzten Jahre wurde er kaum noch erwähnt. Zum Berg häuften sich die Blätter, die seines Ruhmes voll waren; nun gilben sie oder sind längst makulirt. Das Werk des Undankes? Nein: richtigen Masseninstinktes. Als er fort war, empfand Jeder, daß dieser Mann kein System vertreten habe und daß es ungerecht wäre, ihn nach seinem Scheiden für das zwischen 1890 und 1894 Geschehene verantwortlich zu machen. Diese Empfindung trat nicht über die Schwelle des Bewußtseins, färbte aber die Stimmung. Einer, den er am Tage nach seiner Entlassung vor Freundesohr zwischen zwei Seufzern den Nagel zum Sarg seines amtlichen Lebens genannt hat, darf dem Gefühl endlich wohl Worte leihen.

Caprivi ist im Drama neudeutscher Geschichte eine tragische Gestalt; freilich keine von shakespearischem Format. Eher schon im Stil eines Bankbanus, dem kein Gott und kein Poet den Segen der Gemüthskraft mit ins Leben gab, eines Fejervary, dem nicht gegönnt war, neben Kossuth und Apponyi beim Friedensmahl zu sitzen. Die Tragik seines Schicksals liegt auch nicht darin, daß er der Nachfolger eines noch nicht eingeernten großen Mannes war. Das war nicht so schwer, wie es schien. Der pfiffige Waldersee hatte nicht ohne Grund zwar gesagt: „So lange Bismarck unbeamtet lebt, wird es immer zwei Reichskanzler geben.“ Erstens aber wars kein geringer Vortheil, ein so weise verwaltetes Erbe antreten zu dürfen; und zweitens war gegen den Vorgänger eine haine inassouvie gehäuft, die sich jedem Nachfolger des Lebenden in zärtliche Liebe wandeln mußte. Wie leicht wurde dem zweiten Kanzler das Dasein gemacht! Um die Rückkehr des ersten (die selbst dessen „politischen Freunden“ recht unangenehm gewesen wäre) zu hindern, lobten Abgeordnete und Journalisten den zweiten täglich in schöner Rede; Herr Bebel selbst bescheinigte ihm, daß er seinen Platz gut ausfülle. Centrum, Polen und Welfen hätschelten ihn und Bambergers Sezessionistenschaar wurde seine

Leibgarde. Später warb er sich Feindschaft. Der Sproß armen Beamtenadels hatte sein Leben lang neidisch auf die von Fortunen mehr begünstigten Standesgenossen geblickt, auf die Großgrundbesitzer, die Väter prassender Reiteroffiziere, und mag es wie einen wonnigen Kitzel empfunden haben, als er an ihnen sein Müthchen kühlen konnte. Die Granden des preußischen Ostens dankten ihms mit innigem Haß. Das brachte noch keine Tragik in sein Leben. Die entstand erst, als von den Bitternissen jähen Glückswechsels ihm keine erspart blieb und er Hohn, Schimpf und Sturz hinnehmen mußte, weil er gethan hatte, was er zu thun gerufen war. Als er behandelt wurde wie der Urheber des Konfliktes zwischen Kaiser und Kanzler. Als auch sein Herr das Werkzeug unbequem und nicht mehr brauchbar fand. War dem aus Hannover Geholten denn nicht der Auftrag geworden, ohne langes Federlesen mit Bismarck reinen Tisch zu machen? Nicht streng verboten, von ihm Lehre und Hilfe zu erbitten oder auch nur anzunehmen? Hatte man ihn nicht, Volk und Fürst, verherrlicht, weil er sich streng an die Weisung hielt? Fast vier Jahre lang. So lange man glaubte, Bismarck wolle, könne ins Amt zurückkehren. Als die Möglichkeit aufdämmerte, den Mann im Sachsenwald, statt ihn wieder auf den steilen Gipfel der Macht zu rufen, als guten Onkel der Reichspolitik zu etabliren, wollte Keiner je Etwas gegen ihn gesagt haben. Caprivi mußte in die Wüste. Jeder legte, wie nach mosaischem Gebot Aron, die Hand auf das Haupt des Bockes, „auf daß also das Thier alle Missethat in eine Wildniß trage".

Keine Tragik ohne Schuld. Die Klage über Caprivis politisches System war ungerecht und nur in der Hitze des Tageskampfes begreiflich. Er war nicht der Freund seiner Freunde; sah nicht ein, daß man nicht manchesterliche Wirthschaft und klerikale Schulpolitik treiben, mit der Hilfe der dem Reich feindlichsten Fraktionen Militärvorlagen durchsetzen, auf die Dauer nicht der Renommirkonservative der Freisinnigen Vereinigung sein könne. War überhaupt kein starker, kein schöpferischer Geist. Rascher Auffassung fähig, fleißig (fleißiger als seine Nachfolger), auf seine Weise geschickt, bei aller Schwerfälligkeit behend genug, um sich schnell in jeder Materie zurechtzufinden. Doch mit dem Gepäck ererbter und anerzogener Vorurtheile, militärischer und bureaukratischer, belastet, die ihm die Freiheit des Willens und der Anschauung kürzten. Ohne die Kraft zur Synthese, die erst den Staatsmann macht; immer nur das Nächste vor dem Auge (als ob das Nächste nicht oft das Fernste unlösbar bedingte). Ohne seelischen Schwung; wenn er einen Menschen „Schwärmer" nannte, glaubte er, das Schlimmste von ihm gesagt zu haben. Mißtrauisch; und leider nicht von Eitelkeit frei, der „Ersten Hypothek auf dem

Grundstück der Ehre", nach Bismarcks Epigramm. Daß ihm, der sich für stockkonservativ hielt (und es in seiner Weltanschauung auch war), die Liberalen so laut zujubelten, nahm er für den Beweis seiner untadeligen Reine, deren Anblick selbst den Gegner entwaffne, seines besonderen Wesenswerthes, vor dessen Höhe alle Parteiunterschiede verschwänden. Ein verständiger Analytiker und ein echter Bureaukrat. Den verräth schon die Amtsstubensprache seiner Reden und Erlasse. Le style c'est l'homme-même, sagt Buffon. Auf die Bureaukratie ließ er drum auch nichts kommen; die hatte ihm auf papiernen Brücken aus jeder Fährniß geholfen. Das bismärckische Naturburschenthum, das in dem Geheimrath an sich von vorn herein den Erzfeind sah, war ihm zuwider wie Faustens Famulus das Tanzen, Fiedeln, Kegelschieben der rohen Menge. Das Alles ließ sich verzeihen; auch, daß er sich oft widersprach, Holzwege beschritt, unhaltbare Behauptungen aufstellte und aus kurzem Gedärm morgens Empfangenes mittags von sich gab. Vierzig Jahre Truppendienst; und nun die Aufgabe, der willfährige Diener plötzlich wechselnder Wünsche zu sein: Das konnte von schlimmeren Vergehen entschulden. Nicht loben noch schmähen soll man heute sein politisches Handeln, sondern sagen: Er hat geleistet, was von ihm erwartet wurde. War die Schmälerung der Kolonialmacht (in Afrika und in der deutschen Ostmark), war die Einführung geringeren Kornzolles und zweijähriger Infanteriedienstzeit ein Verdienst, dann war es nicht seins; nicht sein auch die Schuld an Irrung und Wirrung.

Sein aber die Schuld, daß der Kanzlerposten im Deutschen Reich entwerthet ist; nur sein. Er hat das Beispiel gegeben, den „erhabenen jungen Monarchen" als den Allumfasser, den Allerhalter ins hellste Rampenlicht zu stellen und auch das Ausland in die Vorstellung zu gewöhnen, daß für die Politik des Deutschen Reiches dem ernsthaft prüfenden Sinn nur der Kaiser verantwortlich ist. Und den Hagestolzen konnte doch schon die Schachspielregel lehren, daß man den König so lange wie irgend möglich decken soll. Wie leicht gerade auf dem unebenen Boden internationaler Politik der neue Glaube verhängnißvoll werden kann, haben wir im vorigen Sommer fröstelnd erlebt. Der Reichskanzler soll kein gehorsamer Verwaltungbeamter sein, sondern der Mann, dessen Hirn aus der Summe des Möglichen das Nothwendige zu errechnen und die Kräfte der Nation zur nützlichen That zu sammeln vermag; ohne dessen Beistand der Kaiser keinen Schritt aus dem Höfischen ins Politische thun kann; der den ersten Bundesfürsten beräth, nicht von ihm Weisung und Rath empfängt. Als Caprivi das Amt antrat, für das ihm jede Vorbildung fehlte, bekannte er öffentlich selbst seine Unzulänglichkeit und pries

die Vorsehung, die den Kaiser prädestinirt habe, die entstandene Lücke zu schließen. Bekenntniß und Lobgesang sprengten die Stäbe des goldenen Gitters, das den Vertrauensmann der Nation manchmal vielleicht gehemmt, doch sicher stets vor Unbill geschützt hatte. Seitdem steht das Gitter offen; seitdem spricht man in Deutschland und draußen nur noch mit ironischem Lächeln von der Verantwortlichkeit des obersten Reichsbeamten. Georg Leo von Caprivi wollte ein treuer Diener seines Herrn sein. Er folgte, wie militärischem Kommando, dem Ruf ins Kanzleramt, war und blieb bereit, auf Befehl zu marschiren und Halt zu machen, nahm das Odium eines Kampfes auf sich, in dem der lebende oder spätestens der tote Gegner ihn besiegen mußte, und ahnte seine Niederlage noch nicht, als die Straße Unter den Linden schon vom Triumphgeschrei widerhallte. Dann mußte er gehen. Mußte; ohne die Ursache des Abschieds auch nur zu ahnen. Ein kinderloser, von der aura popularis nicht mehr schmeichelnd umwehter Mann, für dessen Lendenkraft kein fortwirkender Gedanke zeugt. Und er würde doch, trotz allem Irrthum seines Wandels, heute noch warm in dankbarem Gedächtniß wohnen, wenn er in einer Stunde seines Lebens, in einer einzigen Gnadenstunde nur, erkannt hätte, daß vom Freien die holde Germanentugend des Treugefühles härteres Opfer und schmerzhaftere Entsagung heischt als vom blind dem Herrngebot unterwürfigen Knecht.

Sein Name ist fast vergessen; seine Schuld hat des Reiches Unheil gezeugt. Im Entwurf zur Verfassung des Norddeutschen Bundes war der Kanzler ein Präsidialgesandter im Sinn der Bundestagszeit; zum Präsidialminister wurde er erst durch den achtzehnten Artikel der Reichsverfassung, den die Reichstagsmehrheit gegen den Wunsch des preußischen Ministerpräsidenten durchsetzte. Der Staatsrechtslehrer Max von Seydel hat hier darüber gesagt: „An die Stelle eines untergebenen preußischen Beamten mit wesentlich formalen Obliegenheiten trat ein leitender Staatsmann mit der Doppeleigenschaft eines Bundesrathsvorsitzenden und Präsidialministers.“ Erst dieser Beschluß zwang Bismarck, selbst Kanzler zu werden. Das neue Amt verglich er im April 1869 der Stellung eines englischen Ministerpräsidenten, dessen Macht ausreiche, „um die nöthige Einheit der Leitung herzustellen“. Drei Jahre danach, als über die Herabsetzung der Salzsteuer verhandelt wurde, sagte er: „Ich bin der Einzige, dem die Verfassung für die Ausführung der Gesetze und der Verfassung eine Verantwortlichkeit auferlegt. Ich komme also in die Lage, ein Gesetz, das der Kaiser vollzieht, kontrasigniren zu müssen, und ich muß mich in einem solchen Fall fragen, ob ich, nach meiner Verantwortlichkeit für den Bestand und die Fortentwickelung des Reiches, in der Lage

bin, eine solche Kontrasignatur zu leisten." Zwei Jahrzehnte lang hat er sich treu dieses Bewußtsein ungetheilter, untheilbarer Verantwortlichkeit bewahrt. Noch in dem „Entlassungsgesuch", das er, auf zweimal an einem Tag ausgesprochenen Befehl, am achtzehnten März 1890 einreichte, stehen die Sätze: „Eure Majestät geruhten, bei meinem ehrfurchtvollen Vortrag vom fünfzehnten März mir bezüglich der Ausdehnung meiner dienstlichen Berechtigung Grenzen zu ziehen, welche mir nicht das Maß der Betheiligung an den Staatsgeschäften, der Uebersicht über letztere und der freien Bewegung in meinen ministeriellen Entschließungen und in meinem Verkehr mit dem Reichstag und seinen Mitgliedern lassen, deren ich zur Uebernahme der verfassungmäßen Verantwortlichkeit für meine amtliche Thätigkeit bedarf. Nach den jüngsten Entscheidungen Eurer Majestät über die Richtung unserer auswärtigen Politik, wie sie in dem (leider bis heute nicht veröffentlichten) Allerhöchsten Handschreiben zusammengefaßt sind, mit dem Eure Majestät die Berichte des Konsuls in Kiew gestern begleiteten, würde ich in der Unmöglichkeit sein, die Ausführung der darin vorgeschriebenen Anordnungen bezüglich der auswärtigen Politik zu übernehmen. Ich würde damit alle für das Deutsche Reich wichtigen Erfolge in Frage stellen, welche unsere auswärtige Politik seit Jahrzehnten im Sinn der beiden hochseligen Vorgänger Eurer Majestät in unseren Beziehungen zu Rußland unter ungünstigen Verhältnissen erlangt hat. Nach gewissenhafter Erwägung der Allerhöchsten Intentionen, zu deren Ausführung ich bereit sein müßte, wenn ich im Dienst bliebe, kann ich nicht anders, als Eure Majestät allerunterthänigst bitten, mich aus dem Amte des Reichskanzlers, des Ministerpräsidenten und des preußischen Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten in Gnade und mit der gesetzlichen Pension entlassen zu wollen. Ich würde die Bitte um Entlassung aus meinen Aemtern schon vor Jahr und Tag Eurer Majestät unterbreitet haben, wenn ich nicht den Eindruck gehabt hätte, daß es Eurer Majestät erwünscht wäre, die Erfahrungen und die Fähigkeiten eines treuen Dieners Ihrer Vorfahren zu benutzen. Nachdem ich sicher bin, daß Eure Majestät derselben nicht bedürfen, darf ich aus dem politischen Leben zurücktreten, ohne zu befürchten, daß mein Entschluß von der Oeffentlichen Meinung als unzeitig verurtheilt wird." Die Entlassung war „in Gnade" beschlossen, ehe der Fürst das Gesuch ins graue Kaiserhaus gesandt hatte.

Ich kann nicht anders: unwillkürlich (er hat mirs bestätigt) drängte in dieser großen Stunde dem Mann sich das Wort der Lutherlegende in die Feder Hat der Kaiser es seitdem gehört? Vom Grafen Zedlitz, von Walther Bronsart von Schellendorff; nie wieder von einem Kanzler. Caprivis Beispiel hat

sie Ordre pariren gelehrt. Der General muß das „Entlassungsgesuch“ (eins in Anführungstrichen nannte es Bismarck immer) gekannt, müßte die Einsicht in dieses geschichtliche Dokument gefordert haben, bevor er sich endgiltig zur Nachfolge entschloß. Hätte der zur Leitung eines Bergwerkes, einer Chemikalienfabrik, einer Bank Auserſehene nicht gezaudert? Der Vorgänger, der auf seinem eigensten Gebiete dreißig Jahre lang stets richtig gerechnet hat, warnt vor neuen Wegen einer Geschäftspolitik, die den größten Theil des mühsam Errungenen aufs Spiel setzen müsse, und heischt zu der alten, ungeschmälerten Verantwortlichkeit den alten, ungeschmälerten Machtbezirk. Der wird ihm geweigert. Von einem jungen Herrn, den der Tod des Vaters früh zum reichen Erben gemacht hat und der auf seinem hohen Sitz in so kurzer Frist Erfahrungen noch nicht zu sammeln vermochte. Der Junge will nach links abbiegen, der Alte rechts vorwärtsgehen. Der Junge langt nach weiter reichender Herrschgewalt, der Alte erklärt, nur in den bisher ihm gewährten Machtgrenzen sei nützliche Arbeit zu leisten. Würde der zur Nachfolge Erwählte nicht zaudern? Nicht gewissenhaft prüfen, ob er ein Geschäft übernehmen dürfe, das der Sachverständigste als unausführbar abgelehnt hat? Das nur der Jugendillusion eines Unerfahrenen möglich scheint? Caprivi zauderte nicht, prüfte nicht. Schlug die Mahnung, die wie Orgelton aus jedem Worte des Scheidenden dröhnte, skrupellos in den Wind. Fragte nicht einmal: Wie liegen denn die Geschäfte? Bat nicht, den Gegenstand des letzten Zwistes ihn genau sehen zu lassen, im Interesse des großen Ganzen ihn in das Hauptarbeitgebiet einzuführen. Verließ sich auf den erhabenen jungen Herrn, der keines Rathes bedürfe, und war zur Ausführung jeder „Allerhöchsten Intention“ in demüthiger Dienertreue bereit. So ists geblieben; auch als der Kanzler nicht mehr im Waffenrock des preußischen Offiziers vor den Reichstag trat. In Straßburg spöttelte Chlodwig Hohenlohe vor den Puttkamers und anderen Intimen über Herrn Ernst Matthias von Köller, dessen ostelbische Junkermanier ihm auf die Nerven falle. Folgte gehorsam aber dem Ruf seines Kaisers: „Köller mitbringen!“ Trotzdem der Unterstaatssekretär nun Minister des Innern wurde, aus dem Schatten ins Licht treten sollte. War der Kreuzzug nach China Chlodowechs Wunsch? Hauste er gern mit dem Freiherrn von Marschall, über den er mit solchem Behagen den Freunden die bittersten Glossen aus der „Zukunft“ vorgelesen hatte? Kürte er Herrn Bernhard von Bülow zum Helfer und Erben? In Aengsten fuhr Frau von Bülow damals nach Wien und beschwor den Botschafter und Skalden Philipp Eulenburg, den geliebten Mann in Rom zu lassen, wo er sich wohlfühle. Den Muth, offen sich, auf eigene Gefahr, dem Ruf zu versagen, brachte der

im Palazzo Caffarelli Gebietende nicht auf. Noch gar später die Kraft, ein im Sinn des „großen Vorgängers" regirender Kanzler zu sein. „Sie ahnen nicht, wie viel ich noch verhindere": Das ward längst die Losung. Die stets offene Ohren und willigen Glauben findet. Der arme Kanzler, heißts, muß in minder wichtigen Fragen zehnmal nachgeben, um da, wo die kaiserliche Initiative gefährlich zu werden droht, einmal seinen Willen durchsetzen zu können. Welcher Deutsche hätte vor den trüben Tagen des Caprivismus an solchen Versuch der Entschuldigung gedacht? Die Botschafter und ihre Gehilfen lächeln, wenn von unseren Offiziösen bestritten wird, der Deutsche Kaiser habe Dies oder Jenes gesagt oder gethan. Wissen die Bülow und Tschirschky denn immer, was er sagt, sinnt und thut? Was er mit Franz Joseph besprochen und der Fürstin Metternich anvertraut hat? Ob aus Kiel, Hamburg oder einer Fjordstadt Nikolai nicht eine lange Depesche, der urgeniale Herr von Schoen eine Weisung erhielt, die dem Nachbarverhältniß der beiden Kaiserreiche neuen Inhalt giebt? Welche Gegenstände in der vertraulichen Aussprache mit Hakon berührt worden sind, einer Aussprache, deren Thema Onkel Eduard durch den (Hakon befreundeten) Bruder seines Geheimsekretärs bequemer und rascher noch als von Majestät Maud erfahren konnte? Wußten sie, daß sechzehn deutsche Linienschiffe nebst etlichen Torpedobooten zum Besuch norwegischer Häfen ausziehen würden? Im londoner Marineamt fand man die Nachricht, die den Gegner von übermorgen in schon dankbarer Hoffnung auf den Erwerb einer werthvollen strategischen Basis zu zeigen schien, so wichtig, daß die Absicht, die Britenflotte wieder in die Ostsee dampfen zu lassen, für die Manöverzeit dieses Jahres aufgegeben wurde. Hatte der Kanzler dem Plan zugestimmt? Schon versichern ruhigen Gemüthes selbst Offiziöse, Fürst Bülow habe „natürlich" nicht gewußt, daß der preußische Kultusminister den Schwarzen Adler und ein Lob seines „geschickten Eingreifens" erlangen werde: und glauben, ihrem Herrn mit der Betheuerung zu dienen, er sei von einer politischen Handlung des Königs ahnungslos überrascht worden. Schon lesen wir im Lokalanzeiger, Wilhelm habe den Zaren zu einer Zusammenkunft eingeladen, die in Peterhof aber als einstweilen unmöglich bezeichnet wurde. Ists wahr? Dann wars ein neuer Fehler. Der Repräsentant einer Großmacht muß seinem Gotte danken, wenn er, ohne unhöflich zu werden, den arme Nika jetzt nicht zu sehen braucht, also auch nicht in den Verdacht kommen kann, ihm Berather und Vormund zu sein. Aus dem selben Quell rinnt noch eine andere Meldung. Ein Offizier, der seit Jahren der Bekleidung- und Ausrüstung-Abtheilung im Oberkommando der Schutztruppe vorsteht, ist des Verbrechens beschuldigt, von dem Paragraph 140 des

Militärstrafgesetzbuches spricht: „Wer für eine Handlung, die eine Verletzung einer Dienstpflicht enthält, Geschenke oder anderen Vortheil annimmt, wird wegen Bestechung mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft. In minder schweren Fällen tritt Freiheitstrafe bis zu drei Jahren ein." Der Angeschuldigte ist auf Befehl des Gerichtsherrn der Gardekavalleriedivision verhaftet worden und sitzt seit dem zwanzigsten Julitag in der südlichen Militärarrestanstalt (in der Hasenhaide). Eine traurige Geschichte; Staunen konnte sie, starres Entsetzen freilich nur da erregen, wohin über die Vertrags- und Lieferungverhältnisse der Firma Von Tippelskirch (und Genossen) seit dem Beginn des Bantuaufstandes bisher kein Wörtchen gedrungen war. Nun aber lesen wir, der Kaiser habe aus Norwegen nach Berlin telegraphirt, er fordere von der Behörde rücksichtlos durchgreifendes Handeln. Fordere also, daß nach dem Gesetz verfahren werde. Das, hoffen wir, wäre auch ohne die Mahnung geschehen. Die bewirkt vielleicht, daß dem Beschuldigten ein etwa noch möglicher Entlastungbeweis erschwert wird; und sicher, daß der Erdkreis aufhorcht. Wieder ein deutscher Kolonialskandal. Der älteste, bewährteste Gouverneur laut der Unzucht, Urkundenfälschung, Bestechlichkeit verdächtigt. Ein anderer wegen roher Mißhandlungen abgesetzt. Ein dritter von der Heimathbehörde gezwungen, sich vom Gouvernementsarzt untersuchen und amtlich bescheinigen zu lassen, daß er nicht syphilitisch sei. Der Tapfere, der in Südwestafrika die deutschen Truppen zum Siege geführt hat, wird zur Disposition gestellt, scheidet in sichtbarem Zorn und läßt in seiner letzten Rede keinen Zweifel darüber, daß er den Vater all der Uebel, die sein Handeln hemmten, im Kanzler erblickt. Aus der Kolonialabtheilung werden fast alle Geheimräthe plötzlich in andere Aemter versetzt. In jedem Stockwerk thront ein Untersuchungrichter. Beamte aller Rangklassen werden vernommen, scheinen belastet. Nun würgt der Verdacht gar einen Stabsoffizier im Bezirk des Oberkommandos, dessen Chef, ein Oberst, vom Urlaub nicht dienstfähig heimkehren wird. Ubi pus, ibi evacua. Ließ sichs aber, mit Thyol oder feuchter Hitze, Alkohol oder Bestrahlung, nicht stiller machen? Mußte den britischen Settlements diese Fülle brauchbaren Zündstoffes geliefert werden? Ob in allen Fällen die Schuld der Angeklagten erwiesen wird, ist jetzt kaum noch wichtig; wo die härteste Strafe ausbleibt, da, wird es heißen, hat man den schwarzen Fleck eben überschminkt. „Wie weit muß die Verseuchung gediehen sein, da der Kaiser selbst die Anwendung des Messers und Brandeisens befahl! Und diese zuchtlosen Leute wollen kolonisiren und bilden sich ein, mit uns den Kampf um ungesittigte Länder wagen zu können! Nur die von ihnen selbst veröffentlichte Sündenliste brauchen wir vorzulegen: und jeder Farbige erklärt, wie Morenga

jüngst im Kapland, er werde den Briten gern, doch niemals den Deutschen sich beugen." Kanzler und Kanzlergehilfen sind zu solcher Einsicht immerhin noch klug genug. Sie wissen, daß man den Norweger, Eduards Schwiegersohn, vor seiner Antrittsvisite nicht besuchen durfte; daß man Nikolai in seinem vergoldeten Käfig brüten lassen und den gefährlichen Schein eines Ingerenzversuches meiden muß; daß die Vernunft, der dumpfe Instinkt schon dem Politiker räth, den bei Nacht gehäuften Schmutz nicht am hellen Tag lange auszustellen. Das Alles wissen selbst die Einfältigen. Haben aber nicht den Muth, laut zu sagen: So muß es, nur so darf es sein; sonst gehe ich. Heute. Denn ich kann nicht anders.

Nur Einen, der dieses Wort spräche, sollte man loben; dieses Wort nur von Jedem verlangen. Tag vor Tag wiederholen: Der Platz, der nach der Verfassung dem Kanzler gebührt, ist leer; und ehe er nicht wieder würdig besetzt ist, kehrt dem Reich das Glück nicht zurück. Kanns nicht zurückkehren. Daß der calculus des Kaisers fast immer auf der falschen Stelle lag, möchte noch hingehen. Wilhelms in die Weite strebendes Planen ist nirgends ans Ziel gelangt. Er hat Frankreich nicht versöhnt, den Islam nicht gewonnen, weder in Rußland noch in Ostasien Liebe geerntet, trotz allen Geschenken, Artigkeiten und Milliardärbesuchen in den Vereinigten Staaten nicht die erhoffte Neigung zu einem Schutzbündniß gegen England gefunden; nicht einmal das Vertrauen der Holländer zu stärken und den Dreibund zu erhalten vermocht. Wie sein Ahn, das einzige politische Genie des Zollernhauses, könnte auch er, nur mit schwerer belastetem Herzen, heute über die Zeit klagen, où l'on est bien revenu de la terreur de nos armes, où l'on pousse la témérité jusqu'à nous mépriser. Auch Hohenzollern sind sterbliche Menschen und dem Irrthum unterthan. Doch selbst ein mit politischem Talent und sicherem Augenmaß begabter Monarch könnte in unseren Tagen nicht die Geschäfte eines großen Reiches führen. Nicht, wenn er an der Spitze zu sehen wäre. Eduard thut viel (manche Briten meinen: zu viel) und hat sein soignirtes Fetthändchen in jedem Spiel, das um hohen Einsatz geht. Sieht man ihn aber? Ist seines Wirkens Spur aus der Ferne genau zu erkennen? Britanien wollte ein schwaches Reussenreich: Japan erfüllte den Wunsch. Wollte in Asien gegen Amerika, Rußland und Deutschland, in Afrika gegen deutsche Konkurrenz, in Europa gegen eine Festlandskoalition gesichert sein: Bündniß mit Japan, Freundschaft mit China, Vorstoß nach Tibet; Begünstigung der Hereros und Hottentoten, schlaue Ausbeutung der kameruner, windhuker, berliner Kolonialskandale, Cromers kluge Diktatur in Egypten, Abkommen über Tripolis, Marokko, Abessinien, Einschüchterung des Osmanenkhalifen; entente cordiale mit Frankreich, Italien, Spanien, Portugal; auf

Norwegens Thron ein Däne, der von England die Frau und die Krone empfing; der Sultan am Persischen Golf so ohnmächtig wie am Sinai. Rußland? Sobald es mürb genug ist, laden wirs in unseren Concern, der das deutsche Land wie ein Gurt umschnürt, helfen ihm auch wohl mit Bargeld aus der Klemme. Einstweilen schüren wir die Feuer, deren Gluth ihm den Angstschweiß aus den Poren treibt. Sagen dem Zaren: Deutschland will mit Waffengewalt interveniren, weil es Dir nicht mehr die Kraft zur Ruhestiftung zutraut. Sagen der Rebellenschaar: Deutschland will Eurem Tyrannen starke Büttel liefern, weil es von je her der Hort finsterer Reaktion war und immer sein wird. Säen auf beiden Seiten so Mißtrauen wider den Nachbar und hindern durch das Alarmgeschrei Deutschland, die Gelegenheit zu vortheilhafter Annäherung zu benutzen. Unser biederer Schwatzbannerman ärgert den Zaren mit thörichter Rede? Thut nichts; wir erinnern an das Wort eines anderen Campbell: Coming events cast their shadows before. Lassen Herrn Stolypin sagen, die Rede sei mißverstanden worden; und haben für den Nothfall bei den russischen Montagnards ein neues Steinchen im Brett. Zeigen auf Kongressen und bei Verbrüderungschmäusen inzwischen, daß wir fast too full of the milk of human kindness sind, und empfehlen, da wir in naher Zeit nicht viel stärker werden können, den Völkern der Erde, die lästige Rüstung abzulegen ... So macht man Politik, nützt man wechselnde Konjunkturen aus. Der König ist hinter dem Vorhang zu ahnen; wer nach ihm stäche, träfe gewiß aber nur irgend einen Polonius. Der König läßt sich suchen, läßt seines Willens Richtung errathen. Redet nicht, telegraphirt nicht und kann jeden Augenblick sagen: Das hat mein Minister gethan, der Vertrauensmann der regirenden Mehrheit. Ist überall, wo er sich zeigt, willkommen; und erlebt jetzt die lange in kühler Geduld erwartete Freude, daß die Frage, ob er den Neffen endlich besuchen will, zum Pivot deutscher Politik geworden ist.

Nie wäre sies geworden, wenn Bismarck ein aufrechter Nachfolger lebte. Der hätte die Mensurdepesche, die Besuche in Schönbrunn und Christiania, das Loblied auf Studt und die Botschaft an Nikolai als Kanzler nicht überdauert; selbst wenn er erst nach der marokkanischen Niederlage ins Amt gelangt wäre. Der würde jetzt tapfer vor seinen Herrn hintreten und sprechen: „Eine Zusammenkunft mit dem König von England ist fürs Erste unmöglich; müßte dem Ansehen Eurer Majestät ungemein schaden. Draußen; und noch mehr in unserer Heimath. Nicht mir steht das Urtheil darüber zu, wo in diesem Verwandtenzwist das Recht, wo das Unrecht ist. Mit einem Vetter aber, der gegen ihn so gehandelt, über ihn so gesprochen hat wie, nach unzweideutiger Wahrnehmung und zehnfach beglaubigtem Zeugniß, König Eduard gegen und über Eure Majestät, würde sogar ein Privatmann nicht persönlichen Verkehr suchen.

Der gekrönte Vertreter einer Großmacht darf es nicht. Alle, die für uns wichtig sind, wissen, was geschehen ist; wissen auch, daß der König nur kommt, weil er sehr oft (und nicht ihm allein) ausgesprochenen Bitten sein Ohr nicht länger verschließen kann, und daß sein Gefühl beim Scheiden nicht zärtlicher sein wird als in der Minute des ersten Grußes. Wir wollen so höflich sein, wie sichs ziemt, jede Möglichkeit neuen Haders sorgsam meiden und in stiller Geduld warten, bis im Volksempfinden die Wunde verharscht. Wenn der Oheim dann, ungerufen, unerfleht, bei uns einkehrt, wird er gastliche Aufnahme finden. Für diesmal erbitte ich die Ermächtigung, durch den Botschafter melden zu lassen, Eurer Majestät Zeit sei für Hochsommer und Herbst so belastet, daß die Zusammenkunft mit dem König, zumal er den Umweg über Berlin scheue, leider verschoben werden müsse." Keiner sprach seit 1890 je wieder so. Jeder umlauerte den Herrn. Was mag er wollen? Welchen Willens Ausdruck wünscht er von mir zu hören? Caprivi war ein in der Furcht des Kriegsherrn erwachsener, der Politik fremd gebliebener Soldat, Hohenlohe ein müder, des Reichsgeschäftes unkundiger Greis, Bülow ein von Fortunen allzu hitzig geküßtes Gunstkind, das, mit charmanten Gaben, überall ein guter Zweiter werden konnte, nirgends ein Erster. Ein strammer General, zwei schmiegsame Diplomaten, die ein Staatsmann zu nützlichem Agentendienst verwenden konnte. Alle Drei dachten mehr an Applaus als an fortwährende Wirkung: wollten sich auf der Höhe halten und ihrer Person Anerkennung werben, nicht den vorbedachten Plan eines Schöpferhirnes durchsetzen. Wollten sich, nicht eine Sache. Alle Drei stöhnten vor den Gästen über die Gefahr kaiserlicher Initiative und Keiner wagte Kopf und Kragen an den Versuch, sie zu mindern. Was kommen mußte, kam. Schneller als in Fritzens Preußen nach 1786 führte diesmal der Schlängelpfad bergab; schneller noch als in den dunklen Tagen, da Friedrich Wilhelm der Vierte die Hoffnung enttäuschte. Das Unglück dieser Zeit hat Treitschke in die Worte gefaßt: „Die ruhige Würde des Vaters erweckte Vertrauen, die bewegliche Geschäftigkeit des Sohnes Zweifel und Argwohn." Damals gab es kein Deutsches Reich, hatte der Preußenstaat noch keine Verfassung. Temperament und Neigungen eines Deutschen Kaisers würde die Neugier vergebens umspähen, wenn wachsam vor ihm der Kanzler stünde, der für den Platz gedacht ward. Dann würde der Kaiser nicht täglich genannt, aber auch nicht für das Mißgeschick des Reiches verantwortlich gemacht. Doch Bismarck hat, seit Caprivi das böse Beispiel gehorsamer Handlangerleistung gab, keinen Nachfolger gefunden. Daß auch einem tüchtigen Volk nicht in jedem Menschenalter ein genialer Führer ersteht, wußten wir, ehe tausend Trompeten es von allen Thürmen bliesen. Wer aber, Ihr Ueberlauten, träumt sich heute denn noch ein Genie an des Reiches Spitze? Deutschland ersehnt nur einen Mann.

✱

Das Jubiläum der Theerfarbenindustrie.*)

Mein lieber Dr. Perkin, in diesen Tagen des Goldenen Jubiläums der Theerfarbenindustrie, welche Sie, als Jüngling von siebenzehn Jahren, begründeten, kann ich leider nur in Gedanken bei Ihnen sein, da mein Gesundheitzustand mir jetzt unmöglich macht, die so oft und gern angetretene Reise nach England zu unternehmen. Sie werden überzeugt sein, daß ich Dies sehr bedaure; nicht allein, weil mein Name auf der Liste der Deutschen Sektion des internationalen Jubiläums Komitees steht, dessen Aufgabe ist, Ihnen die Huldigung der chemischen Welt darzubringen, sondern, weil ich in all den Jahren unserer alten Freundschaft oft Gelegenheit genommen habe, Ihnen den Respekt auszudrücken, der Ihren außerordentlichen persönlichen und wissenschaftlichen Qualitäten gebührt. Sie sind in der That während Ihres gesammten Lebens ein Vorbild für uns jüngere Männer der Wissenschaft gewesen. Sie haben uns gezeigt, zu welchen Höhen ein „Self taught man" durch edles Streben und unbezwingbare Energie hinaufsteigen kann. Wenn Ihr Name für alle Zeiten als derjenige des Begründers einer der interessantesten und schönsten Industrien fortleben wird, so werden Sie eben so wenig vergessen werden als der Erste, der auf dem Boden der reinen Wissenschaft diese völlig neue und heute in das Leben des Kulturmenschen so tief eingreifende und folgenreiche Industrie geschaffen hat. War doch die Theerfarben-Fabrikation die Nährmutter aller übrigen aus dem Steinkohlentheer entspringenden, jetzt so mächtigen und weltumspannenden chemischen Großindustrien, die Führerin auf dem Siegeszug, auf dem die Fabrikation der künstlichen Heilmittel, Nährmittel, Riechstoffe und anderer heute ganz unentbehrlichen Güter friedlich erobert, erfunden wurde. Diese That: der direkte und handgreifliche Nachweis, daß die reine Wissenschaft den fruchtbarsten Boden auch für den technischen und kommerziellen Fortschritt bildet, diese wahre Großthat stellt Sie für alle Zeiten in die erste Reihe der großen Lehrer und Reformer. Das alte Vorurtheil, daß Handel und Gewerbe nur aus der täglichen Erfahrung und Praxis hervorgehen und lernen können, diesen eingewurzelten und schädlichen Aberglauben haben Sie für immer widerlegt. Seit 1856, seit der Begründung der Theerfarben-Fabrikation ist es Gemeingut aller verständigen Männer aller Nationen geworden, daß die Wissenschaft die Grundlage auch für Gewerbe und Handel ist. Das heißt: für den allgemeinen Wohlstand. Die Herrschaft der Routine und der rohen Empirie war für immer gebrochen

*) Zum fünfzigjährigen Jubiläum der Theerfarbenindustrie hat der heidelberger Professor Brühl an den Präsidenten der Chemischen Gesellschaft in London einen Brief geschrieben, der eine zur öffentlichen Verlesung bestimmte Ansprache an Herrn Dr. W. H. Perkin enthielt. Herr Professor Brühl hatte die Güte, mir eine Uebersetzung dieser Ansprache für die Leser der „Zukunft" zu senden.

und theoretisches Wissen und experimentelles Können war an die Stelle des Herumprobirens und des Zufalls getreten.

Aber Sie waren nicht zufrieden, als Sie dieses hohe Ziel und den Rang einer historischen Persönlichkeit in der Förderung von Produktion und internationalem Waarenaustausch erreicht hatten. Beseelt mit einem edlen Wissensdurst und bestrebt, unsere Erkenntniß der Natur zu vervollkommnen und auszudehnen, haben Sie die Organische Chemie mit einer Reihe der glänzendsten experimentellen Entdeckungen bereichert. Und nicht unerwähnt darf bleiben, daß auch diese reine Wissenschaft selbst durch keine einzige praktische Entdeckung oder Erfindung einen so mächtigen, fruchtbaren und nachhaltigen Antrieb erhalten hat wie gerade durch die Entdeckung der künstlichen oder Theerfarbstoffe.

Und endlich, in einem Alter, in dem die Meisten sich auf so wohlerworbenen Lorber zu Ruhe gelassen hätten, unternahmen Sie wieder, mit der Spannkraft des Jünglings, ein ganz neues und umfassendes Werk. Gebrauch machend von einer höchst merkwürdigen, einer geradezu verblüffend genialen Entdeckung Ihres großen Landsmannes Michael Faraday, machten Sie sich zur Aufgabe, die Beziehungen zwischen der chemischen Beschaffenheit der Körper und ihrer magnetischen Cirkularpolarisation (Das heißt: einer der allgemeinen Eigenschaften aller Materie) zu erforschen. Vor Ihnen war wenig, fast nichts über diesen Gegenstand bekannt, jedenfalls nichts für den Chemiker praktisch Brauchbares. Sie schufen einen neuen Wissenszweig, lehrten uns, wie aus der magnetischen Rotation Schlüsse in Bezug auf die Struktur der Körper gezogen werden können, ähnlich wie aus einer anderen allgemeinen physikalischen Eigenschaft, der Refraktion und Dispersion. Und indem Sie zeigten, daß beide physikalischen Untersuchungmethoden zu völlig übereinstimmenden Ergebnissen führen, leisteten Sie beiden Disziplinen einen wesentlichen Dienst; und damit zugleich auch der Chemie, der jene zu dienen bestimmt sind.

Das Werk Ihres arbeitreichen Lebens ist ein erstaunlich vielseitiges und umfassendes und ward von glänzendem Erfolge gekrönt. Die große britische Nation ist mit Recht stolz auf Sie, ihren Sohn, und wird Ihr Bild der Nationalgalerie einverleiben, in der so viele Helden verewigt sind. Aber William Henry Perkin, der Schöpfer einer weltumfassenden Industrie, der große Naturforscher, gehört nicht allein seinen Landsleuten. Er wird bewundert in allen fünf Erdtheilen und in allen Kulturländern gedenken seiner treue und ergebene Freunde mit Verehrung und Liebe. Mich zu diesen rechnen zu dürfen, mein lieber Dr. Perkin, wird immer eine der werthvollsten Erwerbungen meines Lebens bilden. Daß Sie noch für viele glückliche Jahre Ihrer Familie und Ihren Freunden zur Freude, der Menschheit zum Nutzen und zur Nacheiferung, erhalten bleiben: Das ist der herzlichste Wunsch Ihres ergebenen Freundes

Heidelberg. Julius W. Brühl.

Pariser Ausstellungen.

Oder müßte ich „Salons“ sagen? Das Wort aus der seligen Rokokozeit widerstrebt mir vor diesen erschrecklichen Monstre-Anhäufungen von bemalten Leinwänden; es erweckt unwillkürlich so ganz andere Vorstellungen. Nur eine Veranstaltung wird mit dem Wort „Salon“ treffend bezeichnet. Weit draußen im Bois, in dem bezaubernden Schlößchen La Bagatelle (um ich weiß nicht wie viele Millionen wurde diese Kleinigkeit vor Kurzem von der Stadt Paris erworben) haben die Künstler vom Champ de Mars, vom ehemaligen, eine retrospektive Ausstellung gemacht, die gegen die Jahresausstellungen in jeder Beziehung vortheilhaft absticht. Parva sed apta steht über der Eingangspforte. Die Worte beziehen sich freilich auf das Schlößchen und stammen von dessen Erbauer (der als König Karl der Zehnte hieß), aber man könnte für die Ausstellung selbst, über deren Eingang sie stehen, keine passenderen finden. Hier fühlt man sich im Salon. Alles bietet hier Genuß: die Räume, die man durchwandelt, die Teppiche, auf die der Fuß tritt, die kostbaren Möbel, die zum Ruhen einladen, besonders aber die ausgestellten Kunstwerke. Zuerst ists ein reiner Sinnengenuß. Dabei gehen Einem plötzlich Lichter auf und man erlebt Freuden jeder Art.

Die Bedeutung dieser kleinen Ausstellung beruht zunächst darin, daß wir einzelne Künstler hier von ihrer intimsten Seite kennen lernen, was auf der großen Jahrhundertausstellung im Allgemeinen weder erreicht noch auch nur angestrebt wurde. Die großen Galeriestücke geben ja nicht immer den besten Begriff vom Können eines Künstlers. Von bekannten Meistern sehen wir hier ein fast fremdes Gesicht, ihr Jugendgesicht voll keuscher Reize noch ohne das stereotype Mienenspiel der späteren Virtuosität. So von Albert Besnard einen weiblichen Studienkopf mit breitflächiger und doch unendlich zarter und weicher Modellirung, von ergreifender Wirkung; weit ist man hier von den verblüffenden und blendenden Werken des späteren Luministen und noch weiter von dem virtuosen Diplomatenbildniß zweifelhaften Werthes, das im Salon hängt.

Sehr überrascht haben mich die Sachen von Stevens. Diese Bildnisse pariser Damen haben mich mehr an unseren Leibl erinnert als an die großen pariser Meister, bei denen der Belgier Stevens, der allmählich doch ganz Pariser geworden war, in die Schule gegangen ist. Vielleicht liegts daran, daß Stevens, wie Leibl, bei aller raffinirt malerischen Behandlung der Oberfläche nicht unterläßt, den Ausdruck des individuell Innerlichen zu betonen, mehr zu betonen, als es im Allgemeinen französische Art sein mag. Nicht immer; und gewiß nicht in der Literatur. Aber in der großen Bilder-Heerschau des Jahres, wo in der glänzenden und erfolgreichen Durchschnittsmalerei das mondäne Damenbildniß den ersten Platz einnimmt, kann man sich der Beobachtung nicht verschließen, daß diese Malerei, elegant, brillant, charmant wie ihr Gegenstand, uns sehr viel von Toilette, Coiffure und Boudoir-Chic erzählt, doch sehr wenig von den Seelen der Dargestellten, von ihrer inneren Individualität oder individuellen Innerlichkeit. Wenn man von diesen Bildnissen sich nach den Originalen umwendet, die am Tag der Eröffnung in Schaaren zu sehen sind, so kann man sich leicht überzeugen, daß die gemalten Puppenköpfe durchaus nicht Dokumente der Wirklichkeit sind; sondern nur Beweise eines korrumpirten Geschmackes oder völligen Unvermögens.

Und da bemerke ich zu meinem Schrecken, daß ich mit diesen letzten Bemerkungen etwas unbedacht und voreilig La Bagatelle schon verlassen habe, dieses Zauberschloß mit seinen auserlesenen stillen Wundern, seinem Park, dem schönsten weit und breit um Paris und den auch noch nicht, wie die Hauptstraßen des Bois, die Autos durchschnauben, durchstauben, durchstänkern. Aber hier muß ich mich doch unterbrechen. Denn in diesem Lustwald des eleganten Paris und in den Champs Elysées wird Einem deutlicher als irgendwo, welchen Riesenschritt die Welt wieder vorwärts gemacht hat. Nämlich in ihrer Verhäßlichung. Wie schön wars früher hier und welcher Genuß auch für den Armen, diese Tausende von eleganten Equipagen, mit den feurigen Thieren zu sehen, diesen Adel in Haltung und Geberde, diesen Triumphzug pariser Frauenreizes! Ein entzückendes, ein berauschendes Schauspiel, etwas dunkler, gedämpfter, getrübter in den Farben als in den großen aristokratischen Jahrhunderten, aber doch den Sinn, der in ihm lag, stark und schön aussprechend. Und jetzt ... Jetzt sucht man vergeblich nach einem Sinn. Oder sieht den wahren Sinn nur zu deutlich unter der Larve, unter der wüthenden Jagd nach Emotion. Diesen Menschen fehlt so ziemlich Alles, um aus dem Leben einen Genuß, eine Schönheit, ein Fest der Freude zu machen. Sie brauchen eine laute, überlaute, rohe, brutale Sprache, um sich und Andere von ihrem Machtgefühl zu überzeugen. Und sie brauchen gar keine Schönheit, keine Freude, keine Lust, keine Steigerung der Lebensgefühle, sondern nur eine plebejisch übertriebene Geberde dafür.

Aber ich bin vielleicht ein Romantiker. Und das Automobil ist vielleicht ein Symbol von grausiger Schönheit. Jeder große, wahrhaft selbstherrliche Souverain schuf auch immer einen neuen Stil. Und der letzte allmächtige Weltbeherrscher, gegen den die alten Könige wahre Lumpen sind und der in seiner Unpersönlichkeit und Anonymität fast etwas Dämonenhaftes hat, der Kapitalismus, fand vielleicht den seinem Stil passendsten Ausdruck in seiner dämonenhaft unheimlichen oder unmenschlich-maschinenhaften symbolischen Staatskarosse. Wir müssen uns wohl erst an die neue Schönheit gewöhnen. In der Malerei ists uns ja nicht anders gegangen.

Die Massen, die sich in Paris zu den Repräsentanten höherer Bildung zählen, haben sich an die Malerei des Neoimpressionismus noch immer nicht gewöhnt und der Salon des Indépendants ist ihnen eine sehr unheimliche Sache. Fast so unheimlich (aus mancher Aeußerung habe ichs herausgehört) wie dem münchener Bierphilister und der dürren berliner Geheimräthin ihre heimathliche Sezessionistenmalerei. Diese Ausstellung der „Unabhängigen" wurde just an dem Tage geschlossen, wo ich in Paris ankam; so habe ich leider nur die Ausräumung noch gesehen. Unter den Bildern, die da auf Frachtwagen geladen wurden, waren vielleicht auch die, vor denen nach dreißig oder fünfzig Jahren, wenn sie im Luxembourg wieder auftauchen, der Philister Bewunderung heucheln wird. Er hat sich dann an den Lärm des Automobils gewöhnt; oder thut wenigstens so. Dadurch unterscheidet er sich vom Romantiker. Dadurch beweist er seine „Bildung".

Da ich also, wahrscheinlich als Romantiker, wieder einmal zu spät gekommen bin, habe ich nur noch die offiziell geweihte Kunst gesehen, der in dem ungeheuren „Palast der Künste" vom Staat ein Ausstellungraum geschaffen ist, dessen Pracht den Glauben wecken muß, in der Französischen Republik sei die Kunst eine staatliche Angelegenheit ersten Ranges. Wäre es nicht nur ein halber Trugschluß?

Zwischen den beiden in diesem Palast vereinten Ausstellungen der Artistes

Français und der Société Nationale (dem ehemaligen Champ de mars) giebt es, wie bei uns zwischen offizieller Kunst und Sezession, keine inneren, prinzipiellen Trennungsgründe mehr, sondern nur noch äußerliche, geschäftliche oder einfach historische. Doch sieht man rasch, daß der Salon des artistes français stärker, namentlich vom eleganten Publikum, besucht wird. Das ist ganz in der Ordnung. Denn diese Ausstellung enthält noch immer mehr Bouguereau, also Kitsch, als die andere.

Kitsch ist Kitsch. Aber zwischen deutschem und französischem ist immerhin ein Unterschied. Der deutsche hat einen bäuerlichen Zug, sucht aufs Gemüth zu wirken und verfällt leicht ins Plumpe, sogar ins Rohe nach der Seite der Ausführung und in falsches Pathos und falsche Sentimentalität nach der Seite der Auffassung. Der französische Kitsch strebt nach Eleganz, ist auf „rosa" gestimmt, ist raffinirt oberflächlich, reich an „koketten" Mittelchen, verschmäht aber eben so wenig wie der deutsche Pathos und Sentimentalität. Von der Behandlung des Damenbildnisses war schon die Rede. Die Landschaft, so weit sie in diesem Zusammenhang zu nennen ist, hat den selben Charakter: geschminkte Natur. Der pariser Maler darf in der schönen (im konventionellen, nicht im künstlerischen Sinn schönen) Lüge viel weiter gehen als der deutsche, der sich dafür in der Plumpheit mehr erlauben darf. Doch genug von der Psychologie und der Physiognomie des Kitschs. Er nimmt hier schon zu viel Raum ein; wenig freilich im Verhältniß zu dem Raum, den er im stolzen Palast der Künste einnimmt.

Unter dem technisch sauber ausgeführten Schund hängt hier und da ein gutes Bild. Und oft ist es nicht einmal ein französisches. Einige Engländer fallen auf durch den stilleren Ton, den strengeren Rhythmus, die tiefere Harmonie des Kolorits, überhaupt durch eine zurückhaltende, von alter Tradition zeugende Vornehmheit. Zwei deutsche Frauenbildnisse, das eine von Fechner in Berlin, das andere von Walter Thor in München, heben sich von ihrer Umgebung durchaus vortheilhaft ab, was auch von Franzosen bemerkt wird. Franzosen hier in diesem Zusammenhang zu nennen, geht nicht; ich müßte dann doch gleich zu viele nennen.

Einige Worte nur über Henri Martin. In ihm besitzt Frankreich, Das zeigt sich immer deutlicher, einen Meister der monumentalen Malerei, den würdigen Nachfolger von Puvis de Chavannes. Diese Riesenpanneaux, für das Kapitol in Toulouse bestimmt, wirken mehr als nur dekorativ; sie sind wahrhaft monumental. Die eine Wand besonders, die den Sommer und die Landarbeit darstellt, wirkt überwältigend; sie ist im Rhythmus der Bewegung und der koloristischen Abgestimmtheit höchster Bewunderung werth. Um dem Verdienst dieser Riesenschöpfung gerecht zu werden, braucht man es nur mit der Dekoration von H. E. Delacroix (verhängnißvoller Name hier) zu vergleichen, wo das selbe Thema auf fast gleich großem Raum behandelt ist. Bei solchem Vergleich muß ein Blinder die Wichtigkeit der Komposition und die entscheidende Bedeutung einer starken, schwächeren oder, wie bei Delacroix, ganz und gar fehlenden rhythmischen Accentvertheilung fühlen. Was in Martins Werk so groß wirkt, ist eben der strenge Eurhythmus, der das Ganze zur Einheit zusammenfließen läßt, der allen Tumult bannt, alle Unordnung fernhält und eine tiefe Beruhigung in die Seele strömt. Leider ist die zweite Riesenwand nicht so gelungen. Hier hat der Poet und Romantiker in Henri Martin den Plastiker nicht zum Besten berathen. Er hat hier als Gegensatz zur Landarbeit die rein geistige Arbeit gewählt. Denken, dichten, träumen: Das sind Thätigkeiten, die

der Darstellung doch eigentlich widerstreben. Diese Schöpfung, so viel Innigkeit auch darin ausgedrückt ist, leidet an einer bedenklichen Monotonie und an dem schmachtend visionären Zug, der in unangenehmer Weise an den früheren Symboliker erinnert. Und doch konnte gerade hier, in der Darstellung der städtischen Kultur, ein breiteres und weiteres Leben der thätigen Menschheit zur Anschauung gebracht werden; geistige Arbeit wohl und höchstgesteigerte, aber in ihren weithin sichtbaren sinnlichen Wirkungen, die doch auch eine große Poesie aussprechen können. Aber der Mystiker Martin hat sich wohl nicht Kraft genug zugetraut, die unrhythmische Brutalität des Lebens mit Künstlerallmacht nachzuschaffen. Schwerer wäre es allerdings gewesen als das Unternehmen, sinnende Peripathetiker und schwärmende Mädchen in angemessenen Gruppen zu vertheilen. Zu allem Unglück steht auch der koloristische Akkord zu dem der anderen Wand in schreiendem Gegensatz, ohne daß man den Grund recht einzusehen vermag.

Das aber bleibt bestehen: wenn Einer heute in Europa, so ist Henri Martin auf dem richtigen Weg zu einem großen Stil der Raumkunst, der monumentalen Malerei. Und er steht in Frankreich nicht durchaus allein. Roos, mit seinem Mens agitat molem und Menard mit seiner Terre Antique sind neben ihm zu nennen. Besonders aber Auburtin mit seinem Orpheus. Der steht an Größe der Form und strenger Serenität des Kolorits dem großen Puvis de Chavannes sogar näher als Henri Martin. Im Saal des „Orpheus“ hängt auch das Monstre-Gemälde des Schweizers Giron. Diese Leinwand zeigt ein außerordentliches Können und doch ist Alles, was wir davor empfinden, nichts als ein neugieriges Staunen; die eigentliche künstlerische Wirkung bleibt aus. Warum? Das Werk widerspricht allen Gesetzen dekorativer Kunst und verfehlt in seiner Größe jeden vernünftigen Zweck. Man kann da viel lernen.

Die zuletzt genannten Werke hängen in dem Salon der Société Nationale. Hier ist der Kitsch weniger vordringlich, die Zahl der Könner größer. Man erlebt hier starke Eindrücke und ehrliche Freude. Ich müßte viele Namen nennen, wenn ich mich darauf einlassen wollte. Die stärkste Wirkung empfing ich von der sprühenden und wahrhaft berauschenden Koloristik von Gaston La Touche. Besnard wirkt gegen früher fast matt und wie ermüdet. Carrière hat einen ganzen Saal für sich. Ich habe früher hier über ihn gesprochen; diesmal hat er mich nur halb erbaut. Er scheint mir sehr deutlich zu beweisen, daß ein Künstler, der sich mit einer einmal gewonnenen Manier allzu leicht zufrieden giebt, bei aller Begabung schließlich auf die schiefe Ebene geräth und, da er nicht stärker wird, in fataler Weise von Schritt zu Schritt schwächer werden muß.

In dieser Ausstellung ist ein Bild, das George de Céli le clou de curiosité du Salon nennt; er fügt hinzu: Elle sera très regardée, très commentée; et voilà de quoi satisfaire et l'artiste et l'impérial modèle. Gemeint ist das Bildniß Wilhelms des Zweiten von Fritz Borchard. Der französische Kritiker hat sich übrigens geirrt: das Bild wird sehr wenig beachtet; fast gar nicht. Die Meisten erkennen das Original nicht. Malgré les moustaches en croc ist das Bild auch merkwürdig unähnlich. Und nicht einmal schmeichelhaft unähnlich. Ich sage nicht mehr; aus begreiflichen Gründen. Wenn der Kaiser dieses Bild gesehen hat und mit seiner Einwilligung nach Paris gehen ließ, dann hat er jedenfalls bewiesen, daß er nicht eitel ist. Die Malerei als solche ist einfach jämmerlich. Zuerst

wenn man durch die gegenüberliegende Thür in den Saal tritt, wird man frappirt. Man hat den Eindruck, der Kaiser stehe auf der Weltkugel oder auf einer Alpenspitze zwischen den Wolken. Wenn man näher tritt, verschwindet diese Täuschung, aber es scheint doch, als ob der Künstler sie beabsichtigt habe; und er hat sie erreicht durch die den Kaiser umgebenden Wolken, ohne jede Andeutung eines Horizonts. Besonders bös ist das Kolorit. Das Grün des Jägerrockes ist von verwaschener Fadheit und bildet mit dem Violett der Wolken, das einen Stich ins Schwefelgelbe hat, einen Mißton, der förmlich wehthut. Ich habe über das Bild französische und deutsche Stimmen gehört. Bei den Franzosen klang durch den reservirt höflichen Ton eine leise Schadenfreude hervor; deutsche Patrioten aber bedauerten, daß wieder einmal eine feierliche Gelegenheit dazu dienen mußte, den Franzosen von deutscher Kunst einen Begriff zu geben, der unserer Wirklichkeit durchaus nicht entspricht und der das Ansehen unserer Kultur nur schmälern kann.

München. Benno Rüttenauer.

Die Kunst des Malens kann nit wol geurtheilt werden dann van den, die do selbst gut Maler sind. Aber fürwahr den anderen ist es verborgen, wie dir ein fremde Sprach. Die groß Kunst des Malens ist vor viel hundert Johren bei den mächtigen Küngen in großer Achtbarkeit gewesen. Dann sie haben die fürtreffenlichen Künstner reich gemacht und wirdig gehalten. Dann sie bedaucht, daß die Hochverständigen ein Gleichheit zu Gott hätten, als man schrieben findt. Dann ein guter Maler ist inwendig voller Figur, und obs müglich wär, daß er ewiglich lebte, so hätt er aus den inneren Ideen, dovan Plato schreibt, allweg etwa Neues durch die Werk auszugießen. Vor viel hundert Johren sind auch etlich berühmt Meister gewest, als mit Namen der Phidias, Praxiteles, Apelles, Polikletus, Parrhasias, Lisipus, Prothogines und die anderen übertreffenlichen Meister, deren etlich ihr Kunst beschrieben haben und zumal künstlich angezeigt, klar an Tag gebracht. Doch ist ihr löblich Gedächtniß und Kunst verloren geschehen, etwan durch Krieg, Austreibung der Volker oder Verändrung der Gesetz und Gelauben, das do billig zu bereuen ist van einem idlichen weisen Mann. Es geschicht oft durch die groben Kunstverdrücker, daß die edlen Ingeni ausgelescht werden. Dann so sie die gezogenen Figuren in etlichen Linien sehen, vermeinen sie, es sei eitel Teufelsbannung. Also ehren sie Gott mit dem, was wider ihn ist. Und menschlich zu reden, so hat Gott ein Mißfall über die, die do söliche Meisterschaft vertilgen, die mit großer Mühe, Erbet und Zeit erfunden würd und allein van Gott verliehen ist. Ich hab oft Schmerzen, daß ich der vorbestimmten Meister Kunstbücher beraubt muß sein. Aber die Feind der Künst verachten diese Ding. Item hör auch kein Neuen, der etwas beschrieb und aus ließ gehen, den ich zu meiner Bessrung lesen möcht. Dann ob etlich sind, so verbergens doch ihre Kunst. So schreiben etlich van den Dingen, die solches nit künnen. Das laut dann zumal blo (blau), dann ihre Wort sind am besten (sie machen nur schöne Worte). Wer etwas kann, der merkts gar bald. Auf solchs will ich mit gottlicher Hilf das wenig, so ich gelernt hat, anzeigen, wiewol solchs ihr viel verachten werden. Do leit mir nit an. Dann ich weiß wol, daß ein idtich Ding ehe zu schelten dann ein bessers zu machen ist. Ich will auch sölichs auf das verständigst unverborgnlich furbringen, so ich mag. Und wenn es müglich wär, so wollt ich geren alles das, das ich kann, klar an Tag bringen, das zu Lieb den geschickten Jungen, die sölche Kunst höher lieben dann Silber und Gold. Ich ermahn auch all, die etwas künnen, daß sie sölchs beschreiben. Thut das getreulich und klar, nit beschwerend, noch führt lang um, die do suchen und geren weßten, auf daß Gottes Ehr und Euer Lob groß werd. (Albrecht Dürer.)

Rabelais.*)

Das Geburtjahr des großen Satirikers ist unbekannt. Früher pflegte man das Jahr 1483, das Geburtsjahr Raffaels und Luthers, als das des Meisters Rabelais anzunehmen; die neueren Biographen sind hingegen geneigt, es etwa in den Anfang oder in die Mitte des Jahrganges nach 1490 zu verlegen. Die jüngsten Forschungen haben ergeben, daß der Vater Rabelais' nicht, wie man früher annahm, Wirth zur Lamprete oder Apotheker, sondern Licentiat der Rechte und Advokat in dem Städtchen Chinon am Zusammenfluß der Vienne und Loire war und manchmal sogar den königlichen Justizbeamten (lieutenant général) des Bezirkes vertrat. Damit sind alle Folgerungen hinfällig, die sich an die niedere Abkunft Rabelais' knüpfen; auch die Ableitung des Familiennamens vom hebräischen Rab, Meister, und Lez, Spötter, ist nicht gerechtfertigt. Die Familie, deren Name, nach H. Clousot, einen mit Ahorn bepflanzten Ort bedeutet (Rabelais = lieu planté d'érable) gehörte der Bourgeoisie an und war reich begütert; denn sie besaß nicht nur das Rebgut Devinière, dessen der Satiriker stets mit größter Zärtlichkeit gedenkt, sondern auch das Schloßgut Chavigny-en-Vallée mit allen zugehörigen Rechten, nebst den Gütern Gravot in Bourgeuil und La Pomadière in Seuilly, ohne der kleineren Ackerparzellen und Rebäcker in den genannten Gemeinden zu gedenken. Das Vaterhaus Rabelais', das, wie der Historiker De Thou erzählt, 1590 in einen Gasthof zur Lamprete umgewandelt wurde, war groß und geräumig. Der Wohlstand der Familie scheint sich in der folgenden Generation erhalten zu haben.

Den ersten Unterricht empfing Rabelais in der Abtei Seuilly, die etwa einen Kilometer von dem Landhaus der Devinière entfernt liegt, das der ausgezeichnete Forscher Abel Lefranc als eigentlichen Geburtort des Satirikers annimmt. Von hier kam er in das Kloster La Baumette bei Angers, wo er unter seinen Mitschülern die Brüder Du Bellay und Gottfried d'Estissac kennen lernte, die für sein Leben bestimmend werden sollten. Wir wissen nicht, was den wohlhabenden Advokaten, der fünf Kinder hatte, bewogen haben mag, seinen jüngsten Sohn in ein Kloster zu stecken. Sein Noviziat verlebte Franz in dem Franziskanerkloster Fontenay-le-Comte, im Poitou, und hier wurde er auch, um 1519 oder 1520, zum Priester geweiht. Aus dieser Klosterzeit, die von 1509 bis 1524 währte, rettete er Neigungen, die ihn nie verließen: den grimmigsten Haß gegen die Bettelbrüder, die ihm nicht verzeihen konnten, daß er sich mit Leidenschaft dem Studium der alten Sprachen, besonders des Griechischen, hingab, und einen Wissensdurst, der Schuld an dem Vagabundenleben sein mag, das den freigewordenen Mönch durch ganz Frankreich trieb. Damals mochte ein Gelehrter noch den Ehrgeiz hegen, den gesammten Kreis menschlichen Wissens zu durchmessen: das Wort Encyklopädie stammt von dem Hellenisten Budé (Budäus), dem Korrespondenten des Klosterbruders Rabelais, der nach einander Hebräisch, Griechisch, Astronomie, Astrologie,

*) „Meister Franz Rabelais, der Arzeney Doctoren, Gargantua und Pantagruel, aus dem Französischen verdeutscht durch Gottlob Regis": unter diesem Titel erscheint bei Georg Müller in München eine neue, ansehnliche Ausgabe des nie veraltenden Meisterwerkes, dem endlich nun, endlich auch in Deutschland ein bis in die Volksmassen hineinreichender Erfolg zu wünschen ist. Aus dem lesenswerthen Vorwort des Herrn Weigand, des Herausgebers, veröffentliche ich, auf Wunsch des Verlegers, hier ein paar Fragmente.

Mathematik, Jurisprudenz und Medizin studirte, ohne die Lecture der Ritterromane und der ganzen zeitgenössischen Literatur zu vernachlässigen. Einer seiner Mitbrüder, Pierre Amy oder Lamy war es, der Rabelais mit dem berühmten Hellenisten und Hofmann, dem nachmaligen Gründer des Collège de France (1535) in Verbindung brachte. Wir besitzen noch die Briefe des gefeierten Gelehrten an die beiden Freunde: sie verrathen nicht nur die Schwerfälligkeit des Schreibers, der in üblicher Weise Griechisch und Lateinisch durcheinandermischt, sondern auch ein Gefühl großer Hochschätzung für den „liebenswürdigen und gelehrten Rabelais".

Das Verhältniß Rabelais' und Lamys zu den anderen Mönchen, die in dem Studium des Griechischen einen Akt offenkundiger Ketzerei sahen, war bald unleidlich geworden. Es scheint, daß man eines Tages sogar die Bücher der Freunde konfiszirte und die Beiden zur Flucht zwang. Wir sind über diese ganze Angelegenheit nicht allzu genau unterrichtet. Thatsache ist, daß sich einflußreiche Freunde ins Mittel legten, um Rabelais aus diesen unsicheren Verhältnissen zu befreien; und so kam es, daß er im Jahr 1524 das Kloster wieder verlassen konnte. Gottfried d'Estissac, der im Alter von dreiundzwanzig Jahren Bischof von Maillezais geworden war, hatte von Klemens dem Siebenten ein Indult erwirkt, das seinem Schulfreund gestattete, in den Orden der Benediktiner überzutreten und Rechte und Pfründen eines regulären Chorherrn der Abtei zu Maillezais zu übernehmen. Rabelais stand in den Dreißigern, als er in ein freieres Leben trat. Ueberflüssig scheint mir, auf die Legenden einzugehen, die den jungen Franziskaner als Spaßmacher und Trunkenbold zeigen.

Sicher ist, daß Rabelais mit dem Tage seines Austrittes aus dem Kloster ein neues Leben begann. Er beeilte sich aber keineswegs, in das genannte Stift einzutreten, dessen Brüder jedenfalls nicht dem gelehrten Ruf entsprachen, den sich die Benediktiner erst später erworben haben. Er verbrachte seine Zeit in dem Schloß von Ermenaud oder in dem Priorat zu Legugé, als Gast Gottfrieds von Estissac, der als Grandseigneur und Gelehrter gern Leute von Geist und Talent um sich sah. Das Glück, das Rabelais in dieser heiteren Welt genoß, war zu schön, um lange dauern zu können. Wir wissen aus seinem Bittgesuch an den Papst, daß er, wie man so sagt, aus der Kutte sprang, um das Leben eines fahrenden Gelehrten zu führen. Einige behaupten, er sei einige Zeit Pfarrer und Arzt in Soudan gewesen. Die sicheren Spuren des Vaganten finden wir wieder in Montpellier, wohin er als Fünfunddreißiger kam, um seine medizinischen Studien fortzusetzen. In die Listen der Medizinischen Fakultät hat er sich am sechzehnten September 1530 eingezeichnet; am ersten November erlangte er die Würde eines Baccalaureus, dem die Pflicht oblag, drei Monate lang Vorträge zu halten. Rabelais las vor einem zahlreichen Publikum über die Aphorismen des Hippokrates und die „Ars parva" des Galen. Auch diesen Aufenthalt hat die Legende ausgeschmückt: so soll Rabelais als Zuhörer einer Disputation über die Heilkraft der Pflanzen Zeichen von Ungeduld gegeben haben und dann, auf eine Einladung des Dekans hin, die ganze Materie so meisterhaft behandelt haben, daß ihn das ganze Auditorium, unter lebhaften Beifallsbezeugungen, als des Doktorates würdig erklärte, das Rabelais aber erst später, im Jahr 1537, erwarb. Um so sicherer ist, daß der übermüthige Baccalaureus in einer Posse „La morale comédie de celui qui avoit épousé une femme mute (muette)" mitspielte und daß er sich noch später dieser Farce erinnerte, die Molière in seinem „Arzt wider Willen" benutzt hat.

Im Jahr 1532 finden wir Rabelais in Lyon. Diese Stadt begann eben, nach langer Dunkelheit einen neuen Aufschwung zu nehmen. Der Durchmarsch der französischen Truppen, die nach Italien zogen, die Gunst der französischen Könige, die das Aufblühen der Industrie begünstigten, die Nähe Basels, wo Erasmus starb, und Genfs, wo bald darauf Calvin zu predigen begann, brachten Leben in die unruhige Stadt. Zur Ausübung des ärztlichen Berufes bedurfte es damals nicht des Doktortitels; und so bekleidete denn Rabelais von 1532 bis 34 die Stelle eines Arztes an dem großen Spital zu Lyon, mit einem jährlichen Gehalt von vierzig Livres nach tourer Münzfuß. Zu gleicher Zeit war er Korrektor in einigen Druckereien; auch die Veröffentlichung des zweiten Theiles der „Epistolae medicinales" des Giovanni Manardi aus Ferrara, die er seinem Freunde Tiraqueau widmete, der Aphorismen des Hippokrates, der „Ars parva" Galens und zweier lateinischen Schriften, „Lucii Cuspidii Testamentum" und des „Contractus venditionis, antiquis Romanorum temporibus initus", die später als apokryph erkannt wurden, fällt in diese Zeit. Auch Kalender scheint der gelehrte Arzt, wohl um des Verdienstes willen, eine Reihe von Jahren hindurch gemacht zu haben. Von diesen Versuchen hat sich nur einer erhalten: gegen Ende des Jahres 1532 erschien, fast gleichzeitig mit der ersten Ausgabe des „Pantagruel", die „Pantagrueline Prognostication", eine Satire auf die Kalenderpropheten, die in mancher Hinsicht die späteren Tendenzen des glänzenden Spötters anzeigt. Es wird behauptet, Rabelais habe seinen burlesken Roman geschrieben, um den Verleger für die Mißerfolge die seine gelehrten Schriften hatten, zu entschädigen; Andere meinen, er habe das burleske Werk, von dem er selbst nicht viel halten mochte, hingeworfen, um seine Kranken zu erheitern.

Im Winter des Jahres 1534 sah Rabelais zum ersten Mal Rom, im Gefolge des Erzbischofs von Paris, Johanns von Bellay, der von Franz dem Ersten an den päpstlichen Hof geschickt wurde, um den Bruch zwischen Heinrich dem Achten von England und der römischen Kurie zu verhindern: der Diplomat sollte von dem König die Zusicherung erhalten, daß er nicht mit Rom brechen werde, wenn der Papst seine Scheidung von Katharina von Aragonien und damit seine Ehe mit Anna Boleyn anerkenne. Rabelais scheint als Arzt und Sekretär an der Seite dieses glänzenden Franzosen gewirkt zu haben, der in seinem Hausgenossen die sprühende Laune des vielbelesenen Gelehrten und den Mann omnium horarum zu schätzen wußte. Die Ueberlieferung, die allerdings in dem Humoristen nur den Hofnarren des Geistes sieht, schildert ihn als Bratenschneider, écuyer tranchant, oder als Erbtruchseß, architriclin, der Bischofstafel; und sein eigener Scherz darüber zeigt, daß seine Würde nicht darunter litt. Die politische Mission des Erzbischofes blieb erfolglos: die Politik Karls des Fünften behielt die Oberhand und England sagte sich los von Rom. Rabelais, der seinen römischen Aufenthalt zu archäologischen Studien zu benutzen wußte, nahm an den Sitzungen des Konsistoriums Theil. Nach seiner Heimkehr veröffentlichte er in Lyon bei Gryphius die „Topographia urbis Romae" von Marliani und den „Gargantua."

Im folgenden Jahr verlieh der Nachfolger Klemens des Siebenten, Paul der Dritte, dem Erzbischof Johann von Bellay den Purpur; und Rabelais, der inzwischen wegen unbefugter Abwesenheit seine Stelle als Spitalarzt verloren hatte, begleitete den Kardinal zum zweiten Mal nach Rom. Hier scheint er ganz besondere Achtung genossen zu haben: die Franzosen, die eine Empfehlung brauchten,

pflegten sich an ihn zu wenden und die Briefe, die er an seinen Gönner und Schulfreund Gottfried d'Estissac schreibt, beweisen, daß er seine Stellung im Hause des mächtigen Kardinals als kluger Weltmensch auffaßte. In einem dieser Briefe bittet er den Bischof, der seine Zeit als Gartenkünstler verbrachte, um einen Wechsel, da er zwar an der Tafel des Kardinals speise, aber für Depeschen und kleine Bedürfnisse Geld brauche. Zu diesen kleinen Ausgaben gehörte der Ankauf von Pflanzensamen, den er der Nichte seines Gönners zugehen ließ; er soll den römischen Kopfsalat in Frankreich eingeführt und das Rezept zur Herstellung des Garums, einer medizinischen Sauce, deren Heilkraft Plinius und Dioskorides lobend erwähnen, wieder gefunden haben. Als kluger Weltmensch benutzte Rabelais seinen zweiten Aufenthalt in Rom, um seine Stellung zur Kirche zu regeln: in der Bittschrift an der Papst, Supplicatio pro apostasia, die wir noch besitzen, bekennt er, daß er in der Weltlichkeit umhergeirrt sei; er bittet um Absolution und um die Erlaubniß, als Benediktiner in ein Kloster eintreten und die Heilkunst innerhalb der Grenzen ausüben zu dürfen, die das kanonische Recht den Klerikern vorschreibt. Citra adustionem et incisionem, pietatis intuitu, sine spe lucri. Das heißt: ohne zu schneiden und zu brennen, rein um der Barmherzigkeit willen. Der Papst willfahrte diesem Gesuch in einem Breve vom siebenundzwanzigsten Januar 1536, das voll schmeichelhafter Wendungen für Rabelais ist, der bald darauf, als Karl V. nach Rom kam, mit seinem Gönner die Ewige Stadt verließ und nach Frankreich zurückkehrte.

Nach seiner Rückkehr aus Italien beeilte er sich durchaus nicht, das Klosterleben wieder aufzunehmen, obwohl ihm sein Protektor, der Kardinal, eine Chorherrnstelle in der Abtei Saint-Maur-des-Fossés bei Paris zugesichert hatte. Auch weigerten sich die Chorherren des Stiftes, Rabelais aufzunehmen, weil er zu einer Zeit ernannt worden sei, wo die Abtei, die bereits 1533 durch eine Bulle Klemens des Siebenten säkularisirt worden war, rechtlich gar nicht mehr bestanden habe. Rabelais war nach dieser schroffen Abweisung gezwungen, sich ein zweites Mal nach Rom zu wenden, um die Bestätigung seiner Ernennung zu erbitten. Die Antwort des Papstes ist nicht bekannt; aber das Loblied, das der Chorherr in seiner Epistel an den Kardinal von Châtillon (vor dem vierten Buche seines Werkes) auf die Abtei als auf „das Paradies der Heilkraft, Anmuth, Labsal, Lust, Behaglichkeit und aller edeln Vergnügungen des Ackerbaues und ländlichen Lebens" anstimmt, läßt das Behagen erkennen, in das ihn, für den Augenblick wenigstens, diese Schicksalswendung versetzte.

Doch dem viel gereisten ewigen Studenten war es nicht möglich, lange an einem Ort zu bleiben. Im Mai des Jahres 1537 treffen wir ihn wieder in Montpellier, wo er am zweiundzwanzigsten dieses Monats den Doktorgrad an der Medizinischen Fakultät erwarb und Vorlesungen hielt; auch einen Gehenkten soll er um diese Zeit vor einem zahlreichen Auditorium sezirt haben und die Franzosen betrachten den Doktor Franz Rabelais als einen Vorläufer des Anatomen Andreas Vesalius, der damals erst zwanzig Jahre zählte. Während der folgenden Jahre finden wir ihn in den verschiedensten Städten Südfrankreichs: in Narbonne, Castres, Toulouse; von dort kehrt er nach Lyon zurück und hier begegnen wir zum ersten Mal der Spur einer unbekannten Frau in dem Leben des Vaganten. Aus einer elegischen Grabschrift des Juristen Boysonné geht hervor, daß Rabelais von einer unbekannten Frau ein Söhnchen gehabt haben muß, das im Alter von zwei Jahren starb. Etwas Näheres über dies Verhältniß zu einer Frau ist nicht bekannt.

Im Jahr 1539 trat Rabelais in die Dienste Wilhelms von Bellay, des sogenannten Herrn von Langey, der zu den hervorragendsten Männern des französischen Hofes gehörte. Dieser Soldat und Staatsmann, la fleur de la chevalerie française, übertraf noch seinen Bruder Johann an Geist und kühner Erfassung des Augenblickes. Das höchste Lob empfing er aus dem Munde Karls des Fünften, der gestand, dieser eine Mann habe ihm mehr Pläne verdorben als alle übrigen Franzosen zusammen. Nach Wilhelms Tod fand Rabelais in dem Bruder des Verstorbenen, René von Bellay, dem Bischof von Mans, einen neuen Gönner. Er übertrug ihm die Pfarrei Saint-Christophe-de-Jambet in seiner Diözese, deren Einkünfte der Kanonikus von Saint-Maur bezog, ohne die Pfarrei zu bekleiden.

Im Jahr 1545 erhielt Rabelais, der 1542 eine gemilderte Ausgabe der zwei ersten Bücher seines Werkes veranstaltet hatte, von Franz dem Ersten, der die Laune des Spötters schätzte, das Privileg zum Druck des dritten Buches, avec pouvoir et puissance de corriger et revoir les deux premiers, et les mettre en nouvelle impression et vente. Auf dem Titel lesen wir zum ersten Mal, statt des Anagrammes für François Rabelais, Alcofribas Nasier, den wahren Namen des Verfassers. Der Autor des kühnen Werkes, das 1546 ausgegeben wurde, bewies aufs Neue seine Weltklugheit, indem er sich unter den Schutz des Königs stellte: so konnte er die Sorbonne herausfordern, ohne für sein Leben fürchten zu müssen; denn die Zeit war den Neuerern, die der Ketzerei verdächtig schienen, und den Protestanten nicht günstig. Der Dichter Marot, der Uebersetzer der Psalmen, mußte 1543 aus Frankreich flüchten und starb bald darauf im Exil; der berühmte Buchdrucker und Humanist Stephan Dolet wurde 1546 in Paris verbrannt, weil er eine Stelle aus dem Plato zugeschriebenen Dialog Axiochos anstatt mit Je ne serai plus mit Je ne serai plus rien du tout übersetzt hatte. Rabelais hatte wohlgethan, sich nach einflußreichen Gönnern umzusehen. Trotzdem schien es ihm bald darauf gerathen, Paris zu verlassen. Es war die höchste Zeit: denn Franz der Erste, der nach dem Beispiel seiner erlauchten Schwester, der Königin von Navarra, zum Frömmler geworden war, hatte nur noch kurze Zeit zu leben. Rabelais ging nach Metz, wo er anfangs in ziemlich dürftigen Verhältnissen gelebt zu haben scheint, bis ihm das Amt eines städtischen Arztes mit dem Gehalt von hundertzwanzig Livres übertragen wurde. Hier soll er auch die ersten Kapitel des vierten Buches entworfen haben, die 1547 zuerst in Grenoble und ein Jahr später in Lyon erschienen. Später näherte er sich dem Hause der Guise, die ihm nicht nur die Gunst Heinrichs des Zweiten verschafften, sondern auch am achtzehnten Januar 1550 die Pfarrei Saint-Martin zu Meudon bei Paris übertrugen. Die Legende hat sich viel mit dem berühmten Pfarrherrn von Meudon beschäftigt: sie zeigt uns einen abgeklärten Greis, der seine Pfarrkinder in heiter väterlicher Weise hütet und leitet und in seinen Mußestunden die auserlesenste Gesellschaft bewirthet, die aus Paris herauskommt, um den berühmten Lacher zu genießen. Thatsache ist, daß wir wenig über die Thätigkeit des Pfarrers Rabelais wissen, der just vor dem Erscheinen des vierten Buches seines Werkes, am neunten Januar 1552, seine beiden Pfarrämter niederlegte. Vielleicht waren es die Beschützer des Autors selbst, die ihm riethen, auf seine Pfründen zu verzichten, um den ärgsten Angriffen zu entgehen. Das vierte Buch wurde am achtundzwanzigsten Januar 1552 ausgegeben und, trotz dem königlichen Privilegium, durch ein Parlamentsedikt kassirt. Der Drucker Michel Fezandat wurde vor Gericht gestellt und der Verkauf des

Buches bei Leibesstrafe verboten. Erst durch eine Entscheidung des Königs wurde das Werk später wieder freigegeben.

Dem Spötter sollte nicht vergönnt sein, das letzte Buch seines Werkes zu vollenden: bald darauf schied er aus dem Leben. Früher galt der neunte April 1553 allgemein als sein Todestag und man nahm an, daß er in Paris, Rue des Jardins, gestorben und auf dem Friedhof der Pfarrei Saint-Paul unter einem großen Baum begraben worden sei, den man hundert Jahre nach seinem Tod noch zeigte. Als sicher darf nur gelten, daß Rabelais gegen Ende des Jahres 1552 noch unter den Lebenden weilte. Auch den Sterbenden hat die Legende nicht verschont: er soll einen Domino, ein Mönchskutte, angezogen haben, um das Wort zu parodiren: Beati qui in Domino moriuntur. Man legt ihm das Wort in den Mund: Laßt den Vorhang fallen; die Posse ist aus! Den Priester, der ihm die Hostie brachte, soll er mit den Worten begrüßt haben: „Ich glaube, meinen Herrgott zu sehen, wie er in Jerusalem einzieht, triumphirend und auf einem Esel sitzend" (porté par un âne). Sein Testament soll gelautet haben: „Ich hab nichts, ich bin viel schuldig und den Rest geb ich den Armen." Am Besten scheint mir noch das Wort des sterbenden Spötters zu seinem ganzen Wesen zu passen: Je m'en vais quérir un grand peut-être!

Was an dem Leben dieses merkwürdigen Spötters auffällt, ist, neben dem unersättlichen Wissensdurst und der inneren Rastlosigkeit des Gelehrten, eine beispiellose Lebensklugheit, die mit dem ganzen Wesen des Pantagruelismus in Widerspruch zu stehen scheint. Rabelais besaß in höchstem Grade die Gabe, mit den Großen dieser Welt umzugehen. Wir müssen das Wort „domestique", das er auf sein Verhältniß zu seinem Herrn und Gönner anwendet, mit Höfling, courtisan, übersetzen, wenn wir keinen Irrthum begehen wollen. Als Höfling schreibt er in würdigster Weise, wenn ihn die Verhältnisse zwingen, seine unsichere Lage zu bekennen und um Unterstützung zu bitten. Nichts in seinen Briefen erinnert an den Spötter, der doch ein glänzender Improvisator gewesen sein muß, mag er nun lateinisch oder in seiner Muttersprache schreiben. Aus seinen Episteln spricht ein gesetzter Gelehrter, der sich in jeder Lage seiner Würde bewußt bleibt und in den Augen der Zeitgenossen vor Allem die Zierde der Heilkunst ist. Der Wahlspruch, den man dem Spötter zuschreibt, ist bezeichnend genug: Tempore et loco praelibatis! Bedenk in Allem (was Du thust) Zeit und Ort! Der Vergötterer der Natur hat wenig Neigung, der Märtyrer für seine freie Weltanschauung zu werden; seine Kühnheit geht, nach seinem eigenen Wort, bis zum Feuer exclusive. Er bekämpft Rom, aber bricht nicht mit der Kirche: der Gallikanismus ist ein Mittelweg, der dem Franzosen gestattet, bei aller Auflehnungsucht doch Katholik zu bleiben.

Die drei Lebensmächte, die die Wirksamkeit dieses klaren Kopfes bedingen, sind: das Mittelalter, die sogenannte Renaissance und die politischen Zustände Frankreichs zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts. Es ist kein Zufall, daß alle Dichter, die der Touraine, dem Garten Frankreichs, entstammen, ihre Bodenständigkeit stark betonen: ich erinnere nur an Paul Louis Courier, den glänzenden Pamphletisten, und an Balzac, der in seinen Contes drôlatiques ein direkter Nachahmer des Meisters Rabelais geworden ist. Diese üppige Landschaft, in deren saftigen Thälern Wälder von Obstbäumen gedeihen und deren Hänge Reben tragen, mag ein froheres Geschlecht erziehen als der Norden, der den Menschen in sich hineintreibt, oder der Süden, der alle Dinge in heller Klarheit zeigt. Diese Landschaft

hat unvergängliche Eindrücke in Rabelais hinterlassen: hierher, in die geliebte Devinière, wo, neueren Forschungen nach, sogar seine Wiege gestanden haben soll, verlegt er den Wohnsitz seiner bäuerlichen Riesenkönige und hier ist der Schauplatz des burlesken Weckenbäckerkrieges im „Gargantua".

Die Epoche, in der Rabelais aufwächst, ist, allgemein gesprochen, eine Zeit des Ueberganges. Solche Zeiten sind verführerisch; aber die Werke, in denen ihr Wesen reinen oder vollen Ausdruck findet, verrathen nur zu oft den Zwiespalt, der die Seele ihres Schöpfers bewegte. Rabelais war Mönch; er ist ihn, was man auch sagen mag, in vieler Hinsicht niemals los geworden: pfäffisch ist sein Bücherglaube und pfäffisch sind viele seiner Späße; sie verrathen eine Phantasie, deren Wuchs das Kloster keinen Augenblick vergessen läßt. Doch der Mensch ist kein Abstraktum, sondern aus Widersprüchen zusammengesetzt. Es ist ein Unterschied, ob man, vom Strom der Zeit getragen, zu den Gestaden strebt, wo unsere Genossen wohnen, oder ob wir im Kampf mit unserer Umgebung groß werden. Rabelais war zu gesund, um durch das Mönchsleben dauernd verbittert zu werden; aber auf seinen Geschmack hat es für immer gewirkt.

Rabelais steht seinem Stoff mit der Unbefangenheit des Erzählers gegenüber, der, nach dem Worte Molières, sein Eigenthum da nimmt, wo er es findet. Der hochgelahrte Doktor, der inbrünstig an die Bücher glaubt, mag ein treffliches Latein schreiben und die Alten verehren; aber der Satiriker hegt kein Bedenken, aus den Anschauungen des Volkes zu schöpfen, und sein Geschmack neigt zu den Kunstformen des Mittelalters, zu den Fabliaux und gesalzenen Späßen, die auch die französischen Könige ergötzten. Seine Phantasie schaltet in freister Weise mit den Einzelheiten: es kümmert sie nicht, ob sein Held bald als Riese auftritt und bald wieder als Männlein in gewöhnlicher Gestalt einherwandelt und vor den Sorbonnisten disputirt: die Hauptsache bleibt immer, daß die künstlerische Wirkung des Augenblickes erreicht werde. Der Künstler Rabelais ist am Größten in Episoden und einzelnen Schilderungen. Seine Phantasie, die so maßlos scheint, sieht jede Einzelheit mit dem klaren Auge eines Realisten; und in diesem Sinn kann man ihn wirklich als den ersten Realisten der französischen Litteratur betrachten. Seine Gestalten sind nicht individuell in modernem Sinn. Gargantua, Grandgosier, Pantagruel sind milde Spiegelbilder eines Königsideals, wie es das Bürgerthum in Ludwig dem Zwölften oder auch in dem galanten ersten Franz sehen mochte. Bruder Jean ist der lärmende Franzose, wie wir ihn aus der Revolution und in den Soldaten der Großen Armee kennen, und Panurg der feige, cynische Witzbold, der über Alles reden kann und jene Späße liebt, die man als Gauloiserie kennt. Aber diese Gestalten, die irgend einen scharfen Charakterzug der Rasse verkörpern, sind nur in Umrissen gehalten; auch sind sie nur eine Gelegenheit, die Formkunst des Erzählers und die Weltanschauung des Satirikers zu offenbaren.

In dem ganzen Werk kommt keine einzige Frauengestalt vor, die mit Liebe behandelt wäre; denn der Autor hat es sehr eilig, Gargamelle verschwinden zu lassen. Dieser Mangel ist doppelt auffällig bei einem Manne, der die wesentlichen Eigenschaften des Galliers in so hohem Grade aufweist. Sollte hier die lange Klosterzeit des Dichters noch stärker nachwirken als sein Verkehr mit dem Weiberhasser Tiraqueau? Oder sein Beruf als Arzt, dem das Allzumenschliche der Frauen täglich nah trat? In seinem Verhältniß zum Weibe zeigt er die stärkste Reaktion gegen den Frauenkultus des Mittelalters. Die Meinung des Doktors Rondibilis

im dritten Buch ist deutlich genug: „Denn sag ich ‚Weib', so meine ich ein so veränderlich, gebrechlich Geschlecht, daß die Natur mir (mit Respekt und aller schuldigen Ehrfurcht zu reden) von jenem richtigen Verstand, womit sie Alles formirt und erschaffen, sich gar verirrt zu haben scheint, als sie das Weib erfand. Und wenn ichs auch hundert und hundertmal Mal bedenke, komme ich auf keinen anderen Schluß, als daß sie mit Erschaffung des Weibes mehr auf des Mannes gesellige Lust und Wahrung des Geschlechtes bedacht war denn auf Vollkommenheit des Weibes in sich selbst. Fürwahr, auch Plato weiß nicht, zu welcher Klaß er sie zählen soll, ob zu den vernünftigen Wesen oder zu dem blöden Vieh."

Rabelais ist ein ganz außerordentlicher Erzähler, der seine Motive überall zu finden weiß: sein Roman ist, wie Regis in seiner Einleitung zu den Anmerkungen sagt, die Geschichte seiner Lecture: bald sind es die alten Griechen und Römer, vor Allen Lukian und Plinius, die ihn erfüllen, bald die Schnurrensammlungen welschen Ursprungs, Poggio, Folengo (Merlino Coccajo), die Fazetien Bebels, Erasmus, Thomas Morus, die den lernbegierigen Mönch ergötzt haben mochten. Mit Ausnahme der Kapitel, wo er den Alten mit dem Bewußtsein des Schülers nachahmt, ist seine Sprache von altväterischer Leichtigkeit und Anmuth, die eine kostbare Gabe der Rasse ist. Diese Prosa hüpft und tanzt einher und bleibt selbst da, wo sich der Gelehrte am eigenen Wort berauscht, ein gesprochener Stil. Wir denken uns diesen Erzähler am Besten in munterer Dessertlaune, als Erheiterer jenes Viertelstündchens entre la poire et le fromage, dessen Reiz er selbst schildert. Hier legt er sich keinen Zwang auf; das lachende Wort kennt keine Rücksicht und schont keinen Schleier. Selbst die unendlichen Aufzählungen, die den modernen Geschmack beleidigen, werden erträglich oder zu einem Genuß durch die Mimik, die dem Wort den unschätzbaren Werth des Augenblickes gibt und alle Zuhörer hinreißt. Der Autor selbst genießt diese Litaneien mit dem Behagen des Wissenden; für ihn sind Das nicht tote Namen, sondern seine junge, überschäumende Phantasie sieht das Bild, das sie erwecken, mit voller Deutlichkeit; er steht jung in einer jungen Welt, wo der Geist Alles, was in eine große Vergangenheit führt, mit dem Entzücken unersättlicher Seelen aufnimmt. Rabelais ist der geniale Satyr der französischen Renaissance.

Man hat seine Phantasie unrein genannt; und in der That kann man Leuten von verzärteltem Geschmack und den Frauen nur rathen, seinem Werk fern zu bleiben: gewisse Kapitel sind, was den aufgerührten Unflat anbelangt, ohne Beispiel in der Weltliteratur. Man hat zu seiner Entschuldigung vorgebracht, daß er, als Arzt, gewohnt gewesen sei, alle menschlichen Dinge mit dem rechten Namen zu nennen, und auf die Neigung der Zeit verwiesen, natürliche Dinge natürlich zu nehmen. Heute wäre es undenkbar, daß eine Frau, wie die herrliche Margarethe von Valois, Novellen auftischte, wie sie der „Heptameron" der Königin von Navarra enthält. Doch wenn der Hang Rabelais' zu Zoten auch tief in der Natur der Franzosen wurzelt, deren Sinnlichkeit weniger von der Phantasie als von dem Verstand gelenkt wird, so ist seine Neigung, mit obszönen Bildern zu spielen, doch durchaus individuell: ja, in solchen Stellen offenbart sich eine gewisse Genialität; sie gehören zum Charakter des Werkes und man kann sie nicht ausmerzen, ohne das Weltbild des Humoristen zu fälschen. Aber wenn auch die Phantasie Rabelais' recht oft unsauber ist, so ist sie doch nicht schlüpfrig. Schon bei Brantôme steht die Sache anders, und wer die erotische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts kennt, weiß, daß dieser Hang, die Sinnlichkeit philosophisch zu würzen, in Frankreich unaus-

roddar ist. Von einem höheren Standpunkt aus kann man noch eine andere Entschuldigung für die beispiellosen Unfläthigkeiten des Rabelais finden: gerade der Hochgebildete, der sich am Weitesten von dem unsterblichen Thier in uns entfernt hat, empfindet den Kontrast zwischen Geist und Thier besonders lebhaft: dieser Zwiespalt wird eine Quelle ewigen Gelächters bleiben; und die Zeit, die dem Künstler nicht gestattet, ihn zu gestalten, verschließt sich selbst eine Quelle des Genusses.

Und noch ein Zug dieser Natur ist zu betonen: der Satiriker Rabelais schreibt im Allgemeinen ohne Haß und selbst seine heftigsten Angriffe fließen aus einer unverwüstlichen Heiterkeit der Seele, die offenbar auf dem Grunde einer gesunden Natur aufblüht. Er lacht um des Gelächters willen, und wenn er seine Possen zu rechtfertigen sucht, so geschieht es nur, um seine eigene Person zu schützen. Dieses Lachen ist in ganz anderem Sinn gallisch als das Lachen Molières oder Voltaires: es ist kindlich und braucht nicht die Rechtfertigung durch den Verstand. Der Schalksnarr deckt den Philosophen, der außerdem die Gabe besitzt, über bedenkliche Stellen wegzugleiten oder sie in einer merkwürdigen Verschleierung zu zeigen. Dieser unverwüstliche Optimismus entwaffnet, weil er nicht theoretisch auftritt, sondern aus den Bildern des Lebens hervorschimmert und in einem besonderen Temperament seine ewige Rechtfertigung findet. Lachen, le propre de l'homme, ist mehr werth als die Weisheit, die vergißt, daß diese Welt ein Tollhaus ist. Die Hölle des Rabelais hat keinen einzigen dantesken Zug Renan, der sich seines Gallierthumes sehr bewußt war, hat dieser Weltanschauung lapidaren Ausdruck gegeben, als er, im Mai 1886, vor einer Versammlung von Studenten, das Wort aussprach: „La vieille gaîté gauloise est peut-être la plus profonde des philosophies".

Rabelais selbst hat seine Weltanschauung Pantagruelismus genannt und diesen also definirt: „une certaine gaîté d'esprit confite en mépris des choses fortuites", eine besondere Fröhlichkeit des Geistes, die in Geringschätzung zufälliger Dinge besteht. Eine solche Philosophie ist nichts weiter als der Ausdruck eines heiteren Temperamentes, das sich nur gehen lassen darf, um glücklich zu sein, und das Gelächter, das diese Weltanschauung rechtfertigt, der Ausbruch animalischer Natur, die nie an ihrem Rechte zweifelt, das Leben mit allen Sinnen zu leben, weil die Natur eine gute Mutter ist, der man vertrauen kann In diesem Vertrauen offenbart sich die schärfste Reaktion gegen die theoretische Sinnenfeindschaft des Mittelalters; und aus ihm fließt auch das ganze viel besprochene Erziehungsprogramm, das Rabelais im „Gargantua" aufstellt. Der wichtigste Zug dieser Methode ist, abgesehen von der Pflege der Wissenschaft, die ganz außerordentliche Hochschätzung des Körpers: der Arzt weiß, daß das gesunde Thier im Menschen die Grundlage aller höhern Kultur und feinen Sitte ist. Alle anderen Züge seiner Pädagogik, die selbst über Rousseau hinausweist, kann man dem gesunden Menschenverstand zuschreiben; aber diese Hochschätzung der körperlichen Erziehung ist ein besonderes Verdienst des Menschen Rabelais.

Es giebt wenige Bücher der Weltliteratur, in denen die Liebe zum Leben so überschwänglichen Ausdruck gefunden hat: in der Theorie, die sich auf Philosophie und Glauben stützen kann, und in der Darstellung, der keine Einzelheit zu gering ist, eben weil sich das Leben auch im Kleinsten offenbart. Der Stil allein ist es, der Rabelais zu einem Geistesverwandten der Rubens und Jordaens macht. Er ist tief im Staub gegangen, hat aber die ewigen Sterne nie aus den Augen verloren.

München-Bogenhausen. Wilhelm Weigand.

Selbstanzeigen.

Peregrina. Schuster & Loeffler, Berlin.

Peregrina schreitet zwischen Tod und Leben mitten hindurch. In den Melodien des Todes liegt eine gewaltige Lockung, aber das Leben gebietet ihr, zu bleiben. Und so tritt sie ihre Wanderung an und öffnet das Thor zu der „Brennenden Stadt.“ Sie ist von Flammen und Flämmchen umsprüht, von schwälenden Dünsten umwallt. Lichtströme ergießen sich. Sie möchte lieber in stillen, schattigen Wäldern der Romantik leben, aber ein unerklärliches Muß zwingt sie zum Weiterschreiten. Sie nähert sich den Thronen aller geistigen Höhensitze, aber sie findet stets das kalte oder doch kühle „Ich“, das von diesen Thronen aus sein Herrscheramt ausübt. Sie besucht den Dichter der Kommenden, den Dichter mit dem feurigen Herzen. Sie erlebt sein Streben und seinen Tod. Sie konnte ihm nicht helfen, die Gärten der Freude offen zu halten, denn sie hat eine Seele gefunden, der sie sich erschließen, der sie leben muß. Die Seele eines Mannes. Heinrich, der Mann, zeigt ihr Welt, Menschen und Geschehnisse von seinem Gesichtspunkt aus; und zwei starken Eigenwesen stehen einander gegenüber, sich dennoch ergänzend. Peregrina erkennt als ihre Mission, der wild und stürmend angelegten Natur des Mannes die Harmonie und den Frieden zu schenken, die seine Fähigkeiten zur schönsten Entfaltung bringen könnten. Sie sucht ihre Wesenheit zurückzudrängen und der seinen Kraft und Wärme zuzuführen, durch ihre Liebe die schwer lastenden Erinnerungen seiner Kindheit in den Hintergrund zu drängen. Kaum geahnte Hindernisse stellen sich der letzten Vollendung ihrer Mission in drohender Forderung entgegen. Nicht den Gesetzen der Welt: den Gesetzen ihrer Wesenheit muß sie gehorchen, wähnend, daß diese Gesetze im tiefsten Grunde auch Heinrichs sein müssen. Sie flieht. In Wald und Einsamkeit. In ein Kloster, von da auf eine Höhe und endlich in die Arme des Todes, der ihre Seele mit seiner Geige in süßen Schlummer hinüberringt.

Miriam Eck.

✱

Erziehung zur Körperschönheit. Turnen und Tanzen. Bard, Marquardt & Co., Berlin.

In der kurzen Vorrede zu dem Büchlein habe ich die Beweggründe, die mich trieben, es abzufassen, angegeben. Seitdem ist die Bewegung zu einer gesunden Körperkultur fortgeschritten und hier und da steht man im Prinzip bereits auf dem Boden, dem meine Schrift sich zuerst näherte. Aber die Mädchenerziehung, Jahrhunderte lang das Stiefkind der Menschenerziehung, kommt in Bezug auf physische, rationelle und empirisch-systematische Behandlung noch immer viel zu kurz. Mir lag daran, Eltern und Erziehern zu zeigen, worin die Schönheit eines Körpers besteht und welche Vortheile uns und künftigen Geschlechtern solcher Körper verheißt. In erster Linie habe ich der Kinder und unserer heranwachsenden Mädchen aller Lebenskreise gedacht; aber auch die Aelteren finden Gelegenheit zu einer selbständigen Prüfung der Systeme, die Schönheit und Gesundheit erreichen lehren. Wer dieses Ziel sucht, muß sich vor allen Dingen mit den Funktionen der einzelnen Organe einigermaßen vertraut machen, dann die Eigenheit seines Körpers erforschen und sich endlich selbst sein besonderes, für ihn passendes System bereiten.

Wilmersdorf. Magarethe N. Zepler.

✱

Zwanzig Jahre und rothes Blut. Kurt Wigand, Leipzig.

Zwanzig Jahr und rothes Blut
Schaffen heiße Stunden.
Zwanzig Jahr und rothes Blut, —
Habt Ihrs nie empfunden?
Zwanzig Jahr und rothes Blut:
Burschen! Gläser heben!
Zwanzig Jahr und rothes Blut
Sollen leben, leben!

Guben. Klara Schelper.

Königin Lear. Otto Janke.

Was dieser Roman zu erzählen hat, sagt sein Name: die Tragoedie einer Mutter, die alte Geschichte von Mutterliebe und Mutterblindheit, also, in ein modernes Gewand gehüllt und in ein bürgerliches Milieu versetzt, die Historie des erschütternden Leardramas. Eine im Leben nur zu häufig vorkommende Familiengeschichte erzählt das Buch: von der Undankbarkeit sichtbar vorgezogener und verhätschelter Kinder, von der Treue eines im Elternhause nicht verstandenen, zurückgesetzten Sohnes.

Arthur Seewett.

Die gefährlichen Strahlen. F. Fontane & Co., Berlin. 6 Mark.

Der dritte in meiner Reihe österreichischer Romane. Der erste „Die Vaclavbude“, hat den Kampf der deutschen Studentenschaft in Prag behandelt, der zweite, „Der Fenriswolf“, spielte auf dem stilleren Boden der Provinz, wo man den Strom der Zeit nur von Weitem rauschen hört. Hier endlich habe ich versucht, die Besonderheiten Oesterreichs auf wirthschaftlichem, sozialem und politischem Gebiet so darzustellen, wie sie von einem größeren Industriecentrum des Reiches aus erfaßt werden mögen. Ohne mich auf photographische Methoden einzulassen, habe ich natürlich meine dekorativen Motive aus Brünn geholt. Denn hier gerade ist eins der interessanten Gebiete, wo die Widerstände zusammentreffen. Eine alte deutsche Stadt, die von czechischen Vororten umklammert wird, eine Industriestadt zugleich; die Elemente, die sie aus nationalen Gründen abstoßen sollte, kann sie aus wirthschaftlichen Gründen nicht entbehren. In den Oktobertagen des vorigen Jahres hat die Stadt gerade wieder durch eine Explosion ihrer gefährlichen Gase die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Und eine genaue Analyse der wirkenden Kräfte hat mich schon viele Monate vorher, als ich meinen Roman vollendete, in den Stand gesetzt, Aehnliches vorherzusagen. Aber ich möchte nicht, daß man meinem Roman nur lokale Bedeutung zuschreibe. Ich habe versucht, die typischen Züge darzustellen, so daß man überall die dazu passenden konkreten Fälle auffinden kann. Und mehr noch läge mir daran, in Deutschland, als daran, in Oesterreich gelesen zu werden, damit man endlich beginnt, unsere Lage zu verstehen, und mit größerem Antheil als bisher die Geschicke der Deutsch-Oesterreicher verfolgt.

Brünn. Karl Hans Strobl.

Elektrizität.

Die Fusionen der letzten Zeit haben in der Elektrizitätindustrie nicht annähernd die Bedeutung wie einst das Bündniß A. E.-G.-Union und das der Siemens-Schuckert-Werke. Immerhin gehts auf dem Wege zur Einheit allmählich weiter. Bei den großen Fusionen handelte es sich darum, aus Konkurrenten Verbündete zu machen. Bei dem neusten Concern, der Felten & Guilleaume und die Lahmeyer-Werke Aktiengesellschaft umfaßt, kam die Konkurrenzfrage kaum in Betracht. Die Elektrizitätgesellschaft vorm. Lahmeyer & Co. in Frankfurt und die Felten & Guilleaume Karlswerk Aktiengesellschaft verbündeten sich, weil Beide Ergänzung ihrer Produktion suchten. Das Karlswerk in Mühlheim fabrizirte hauptsächlich elektrische Kabel und mußte, da elektrische Anlagen meist als Ganzes vergeben werden, die Verbindung mit einer Fabrik wünschen, die elektrische Maschinen und Anlagen lieferte; für Lahmeyer wiederum konnte der Anschluß an ein Werk, das Kabel und sonstige Bedarfsartikel für Installationen herstellt, vortheilhaft sein. Felten & Guilleaume erhöhte sein Aktienkapital von 36 auf 52 Millionen Mark und gab so der neuen Interessengemeinschaft die finanzielle Grundlage. Das erste Geschäftsjahr des neuen Concerns brachte eine Dividende von 10 Prozent; das Karlswerk hatte in den vorausgegangenen drei Jahren 5, wieder 5 und 8 Prozent vertheilt. Das gute Jahresergebniß hat die Leiter nun wohl ermuthigt, eine neue Erweiterung ihres Geschäftskreises zu versuchen. Der Concern hat die alte zürcher Firma Escher, Wyß & Co. übernommen. Diese Transaktion verdient Beachtung, weil die Vereinigung einer ausländischen mit einer deutschen Gesellschaft ziemlich selten ist und weil Escher, Wyß & Co. die erste Firma war, die Dampfturbinen baute. Der Gründer des zürcher Hauses, Hans Kaspar Escher, fing 1805 mit einer Baumwollspinnerei an, fabrizirte dann Spinnmaschinen und ging später zum Bau von Schiffsmaschinen über. Schon ums Jahr 1840 baute Escher in der Neumühle bei Zürich die erste Dampfturbine; heute hat die Firma auf dem Gebiete des Turbinenbaues einen Weltruf. Das von ihr angewandte System Zoelly ist nun aber auf die Dauer von siebenzehn Jahren einem deutschen „Syndikat zur Verwerthung des Zoellypatentes“ zur Ausbeutung übertragen worden; und an der Spitze dieses Syndikates stehen: die Siemens-Schuckert Werke, der Norddeutsche Lloyd (Norddeutsche Armaturenfabrik) und Friedrich Krupp in Essen. Da die Lahmeyer-Werke jetzt den größten Theil des Aktienkapitals von Escher übernommen haben und die Verwerthung des Zoellypatentes in der Fabrikation des zürcher Hauses einen Hauptbestandtheil bildet, müssen die beiden Concerns eine Verständigung erstreben. Daß Lahmeyer warten wird, bis die Konzession des Zoellysyndikates abgelaufen ist, läßt sich kaum annehmen; vermuthlich wurde ein Abkommen über die Verwerthung des Turbinenpatentes von vorn herein erwogen und das Syndikat beschränkt sich darauf, den Verkaufspreis gemeinsam zu regeln. Käme es zu einer weiteren Verständigung zwischen Siemens-Schuckert und Lahmeyer, so könnte eines Tages der dritte der jetzt bestehenden Elektrizitätconcerns verschwinden und wir hätten dann wieder die beiden großen Gemeinschaften (A. E.-G. und Siemens), die sich immer wieder neue Unternehmen angliedern könnten. Ob es schließlich zu dem vom Geheimrath Emil Rathenau erhofften großen Elektrizitätstrust kommen wird, ist heute noch nicht zu sagen. Bekannt ist ja, daß auch die A. E.-G. sich einer großen schweizerischen Firma

(Brown, Boveri & Co.) zur Ausbeutung von Dampfturbinenpatenten verbündet hat. Auch das Turbinensystem dieser Firma wird ungemein gerühmt. Geheimrath Riedler hat neulich darauf hingewiesen, daß Deutschlands Schiffahrtgesellschaften und Marine hinter dem Ausland, besonders hinter England, Frankreich und Amerika, in der Verwendung der Turbine zurückbleiben. Die deutsche Handelsmarine besitzt nur ein Turbinenschiff, den „Kaiser", der den Nordseebäderdienst der Hamburg-Amerika-Linie besorgt; die deutsche Kriegsmarine hat einen kleinen Kreuzer und ein Torpedoboot in Betrieb und drei Turbinenschiffe bestellt. Das ist wenig; die Zahl der Turbinenpferdekräfte aller Handels- und Kriegsmarinen geht über $1^1/_3$ Millionen hinaus und auf die deutschen Turbinenschiffe entfällt davon nur etwa der dreißigste Theil. Wenn die deutschen Elektrizitätgesellschaften an dem Turbinenbau stärker interessirt werden, müssen alle Sachverständigen sich freuen.

Die Elektrizitätindustrie ist überhaupt jetzt mehr darauf angewiesen, Spezialitäten zu suchen. Noch 1901, in den Tagen der Hochkonjunktur, gab sie den Ton an; heute ist sie zum großen Theil von den Aufträgen abhängig, die sie aus anderen Branchen bekommt. Die Bergwerkindustie macht sich mehr und mehr die elektrische Kraft nutzbar. Eisenindustrie, Textilindustrie, Schiffahrt (Treidelverkehr, Hebemaschinen), Vorortverkehr im Eisenbahnbetrieb, Landwirthschaft: alle brauchen elektrischen Strom; und die Elektrizitätgesellschaften dürfen hoffen, daß es bald möglich sein wird, die Wasserkräfte noch rationeller auszunutzen, als es jetzt geschieht. Die Thatsache, daß die elektrotechnische Industrie heute mehr als je von der Konjunktur der übrigen Industrien abhängt, haben die Stinnes und Thyssen früh erkannt und deshalb das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätwerk zu einem Concern auszubauen versucht, der ganz Rheinland-Westfalen mit elektrischem Strom versorgen sollte. Durch eine direkte Verbindung der rheinisch-westfälischen Montanindustrie mit dem Elektrizitätwerk wäre die Abhängigkeit zu einer gegenseitigen gemacht und für den leidenden Theil, die Elektrizitätindustrie, auf ein möglichst geringes Maß reduzirt worden. Aber Stinnes und Thyssen denken und die Kommunen lenken. Die thaten sich nämlich zusammen, Dortmund und Hagen an der Spitze (die Oberbürgermeister von Essen, Mülheim und Gelsenkirchen sitzen im Aufsichtrath des Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätwerkes), und sagten: „Quod non! Einen Elektrizitätstrust mit einem Monopol für die Abgabe elektrischen Stromes lassen wir uns nicht gefallen." An dieser Klippe scheiterte der Plan. Das Ausbeutungsgebiet des Elektrizitätwerkes ist nun recht klein; doch ein immerhin beträchtlicher Theil des rheinisch-westfälischen Industrierevieres ist seiner Macht unterthan: zunächst Essen, dann etwa hundert andere Gemeinden, darunter industriell sehr wichtige, wie Mülheim an der Ruhr, Meiderich, Hörde, Barop, Gelsenkirchen, Solingen, Elberfeld, die durch die Uebernahme des Elektrizitätwerkes Berggeist in Brühl und des Bergischen Elektrizitätwerkes in Solingen dem Concern des Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätwerkes als Stromabnehmer gewonnen wurden. Gegen die Monopolisirung des ganzen rheinisch-westfälischen Gebietes wehrten sich natürlich auch die berliner Großmächte; sie hätten dadurch ja viele Kunden oder mindestens die Möglichkeit, neue Abnehmer zu finden, verloren: und deshalb wurde, besonders am Schiffbauerdamm, eifrig gegen den Plan gearbeitet. Ob auch ohne den zähen Widerstand der Gemeinden die von Berlin aus versuchte Opposition erfolgreich gewesen wäre, ist fraglich. Jedenfalls können A. E.-G. und Siemens-Schuckert mit dem Ertrag des Feldzuges zufrieden sein: diesmal haben Stinnes und Thyssen ihre Welt noch nicht aus den Angeln gehoben.

Das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätwerk wird einstweilen als Outsider betrachtet. Bisher wenigstens hat man nicht gehört, daß es aufgefordert worden ist, dem Abkommen der drei großen Gemeinschaften (A. E.-G., Siemens, Lahmeyer) über Offerten und Preise beizutreten. Dieses Schutzkartell soll die Konkurrenz möglichst von allen Aufträgen absperren, die entweder von der alten Kundschaft der kartellirten Firmen stammen oder Spezialitäten ihrer Fabriken betreffen. Die Offerte derjenigen Gesellschaft, die durch frühere Lieferungen, Bankverbindungen und andere Beziehungen die nächste Anwartschaft auf den Auftrag hat, soll dadurch geschützt werden, daß die beiden anderen Mitglieder des Schutzkartells bei ihren Angeboten höhere (vorher vereinbarte) Preise fordern. Damit wäre den zum Schutzkartell gehörenden Gesellschaften beinahe ein Monopol gesichert; natürlich sträubten sich die nicht dazu gehörigen gegen solches Abkommen. In dem Rundschreiben einer großen Gesellschaft sollen Strafen für die Angestellten vorgeschlagen sein, die nicht verhindern konnten, daß Outsiderfirmen Aufträge erhielten, die eigentlich den kartellirten Werken gebührten. Ueber die Wahl der gegen die Konkurrenz angewandten Mittel ist, so lange sie als Interna der Gesellschaften behandelt werden, ein Urtheil schwer möglich; was darüber veröffentlicht wird, braucht nicht wahr, nicht die ganze Wahrheit zu sein. Daß die großen Concerns überhaupt Sonderabmachungen, die unter einander und mit Fremden die Konkurrenz mildern sollen, für nöthig halten, ist jedenfalls wichtig. Zuerst sollten die Fusionen die Reibungfläche verkleinern; dann mußten die Concerns sich verständigen, um ruinösen Wettbewerb zu hindern. So scharf ist der Kampf ums Dasein, so drückend die Abhängigkeit von anderen Gewerben in der Elektrizitätindustrie geworden. Unter solchen Umständen wäre die Errichtung eines großen Trustgebäudes für alle Betheiligten natürlich ein Glück.

Die Sturm- und Drangperiode, aus der manche Industrien niemals herauszufinden scheinen, hat die Elektrizitätindustrie glücklich überwunden. Die letzte Krisis hat nach dieser Richtung heilsam gewirkt und namentlich verhindert, daß die Kapitalsvermehrungen und Betriebserweiterungen in dem früher gewohnten Tempo fortgesetzt wurden. Im Jahr 1905 arbeiteten etwa 625 Millionen Mark in der elektrotechnischen Industrie; wesentlich wird diese Summe sich seitdem wohl nicht vergrößert haben. Das läßt schon erkennen, daß man auf dem Weg zur Konsolidirung weiter gekommen ist. Der Gegensatz zwischen den Großen und den mindestens zweihundert Spezialfabriken ist freilich noch nicht beseitigt. Die Großen können ungebührliche Preissteigerungen energisch abwehren, sind daher schon beim Bezug von Rohmaterial im Vortheil. Der Preis des Kupfers, zum Beispiel, wird ja durch spekulative Manöver mitbestimmt. Die amerikanischen Spekulanten, die den Kupferweltmarkt beherrschen, können durch Einsperrung der Waare die Preise halten oder nach Belieben noch höher treiben. Solche Versuche kann der große Abnehmer natürlich leichter vereiteln als der kleine, der sich vor den Folgen hoher Rohstoffpreise nur dadurch zu schützen vermag, daß er höhere Verkaufspreise durchzudrücken sucht. Um zwischen Rohmaterial und Fabrikat einen Preisausgleich zu ermöglichen, sind Verbände geschaffen worden, wie das Kartell der Glühlampenfabrikanten und die Vereinigung deutscher Starkstromkabel-Fabrikanten, die aber nur in vereinzelten Fällen wirksam einzugreifen vermochten. Die Klage über das Mißverhältniß zwischen Herstellung- und Verkaufspreis ist nicht verstummt. Und gerade der Zustand der Elektrizitätindustrie muß auch dem Zweifler beweisen, daß es ohne starke Concerns heutzutage eben nicht mehr geht. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 11. August 1906.

Kapuzinade.

Heisa! Juchheia! Dudeldumdei! Seit drei Wochen gehts wieder hoch her. Fast so hoch wie in den Tagen der Begeisterung für den großen Krüger und den kleinen De Wet. Damals schien Euch Schreiberzunftmeistern der Anfang vom Ende Britaniens gekommen. Höhntet Ihr täglich den armen Tommy Atkins. Schaltet den englischen Offizier einen Feigling, den Sirdar Kitchener, einen Mann großen Formates, der aus dem Kriegshandwerk als Erster eine Kriegsindustrie gemacht hat, einen Henker und Bluthund, Chamberlain einen Erzschelm und moneymaker. Lest, was Ihr vor fünf Jahren geschrieben habt: und gesteht, daß Ihrs heute nicht mehr vertreten könnt; schon vor den Euch in London bereiteten Lachs- und Hammel-Festen nicht mehr vertreten konntet. Cuiusvis hominis est errare, sagt Cicero? Richtig. Doch der Justizrath fügt hinzu: Nullius nisi insipientis in errore perseverare. Und Eure Irrthümer, die von der sichtbarsten Katheder herab reden, werden uns theuer. Die Briten haben Euer Schnauben nicht so schnell vergessen wie Ihr selbst; haben überall gegen uns Bundesgenossen geworben: und das deutsche Volk muß seit manchem Jahr nun die von Euch leichten Sinnes zerschlagenen Fensterscheiben bezahlen. Jetzt habt Ihr Rußland aufs Korn genommen. Schon lange. Besonders scharf aber, seit die Gossudarstwennaja Duma aufgelöst worden ist. Das hieß Euch „verbrecherischer Wahnwitz". Ihr suchtet und fandet noch schönere Wortschellen. Jauchztet in Wonne, als die Franzosen, deren Preßräderwerk von Petersburg aus nicht mehr so reichlich wie in der Aera Rothstein-Raffalowitsch geölt wird, den Kurs der russischen Anleihen fallen ließen, und sagtet, als er rasch wieder stieg, auch diese Zettellüge können nur kurze Beine haben. Meldetet, wie ein Evangelium, die Nachricht von je-

dem Mord, Strike, Meuterversuch und fandet die hinterlistig vorbedachte Tötung eines Menschen erst wieder tadelnswerth, als ein Radikaler geschlachtet war. Diese Trauer, daß nicht Alles in Stücke gehauen wurde, Kleid und Zier des Zarenreiches nicht sofort in Fetzen ging! Wird das Parlament heimgeschickt, dann steht das Volk auf, bricht der Sturm los: hundertmal hattet Ihrs prophezeit. Unbegreiflich, daß es trotzdem nicht geschah. Die Nationalliberalen von der Sorte des Grafen Heyden nahten dem Thron Ruriks mit erneutem Treugelübde. Die Konstitutionellen Demokraten (Kadeten) führten im stillen Wiborg eine Versaillerposse auf und krochen dann hastig ins Dunkel. Ein paar Compagnien meuterten und Marinemannschaft ließ sich in das Wagniß offenen Kampfes hetzen; auf Kasernen und Kriegsschiffen wehte bald aber wieder die weiße Fahne. In Petersburg und Moskau, in Warschau und Lodz sogar umarmten, wie beim Klang der Osterglocke, bärtige Männer einander und riefen: „Bruder, die Duma ist aufgelöst! Nun, Bruder, kann noch Alles sich zum Guten wenden!" Witte, den Ihr sonst, wenn er nicht im Amt ist, doch zu loben pflegt und der die Thaten seiner Nachfolger nicht gern billigt, Witte sagte zum klugen Dr. Dillon vom Daily Telegraph: „Die Duma, die Legalität heuchelte, aber die Revolution fördern wollte, mußte aufgelöst werden. Kein anderer Weg war möglich. Im liberalsten Land wäre eine Volksvertretung, die so gehandelt hätte, nicht geduldet worden. Nur die Duma selbst ist an ihrem Schicksal schuld." Das verschwiegt Ihr. Fast Alle auch die aus Zorn und Verachtung gemischte Kritik, die das Parlament vorher aus Tolstois Mund gehört hatte. Verhießet abends immer für den Morgen Aufruhr und Weltuntergang; und spracht, als die Hoffnung Tag vor Tag trog, als auch aus dem Generalstrike nichts wurde, die Agonie des Reiches habe begonnen und das Volk sei zu entkräftet, um das Koma noch abzuschütteln. Dieses Ende wäre Euch offenbar die Erfüllung sehnlichsten Wunsches. Euch, den berufenen Vertretern des deutschen Interesses. Und Ihr wähnt Euch dem Ziel schon nah.

Denn bis an den Firstkamm des Gossudarstwo leckt die gierige Flamme und unter dem Kolossus wanken die thönernen Füße. Wer nur Euch hört, kann nicht zweifeln. Was jüdische oder tatarische Phantasie, britische oder polnische Schlauheit der Wünschelschnur entbunden hat, verzeichnet Ihr, als wärs wirklich geschehen und durch Augenschein beglaubigt. Häuft die Gräuelkunden zum Gebirg. Stellt, um den Leser zu schrecken, in langer Reihe zusammen, was ein Tag an Reporterberichten über Raub, Totschlag, Mord, Plünderung, Putschen aller Art brachte. Vergeßt nur, dabei auch den Umfang des Schauplatzes anzugeben, den Eurer Späher Blick abgesucht hat, und zu besinnen,

ob die Liste viel kürzer würde, wenn Ihr alle Verbrechen aufzähltet, die in einem anderen Erdtheil von der Größe Rußlands eine Sonne auf ihrer Reise von Ost nach West sah. Wozu erst vergleichen? Im Land Nikolais ist Alles erbärmlich; muß Alles über jede Vorstellung hinaus erbärmlich sein. Das Auflösungdekret des Armen hatte (noch in der schlechten Uebersetzung) den Ton redlichen Wollens und slavenevangelischer Inbrunst. Euch war es ein werthloser Wisch. Ist jeder Gubernator ein Tagedieb, geil wiehernder Hengst und Blutsauger. Jeder General ein Knuten-Kantschukow. Jeder Minister ein Tropf oder Gauner; am Liebsten Beides in einer Person. Unerbittlich. Versöhnen kann Euch keine Reu. Wenn Stolypin erklärt, er wolle das Reich modernisiren und die Reaktion habe von ihm nichts zu hoffen, wird er, den Ihr gar nicht kennt, wie der erstbeste Marktschreier ausgelacht. Einzelne unter Euch testiren ihm die Möglichkeit guten Willens, fragen dann aber, was er wohl gegen Pobedonoszew und Trepow durchsetzen könne. Die beiden Namen helfen aus jeglicher Noth. Pobedonoszew, der ungemein kluge und kultivirte Jurist, den Viele unter Euch immer noch für einen Pfaffen halten, kommt von der Torquemadarolle nicht los. Und Trepow, der in Moskau die Politik der alten Christlich-Sozialen zu machen versucht hat, ist einfach ein Schinderknecht. Das Verbrechen des Einen ist, daß er die Nothwendigkeit russischer Entwickelung anders sieht als Ihr und, wie Kajaphas einst, kein Opfer zu groß findet, wenns ihn geeignet dünkt, die innere und äußere Einheit des Reiches zu sichern. Das Verbrechen des Anderen, daß er die Hauptstadt vor Straßenaufständen bewahrt, männernden Knaben den Herrn gezeigt und das Lumpenproletariat in seine Höhlen zurückgescheucht hat. Schinderknecht? Er galt in Moskau als ein bedächtiger Mann von gesundem Menschenverstand, Witte hat ihn in Hubertusstock vor dem Ohr Wilhelms eifernd gelobt und selbst Ihr könnt uns nicht beweisen, daß er in Peters Stadt Hekatombaien gefeiert hat. Ich liebe die beiden Schwarzen Männer nicht, weiß von ihnen aber genug, um ihr Menschlichstes menschlich sehen zu können. Euch sind sie bequem: drum laßt Ihr sie Euch nicht nehmen. Daß Trepow gegen die Auflösung der Duma gestimmt haben soll, thut nichts. Denkt Ihr manchmal noch an Rennes? Oberst Jouaust, der dem Kriegsgericht vorsaß, war in Euren Sitzungberichten das schlimmste Scheusal auf der bewohnten Erde. Bis herauskam, daß er für Dreyfus votirt hatte. Diesmal, Ihr edlen Herren, steht noch größerer Einsatz auf dem Spiel. Deshalb wirds Zeit, laut endlich zu fragen: Quousque tandem?

Ihr kämpft für die Freiheit. Le geste est beau; und für den vom Tarnhelm Geschützten nicht einmal gefährlich. Jeder langt nach der dankbaren

Rolle. Wenn ich um Bewunderung buhlte, würde ich auch an jedem Wochenende rufen, im Ost müsse die Zwingburg der Tyrannei nun fallen; statt immer wieder mich an dem Versuch abzumühen, auszusprechen, was in Rußland ist. Nie hat Einer von Euch Erwähnenswerthes dagegen vorgebracht. Nur stärker noch habt Ihr danach ins Horn gestoßen. Auch der Kinderei aber sollte man eine Grenze ziehen. Warum redet Ihr magistral über Dinge, die Ihr nicht kennt, kennen zu lernen Euch nicht bemüht? Seid Ihr auf den Erfolg Eures Burenfeldzuges so stolz, daß Ihr ihn uns auf weiterem Gefild zum zweiten Mal bescheren möchtet? Traut Ihr, nach allem Erlebten, im Ernst dem zerrissenen, unterm Tatarenjoch gelähmten, im Willenssitz morschen Russenvolk die Kraft und Fähigkeit zu, sich selbst zu regiren? Die besten Köpfe im Land, Tolstoi, Witte, Pobedonoszew, Iswolskij, Männer, zwischen deren Glauben unüberbrückbare Klüfte liegen, vereinen sich in der Ueberzeugung, daß die Duma dem Reich Schmach und Unheil zugefügt hat und deshalb beseitigt werden mußte. Wißt Ihr genauer als sie, was der Reussenwelt frommt? Ist Euer Auge heller als das Karamsins, der gesagt hat, wer den Russen Freiheit schenke, werde nur eine ungeheure Staubwolke aufwirbeln? Habt Ihr ein Heilmittel, das hundertzwanzig Millionen Bauern verschiedenen Stammes und Glaubens ihr Gebresten nimmt und zugleich dem kleinen Häuflein der mit europäischer Sitte Aeugelnden mundet? Dann gab es der Herr Euch im Schlaf. Oder ists Euch nur um die Hundstagsensation, um Füllsel für die Blätter, die kein Kolonialskandalbericht der Beachtung empfiehlt? Ists? Dann sündigt Ihr gegen das Gebot heiligster Pflicht und bringt Euer Vaterland in schwere Gefahr.

In Rußland siehts schlimm aus. Nicht gar so viel schlimmer freilich als in anderen Ländern nach großen Niederlagen. Habt Ihr die Zeit der Commune schon ganz vergessen? Last Ihr in diesem Sommer nicht wieder, was 1806 und 1807 in Preußen geschah? Manche Stimme aus den Tagen tiefster Erniedrigung ließ ich hier sprechen. Ihr sollt, nur für Minuten, noch eine hören: die des Grafen De Bray, der Bayern am berliner Hofe vertrat. „Dem Volk und der Armee hat man eine übertriebene Vorstellung von den vorhandenen Machtmitteln beigebracht und Verachtung der französischen Armee eingeflößt. Jeder Lieutenant rühmte sich, die Franzosen tüchtig schlagen zu können, und wiederholte mit lächerlicher Affektation den Namen Roßbach. Man weiß hier nichts, erfährt nichts; die offizielle Zeitung hat bisher überhaupt nichts gesagt (vier Tage nach der Schlacht bei Jena). Ueberall packt man und bringt Werthgegenstände in Sicherheit. Auf den maßlosen Enthusiasmus ist vollständige, beinahe lächerliche Entmuthigung gefolgt. Den ganzen Vor-

mittag über ist mein Arbeitzimmer von Leuten nicht leer geworden, die mich baten, sie und ihr Eigenthum zu retten. Im Staat und in der Armee herrscht eine Verwirrung, deren Einzelheiten allen Glauben übersteigen. Berlin ist preisgegeben und erhält weder vom König noch von der Armee Anweisungen; die Stadt bildet eine Art Republik und sorgt selbst für ihre Sicherheit." Fritzens Hauptstadt! Im Februar 1807: „Das dem König gebliebene Land ist für fünfzig Jahre ruinirt. Merkwürdiger Weise wird aus Memel aber berichtet, daß die daselbst wohnhaften hohen Herrschaften sich im Zustand glücklichster Sorglosigkeit befänden. Unter den Theilnehmern der bei der Gräfin Voß getriebenen kleinen Spiele soll die Königin die ausgelassenste (la plus gaillarde) sein und ihr Lachen so fröhlich erschallen, als ob man sich in der besten der Welten befände." (Das schreibt ein Gesandter, den Hardenberg für besonders gut informirt hielt: und Ihr glaubt aufs Wort, was lungernde Reporter aus Petersburg melden.) Viel ärger siehts im Nachbarreich jetzt auch nicht aus. Kein Eroberer schilt den Landesherrn in dessen eigenem Schloß einen charakterlosen Dummkopf. Auch ward Nikolai noch nicht gezwungen, vor Rebellenleichen den Hut zu ziehen. Nach dem Krimkrieg war die Noth mindestens eben so groß. Und 1811 hat De Bray, der von Berlin nach Petersburg versetzt worden war, seiner Regirung berichtet: „In Folge des Kursrückganges der russischen Papiere und der großen Verluste des russischen Handelsstandes war es so weit gekommen, daß die ausländischen Bankiers auch die Tratten der ersten Häuser Petersburgs und Rigas nicht mehr bezahlen wollten. Die besten rigaer Häuser mußten ihre Zahlungen suspendiren und die petersburger Firmen konnten sich nur mit Hilfe des Staates aufrecht erhalten. Selbst gegen Barvorschüsse konnte man Rimessen ins Ausland nur mit einem Verlust von achtundzwanzig Prozent machen." So weit ists jetzt noch nicht wieder. Die großen Häuser haben im letzten Jahr viel Geld verdient. Nur: wir sind in Asien; und jeder Vergleich mit europäischen Zuständen äfft.

Der mit der Französischen Revolution ist der Euch liebste; und der unklügste. Vage Aehnlichkeiten mögt Ihr finden. In der Beauce und in der Gironde, in Paris und in Lyon hungerte 1788 das Volk. Das Ackerland war schlecht vertheilt, die Wirthschaft rückständig, die Verwaltung impotent. Mit Agrarunruhen fing es an. Taine, der alle Symptome beginnender Anarchie verzeichnet, hat zwischen März und Juli 1789 dreihundert Bauernaufstände gezählt. Dreitausend müßtens in Rußland mindestens in der selben Zeit sein, wenn der Vergleich stimmen sollte. Französische Gardebataillone und Artilleristen weigerten im Juni 1789 den Dienst, sprengten die Thür des Arrest-

lokals, in das sie gesperrt waren, und wurden auf offener Straße vom Volk bejubelt. Die russischen Meuterer haben bis jetzt nach kurzer Gegenwehr stets die Waffen gestreckt. Der Versuch der Letten, sich nach jakobinischem Muster autonome Gemeinden zu schaffen, ist gescheitert. An Aehnlichkeiten fehlts natürlich nicht; jeden ernsthaften Vergleich hindert die Grundverschiedenheit des Rhythmus. Gebildete Russen, auch solche, die für ihr Land nur die Autokratie möglich fanden, haben immer für die Große Revolution geschwärmt, Mignet und Thiers, Blanc, Michelet, Lamartine verschlungen; Manche sich sogar bis zu Sybel und Taine vorgewagt. Auch den Helden der Duma war anzumerken, daß sie alle Daten aus der Jakobinerklubchronik kannten. Die Geschichte ihrer Plagiate gäbe ein lustiges Buch. Tadel hätten sie mit dem ernsten Wort des Komikers abgewehrt: Je prends mon bien où je le trouve. Im Nothfall bei englischen Presbyterianern und deutschen Doktrinären, denen wir das Rumpfparlament nachpfuschen. Habt Ihr den wiborger Aufruf gelesen? Recht nach der Kunst geschrieben, nicht wahr? Wenn die Regirung die Zweihundert, die da zu offenem Widerstand gegen die Staatsgewalt aufforderten, nach Sibirien geschickt hätte, wäre nicht viel dagegen zu sagen gewesen. Euer vossischer Kollege, der gestern die „Selbstbeherrschung und Mäßigung" der Duma gerühmt hatte, prophezeite den Wiborgern: „Sie werden der Rache der Reaktion nicht entgehen. Ihre Empfehlung, die Steuern und Rekruten zu verweigern, wird ihnen theuer zu stehen kommen." Herr Stolypin ließ sie ihnen billig. Fand die Sache nur lächerlich. Zahlt der Russe denn direkte Steuern? Der Großkapitalist, der Kaufmann Erster Gilde. Leute, die gewiß nicht dran denken, sich mit der Regirung auf schlechten Fuß zu stellen. Auch die Kronbauern werden ihre Geldtasche nicht vor dem Steuereinnehmer verstecken. Was verweigert werden kann, ist nicht der Rede werth, so lange die Regalien fast sechshundert Millionen Rubel einbringen. Doch Steuerverweigerung gehört zum Programm moderner Revolutionen: also fordert man sie, trotzdem sie in Rußland unwirksam bleiben müßte. Und diese Russen vom Juli 1906 vergleicht Ihr den Franzosen vom Juni 1789? Was hätte zu ihnen, die nach langweiligem Schwatz nichts riskirten, Mirabeau wohl gesagt? Ihr Aufruf ans Volk schloß mit den Worten: „In dem unvermeidlichen Kampf werdet Ihr uns an Eurer Seite finden." Nicht etwa: an Eurer Spitze. Mirabeau aber rief: Le peuple n'a pas encore eu l'occasion de connaître toute la fermeté de ses mandataires. Les agitations, les tumultes, les excès ne servent que les ennemis de la liberté. Les délégués ont pour eux la souveraine des événements: la nécessité! Den Vergleich solltet Ihr wirklich meiden.

Auch nicht länger von einer Großfürstenpartei fabeln, die Schrecken sinnt und, wie Egmonts Vogelsteller, hinter den heiligen gewirkten Zeichen des Reichsteppichs ihre Opfer erlauert. Diese Partei giebts nämlich nicht. Mit den Großfürsten ist ja kein Staat zu machen. Sergej, dessen Ermordung (Eure Pultterroristen nennens „Hinrichtung") Ihr wie ein neues Sedan feiertet, war noch einer der besten Gottorper. In seinen Sexualbedürfnissen nicht sehr sauber. Aber bon garçon, Liebling der Darmstädter und nicht ohne Sehnen nach höherer Kultur. Sogar nach künstlerischer: er hat Bilder von Fernand Khnopff gesammelt. Der Rest ist zum größten Theil fleckige Ausschußwaare. Doch diese Kaiserlichen Hoheiten können einander meist nicht riechen und taugen schon deshalb nicht zur Parteibildung. Interessiren sich überhaupt nicht für Rußland. Wimmeln mit überreifen oder halbwüchsigen Mädchen in Paris, Monte, Biarritz herum und haben einen seligen Tag, wenn ihr Cylinder aux sept reflets von der Otero oder der Alençon zur Nothdurft benutzt wird; solcher Einfluß ist ihnen viel wichtiger als ein auf die Gestaltung des Heimathschicksals etwa zu erlangender. Mit der Nachricht vom Untergang Makarows in der Tasche soff und tanzte ein alternder Großfürst im pariser Grand Hotel, bis das Morgengrau dämmerte. Eure Demokratenwuth überschätzt die Leute. Mancher von ihnen redet wie Marat. Und auf Nikolai Alexandrowitsch schimpfen Alle noch wüster als Ihr. Laßt sie bei ihrem Bridge, ihren Großhuren. Sonst gehts eines Tages wie mit der Kaiserin-Mutter, die Jahre lang als Karyatide der Selbstherrschaft abgemalt wurde und noch am Totenbette des Mannes den Sohn doch beschworen hatte, die Autokratie zu opfern und dem Reich der Holdeutkhane eine Verfassung zu geben. Da wart Ihr blamirt.

Eine reaktionäre Partei giebt es natürlich. Wie beinahe überall. Die meint, nationale Einheit sei den Russen viel wichtiger als Freiheit. Meint, neunzig Prozent des Volkes wünschten sich nichts Anderes als eine starke Autokratie. Und wo die Staatseinrichtung dem Anspruch der Mehrheit genüge, sei das erstrebenswerthe Maß von Freiheit erreicht. Sie mag irren. Besteht aber wirklich nicht nur aus Raubrittern, fanatischen Pfaffen und Wütherichen, die nach dem Mark des armen Mannes lechzen. So schildern sie die Radikalsten; denen ihr blind glaubt, trotzdem sie Fleisch vom Fleisch des Herrn Stadthagen sind. Wenn Dem die Russen nun glaubten, was er über die deutsche Regirung, Armee, Bourgeoisie erzählt: bekämen sie von Deutschland dann ein richtiges Bild? Seht Ihr: genau so ähnlich ist das täglich auf Eure Papierbogen gezeichnete Portrait des Zarenreiches. Die selben Lieferanten, die selbe Leistung. Verschont uns endlich mit den Eierfibelreaktionären! Die Pobedonoszew, Durnowo, Gringmuth meinen es auf ihre Art eben so gut mit dem Volke wie irgend

ein Versammlungschwätzer. Denken nur, daß der Unmündige, bevor er zum Herrn seines Geschickes werden darf, erst erzogen werden muß, und können sich, vor der Stachelhecke religiöser, nationaler, klimatischer Schwierigkeiten, nicht zur Wahl eines schnellen Erziehungtempos entschließen. Befehdet sie meinetwegen. Erwägt aber, daß vor Pobedonoszew schon Karamsin, Katkow, die Brüder Aksakow so dachten. Daß Dostojewskij die Zunge ihres tiefsten Fühlens war. Und daß Goethe sie gewiß nicht hart tadeln, vielleicht vertheidigen würde.

Zwei Mahnungen noch vom Unwürdigsten fratrum minorum. Tragt nicht das Märlein weiter, die russische Regirung lasse die Juden schlachten. Fällt Ihr ja nicht ein. So wenig wie unserer, die Arbeiter niederknallen zu lassen (was mit nicht geringerer Hartnäckigkeit behauptet wird). Noch weniger: denn die schlechte Laune der jüdischen Haute Finance kann ihr gefährlich werden. Der Durchschnittsrusse haßt den Juden. Der ausgewucherte Wirth den Parasiten. Der körperlich starke, geistig schwerfällige blonde Bauer den kleinen, emsigen, pfiffigen Schwarzkopf, der ihm in allen Stücken überlegen ist. Nur in dem Kampf nicht, wo, Mann gegen Mann, die Stärke siegt. In Zeiten heftiger Gährung, wenn die Hefe wirksam wird, besinnt der Blonde sich auf die Uebermacht seines Leibes und schlägt den Schwarzen nieder, dem er so lange nichts anhaben konnte. Traurig. Leider nicht unnatürlich. Brutalität war von je her die ultima ratio der von Zwergen umgarnten Riesen. Fünf Millionen unkultivirter Talmudjuden: die Portion ist nicht leicht zu verdauen. Dieses Gewimmel aus dem Pferch lassen? Das, hörte ich einmal von Witte, könnte nur Pobedonoszew wagen; jeden Anderen würde das Volk für bestochen halten. Und Pobedonoszew wieder findet, das Volk sei noch nicht weit genug, um bei freier Konkurrenz mit den Juden fertig werden zu können; sie hätten bald die Landgüter, Kaufhäuser und Richterstellen erobert: und dann wäre die Zeit für einen neuen Pugatschew reif. Der Bauer, Soldat, Handwerker, Unterbeamte ist (nicht nur in Rußland) Antisemit. Nun gehts ihm, nach Krieg, Hungersnoth, Putschen, besonders schlecht. Er hört, daß die Juden sich in Schaaren dem Kriegsdienst entzogen haben. Hört, daß sie zur Revolution rufen, Bomben herstellen, aber, um ihrer Rasse nicht neuen Haß zu wecken, fast nie selbst werfen; daß sie den Zaren-Papst knechten und die Grundmauer der Heiligen Kirche lockern wollen. Hört, glaubt und überredet sich rasch, daß alles Gut der Schwarzen den Blonden geraubt ward: und plündert und mordet. Die Regirung könnte, mit dem Aufgebot all ihrer Machtüberbleibsel, die Juden schützen. Dann würde sie noch unpopulärer. Hätte das ganze Land gegen sich und käme in den Verdacht, mit dem Gelde der Großjudenheit bestochen zu sein. Daß sie zu solchem Wagniß nicht den Muth hat, ist ihre ganze, nicht ganz kleine Schuld.

Das Letzte. Verschreit die Anleihen, so laut es Euch beliebt. Sagt Jedem, Russen seien schlechter als Türken, Serben und Griechen. Glaubt inniglich an den nahen Staatsbankerot. Noch fand ich nirgends einen Industriellen oder Bankmann, der diese Möglichkeit auch nur in seine Rechnung stellt; nicht einen unter allen, die ihr Geld in russischer Rente angelegt haben oder in Rußland arbeiten lassen. Alle sagen: „Die Geschäfte gehen gut, trotz den Strikefeuerchen, die da und dort aufflackern, werden, wenn die Regirung sich zu größerer Energie ermannt, ohne Duma noch viel besser gehen; und selbst eine russische Republik müßte die Schulden des Kaiserreiches bezahlen, weil sie sonst nie mehr eine Kopeke bekäme.“ Ich bin nicht sachverständig und gönne Euch den Glauben an den Reichskrach. Nur, bitte, brüllt nicht jedesmal, wenn die Russen eine neue Anleihe aufnehmen. Das werden sie noch oft thun; noch öfter als Deutschland, weil ihr Land riesengroß, ihre Civilisation um hundert Jahre zurück ist. Das ist auch kein Krankheitsymptom; weder für eine Aktiengesellschaft noch für einen Staat. Am Wenigsten für einen, der von seinen Regalien noch keins verpfändet hat. Und das Allerletzte. Ueberlegt in den Ferien einmal, was aus unserer Wirthschaft würde, wenn der politischen Contremine, der Ihr mit aller Lungenkraft helft, gelänge, Rußland kreditlos zu machen; was an Effekten, Filialen, Aufträgen verloren würde. Daß Ihr dem Mushik Land und Freiheit schaffen wollt, ist wunderschön. Doch manchmal könntet Ihr bedenken, daß Ihr Deutsche seid. Die Briten habens noch toller getrieben? Die wußten, warum. Tobten und winselten, wie in Cobdens und Gladstones Tagen, über atrocities. Damals türkische, jetzt russische. Die sprächen über Massenschlächtereien, etwa ostasiatische, kein Sterbenswort, wenn das Schweigen in ihren Kram paßte. Die haben das Osmanenreich so um alle Reputation zu bringen, zu zermürben und zu zerstücken vermocht, daß der Leu ungestraft den Halbmond besprenzen durfte. Und sie wollten das selbe Spiel nun mit Rußland versuchen. Das Gossudarstwo verrufen, von der Wurzel lösen, in Wirrniß hetzen. Bis kein Mensch mehr dem Bären ein Stück Brot gab. Dann war Indien dem Union Jack für hundert Jahre noch sicher. Dann konnten sie dem verschmachtenden, blutenden Petz aus dem brennenden Käfig helfen und ihn, neben Hindus, Arabern, Afghanen und Tibetanern, in ihrer berühmten Menagerie zur Schau stellen. Dann war die letzte Möglichkeit eines gefährlichen Kontinentalbundes beseitigt. Und dieses Vexirspiel macht Ihr mit? Schreibt gläubig nach, was sie, in kluger Absicht, um ihr Interesse zu wahren, vorschrieben? Für wen arbeitet Ihr denn? Für London oder für Zion? Wenn Ihr nicht endlich erklärt, warum Ihr, als Anwälte des Deutschen Reiches, so sehnsüchtig Rußlands Zusammenbruch wünscht, wird man Euch, fürchte ich, für Landesverräther oder für Narren halten.

❦

Levertins Salomo.

„Salomo und Morolf“ von Oskar Levertin ist eine weftöstliche Dichtung im goethischen Sinn des Wortes. In der wunderschönen Einleitung sagt der schwedische Dichter, die alte Legende aus Morgenland sei vom Geist des Abendlandes durchtränkt und bringe mit südlichem Zauber nordisches Sehnen und Denken zum Ausdruck, lasse die Vergangenheit in der Gegenwart wieder aufleben. In seiner doppelten Eigenschaft des Forschers und des Dichters, mit seinem Doppelhang, sich in die Vergangenheit zu vertiefen und von der Zukunft zu träumen, schließt Levertin, der aus der Fremde kommt, aber im Kulturleben Schwedens heimisch geworden ist, jede Strophe mit Zeilen wie dieser: „Selbst bin ich Morgen- und Abendland, selbst vergangne und kommende Zeit.“

In der Dichtung selbst ist Herbstluft, Laubfallpoesie, Schwermuth, klarer Himmel. Salomo hat seines Lebens Mittagshöhe überschritten und das Innerste seines Wesens, seiner Weisheit und seines Lebensdranges ist nun Schwermuth. Er hat allzu viel genossen, allzu viel gegrübelt. In dem königlichen Epikuräer hat sich eine letzte Leidenschaft für eine Siebenzehnjährige entzündet und lodert heftig nun zu heller Flamme auf. In dem Weisen ist der Wunsch erwacht, die ganze mühsam errungene Weisheit, seine ganze Gelehrsamkeit auslöschen und mit Kinderaugen in die Welt blicken zu können. Salomo hat, als Dichter, den Drang nach Frische und die Gabe der Selbsterneuerung; doch ist er als Dichter auch ein Grübler und in seinem Verhältniß zu Sulamith sich zugleich seines Alters und seiner Jugend bewußt. Er ist ferner ein Liebender und hat also den Drang nach Schönheit wie die Gabe der Selbstverjüngung. Doch auch als Liebender ist er ein Grübler: oft bricht er in zorniger Verachtung gegen die Frauenhasser aus, diese Thoren und Verbrecher, die den Quell des Allebens schmähen; oft gelangt er zu klarer Selbsterkenntniß und gesteht sich, daß nur eben sein Alter, die Aussicht aufs nahe Ende ihn treibe, sich mit so ungestümer Leidenschaft an das junge Wesen zu klammern, das gegen ihn ein Kind ist und mit dem er im Grunde nichts gemein hat.

Sie öffnet ihm die Thür und er eilt in ihre Kammer. Er weiß: der Mittag des Lebens liegt hinter ihm und die Dämmerung naht; und dennoch eilt er, wie ein Zwanzigjähriger, unterm Mondesstrahl trunken zu Sulamith. Doch nur einen Augenblick der Freude gönnt sie ihm. Da sie Dem begegnet, dessen leuchtendes und spielendes Wesen zu ihrer Art stimmt, verläßt sie Salomo alsbald. Sein Bruder Morolf hat ihn verdrängt. Um den Gegensatz deutlicher werden zu lassen, macht Levertin beide Brüder zu Dichtern. Morolf ist der Dichter, der sich an der Mutterbrust der Natur genährt hat und das Gras der Fluren als seiner Mutter Haar liebt. Seine Lieder schwingen sich auf wie aus einem Vogelnest und finden ihren Weg in alle Häuser und alle Herzen. Sein Haar

ist golden, seine Kunst strahlend, sein Wesen blond. Salomo hingegen hat Finsterniß auf seiner Stirn, Feuer in seiner Hand. Sein Wesen ist Schwere und Nacht, sein glühender Odem sengt und verzehrt wie seine Weisheit. Der Dichter in ihm kann nicht die Gunst der Jugend erringen; denn so sehr er auch das Junge und Leichte liebe: der Ausdruck dafür ist ihm versagt.

Nach der erotischen Niederlage flieht Salomo in Einsamkeit. Er ist zu stolz, um Morolf anzuklagen, der ihm Sulamith doch in unbrüderlicher Laune, ohne einen Funken von Leidenschaft, geraubt hat. Er ist zu stolz und zu groß, um zu klagen. Er vertieft sich in die eigene Seele und in das All, windet sich dann langsam aus sich selbst heraus, ertötet seine Individualität, um leicht und frei zu werden, und fühlt erst jetzt sich als Liebhaber und Besitzer des Alls. Seine Seele ist fortan demanthart und sein Herz kalt; doch es ist zum klaren Spiegel geworden, der alle Bilder der Welt nun ohne Verzerrung zeigt. Also die Tragoedie des lebensdurstigen Alters, die in die Elegie der Entsagung und die kühlen Harmonien der abgeklärten Weisheit ausklingt.

Wollte ich nur auf den philosophischen Inhalt dieser Dichtung blicken, so müßte ich Manchem widersprechen. Ja, wenn ein Kritiker, um in die Tiefe eines poetischen Werkes einzudringen, das selbe Temperament und die selbe Weltanschauung haben müßte wie dessen Dichter, so könnte ich mir gründliches Verständniß für Levertins schöne Dichtung nicht zusprechen. Ich wäre zu ihrer Würdigung nicht geeignet; denn die Art meines Empfindens ist ganz anders. Zu unserem Heil aber können wir Gedichte selbst dann schätzen und genießen, wenn sie unserer innersten Gefühlsweise fern bleiben.

Ich gestehe, daß dieser Salomo mich nicht weise dünkt. Ich ziehe die Weisheit des Sokrates der seinen, griechische der jüdischen vor. Ich lege Werth auf eine Lebensweisheit, die nicht allzu sehr dem Todesgedanken nachhängt, nicht nur auf Entsagung hinausgeht. Salomos Niederlage vor Sulamith läßt mich kalt. Sie beruht ja doch weniger auf dem Gegensatze zwischen seinem düsteren und ihrem heiteren Naturell als auf der ganz seltsamen Unsicherheit seines Instinktes, der sich, trotz so vielfacher Erfahrung, an die Falsche wendet, an Eine, die nicht zu ihm paßt. Gerade die unstete Flatterneigung zu unzähligen Frauen hat seinen Instinkt unsicher gemacht; und so findet der blind Umhertappende Die nicht, die er dauernd zu fesseln und zu beherrschen vermöchte. Das ist sogar typisch für ihn. Wie er jetzt in seinem Verhältniß zu Sulamith irrt, so konnte er auch früher die Jugendgeliebte, die Königin von Saba, nicht völlig gewinnen. Noch als die Jugend verbraust ist, läßt die Königin ihn in scharfen Worten hören, daß er sie zwar als Liebhaber zu umarmen, nicht aber als Freund zu erobern wußte. Sie verallgemeinert ihr Gefühl in den Satz, auf dem Boden des mit Liebe gefüllten Bechers seien stets nur Thränen und Gift. Daraus ist zu schließen, daß sie selbst sich von Salomo abgeneigt hat.

Der aber ist nicht weise, der in seinem Verhältniß zu Frauen die Weisheit nicht zeigt. Salomo ist in diesem Gedicht weniger klug als fein, nicht geistig stark, sondern edel; weniger ein Lebenskünstler und realistisch Denkender als Einer, der Abschied nimmt, die Ewigkeit betrachtet und erst zur Ruhe kommt, wenn er Leidenschaft, Thatendrang, alle Zwecke irdischen Daseins hinter sich hat. Er vereinsamt, weil er in dieser altjüdischen Dichtung der einzige Semit ist. Sulamith, Morolf, selbst die Königin von Saba gehören einer anderen Rasse an. Mit ihm stimmt nur seine alte Amme zusammen, wenn sie am Webstuhl das Lied singt, in das Motive aus dem Kohelet hineinklingen.

Doch es ist beinahe komisch, einer Weltanschauung zu widersprechen, wo wir ein Gedicht vor uns haben, in dem Alles auf Stimmung, Wohlklang, Farbe, Wärme und Duft ankommt und das nur dem besonderen Gefühlsleben seines Schöpfers Ausdruck geben soll. Der lebt in diesen Strophen, diesen Rhythmen; am Meisten, dünkt mich, in den feierlichen, mächtig tönenden jambischen Versen, die sein Wesen klarer spiegeln als die leichten Trochäen der Dialoge. Außer den Jamben haben auch die Monologe und Hymnen kräftige Pracht. Da sind Versreihen, die mit psychologischer und malerischer Kunst zeigen, was allein noch auf Salomo wirkt: „Untergegangener Welten Schein, festlicher Fackeln erloschener Glanz, Sternschnuppenleuchten, Graburnenruhe, Abschiedsstunden voll fahler Weihe.“ Nur solche Lieder wecken in seiner Brust noch starken Widerhall. Viele Verse sind mit so vollendeter Kunst geformt, daß sie sofort im Gedächtniß haften und dem Auge in Stein gemeißt scheinen; mögen sie Gedanken vermitteln oder Sichtbares, Hörbares beschreiben. Phantastisch und schön ist die Vogelversammlung, Salomos Abschiedsgruß an all die Vögel, die seinem Magierbefehl gehorcht und ins Leben hinausgetragen hatten, was er als Dichter erträumt und als König gewollt. Das schönste aller Gedichte aber scheint mir der Traum vom Erdreich und von den Winden. Hier hat Levertin sein Ziel erreicht, Hoheit und Pracht gepaart. Hier tönt seine und Salomos Liebe zur Erde und zu Allem, was der Erde ist; und Beide entsagen, nehmen von Alledem für immer Abschied. In hohem Flug trägt Begeisterung diese Verse dahin. Nach einer daktylischen Zeile der Anrufung schreitet die Strophe in trochäischem Maß dahin, entzückt durch melodischen Wohlklang, dröhnt dann beinahe metallisch und erhebt sich schließlich wieder zum Schwung der Anrufung: Traget gen Himmel mich, Winde!

Als Ganzes hat die Dichtung Stil und Gefühl: das einem Kunstwerk Unentbehrlichste. Zwar klingt es uns stillos, wenn Morolf von des Papstes Bart redet; in tieferem Sinn aber ist der Stil streng festgehalten. Und der Gegensatz zwischen dem Leichtsinn der Lebenshymne und der Schwermuth des Todessanges löst, in Salomos edlem Gemüth, sich in reine Harmonie.

Kopenhagen. Georg Brandes.

Schlegel-Tieck.

Kurz vor Weihnachten 1905 veröffentlichte die Deutsche Verlags-Anstalt in fünf stattlichen Bänden „W. Shakespeares dramatische Werke. Uebersetzt von August Wilhelm Schlegel und Ludwig Tieck. Revidirt von Hermann Conrad". Die Veranstaltung dieser Ausgabe wurde von Manchen als ein Wagniß, von Anderen gar als ein Frevel angesehen. Ihr Urheber nahm sich ja kühn heraus, die als „klassisch" und unübertrefflich gepriesene Uebersetzung, deren Wortlaut eben so unantastbar sein sollte wie der eines Versdramas von Schiller oder Goethe, als eine bloße Uebersetzung zu behandeln, die berufen ist, den Sinn und die poetische Kraft des Originals wiederzugeben, und die, wo sie Dies nicht leistet, umgestaltet oder ersetzt werden muß. Und wie man sich auch zu der vorliegenden Ausgabe stellen möge: die Berechtigung von Conrads Standpunkt und die Möglichkeit, ja, die Nothwendigkeit einer Verbesserung des sogenannten Schlegel-Tieck hat sie zur Evidenz erwiesen.

Ob freilich der beste Weg gewählt wurde, um zu einem allen billigen Anforderungen genügenden deutschen Shakespeare zu gelangen? Das ist eine andere Frage. Der Leser erinnert sich vielleicht noch der Verhandlungen, die vor ein paar Jahren in der Shakespeare-Gesellschaft, in Fachblättern und auch in der „Zukunft" (vom zehnten August 1901) über diese Frage geführt wurden. Der Streit drehte sich um den Werth oder Unwerth des „Schlegel-Tieck" oder vielmehr der einzelnen Theile, aus denen er sich zusammensetzt. Bekanntlich ist die nach Schlegel und Tieck benannte Uebertragung das Werk dreier Uebersetzer, deren Beiträge sehr ungleich sind. Schlegel hatte um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts etwa die Hälfte von Shakespeares Dramen übertragen. Ein Menschenalter später fügten Wolf Graf Baudissin und Dorothea von Tieck die übrigen Stücke hinzu, die damals und vielfach noch lange nachher als Tiecks Antheil galten. Ueber den Charakter der Arbeiten dieser drei Uebersetzer gehen die Urtheile weniger auseinander, als man nach der verschiedenen Schätzung, die der Schlegel-Tieck als Ganzes genießt, erwarten sollte. Allgemein wird anerkannt, daß einige der von Schlegel mit besonderer Sorgfalt übertragenen Stücke, wie „Julius Caesar" und „Hamlet", zu den glänzendsten Leistungen unserer deutschen Uebersetzungskunst gehören und für alle späteren Shakespeareübersetzer wegweisend und vorbildlich geworden sind. Ein paar andere stehen zwar weniger hoch, namentlich einige Historien, sind jedoch später nicht eigentlich übertroffen worden. Beträchtlich fallen dagegen die von Schlegels Ergänzern gelieferten Arbeiten ab; und von keiner Seite wird ernstlich bestritten, daß von einzelnen Dramen, die sie zu verdeutschen unternahmen, andere Uebertragungen vorliegen, die treuer, kraftvoller und poetischer sind. Das gilt, zum Beispiel, von Baudissins „Antonius und Kleo-

patra", einer der schwächeren Leistungen dieses im Ganzen tüchtigen Interpreten, die von der Heyses ganz in Schatten gestellt wurde, und von dem „Macbeth" der Dorothea Tieck. Diese hatte sich an das gewaltige Werk gewagt, obwohl ihr das Gedrungene und Wuchtige nicht lag und ihre Sprachkenntnisse ungenügend waren. Das Resultat war, wie mans erwarten mußte. Ihre vielfach unrichtige, umschreibende und verwässernde Macbethübersetzung mit ihrem lahmen Jambengang ist eine der schlechteren der zahllosen Verdeutschungen dieses Dramas und unendlich weit vom Geist und Ton des Originals entfernt. Davon findet man mehr in den Uebersetzungen von Kaufmann, Bodenstedt, Jordan, Vischer und Gildemeister.

Darüber waren im Grunde Alle einig; nicht so in der Beantwortung der praktischen Frage, wie man einen guten deutschen Shakespeare erhalten könne. Die Einen, die hauptsächlich auf Schlegels Verdienste pochten, erklärten, das Werk seiner Fortsetzer sei zwar schwächer, aber doch in seinem Geist ausgeführt. Man müsse darum den „Schlegel-Tieck" als Ganzes nehmen und dann stelle er eine wahrhaft „klassische" Uebersetzung und ganz einzige Schöpfung in der Weltliteratur dar, die aus der Gunst des Publikums nicht zu verdrängen sei und deren Werth durch jede noch so wohlgemeinte Aenderung und Besserung nur geschädigt werden könne. Dieser Standpunkt fand seinen deutlichsten Ausdruck in zwei neueren kritischen Ausgaben, in denen Schlegel, Baudissin und Dorothea Tieck alle Ehren von Klassikern erfuhren. Man berücksichtigte die Handschriften, verglich Drucke, wog Lesarten gegen einander ab und verzeichnete Varianten. Varianten bei oft rasch hingeworfenen Uebersetzungen und gar bei Uebersetzungen von Dorothea Tieck! Welche rührende Pietät gegen Uebersetzer, wo man die gegen den Dichter völlig bei Seite setzte und zahllose Irrthümer und Fehler getreulich wiederholte, die zum Theil leicht zu beseitigen, oft auch mit Glück schon beseitigt worden waren! Andere wieder waren für die Beibehaltung des „Schlegel-Tieck", forderten aber die Beseitigung aller Fehler und Versehen und zugleich die Umgestaltung der Uebersetzung an den Stellen, wo sie der dichterischen Kraft des Originals nicht gerecht wurde. Diesen Standpunkt vertrat vor Allem Professor Eidam aus Nürnberg und praktisch sucht ihn Conrads Ausgabe zu verwirklichen.

Eine dritte Gruppe war dagegen der Meinung, die Mängel der von Baudissin und Dorothea Tieck übertragenen Stücke säßen zu tief, als daß sie durch eine bloße Ueberarbeitung zu beseitigen wären, und regte daher an, diese Stücke völlig oder zum größten Theil zu ersetzen. An erster Stelle ist hier Paul Heyse zu nennen, den der Vorstand und die publizistischen Vertreter der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft mit der glücklichen Logik, die ihr ganzes Verhalten in dieser Angelegenheit kennzeichnet, mit Vorliebe als Gewährsmann für die Güte der ganzen Uebersetzung anführen. Heyse weist auf die „matten,

unbeholfenen oder völlig verfehlten" Stellen in der Arbeit von Schlegels Fortsetzern hin und erklärt, „an die Herstellung einer Stileinheit, die die oberste Norm bei dem ganzen Unternehmen (nämlich der Revision des „Schlegel-Tieck") sein müßte, sei durch eine noch so durchgreifende letzte Hand an diesen Stücken nicht zu denken." Auch mit einer Kollektivübertragung ist er nicht einverstanden. Der beste Ausweg scheint ihm daher, einen neuen Uebersetzer zu gewinnen, der die von Schlegel ausgelassenen Stücke einheitlich zu übertragen unternähme. Auch Friedrich Theodor Vischer, der in seinen Shakespeare-Vorlesungen gern und reichlich den Dichter citirte und darum eine treue und doch deutsche und poetisch wirksame Uebersetzung brauchte, sprach sich oft mit harten Worten über die Mängel der unter Tiecks Namen gehenden Stücke aus und sah sich genöthigt, sie zum großen Theil neu zu übersetzen. In einem Brief an Weltrich sagt er: „Die (angeblich) tieckische Uebersetzung des Macbeth und Othello ist zum Zähneausbrechen. Ich muß wieder Alles, was ich vorlese, selbst übersetzen." Und dabei gilt der Othello Baudissins mit Recht für eine seiner besten Uebersetzungen.

Ich — wenn ich an dieser Stelle von mir reden darf — hatte selbst wiederholt und vor Heyse den Ersatz wenigstens der besonders mißlungenen nach Tieck benannten Uebersetzungen, wie des „Macbeth" und „Antonius", gefordert und geglaubt, ein besserer deutscher Shakespeare als der Schlegel-Tieck lasse sich auch ohne den neuen Uebersetzer, den Heyse fordert, gewinnen. Das oft verwerthete Argument, daß keine der späteren Uebersetzungen, trotz der offenkundigen Ueberlegenheit einzelner Theile, den Schlegel-Tieck zu verdrängen vermocht, einer neuen Ausgabe, die das bei Baudissin und Dorothea Tieck weniger Gelungene durch Besseres ersetzte, Dies also auch nicht gelingen werde, schien mir wenig beweiskräftig. Innere Gründe dafür, daß der „Schlegel-Tieck" als Ganzes sich dauernd in der Gunst der Leser als die gelesenste und verbreitetste deutsche Shakespeare-Ausgabe behauptete, etwa eine gewisse Stileinheit, die doch sicher Niemand darin zu finden vermag, konnte ich nicht entdecken, wohl aber zahlreiche äußere, namentlich buchhändlerische. Bis vor dreißig Jahren mußte Jeder, der die anerkannt trefflichen Arbeiten Schlegels besitzen wollte, die seiner Fortsetzer mit in den Kauf nehmen. Wollte er sich, wo Diese nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe standen, die sie übertreffenden anderen Uebersetzungen verschaffen, so mußte er zum Schlegel-Tieck sich noch mindestens vier andere Uebersetzungen kaufen, die von Kaufmann, von Bodenstedt, von Ulrici und von Dingelstedt. Dabei handelte es sich ferner um Dramen wie „Macbeth", „Lear", „Othello", „Koriolan", „Antonius und Kleopatra", die zwar zu den gewaltigsten Schöpfungen des Dichters gehören, aber nicht zu den eigentlich populären, die viel gelesen und aufgeführt werden. Diese hatte Schlegel alle vorweggenommen und trefflich verdeutscht, namentlich „Romeo und Julia", „Hamlet", „Julius Caesar", „Heinrich den Vierten",

„Sommernachtstraum“ und „Kaufmann von Venedig“. Was das Publikum vor Allem wollte, fand es also im Schlegel-Tieck und nur in ihm. Und da will man sich wundern, wenn Bodenstedts Ausgabe den Schlegel-Tieck nicht verdrängen konnte? Eher ist es noch zu verwundern, daß sie so viel Beifall fand, wie ihr thatsächlich zu Theil wurde.

Mir schien unter diesen Umständen keineswegs ausgemacht, daß eine deutsche Shakespeare-Ausgabe, die das anerkannt Gute des alten „Schlegel-Tieck“ bewahrte und mindestens für das offenbar Verfehlte darin Besseres böte, nicht durchzudringen vermöchte. Die Gefahr, daß durch die verschiedenen Hände eine zu große Ungleichheit in das Werk hineinkäme, wenn Uebersetzungen aus dem Anfang und solche aus dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts neben einander stünden, schien mir überschätzt. Einer unserer begabtesten Shakespeareübersetzer, Philipp Kaufmann, dessen „Macbeth“ ich an die Stelle des von Dorothea Tieck übertragenen zu setzen vorschlug, schrieb fast gleichzeitig mit ihr und hat zweifellos mehr von dem Stil Schlegels als sie. Dann traf man vielleicht in einem fachwissenschaftlichen Blatt auf die folgende begeisterte Lobeshymne über eine neuere Uebersetzung, nämlich Vischers „Macbeth“: „Ich hatte nie Etwas gelesen, das an die Größe der shakespearischen Poesie näher herangetreten wäre als diese Uebersetzung; Schlegels Uebersetzung steht poetisch gewiß hoch, aber nicht höher als die Vischers, während sie viel reicher an Mißverständnissen ist.“ Also schrieb im Jahre 1901 Professor Conrad, der Neubearbeiter des Schlegel-Tieck, der damals an der Arbeit der Dorothea Tieck kein gutes Haar ließ. War es da nicht einfacher, unbeirrt von allen Schlagwörtern, einen deutschen Shakespeare aus solchen anerkannt guten Arbeiten zu bilden, als immer wieder neue Uebersetzungen oder Umgestaltungen des Schlegel-Tieck zu fordern? Doch wurde nur meine Kritik des Schlegel-Tieck beachtet; in die Erörterung meiner Vorschläge aber, von der ich eine Klärung der Meinungen über den Werth der verschiedenen späteren Uebersetzungen erhoffte, trat man nicht ein.

Die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft that nichts, um die Bemühungen um einen besseren deutschen Shakespeare zu fördern; sie erwies sich als außer Stande, in dieser Angelegenheit rein sachlich zu urtheilen oder gar einen günstigen Einfluß in ihr zu üben. Die Sache wurde aber von anderer Seite aufgenommen. Der inzwischen verstorbene Geheimrath Dr. Oechelhäuser, damals Präsident der Shakespeare-Gesellschaft, gewann im Jahre 1902 die Deutsche Verlagsanstalt für eine neue Revision des Schlegel-Tieck und veranlaßte Professor Conrad, diese Revision auszuführen.

Die Aufgabe, die Conrad übernahm, war eine philologische und eine künstlerische. Schlegel und seine Fortsetzer arbeiteten mit weniger vollkommenen Hilfsmitteln, als uns heute zu Gebot stehen, und in die Tausende belaufen

sich die Fälle, wo wir ihre Uebersetzung berichtigen können, zumal Schlegel sich manche Flüchtigkeit zu Schulden kommen ließ und Dorothea Tieck oft eine seltsame Unkenntniß der englischen Sprache zeigte. Zu bessern waren ferner die Stellen, wo das Original nicht eigentlich mißverstanden, aber dessen Sinn ungenügend, namentlich undeutsch wiedergegeben war. Am Meisten war hier bei Dorothea Tieck, immerhin aber auch nicht wenig bei Schlegel zu thun. Sehr lehrreich ist für dessen kritiklose Bewunderer eine Liste, die Conrad in den Preußischen Jahrbüchern über Stil- und Sprachfehler des großen Uebersetzers veröffentlichte. Man ist überrascht von der großen Zahl der Fälle, wo man die von ihm gegebene Uebersetzung mit Conrad als undeutsch, unzutreffend, falsch oder sinnlos bezeichnen muß. Was hier zu leisten war, möchte ich nicht gering anschlagen; einige der zu bewältigenden Schwierigkeiten waren ja solche, daß Schlegel ihrer im ersten Anlauf nicht Herr zu werden vermochte. Der Herausgeber hat für diesen Theil seiner Aufgabe sehr viel Sorgfalt und Mühe aufgewandt. Er brachte eine gründliche Kenntniß des Dichters, seiner Sprache und der exegetischen Arbeit über ihn mit und scheute keine Anstrengung, um den Sinn schwieriger Textesstellen zu ermitteln. Seine Schrift „Schwierigkeiten der Shakespeare-Uebersetzung“ (Halle, Niemeyer), in der er die von ihm bevorzugte Auffassung solcher Stellen rechtfertigt, liefert den Beweis für den Ernst und die Gewissenhaftigkeit seiner Arbeit. Er ist auch ein gewandter Uebersetzer und findet manchmal die glückliche Verdeutschung einer Stelle, die seinen Vorgängern nicht gelungen war. Man darf Conrad nachrühmen, daß er sich mit Erfolg bemühte, dem Wort und dem Sinn des Dichters zu ihrem Recht zu verhelfen, wo es früher nicht geschehen war. Das Verlangen nach philologischer Richtigkeit und nach Beseitigung schielender Uebertragungen und undeulscher Wendungen ist in der Hauptsache durch den Herausgeber erfüllt. Will man sich davon überzeugen, daß auch bei Schlegel solche Aenderungen dringend geboten waren, so braucht man nur den erwähnten Aufsatz Conrads unbefangen nachzulesen. Wir begrüßen oft dankbar die nachbessernde Hand, namentlich in den Historien; manchmal wird man jedoch finden, daß mehr Zurückhaltung geboten gewesen wäre; und manche Stelle wünschte ich in der ersten Fassung zurück.

Bei Schlegel kamen vor Allem Aenderungen der genannten Art in Betracht. Von denen, die den künstlerischen Charakter seiner Uebersetzung betreffen, sind die wichtigsten die, die seinen Vers umgestallen. Hier scheint mir Conrad nicht immer glücklich. Er tadelt mit Recht an Schlegel, wie ich selbst früher gethan, daß er den kraftvolleren, leidenschaftlicheren Blankvers Shakespeares zu sehr nach dem Muster des Verses in Goethes „Iphigenie“ und „Tasso“ geglättet habe und ihn zu ruhig und sanft dahinfließen lasse. Dem sucht er nun abzuhelfen und unterbricht die Folge der Jamben mitunter durch ein-

gestreute Trochäen, wie es ja bei englischen Dichtern sehr oft vorkommt. So giebt er Shakespeares Vers He was my friend, faithful and just to me (bei Schlegel: „Er war mein Freund, war mir gerecht und treu") wirksamer und in besserem Deutsch wieder mit: „Er war mein Freund, treu und gerecht zu mir." Schwerlich aber wird eine andere Aenderung viel Beifall finden. Brutus räth den Verschworenen, Caesar allein, aber keinen seiner Anhänger zu töten, denn dann We shall be called purgers not murderers. Unzweifelhaft giebt das Zusammentreffen der beiden hochbetonten Silben in der Mitte des Verses dem purgers einen Nachdruck, den das entsprechende Wort bei Schlegel nicht hat. Dieser übersetzt: „Wird man uns Reiniger, nicht Mörder nennen." Nach Conrad „muß es ohne Zweifel" heißen: „Wird man Reiniger uns, nicht Mörder nennen." Neben dem schwachbetonten „man" tritt „Reiniger" hier gar nicht hervor und der Vers wirkt nicht als Fünffüßler mit einem Wechsel von Jambus und Trochäus zu Beginn, sondern als schlecht gebauter Vierfüßler. Anfechtbar scheinen mir auch andere metrische Theorien Conrads, denen glücklicher Weise sein rhythmisches Gefühl doch meist die Wage hielt, so daß sie weniger Schaden stifteten, als man befürchten mußte. Eine empfehlenswerthe Neuerung scheint mir, daß Conrad gelegentlich nach Shakespeares Muster in der Cäsur oder nach einer Sinnespause eine überzählige Silbe duldet, wie in dem Vers des Brutus: „Kein Mensch trägt Leiden besser: Portia ist tot." (No man bears sorrow better: Portia is dead), wo Schlegel dem korrekten Vers zu Liebe „Portia starb" giebt. Der Hinweis darauf, daß Schlegel einem regelmäßigen Vers zu Liebe mitunter den dramatischen Charakter der Rede bei Shakespeare zerstört habe und daß eine Revision ihn wenigstens in besonders markanten Fällen wieder herzustellen verpflichtet sei, hat leider keine Berücksichtigung gefunden.

Das Hauptinteresse richtet sich bei der neuen Ausgabe nun aber vor Allem darauf, welche Gestalt in ihr die meistangefochtenen Uebersetzungen, etwa die des „Macbeth" und „Antonius", erhalten haben. Wir schlagen den „Macbeth" auf und lesen hier gleich zu Beginn:

Erste Hexe: Wann treffen wir uns das nächste Mal
Bei Regen, Donner und Wetterstrahl?
Zweite Hexe: Wenn das Kampfgetös vollbracht,
Wenn verspielt und gewonnen die Schlacht.
Dritte Hexe: Also, eh' sich senkt die Nacht.

Dorothea Tieck hatte übersetzt:

Erste Hexe: Wann kommen wir Drei uns wieder entgegen,
Im Blitz und Donner oder im Regen?
Zweite Hexe: Wenn der Wirrwarr stille schweigt,
Wer der Sieger ist, sich zeigt.

Dritte Hexe: Das ist, eh' der Tag sich neigt.

Ich setze weiter die Worte Macbeths, den die Erfüllung der ersten beiden Hexenprophezeiungen bis ins Innerste erschüttert, in der revidirten und in der ursprünglichen Fassung her:

Zwei Weissagungen
Sind nun erfüllt als glückliche Prologe
Des stolzen Spiels mit königlichem Stoff.
Dank Euch, Ihr Herrn! — Die Lockung jener Welt
Kann schlimm nicht, kann auch gut nicht sein. Wenn schlimm,
Warum gab sie als Handgeld des Erfolgs
Den wahren Anfang? Ich bin Thau von Cawdor.
Wenn gut, was packt mich jene Eingebung,
Vor deren grausem Bilde sich mein Haar
Aufsträubt, mein festes Männerherz
Ganz unnatürlich an die Rippen pocht?
Das Furchtbare, das greiflich sich ereignet,
Ist minder graß als innre Graungebilde.
Dies Bild des Mordes, reine Phantasie,
Erschüttert meine innre Welt so mächtig,
Daß jede Thätigkeit erstickt in Ahnung
Und nichts ist, als was nicht ist.

Bei Dorothea Tieck lautet die Stelle:

Zweimal gesprochne Wahrheit,
Als Glücksprologe zum erhabnen Schauspiel
Von kaiserlichem Inhalt. Freund', ich dank Euch!
Die Anmahnung von jenseits der Natur
Kann schlimm nicht sein, — kann gut nicht sein: wenn schlimm,
Was giebt sie mir ein Handgeld des Erfolgs,
Wahrhaft beginnend? Ich bin Thau von Cawdor:
Wenn gut, warum befängt mich die Versuchung,
Deren entsetzlich Bild aufsträubt mein Haar,
So daß mein festes Herz ganz unnatürlich
An meine Rippen schlägt? Erlebte Gräuel
Sind schwächer als das Graun der Einbildung.
Mein Traum, des Mord nur noch ein Hirngespinnst,
Erschüttert meine schwache Menschheit so,
Daß jede Lebenskraft in Ahnung schwindet
Und nichts ist, als was nicht ist.

Aehnlich verhält es sich auch mit anderen Stellen, die den Uebersetzern besondere Schwierigkeiten darboten, wie dem Monolog Macbeths unmittelbar vor der That, wo ein Dolch seinen Sinn äfft: Conrad weicht von Dorothea Tieck beinahe eben so ab und benutzt von ihr nur eben so viel wie andere Uebersetzer auch. Der „Macbeth", den seine Ausgabe uns bietet, kann daher nicht als eine Revision des tieckischen gelten, sondern muß als eine selbständige

Uebersetzung angesehen werden, die neben die von Kaufmann, Bodenstedt, Vischer und Gildemeister tritt und ihre Daseinsberechtigung zu erweisen hat.

Der „Koriolan", der auch von Dorothea Tieck, aber erheblich besser als der „Macbeth", übersetzt war, ist weniger frei behandelt. Conrad konnte hier mehr von seiner Vorgängerin übernehmen als im „Macbeth". Enger konnte er sich im Ganzen an Baudissin anschließen. Dennoch sind die Fälle sehr häufig, wo er ihm und Dorothea Tieck, ganz so wie andere nach ihnen kommende Uebersetzer, etwa die Mitarbeiter an Bodenstedts oder Dingelstedts Uebertragung, gegenübersteht und von ihrer Uebersetzung nicht mehr und nicht weniger bewahrt als diese Vorgänger. Man kann sich darüber kaum wundern, wenn man sich seines Urtheils über den „Macbeth" der Dorothea Tieck und des nicht viel günstigeren über Baudissins Arbeiten erinnert. In dem erwähnten Aufsatz spricht er nämlich von den „minderwerthigen Leistungen Baudissins und den zum Theil recht werthlosen der Dorothea Tieck" und stellt sie hinter die Uebersetzungen in Bodenstedts Ausgabe. Hier findet er „einige Dramen vortrefflich und besser als von Baudissin oder Dorothea Tieck übersetzt."

Muß man unter diesen Umständen nicht fragen, ob es nicht richtiger gewesen wäre, von einer Revision des Antheils dieser Beiden überhaupt abzusehen? Das, worauf es ankommt und was uns Conrad geben will, ist doch ein guter deutscher Shakespeare; und der ließ sich durch Ueberarbeiten „minderwerthiger oder recht werthloser" Uebersetzungen nie erlangen. Conrad selbst beweist ja durch die That, daß man sie oft verwerfen mußte. Er stand also vor der Wahl, ob er das von Anderen gut Verdeutschte verwenden oder versuchen wollte, es selbst neu zu übertragen. Von diesem Versuch hätte ich allein schon mit Rücksicht auf die Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit abgerathen. In zwei Jahren hat Conrad trotz anstrengenden Berufspflichten (er lehrt an der Kadettenanstalt in Lichterfelde, war jedoch zeitweilig beurlaubt) die Revision der zwanzig nach Tieck benannten Uebersetzungen beendet. Paul Heyse hatte zehn Jahre für diese Arbeit in Aussicht genommen. Dabei war der „Macbeth" so gut wie neu zu übertragen, gerade das Drama, das durch seine gedrungene Sprache und seinen zerhackten Versbau weit größere Anforderungen an einen Dolmetsch stellt als eins der von Schlegel bearbeiteten Stücke. Wir dürfen uns also nicht darüber wundern, daß Conrad gescheitert ist. Ich stehe nicht an, zu erklären, daß seine Ausgabe, trotz verunglückten Stellen, im Ganzen besser ist als der alte Schlegel-Tieck. Dessen Hauptfehler aber, daß er reichlich ein Halbdutzend der größten Werke Shakespeares in mangelhafter deutscher Gestalt darbot, ist von Conrad nicht beseitigt worden. Nach wie vor muß man noch andere Ausgaben zu Hilfe nehmen, um für bestimmte Stücke eine wirklich gute deutsche Uebersetzung zu finden. Conrads Ausgabe zeugt sicher von viel Fleiß und Wissen und von einer achtenswerthen

Uebersetzergewandtheit; doch (mag es nun an Zeit oder an der dem Uebersetzer unentbehrlichen nachschaffenden Kraft gefehlt haben) die Thatsache läßt sich meines Erachtens nicht abstreiten, daß Conrads Neubearbeitungen einzelner Stücke nicht auf der Höhe anderer Uebertragungen stehen. Namentlich ist die Härte und Steifheit nicht überwunden, die Vischer immer wieder Baudissin und Dorothea Tieck vorwirft. Freilich hat das Bemühen, den Gang und Klang des shakespeatischen Verses nachzuahmen, dem Uebersetzer Schwierigkeiten bereitet, die erweiternde Uebersetzungen wie die von Vischer umgehen: aber hierin leisten Kaufmann und Gildemeister nicht weniger und sind lesbarer.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit überhaupt die durch wiederholte Vergleichung mit anderen Uebersetzungen immer wieder bestärkte Ueberzeugung aussprechen, daß Kaufmanns Uebertragungen von „Macbeth", „Othello" und „Lear" den Leistungen Schlegels am Nächsten kommen und in einer geschickten Ueberarbeitung eher als die von Baudissin und Tieck oder von Vischer, Bodenstedt und Gildemeister geeignet wären, die deutsche Uebersetzung dieser Stücke zu werden. Für den „Antonius" haben wir Heyses (nach Conrads Ansicht „ausgezeichnete") Uebertragung. Den „Koriolan" in Wilbrandts Uebersetzung stellen Kenner der Arbeit Heyses mindestens gleich. Wenn also für die Hauptwerke Shakespeares (ich beschränke mich absichtlich auf diese) anerkannt gute Uebersetzungen vorliegen, so ist ja das Haupterforderniß für einen guten deutschen Shakespeare erfüllt. Das deutsche Volk und die deutschen Bühnen haben in erster Linie ein Interesse daran, daß die gewaltigsten Schöpfungen Shakespeares in einer würdigen deutschen Gestalt geboten werden, was sicher weder bei „Macbeth" noch bei „Antonius" oder „Koriolan" und nach dem Urtheil Vieler auch bei „Othello" und „Lear" nicht der Fall war. Auf dieses Ziel müßten alle Verehrer Shakespeares hinarbeiten, namentlich aber auch die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft, die ja die „Einbürgerung Shakespeares in Deutschland" als eine ihrer Hauptaufgaben betrachtet. Diese Gesellschaft hat einen schlimmen Fehler gemacht, als sie vermied, deutlich Stellung zu der Frage zu nehmen, ob das deutsche Volk überhaupt einen besseren deutschen Shakespeare brauche als den Schlegel-Tieck. Sie hat ferner Beschlüsse über den hohen Werth dieser „klassischen" Uebersetzung, dieses „Hausbuches des deutschen Volkes" gefaßt und in der Oeffentlichkeit die Leute bekämpft, die dessen Mängel betonten. Auch jetzt versucht man wieder, das Scheitern von Conrads Unternehmen für den Schlegel-Tieck und die Shakespeare-Gesellschaft, die sich für ihn erklärte, zu verwerthen. Dieser Versuch ist entschieden zu tadeln. Daß auf dem von Conrad gewählten Weg ein guter deutscher Shakespeare nicht zu erreichen sein würde, war vorher klar und ist auch von mir schon ausgesprochen worden. Conrads Mißerfolg beweist nicht das Geringste für die Güte der nach Tieck benannten Uebersetzungen und sein hartes Wort von den „minderwerthigen

Leistungen Baudissins und den zum Theil recht werthlosen der Dorothea Tieck" bleibt in voller Kraft bestehen. Bestärkt aber hat mich Conrads Versuch in der Ueberzeugung, daß ein guter deutscher Shakespeare nur dadurch möglich ist, daß man das von Baudissin und Dorothea Tieck schlecht Uebertragene verwirft und Besseres an seine Stelle setzt.

Wir stehen also wieder da, wo wir vor ungefähr fünf Jahren standen. Die Aufgabe harrt noch ihrer Lösung. Sie ist erleichtert dadurch, daß der von Conrad gewählte Weg sich als falsch erwiesen hat und ein zweites Mal nicht beschritten werden wird, erschwert dadurch, daß das Publikum mit Mißtrauen gegen jeden Versuch, den alten Schlegel-Tieck zu ersetzen, erfüllt wird und ein besserer deutscher Shakespeare deshalb sich nur schwer durchzusetzen vermöchte.

Freiburg i. B. Professor Dr. Wilhelm Wetz.

Einfälle.

Sich selbst achten, ohne sich wichtig zu nehmen, ist seltener, als sich wichtig nehmen, ohne sich selbst zu achten.

„Alles ‚Verständliche' ist nur ein Gleichniß" und der einzig durchgreifende Unterschied zwischen einer Erklärung und einem Bild ist, daß die Erklärung vom Bekannteren ausgehen muß, um das Unbekanntere daran zu schließen; nicht so das Bild.

In dem inneren Tribunal, vor das jeder Denkende seine eigenen Zustände, Entschließungen und Handlungen zieht und in dem er Ankläger, Angeklagter, Vertheidiger und Richter zugleich ist, pflegt der Vertheidiger die stärkste Person zu sein.

Thatsachen sind keine Einbildungen, aber Einbildungen sind Thatsachen.

Viele unnütz geführte Debatten verlaufen ungefähr wie ein Spiel, über dessen Regeln vorher sich zu einigen die Spieler unterlassen hätten. Die Streitenden gehen stillschweigend von unvereinbaren Kardinalsätzen aus und wenden die gleichen Worte in verschiedener Bedeutung an.

Was wird aus der Symmetrie und überlegten Architektur eines Spinnengewebes, wenn eine grobe Hand hineingreift und die feinen Fäden ihres Haltes beraubt? Was geschieht den wohldisponirten Gedanken eines ausgezeichneten Kopfes, wenn täppische Nacheiferer sich ihrer unter Geschrei bemächtigen und ihr Lob des großen Mannes an die Stelle seiner Weisheit setzen?

Der Eitle ist nicht zufrieden, glücklich zu sein: er glaubt, es auch noch Anderen beweisen zu müssen.

Bernsteins Wort: „Das Endziel ist nichts, die Bewegung ist Alles“ ist die kürzeste und schlagendste Charakteristik nordamerikanischen Geschäftsgeistes.

Man hört bei uns den Laien oft klagen, der Jurist klebe am Buchstaben des Gesetzes. Das ist im Allgemeinen ein Mißverständniß. Denn gerade dadurch unterscheidet sich der Jurist vom Laien, daß er gelernt hat, methodisch den Buchstaben im Sinn des Gesetzes anzuwenden. Wenn der Vorwurf jedoch sagen soll, der Jurist wende das Gesetz zwar sinngemäß an, aber ohne es dem Einzelfall zu Liebe zu biegen, so ist Das kein bloßes Mißverständniß, sondern Unverstand: denn auf der Unverbrüchlichkeit beruht das Wesen des Gesetzes.

In der gerichtlichen Aussertigung pflegt das Urtheil, der Tenor, der Feststellung des Thatbestandes und den Entscheidungsgründen vorauszugehen; im Kopf des Richters ist es manchmal eben so.

Für das private Leben ist tüchtige Mittelmäßigkeit am Angenehmsten; Superiorität ist selten ohne unangenehme private Seiten.

Das Bewußtsein des Ideales verschuldet manche kranke Mittelmäßigkeit.

Der mittelmäßige Künstler scheint oft eitel, wo ihm nur der Instinkt seiner künstlerischen Selbsterhaltung die Autosuggestion der Bedeutendheit aufdrängt.

Wir rühmen uns gern der Unbestechlichkeit deutscher Richter und übersehen, wie viel sachliche Befangenheit in unseren Gerichten herrscht; und doch kann diese unpersönliche Befangenheit, gegen die es keine gesetzliche Remedur giebt, gefährlicher sein als Bestechlichkeit. Denn sie wirkt nicht wie Bestechlichkeit, sondern wie Bestochensein; und sie ist nicht ein Gebrechen Einzelner, sondern des Standes.

Das Werk soll den Meister loben; für gewöhnlich lobt aber jeder Meister sein Werk.

Die Irrthümer des Antisemitismus sind weniger solche der Diagnose als solche der Therapie.

Man muß sich immer wieder vorhalten, daß das leidliche belletristische Durchschnittsgut, das dem Leser und Theaterbesucher geboten wird, nicht etwa

Das ist, was den Meisterwerken gegenüber mit einer schlechteren oder an sich mit einer schlechten Censur in die Literaturgeschichte kommt; es geht nach kurzer Zeit überhaupt unter und die Literaturgeschichte schweigt im Einzelnen darüber. Die Vergleichung solcher Gegenwartproduktion mit den Standardtypen der vergangenen Literatur ist daher schief und eine Kritik, die auf diesen Abweg geräth, sowohl im Tadel wie im Lob ungerecht; daher denn auch manchmal ein naives Publikum richtiger urtheilt als ein literaturgeschichtlich gebildetes.

Gewisse Menschen sind wirklich nur in einem Punkt bescheiden: in ihren Ansprüchen an das Unglück.

Man reist, weil man gern in der Fremde zu Haus ist, oder auch, weil man ungern zu Haus sich in der Fremde fühlt.

Jede Zeit ist gerade so alt wie ihre Ueberlieferung.

In jeder Menschenmenge trifft man Personen, die von den Nachdrängenden in die erste Reihe gedrückt worden sind: man muß sie nicht für Führer halten.

Wer sich auf den gesunden Menschenverstand als letzte Instanz beruft, vergißt in der Regel, was schon La Rochefoucauld bemerkte: daß wir gesunden Menschenverstand immer nur Denen zuerkennen, die unserer Meinung sind.

Gedanken und Handlungen giebt es, deren Werth weniger darin besteht, daß wir sie denken oder thun, als darin, daß sie uns so schwer gefallen sind.

Wie kommt es, daß hübsche Frauen weniger stolz auf ihre Tugend sind als häßliche, Kluge auf ihre Ehrlichkeit weniger stolz als Dumme, vielseitige Menschen auf ihre Ueberzeugungtreue weniger stolz als einseitige?

Natur und Kunst. Was Bacon über das Verhältniß von Wissenschaft und Religion sagen zu können glaubte, gilt auch hier: ein Wenig Kunstkenntniß entfernt von der Natur, die tiefere Kenntniß führt zur Natur zurück.

Wie die alten Religionen vor der neuen Lehre in die stillen Dörfer zurückebbten und sich dort als Paganismus noch einige Zeit weiterfristeten, so bleibt von jeder Periode der Wissenschaft ein stagnirendes Element in den weniger beweglichen Schichten des Volksbewußtseins zurück und behauptet sich dort noch eine Weile als „gesunder Menschenverstand“ gegenüber der fortgeschrittenen Wissenschaft. Gesunder Menschenverstand gegen Wissenschaft: Das bedeutet meist: Wissenschaft von ehegestern gegen Wissenschaft von heute.

Dr. Arthur Berthold.

Orchideen.

Er suchte eine Wirthschafterin und fuhr auf eine Anzeige hin nach Neu-Babelsberg, um sich dort zu erkundigen.

Trostlos pfiff der Wind, schmutziger Schnee lag in den Winkeln und Ecken; schlimmstes Märzwetter, abgenutzter, verbrauchter Winter ohne Vorfrühlingsverheißung. Er ging, nach der angegebenen Nummer ausschauend, die verödeten Straßen herunter und klingelte an einer rothen, steilaufgebauten Vorstadtvilla. Dort sagte er den Zweck seines Kommens. „Gnädige Frau lassen bitten", kam der Bescheid. Das Mädchen öffnete eine Thür und er war in einem kleinen, hellen Raum.

Fast prallte er zurück. Dies war ja ein Märchenland. Weiße Wände, grüne und weiße Matten auf den grünen Fliesen des Fußbodens, weiße, geflochtene Stühle mit weichen, weißen Kissen. Und rings herum, auch von der Decke in Ampeln herunterhängend, Orchideen. Eine Hülle und Fülle von leuchtenden, duftenden, fremdartigen Blüthen. Wer kann nur hier wohnen? Das ist ja unnennbar, phantastisch schön!

Hier reckte sich ihm ein Zweig entgegen; wie ein Flug erstarrter Tauben ruhten die milchweißen Blüthen in der Luft. Glatt, marmorn, durchsichtig zart, mit überaus reingeschnittenen Formen. Dicht daneben erhob sich eine blaue Blume. Die großen lichtblauen Blätter glichen Libellenflügeln, waren weich und duftig, wie ein seidener Schleier. Und dieses Blau! Am Himmel schimmert es hin und wieder durch weiße Dunstwolken an späten Nachmittagen im Sommer; bald flimmert es seegrün, bald im Lilablau ferner Gebirge. Ganz leise sollten Engelstimmen hierzu Mozart singen.

Wer ist die Herrin dieses Wunderreiches? Hier ruht sie, auf diesen weichen weißen Kissen, und betrachtet mit unschuldigen Augen, sanft lächelnd, die Blumen.

Vielleicht ein mattes, verzichtendes Lächeln. Hier stehen Blumen in Moll. Auf schwankem, hohen Stiel ragen die Blüthen empor; über einem sinkenden Kriegerhelm dehnen sich, schmerzlich starr, die Seitenblätter in die Luft, senken sich die runden Oberblätter schonend hernieder. Blasse Blumen, mit dunkelgoldbraunem, mattgrünlichem, mattviolettem Geäst, mit schwermüthigen Punkten. Sehr zurückhaltend, sehr vornehm; müde, bleichsüchtige fürstliche Bräute, denen der hohe Verlobte im Kriege gefallen. Mannichfach das Spiel der gedämpften Töne, wie bräunlicher Opal in verhängten Räumen, denen das Sonnenlicht der Freude entgeht.

Dies ist aber doch nicht die Stimmungdominante des Blumenraumes. Dies waren nur vorübergehende, wehmüthige Erinnerungen an tote Freuden. Hier liegt kostbarer Lebensgenuß in der Luft, im subtilsten, exotischsten Auszug.

Giebt es denn wirklich solche Farben, solches leuchtendes, berückendes Lila? Unerhört die Pracht dieser großen Blumen, vollendet die welligen, leicht sich kräuselnden Kurven der schwellenden Blätter. Welche Worte werden diesen Tönen gerecht? Flieder darf man nicht nennen; es würde nüchtern, erdenschwer wirken. Bescheidene Veilchen erschienen dumpf und matt. Dieses Lila ist wie milchiger Amethyst und das innere Lippenblatt ein durchleuchteter, feuriger Purpur-Chry-

sopas. Sie sind größer als die größten Lilien; nur die Königin der Nacht käme ihnen an Umfang gleich: und an diese gefeierte Kaktee mahnt auch ihr süß-betäubender Duft. Dabei biegsam, weich verflatternd wie ein Hauch. Dann hier ein Gewirr von Rispen; eine verflirrende Orgie von schimmernden Blüthen. Wie sonderbar die Zeichnung dieser geschweiften Blättchen, wie seltsam die Farbe! Ein Citronenfaltergelb und darauf ein zimmetartiges, weiches Rehbraun und im Schlund ein blaß angedeutetes Maigrün. Und daneben eine wahre Liebesblume von mystischer Schönheit. Drei feingeschweifte zartrosa Blätter (wie geheimnißvoll der strenge Dreipaß!) umstehen den Kelch; der Kelch möchte das Innere verschweigen, aber das glühende Roth bricht strahlend hindurch.

Darf man denn ungestraft inmitten dieser aufregenden Blumen athmen? Dem fremden Reiz dieser verwirrend krausen Linien, dieser unsäglich zarten und doch leuchtenden Tonverbindungen halten unsere Nerven nicht Stand. In welchen Leidenschaften erbebt diese Frau? Ist sie kalt wie Schnee, mit geheimem Lodern? Sie athmet hier, in diesem Haus; vielleicht rauscht sie jetzt, mit schmalen Füßen leise auftretend, die Treppe herunter.

Nein: die Herrin dieses Wunderraumes ist reiner Leidenschaft nicht fähig; sie ist verderbt. Hier kann man nicht mit eingestehbaren Empfindungen leben. Ich hatte nur anfangs die Sprache noch nicht verstanden. Auch dieser milchweiße Taubenflug hat freche, herausfordernde Fühlhörner, hat Blutstropfen im Kelch. Nein, „freundliche Kinderaugen", wie jene Blumen, die Tasso pflegen wollte, haben diese nicht; sie haben einen gleißenden Blick. Vor ihren verzwickten, verzückten Linien wird man nicht Goethe, sondern Baudelaire und Aubrey Beardsley lesen. Sie tanzen einen verdrehten Reigen vor den Augen, diese Blumen des Bösen. Höllenspuk, wirre Phantome. Mit dem verzerrten Lächeln einer Verlorenen höhnt diese geschminkte Blüthenmaske mit den häßlichen, lüsternen Flecken. Verhext sticheln unregelmäßige, schmale, orangefarbige Blätter, die eine giftige Kupferpatina besprenkelt. Haßerfülltes, grünschwarzes Natterngewürm, zucken und züngeln die Samengefäße dieser schwefelgelben Rispe; und eine gottverlassene Blume hat zwei krampfhaft sich reckende, nacktrothe Blätter und zischelt mir ins Ohr.

Dies ist ein hysterischer Fieberrausch nach grausamem Genuß; hier ergeht sich die perverse, excentrische Neugier einer Gestörten. Eine bizarr unheimliche Astarte wohnt hier.

Da öffnete sich hinter ihm die Thür; erregt drehte er sich um. Eine untersetzte, ergraute, glattgescheitelte Frau trat ein. Das war also die Wirthschafterin, wegen der er kam.

„Sie sahen sich meine Orchideen an! Ja, sie sind ganz schön; nur eine rechte Last. Aber mein Mann, wissen Sie, der die Juteläuferfabrik in Reinickendorf gegründet hat, war auf die Dinger rein versessen und hat im Testament bestimmt, daß ich sie niemals fortthun dürfe."

Von ihrem braunen Kammgarnkleid entfernt sie sorgsam einen Heftfaden. „Was die Auguste Kübler anbetrifft . . ."

Marie von Bunsen.

Selbstanzeigen.

König Karl von Rumänien und Deutschland. Hermann Walther, Berlin.

Unser öffentliches Leben von heute will Trara und Erfolg, wo es bewundern soll, und jubelt, wo es Etwas glänzen sieht. Kinder sind wir, wenn wir auf der Gasse stehen. Aber daheim, allein, in den schlaflosen Nächten, in denen die Gedanken so weit vom Leben weggleiten, daß sie sich manchmal einbilden, sie strebten nach dem Grund aller Dinge, suchen wir die ewigen Grundfragen des Lebens geduldig in ganz verborgenen Winkeln des Seelendaseins, die man früher gar nicht kannte. Sehr tief liegen für uns moderne Menschen die wahrhaft erschütternden Probleme des Gelingens und der Enttäuschung. Der stille Mann, der ruhig zusieht, wie seine Arbeit unbeachtet bleibt, während Andere durch hohle Worte die Welt erobern, scheint uns ein würdiger Held für die Bühne, auf der die Gedanken sich tummeln, wenn sie fragen, was wahrhaft echt und schön ist ... Fürsten müssen sich gefallen lassen, daß man sie manchmal als Menschen mißt. Die Erscheinung Karl von Rumäniens birgt eigenartige Probleme. Vieles paßt nicht zu dem Bilde, das man uns heute in Deutschland als Urbild echten Herrscherthumes zeigt. Meine Brochure ist eine Skizze; Biograph bin ich nicht.

Montreux. Dr. Otto Freiherr von Dungern.

Metternich und seine Zeit. Wien, C. W. Stern.

Das Zeitalter Metternichs muthet an wie eine versunkene Welt. Manche Legende, manches Vorurtheil hat sich in ungeschwächter Kraft erhalten, seit viel Schutt über der Thätigkeit Metternichs lastet. Wenigstens aber muß man versuchen, das Kolorit der Zeit, der er angehörte, möglichst getreu beizubehalten. Die ungemein reichhaltige Literatur der Franzosen hat da so viel geleistet, daß nur wenige Ergänzungen erforderlich sind. Der Inhalt des auf vier Bände angelegten Werkes ist geschöpft aus Büchern, Handschriften und mündlichen Mittheilungen solcher Personen, deren Jugendjahre in die Zeit des Vormärz zurückreichten. Zur Orientirung über die Familienbeziehungen, die im realen Leben eine größere Rolle spielen, als man gemeinhin glaubt, sind an verschiedenen Stellen genealogische Tabellen eingefügt. Diese Tabellen erheben nicht den Anspruch auf Vollständigkeit, leisten aber in der Art der Anordnung den guten Dienst, daß man sich mit einem einzigen Blick zurechtfinden kann. Von den Anschauungen der norddeutschen Historikerschule weicht das Werk in vielen Punkten ab. Das wird Der nicht bedauern, der bedenkt, daß die Dinge durch ein süddeutsches Temperament gesehen wurden.

Graz. Ferdinand Strobl von Ravelsberg.

Hortus Deliciarum. Band 1: Gedichte Walthers von der Vogelweide, übersetzt von Karl Simrock, durchgesehen und herausgegeben von Christian Morgenstern. Band 2: Dante Alighieri, Das Neue Leben (La Vita Nuova), übersetzt und herausgegeben von Otto Hauser. Band 3: Goethes Tagebuch der Italienischen Reise. Band 4: Michelangelos Briefe. Band 5: Ovids Kunst der Liebe (Ars Amandi).

Im „Hortus Deliciarum“ soll ein schöner Garten edler Freuden erschlossen werden, worin die köstlichsten Blumen zu finden sein sollen, die im Geistesleben

der Nationen gewachsen sind und das besondere Ergötzen aller Gebildeten ausmachen Nicht so sehr für Büchereien, die mächtige Gesammtausgaben bevorzugen, wie für die kleinen, feinen Sammlungen der Gebildeten, die ihre Lieblingdichter und -Werke in handlichen, nicht zu theuren, aber doch schön gestalteten, vornehm gedruckten, ausgewählten und sorgsam herausgegebenen Einzelausgaben besitzen und etwa neben dem umständlichen Aufwand von „Sämmtlichen Werken" stets ein einzelnes Kleinod in besonderer Fassung nah haben wollen, ist dieser „Hortus Deliciarum" bestimmt. Konstantin Somow hat sich der äußeren Form des Unternehmens mit Liebe und Sorgfalt gewidmet, während ich für die Innenausstattung jedes Werkes immer den Künstler gewonnen habe, dessen Individualität mir dem Wesen der einzelnen poetischen Schöpfung besonders nah schien. Außer Somow sind hier zu nennen: Melchior Lechter, Emil Rudolf Weiß, Karl Walser, Heinrich Vogeler, Franz Christophe, Markus Behmer.

Julius Bard.

Notizbuch.

Karl der Große ist wieder mal belästigt worden. Warum war er nicht klein, wie Papa Pippin? Nie werden die nachgeborenen Banausen es ihm verzeihen. Zuerst hausten die Normannen in dem aachener Münster, das Karl gebaut und sich zur Grabstatt erwählt hatte. Dann kam, im Jahr 1000, Otto der Dritte. Kennt Ihr Den? James Bryce, der jetzt im englischen Ministerium sitzt, hat ihn (in dem Buch „Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation und das heutige Deutsche Reich"; zu der französischen Ausgabe hat Lavisse eine lesenswerthe Vorrede geschrieben) so geschickt portraitirt, daß uns das Bild ähnlich scheint. Gerbert, Erzbischof von Reims und im Nebenamt Magus, hatte ihn erzogen und erhielt sich die Liebe des Schülers. Auch Otto glaubte an die Wunder der Weißen Magie. Glaubte, mit der Wünschelruthe die kostbarsten Schätze aus der Erde zaubern zu können; und hielt sein Szepter für solche Ruthe. Wollte im weiten Reich Alles verjüngen, erneuern, verbessern; von heute auf morgen. Sein Reich sollte vom Sieg gekrönt sein wie das Trajans, einen Kodex und eine Verwaltung haben wie das Justinians und, wie das Konstantins, im milden Glanz der Heiligkeit strahlen. Er war überzeugt, daß er von Gott selbst auf die sündige Erde gesandt sei, sie vom Unrath zu reinigen. Und da es allzu anmaßend gewesen wäre, sich den Nachfolger Christi zu nennen, nannte er sich offiziell wenigstens den Diener des Heilands. An Phantasie fehlte es ihm nicht; nur an Klarheit und Stetigkeit des Wollens. Antiquarische Neigung zog ihn in die Vergangenheit: und er wollte Lebenden doch herrliche Tage bereiten. Daß ers vermöge, war ihm nie zweifelhaft. Er fühlte sich als den Statthalter des höchsten Herrn und berauschte sich täglich wieder an dem Bewußtsein, die Macht der alten Caesaren geerbt zu haben. In einem seiner Edikte stehen die Prunksätze: „Dieses haben Wir befohlen, auf daß die Heilige Kirche frei und stark sei, Unser Reich gedeihen und die Krone Unserer Ritterschaft im Triumph leuchten könne. Mögen Wir dermaleinst, wenn Wir in Gerechtigkeit unter dem Zelte dieser Welt gelebt haben, würdig befunden werden, aus dem Kerker des Lebens zu schreiten und als Herrscher neben dem Allmächtigen des Rechtes zu walten!" Kennt Ihr

ihn nun? Ein Bischen. Sein Siegelwort war: Renovatio Imperii Romanorum. Und seine Zeitgenossen, die doch noch nicht vom Lokalanzeiger und von der Bilderwoche Augusti erzogen wurden, nannten ihn bald mirabilia mundi. Mehr konnte selbst er nicht verlangen. Hat deshalb auch nie über die schlechte Presse geklagt. Und die Leistung des Weltwundermannes? Reden, Erlasse, große Gesten. Sein Heer hat manchmal gesiegt. Das war nicht sein Verdienst. Sein Werk aber, daß aus Gerbert Papst Silvester II. wurde. Aus all den tönenden Reden und ungeheuren Plänen ist nichts geworden. Schließlich starb Otto als ein verlassener Flüchtling. Nur zweiundzwanzig Jahre ist er alt geworden; hat aber fast neunzehn Jahre lang die Krone des Deutschen Königs getragen. Der also hat zuerst Karls Ruhe gestört. Nachdem er in die gnesener Gruft des Heiligen Adalbert eingedrungen war, wollte er auch Carolum Magnum noch in der Grabstatt besuchen. Der tote Kaiser, raunt die Legende, saß auf dem Marmelthron; über dem balsamirten Leib den Krönungmantel; an der Hüfte das Reichsschwert; auf den Knien die offene Bibel. Pietät hätte von dem Einbruch wohl abgerathen. Doch ein Weltwunder braucht sich kleiner Menschensatzung nicht zu beugen. Und die Sache hat ihr Gutes: sie inspirirte Victor Hugo zu dem berühmten Monologe Karls des Fünften. Hundertfünfundsechzig Jahre nach Otto kam Friedrich Barbarossa. Schon den ersten Störenfried sollte Karl mit zornigem Blick gestraft haben Inzwischen war er von Paschalis selig gesprochen und vielleicht milderen Sinnes geworden. Der Rothbart hats gewagt. Hat das Gebein Karls aus der Grabkammer genommen, für ein Weilchen in einen Holzschrein gelegt und bei renommirten Goldschmieden einen Reliquienschrein bestellt, der die letzte Ruhstätte des großen Kaisers werden sollte, aber erst unter der Regirung Friedrichs des Zweiten fertig wurde. Da ruhten die ehrwürdigen Knochen nun in seidenen Tüchern. Ruhten? Im dreizehnten Jahrhundert wurde der Schädel, im vierzehnten ein Schienbein, im fünfzehnten ein Armknochen gemaust. Bei Bürgerlichen könnte mans Leichenschändung heißen. Aber die abgebrochenen, abgehackten, abgesetzten Stücke sind ja in der aachener Kirchenschatzkammer jetzt wieder zu sehen. Nach der caesarischen kam die wissenschaftliche Tyrannis; nach dem Imperator der Gelehrte. Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wurden die seidenen Tücher betastet und berochen. 1861 die Knochen geordnet, gemessen und mit Goldschnur auf eine Purpurdecke geheftet. Jetzt wußte mans: Karl war wirklich ein Riese gewesen. Und gewiß hatte man ihn nur deshalb den Großen genannt. Fünfundvierzig Jahre Pause. Dann, im Juli 1906, kam der berliner Geheimrath und Kunstgewerbemuseumsdirektor Lessing (aus der israelitischen Familie, die mit Gotthold Ephraim höchstens die Ehrfurcht vor Nathan und der Vossischen Zeitung gemein hat). Der fand, die bisher veröffentlichten Kopien der alten Seidengewebe „genügten nicht den wissenschaftlichen Ansprüchen, die wir jetzt an die Darstellung mittelalterlicher Gewebe stellen." Ließ sich, mit Erlaubniß des Kaisers (von dem er gesagt hat: „Man weiß, mit wie viel Ernst und Liebe der Kaiser sich dem Studium der romanischen Kunst hingiebt"; weiß mans wirklich?), den Reliquienschrein öffnen und nahm die Gewebe zur Untersuchung und Abzeichnung mit nach Berlin. Denn „wahrscheinlich ist das eine aus dem neunten Jahrhundert und vielleicht von Barbarossa über die Gebeine Karls des Großen gebreitet. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß dieser Stoff zu dem ursprünglichen Grabbestand Karls des Großen von 814 gehört. Der zweite, mit reichem Ornament palermitaner Arbeit des dreizehnten Jahrhunderts ist wohl eine Gabe Friedrichs des Zweiten." Wahrscheinlich, vielleicht, keineswegs ausgeschlossen, wohl: die ungemein exakte Wissenschaft, die sich so stolz dünkelt, weiß über Alter und Herkunft der Stoffe eigentlich also gar nichts; nicht viel mehr jedenfalls als ein tüchtiger Trödler

mit guter Witternase. Und darum wird der arme Karl zum neunten Mal belästigt und muß diesmal die Decken hergeben. Wenn der Herr Direktor wenigstens seine Handlanger mitgebracht hätte! Die Verfrachtung der Leichentücher hat etwas Widriges. Ueberlegt einen Augenblick. Der Leib eines in der Geschichte fortwirkenden Menschen wird von frommem Sinn beigesetzt, dann zerstückt, aufgeputzt, von Anthropologenneugier gemessen, nothdürftig jedesmal wieder zusammengefügt und jetzt gar zu Schauzwecken der Hülle beraubt. Die Franzosen, die Karl ja auch für sich in Anspruch nehmen, haben ob solcher Pietätlosigkeit Lärm geschlagen. Und brüsten kann der Deutsche sich mit seiner verecundia kaum noch. Die Sucht, in Modergrüften nach Kupferdruckmustern zu schnüffeln, kann uns noch nette Ueberraschungen bescheren. Dem Sohn Pippins geschieht freilich nur nach Gebühr. Wer sich erdreistet, so hoch über die Mitlebenden hinzuragen, verdient schon dafür Strafe. Die Zeitgenossen müssen den Hünen seufzend wohl dulden. Die Nachwelt aber rügt frevelnde Ueberhebung und gönnt dem Großen (der am Ende nur länger als der Durchschnitt war) noch im Grab, im blinkenden Knochenschränkchen noch nicht die friedliche Ruhe.

* * *

Vor vier Jahren lasen wir, der Kaiser habe an der norwegischen Küste mit Herrn Waldeck-Rousseau, den er an einem Tage dreimal sah, die wichtigsten Staatsgeschäfte besprochen. Wahrscheinlich klangs nicht. Waldeck war nicht mehr Ministerpräsident; nur noch der erste pariser Civilanwalt. War, mit seiner Frau, Bordgast des französischen Chokoladefabrikanten Menier; und mit diesen beiden Familien saßen noch andere Franzosen an Wilhelms Tisch. Selbst in unseren Verhältnissen kaum glaublich, daß in solcher Gesellschaft Staatsgeheimnisse beplaudert worden waren. Herrn Menier kannte der Kaiser vielleicht aus dem „Hüttenbesitzer" (wo er Moulinet heißt); die anderen Tischgäste waren ihm ganz fremd. Und da sollten die schwierigsten Fragen der hohen Politik erörtert worden sein? Waldeck-Rousseau nahm uns den letzten Zweifel. Noch in Norwegen empfing er einen Interviewer aus Wikingerstamm und sagte ihm, das leidige politische Gebiet sei kaum flüchtig gestreift worden. Und seinen Landsleuten ließ er durch die Presse künden, wie es überhaupt zu persönlicher Berührung kam. Die Familie Menier traf mit ihren Gästen auf der Yacht „Ariadne" am Abend des zehnten Julitages vor Odde ein. Die Franzosen waren sehr erstaunt, dort die „Hohenzollern" zu sehen. Noch am selben Abend kam im Auftrag des Kaisers der Gesandte Herr von Tschirschky, der auf der Reise das Auswärtige Amt vertrat, an Bord der Privatyacht, um Waldeck und dessen Freunde zu begrüßen. Die aber waren schon an Land gegangen und der deutsche Diplomat fand die „Ariadne" verlassen. Er kehrte zurück, schickte aber am selben Abend um elf Uhr die Botschaft, er werde sich seines Auftrages am nächsten Morgen entledigen. Punkt Neun stieg er am Elften denn auch an Bord und brachte mit den Grüßen des Kaisers eine Einladung zum Diner, die natürlich nicht abgelehnt werden konnte. Schon nach einer Stunde aber war Herr von Tschirschky wieder da: der Kaiser bleibe heute vormittags an Bord und würde sich freuen, Herrn Waldeck-Rousseau bei sich zu begrüßen. Der Rechtsanwalt zog sich um und ließ sich nach der „Hohenzollern" hinüberrudern. Dort sagte ihm Wilhelm der Zweite, er würde ihm gern auf der „Ariadne" den Besuch erwidern. Verbeugung. Um Zwölf war der Kaiser auf der Yacht des Herrn Menier, ließ sich alle Passagiere vorstellen und blieb eine Stunde. Abends waren die Franzosen dann bei ihm zu Tisch geladen. Herr von Tschirschky, der seitdem zu so hoher Würde kam, hat den anstrengenden Dienst dieses Reisetages gewiß nicht vergessen. Ob Herr von Rücker-Jenisch, der, als Vertrauensmann des fürstlichen Managers, jetzt den Kaiser auf Reisen begleitet, auch laufen und

schwitzen mußte? Ignoramus. Menier-Moulinet aber war wieder pünktlich zur Stelle und wurde von der „Ariadne“ wieder auf das Schiff des Kaisers geholt. Diesmal heißts „Hamburg“; ist von der Ballinie zur Verfügung gestellt und von der „Leipzig“, dem „Sleipner“ und drei Torpedobooten begleitet. Keine billige Reise. Als die Chokoladenyacht gesichtet war, lasen wir im Figaro, kam sofort eine Einladung vom Kaiser. Um neun Uhr früh stand Gaston Menier vor Wilhelm. Der sagte ihm, er wolle ihn auf der „Ariadne“ besuchen. War um Elf dort. Mütze, Hose, Schuhe weiß; blaues Jacket mit Goldlitzen. Gefolge: Herr von Rücker und Professor Schiemann. Die sieben Reisegefährten des Franzosen wurden vorgestellt, der Kaiser plauderte eine Stunde lang sehr vergnügt mit ihnen und ließ sich dann photographiren. Il était extrêmement gai, ponctuait ses reparties d'un claquement du pouce et de l'index; und lud Menier und Genossen zum Diner ein. Um Acht empfing er, wie souveraine Fürsten, seine Gäste an der Schwelle des Salons. Das Schiffsorchester hatte Befehl, nur französische Weisen zu spielen. Als gälte das Festmahl einem Kaiser, König oder mindestens einem Präsidenten von Frankreich. Bis Elf saß man beisammen. Der Kaiser hat Herrn Menier an einem Tag also dreimal gesehen; fast fünf Stunden lang. Bei der Abfahrt ließ er ihm signalisiren: „Auf Wiedersehen! Glückliche Reise!“ Wir haben in Deutschland auch tüchtige Chokoladefabrikanten; zur Ehre solcher Intimität ist noch keiner gekommen Auch keiner der Männer aus dem Rheinland, Westfalen und Oberschlesien. Deren Wirken für das Deutsche Reich immerhin doch wichtiger ist und die dem Reichsvertreter Interessanteres erzählen könnten als Herr Menier. Ob Der überhaupt was Merkenswerthes erzählt hat, wissen wir nicht. Ausführlich aber hat er den Reportern berichtet, was Wilhelm gesagt hat. Tischreden des Kaisers nennts die gefällige Presse. Wer sich dadurch verleiten ließe, an Luther oder an Bismarck zu denken, würde grausam enttäuscht. Die Zeitungen, hören wir, richten viel Unheil an. Nicht neu, aber richtig. Jünglinge von zweiundzwanzig Jahren schreiben Artikel, die in den größten Blättern erscheinen und den tiefsten Eindruck auf die Zeitgenossen machen. Wenns nur wahr wäre! Diese Jünglinge müßten ja ungemein starke Talente sein: und gerade die vermissen wir in den Zeitungen. Der Kaiser bedauert, daß die Journalisten kein Examen zu bestehen haben. (Das sollte man auch von den Monarchen fordern, haben die Pariser witzig geantwortet.) Nun sind bei uns ja die meisten Redakteure Doktoren der Philosophie. Wissen und können sie darum mehr als andere Sterbliche? Ist der Doktor Landau vom Börsencourier zum Amte des Magister Germaniae besser gerüstet als der titellose Fritz Mauthner? Sind die wochenschauerlichen Artikel des Doktors Levysohn klüger und politischer als die pariser Briefe des Herrn Theodor Wolff, der mit dem Einjährigenzeugniß die Schule verlassen hat? Und hat die kaiserliche Familie nicht just zwei Unbetitelte zu Lieblingen erkürt, zwei nie Geprüfte (die auch nie Deutsch schreiben lernen): die Herren Pietsch und Holzbock? Die sind nicht zweiundzwanzigjährig; und doch wäre es ein Glück, wenn Satan sie mit Extrapost holte. Jugend ist nicht die Krankheit unserer Presse. Kann Einer mit zwanzig Jahren regiren, so mag ein Anderer in dem selben Alter ruhig redigiren. Er ist nicht Richter, sondern Anwalt; spricht nicht das Urtheil, sondern plaidirt; hat nicht die Macht, einen Kanzler wegzuschicken und die Politik eines großen Volkes auf Irrwege zu zwingen. Mit all diesen Reden ist nichts Rechtes anzufangen. Der Kaiser kennt die Presse gar nicht; kann sie nicht kennen. Kennt höchstens den Lokalanzeiger; und die Scherlischen sorgen dafür, daß aus diesem Blatt kein Laut vernehmbar wird, der Seiner Majestät mißfallen könnte. Was dem Kaiser über Alter, Charakter, Lebensführung, Kenntnisse einzelner Journalisten zugetragen wird, ist sicher meist falsch; sonst hätte er

den ältesten Schweinigel nicht als „lichtvollen Historiographen“ gepriesen. (Ein niedliches Beispiel habe ich selbst erlebt. Als mein Name oben genannt wurde, sagte ein sehr Hoher: „Der? Der hat sich uns in der Caprivizeit ja angeboten und schimpft seitdem, weil wir ihn nicht haben wollten.“ Womit denn Alles erklärt war und die Personalakten geschlossen werden konnten. Long ago. Heute glaubt den kindischem Schwindel wohl Keiner mehr.) Auch die anderen Aeußerungen sind entweder mißverstanden worden oder als inter pocula gefallen, nicht allzu ernst zu nehmen. Der Kaiser soll gesagt haben, er habe vor vier Jahren Herrn Waldeck-Rousseau den mandschurischen Krieg und die Niederlage der Russen vorausgesagt. Unwahrscheinlich. Waldeck ist tot und kann nicht mehr zeugen. Daß es zum Krieg kommen werde, glaubte die preußische Regirung, die via Bülow hoffentlich doch die Willensmeinung des Monarchen rechtzeitig erfährt, noch nicht, als die Japaner im Hafen von Port Arthur schon den Ueberfall vorbereiteten. Excellenzen haben ihr Wort dafür verpfändet, daß sie sonst dem Preußenkonsortium nicht ein in dieser Zeit undurchführbares Finanzgeschäft zugemuthet hätten. Und fast ein Jahr lang war man im Großen Generalstab überzeugt, daß die Russen schließlich siegen würden. (Diesen Glauben hatte auch Waldersee aus Ostasien heimgebracht.) Als ich geschrieben hatte, die Sache sei für die Russen noch halbwegs zu retten, wenn sie, ohne noch eine Schlacht zu wagen, langsam zurückgingen, die Japaner immer weiter nordwärts lockten und keinen Frieden schlössen, besuchte mich ein Offizier und sagte: Diesmal sind Sie mit dem Kaiser einer Meinung. Genau das Selbe hat S. M. uns neulich gesagt.“ Nicht gerade erfreulich klingt der Satz, die Japaner seien so stark geworden, daß sie nächstens verlangen würden, über europäische Angelegenheiten mitreden zu dürfen. Einstweilen, dürfen wir annehmen, wäre Europa wohl tanti, solche Dreistigkeit abzuwehren Ists aber nöthig, den japanischen Hochmuth (den selbst Herr Naudeau nach dem Krieg schon ins Unerträgliche gewachsen fand) durch solche Rede aus solchem Mund noch zu steigern? Ueberhaupt nöthig, daß ein Deutscher Kaiser des Herzens Schrein vor Fremden auspackt, die den Inhalt dann flink in die Zeitungen bringen? In Norderney sollte Muße sein, diesen Fragen einmal ernstlich nachzudenken. Sonst müßte, trotz Ballestrem, der Reichstag sie stellen.

* * *

Ausländer werden bei uns merkwürdig gut behandelt. Vom Kaiser und vom Kanzler. So gut, daß es manchem Deutschen nachgerade auf die Nerven fällt. Professor Luigi Luzzatti, den die Italiener den „Juden von Padua“ nennen, erhält vom Kaiser ein Großkreuz und, im Auftrag des Fürsten Bülow, vom Botschafter des Deutschen Kaisers einen Glückwunsch zur Durchführung der italienischen Rentenkonversion. Diese Konversion war ein Meisterstück. Aber Herr Luzzatti ist nicht unser Freund. Er hat den von Crispi geführten Zollkrieg gegen Frankreich beendet und die Intimität der „lateinischen Schwesternationen“ vorbereitet. Die Intimität, die den Dreibund sprengen mußte. Nun ists ja ganz klug, mit ungetreuen Liebsten nicht lange zu schmollen noch sie gar, dem bevorzugten Nebenbuhler zum Gaudium, öffentlich auszuschelten. Mußte der höchste Reichsbeamte aber dem Franzosenfreund Luzzatti huldigen (der unserem großen Stengel zur Durchführung der herrlichen Finanzreform doch nicht gratulirt hat)? Die Landsleute der Frau Zoe Baccadilli von Camporeale haben die Depesche des norderneyer Badegastes auf ihre besondere Weise gedeutet. Das ist ihnen nicht zu verargen. Wodurch wurde denn die Konversion möglich? Durch Italiens gute Beziehungen zu den Westmächten. Deren Hochfinanz gab zwölfhundert Millionen Lire und sicherte damit die glatte Abwickelung des Geschäftes In Deutschland war die Oeffentliche Meinung schon deshalb (und wegen

des Zinsverlustes der Rentenbesitzer) eher gegen als für die Konversion. Als die Huldigung nun bekannt wurde, hieß es in Italien (auch in der Presse) vielfach: „Heuchelei! Gerade aus Deutschland sind uns vierzig Millionen Rente zurückgeschickt worden. Wie reimt sich damit der Glückwunsch? Wir trauen ihm nicht. Die Deutschen sind wüthend auf uns und bereiten uns, wo sie irgend können, Schwierigkeiten. Darüber täuscht keine Glückwunschdepesche uns hinweg." Jetzt haben sie, zur Abwechselung, eine Beileiddepesche bekommen. Diesmal direkt aus der Wilhelmstraße. In der mailänder Ausstellung, wo die Deutschen so unfreundlich behandelt worden sind, daß sie, um ihr Recht zu finden, bis hart an die Grenze der Grobheit gehen mußten, hats gebrannt. Schnell setzte Herr von Tschirschky sich hin und telegraphirte, gewiß wieder im Auftrag des Kanzlers, an den Bürgermeister von Mailand und an den Ausstellungpräsidenten. „Lebhafteste Theilnahme"; und so weiter. Wer versichert uns, wenn in Deutschland ein Haus abbrennt oder ein Schiff untergeht, denn seiner lebhaftesten Theilnahme? Sogar in der dem Fürsten Bülow zärtlich ergebenen Täglichen Rundschau fand ich den Satz: „Was die deutsche Regirung der Brandunfall in Mailand angeht, ist um so weniger erfindlich, als die mailänder Presse auf die bloße Nachricht, daß der Kaiser die Ausstellung besuchen wolle, ihn gröblichst insultirte und der König von Italien bei seinem mailänder Besuch um die deutsche Ausstellung im Bogen herumging." Thut nichts. Geredet und telegraphirt muß werden. Deutschland in der Welt mit dem Munde voran. Welche Zeichen fruchtbaren Wirkens sollten die Durchlauchtigen und Excellenten uns denn geben, wenn ihnen das Vergnügen solcher papiernen Expansion genommen würde? Allzu aufdringlich darf sich aber die Liebe im Verkehr mit einem Land nicht äußern, dessen Presse, wie der Charmeur an der Waterkant wissen kann, den noch Verbündeten recht hämisch zu kritisiren und, trotzdem Deutsche alljährlich so viel Geld über die Alpen tragen, bei jeder irgendwie passenden Gelegenheit zu sagen pflegt: Perfido come un tedesco!

* * *

The Byzantine Empire. I. Eisenacher Tagespost: „Prinz Joachim von Preußen, der jüngste Sohn Kaiser Wilhelms, traf gestern nachmittags mit seinem Lehrer und seinem Erzieher aus Wilhelmshöhe bei Kassel hier ein. Beim Droschkenhalteplatz am Bahnhof bestieg der Prinz mit seinen Begleitern den Zweispänner Nr. 37 und unterhielt sich längere Zeit mit dem Kutscher, den er nach seinen Verhältnissen befragte. Die tadellose Beschaffenheit der Pferde der eisenacher Droschkenkutscher lobend, nahm der jugendliche Kaisersohn hierauf die Zügel selbst und kutschirte ein Stück durch Eisenach. Das Lutherhaus, Bachhaus und die Denkmäler Luthers und Bachs wurden besichtigt. Daß die Fahrt für den Droschkenkutscher einträglich war, versteht sich von selbst. Der Kutscher war übrigens sehr entzückt über die großartige Zügelführung des Prinzen." II. Nord-Ostsee-Zeitung: „Prinz Heinrich kann allen Automobilisten als ein nachahmenswerthes Beispiel gelten, sozusagen als die Verkörperung aller guten Eigenschaften, die, in einer Person vereint, den idealen Automobilisten schaffen. Mit welcher fabelhaften Sicherheit und welchem Schneid lenkt der Prinz seinen Wagen! Die Art und Weise seiner Theilnahme an der Herkomer-Fahrt hat ihn mit einem Schlag in ganz Süddeutschland populär gemacht". III. Der Bürgermeister von Velden berichtet: „Excellenz Könitz, der Begleiter des Prinzen Heinrich, sagte uns, der Prinz wünsche, uns schon heute zu sehen. Wie es weiter ging, weiß ich nicht. Mein Denkvermögen schien von dieser Ueberraschung gelähmt zu sein. Beim Empfang in Velden war der Prinz ungemein liebenswürdig, was auf das anwesende distinguirte Publikum rührend und entzückend einwirkte. Den einen Augen

entrollten Freudenthränen, die anderen wieder glänzten in Begeisterung." IV. Der Magistrat von Homburg hat an den Kronprinzen und die Kronprinzessin telegraphirt: „Euren Kaiserlichen und Königlichen Hoheiten senden wir zu der glücklichen Geburt eines Prinzen, den Gott allezeit behüten möge, die herzlichsten und ehrfurchtvollsten Glückwünsche der getreuen Stadt Homburg. Unter der Bevölkerung herrscht unbeschreiblicher Jubel. Die Stadt ist festlich geschmückt. Feigen. Dr Rüdiger." V. Vossische Zeitung: „Der ersehnte Prinz ist ein gesundes, kräftiges Kind, das jetzt reichlich 7½ Pfund wiegt und von langem, feingliedrigem Bau ist. Wem sieht er ähnlich? Bei einem Kind von drei Wochen ist die Antwort im Allgemeinen nicht leicht; aber der kleine Prinz macht eine Ausnahme von den meisten seiner Altersgenossen: er ähnelt unverkennbar seinem Vater. Daß in einem Hohenzollernsprößling schon von seinem ersten Lebenstag an die sprichwörtliche Pflichttreue seiner Ahnen sich zeigen würde, bestätigt der kleine Prinz: er schreit fast gar nicht; dafür schläft und trinkt er um so mehr. Daß bei der Wahl der Amme die größte Vorsicht gewaltet hat, ist selbstverständlich. Es konnte sich dabei nur um eine verheirathete Frau handeln; und einer solchen, der achtbaren Frau eines Handwerkers, die selbst Mutter eines prächtigen Kindes ist, vertraute man die erste Ernährung des prinzlichen Kindes an." VI. In vielen Zeitungen stand: „Prinzessin Victoria Luise erhielt im Marstall beim Neuen Palais die Kunde, daß sie Tante geworden sei. Sie ergriff darauf einen Henkelkorb, eilte, mit den Worten: ‚Das muß doch gefeiert werden', in den Weinkeller und kehrte mit mehreren Flaschen Champagner zurück, die sie dem Hauspersonal überreichte, damit dieses auf das Wohl ihres Neffen anstoße." VII. Hamburger Nachrichten: „Der weit über Deutschlands Grenzen bekannten Deutschen Reformbettenfabrik M. Steiner & Sohn wurde der ehrenvolle Auftrag zu Theil, das von der Kaiserin ihrem ersten Enkel gestiftete Erstlingbettchen zu liefern. Dadurch, daß auch die Kaiserin Wohlgefallen an der steinerischen Bettenreform findet, dürfte wohl der beste Beweis erbracht sein, daß dieses System in gesundheitlicher Beziehung das einzig richtige ist." VIII. Dresdener Nachrichten: „Der Kaiser genießt hauptsächlich weiche Sachen. Vor Allem hält er viel auf frisches Gemüse. Eine seiner Lieblingspeisen ist Deutsches Beefsteak und Quetschkartoffeln. Von den süßen Speisen giebt er dem deutschen Eierkuchen den Vorzug. Obst schält er sich an intimer Tafel nie selbst. Das besorgt der neben ihm sitzende Hofmarschall." IX. Berliner Tageblatt: „Der Kaiser will die Schußkanäle des von ihm erlegten Wildes durch Röntgenstrahlen feststellen lassen. Zu diesem Zweck ist ein Röntgenapparat nebst Dynamomaschine von Berlin nach Prökelwitz gesandt worden. Die bisher geschossenen Böcke sind schon untersucht worden. Bedienung des Apparates liegt in den Händen des Stabsarztes Dr. Niehues aus Berlin." X. Tägliche Rundschau: „Auf der ‚Hamburg' bekamen die Gäste des Kaisers zum Diner: Kalte Bouillon, Seezunge, Schinken in Burgunder, toulouser Entenleber in Aspic, Kapaun mit Früchten und Salat, frische Prinzeß-Bohnen, Fürst Pückler-Eis und Nachtisch. Der Kaiser interessirt sich sehr für die Leistungen der Schiffskapelle und ergreift wohl auch einmal selbst den Taktstock, wenn ihm der angewandte Rhythmus nicht behagt."

* * *

Aus den China Times vom zwanzigsten Juni 1906:

FOR SALE.

Four Monkeys, one of them young, for sale. May be seen on application at the German Headquarters Office. Garnison-Verwaltung.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 18. August 1906.

Ein Brief.

Von Seiner Excellenz dem Herrn Wirklichen Geheimen Rath von Holstein erhielt ich am neunten August den folgenden Brief:

Berlin, den fünften August 1906,
Großbeerenstraße 40.

Herrn Maximilian Harden.

Geehrter Herr!

Sie haben sich in der letzten Zeit wiederholt mit mir beschäftigt, mich auch noch in der Nummer vom Dritten dieses Monats genannt. Ich habe mir zunächst darüber eine Meinung bilden wollen, ob die „Zukunft“ wirklich nur Ihre eigene persönliche Ansicht wiedergiebt. Die Auskünfte, welche ich inzwischen erhielt, lauten übereinstimmend dahin, daß Sie lediglich Das veröffentlichen, was Sie selber für richtig halten. Deshalb antworte ich jetzt.

Um chronologisch zu verfahren, fange ich mit der zeitlich frühesten Notiz an. Aus Moritz Busch haben Sie ein Geschichtchen übernommen, wonach der ehemalige russische Reichskanzler Graf Nesselrode von mir gesagt haben sollte: „Dieser junge Mann weiß Mancherlei, er wird aber niemals im Stande sein, eine Sache allein zu führen.“ Das soll Fürst Bismarck an Moritz Busch weiter erzählt haben. Hoffentlich hat Busch sich verhört; denn die thatsächliche Unterlage der Geschichte kann nur der folgende Vorgang sein. Im Winter 1861 — ich weiß nicht, ob am Anfang oder am Ende des Jahres — stellte mich, den damals etwa Dreiundzwanzigjährigen, der Gesandte von Bismarck bei einem Diner des Barons Stieglitz dem ungefähr achtzigjährigen Grafen Nesselrode vor mit der scherzenden Bemerkung: „Ein Diplomat der Zukunft“; worauf der Andere mit der dünnen Stimme von Thiers — dem er auch in Figur

und Kopf etwas ähnelte — die Antwort gab: „In Zukunft wird es weder Diplomatie noch Diplomaten geben". Diese Aeußerung, zu Bismarck gethan, der unmittelbar vor seinem größten diplomatischen Jahrzehnt stand, ist mir unvergeßlich geblieben. Mit mir sprach Nesselrode gar nicht; ich bin ihm auch nicht wieder begegnet. Es ist also nicht ernsthaft zu nehmen, daß er hinterher über mich nachgedacht und gar ein ins Einzelne gehendes Urtheil abgegeben haben sollte. Ich erwähne dieses Geschichtchen, weil es typisch ist.

Die in der Zeitfolge nächste Notiz besagt, daß ich dem Professor Schweninger sofort nach seiner Ankunft hier, also wohl ums Jahr 1880, „einen Bund vorgeschlagen habe". Ich habe nie an etwas Derartiges gedacht; hingegen hat Dr. Schweninger mir damals aus eigener Initiative erklärt, er werde es mir niemals vergessen, daß ich, als Graf Wilhelm im Zweifel gewesen sei, ihm zugeredet hätte, es doch mit Schweninger zu versuchen. Der Graf habe ihm Das erzählt. Mit dieser Erklärung Schweningers war der Bund eigentlich schon fertig; aber was hätte ich mit Schweninger als Verbündetem anfangen können? Für Dinge außerhalb seines Berufes interessirte er sich zu jener Zeit gar nicht; und ich meinerseits war auch nicht in der Lage, nach Stützen oder Verbündeten herumzusuchen. Dafür, daß ich auch in der Zeit der höchsten bismarckischen Machtentfaltung um das Wohlwollen selbst der dem Hause Nächststehenden nicht buhlte, ließen sich eventuell zugkräftige Beispiele anführen. Wer von dem einstigen engeren bismarckischen Kreise diese Zeilen etwa liest, wird mich wohl verstehen. Das viele Falsche, was, zum Theil auf Grund zorniger Aeußerungen auf bismarckischer Seite, nachträglich über den Charakter meines dienstlichen und menschlichen Verkehres mit dieser Familie verbreitet worden ist, kann gründlich berichtigt werden durch die Verwerthung der ungezählten Briefe, die ich von Familienmitgliedern besitze. Ich würde mich aber zu der Veröffentlichung nur ungern schon jetzt entschließen, da der Privatbrief seiner ganzen Natur nach sich nicht für die zeitgenössische Oeffentlichkeit eignet.

Der Zeit nach folgt jetzt die Angabe, daß Fürst Bismarck mich Mitte der achtziger Jahre als Unterstaatssekretär abgelehnt habe. Dem gegenüber kann ich nur konstatiren, daß Graf Herbert damals die Unterstaatssekretärfrage mit mir in direkt entgegengesetztem Sinne besprach, was er ohne Wissen und Willen des Vaters kaum gethan hätte. Denn wenn ich mich bereit erklärte und der Reichskanzler lehnte mich nachher ab, war der Sohn mir gegenüber blosgestellt. Ich erklärte indessen, daß ich mich nicht für die geeignete Persönlichkeit hielte, und wir erörterten dann die Kandidatur Berchem. Der Grund

meiner Zurückhaltung war einfach der, daß ich mir bewußt war, in handelspolitischen Dingen die für die Stellung erforderlichen Kenntnisse nicht zu besitzen, und daß die Rolle des Vorgesetzten, der von seinen Untergebenen sich belehren lassen muß, mir nicht zusagte. Aber noch ein paar Jahre später sagte mir Graf Herbert Bismarck eines Tages wörtlich, im Ton übler Laune, bei Erwähnung meiner früheren ablehnenden Haltung: „Das beweist nur, daß Sie Ihre Person über die Sache stellen.“ Ich habe die Aeußerung genau behalten, weil mir der gereizte Ton auffiel. Ich nahm und nehme an, daß Staats- und Unterstaatssekretär sich gerade über eine Frage österreichischer Handelspolitik gestritten hatten. Die Beiden kamen gut miteinander aus; nur überwogen beim Einen die russischen, beim Anderen die österreichischen Sympathien.

Die nächste Angabe bezieht sich auf meine angebliche Rolle bei der Bismarck-Katastrophe. Sie erwähnen Das, was der verstorbene Schloezer darüber gesagt hat. Ein klassischer Zeuge war Schloezer nicht. Ich meine nicht etwa, daß er log; er war durch Leidenschaft geblendet. Er wußte, daß ich ihn für geistig verbraucht hielt und für seine Entfernung von Rom votirt hatte. Diese Auffassung theilte der Staatssekretär Graf Bismarck so vollständig, daß er sich im Jahr 1889 durch den Dezernenten Geheimen Rath Kayser ein ausführliches Exposé machen ließ, wo unter Bezugnahme auf Schloezers Berichterstattung dargelegt wurde, daß und weshalb es dem dienstlichen Interesse entsprechen würde, einen Personenwechsel bei der Römischen Gesandtschaft eintreten zu lassen. Das Schriftstück muß sich noch im Auswärtigen Amt befinden; jedenfalls ist der Inhalt in den Büchern des Centralbureaus genau notirt. Ein paar Tage, nachdem dieses Exposé dem Reichskanzler vorgelegt worden war, erzählte mir der Staatssekretär: „Mein Vater will Schloezer in Rom lassen; er sagt: ‚Ich bin an den alten Nußknacker nun mal gewöhnt‘.“ In jenem Jahr 1889 und später nochmals bin ich vor Schloezer gewarnt worden: „Er pfaucht vor Wuth.“

Auch Damen sind in die Bismarckerörterung hineingezogen worden. Die Witwe meines alten Freundes, des als Personalrath im Ministerium des Innern 1884 verstorbenen Geheimrathes von Lebbien, welcher als ultrakonservativer Mann dem Fürsten Bismarck immer antipathisch gewesen war, sollte mich in antibismarckischem Sinn inspirirt und ich sollte versucht haben, die Gräfin Wilhelm Bismarck und damit wiederum den Gemahl für meine politischen Zwecke zu gewinnen. Was den ersten Punkt anlangt, so kann ich nur sagen, daß, wer mich kennt, Freund und Feind, mir bisher wenigstens das Eine gelassen hat, daß ich meine Gedanken, gut oder schlecht, selbst fabrizire. Für

unselbständig werde ich im Allgemeinen nicht gehalten. Womöglich noch überraschender als diese Verdächtigung ist die Heranziehung der Gräfin Bismarck; und ich kann mir das Erstaunen der Gräfin, wenn sie den betreffenden Artikel gelesen hat, ungefähr vorstellen. Für Niemanden, der den Grafen Wilhelm Bismarck näher kannte, hat jemals der Gedanke in Betracht kommen können, ihn als fügsames Werkzeug ins Auge zu fassen. Ich bekenne mich offen zu der Ansicht, daß er den Vater in kritischen Lagen eben so entschlossen, aber ruhiger und umsichtiger berathen haben würde als der ältere Bruder. Auch ist mir einstmals von glaubwürdiger Seite erzählt worden, daß der Altreichskanzler kurz nach der Katastrophe von 1890 etwas Aehnliches geäußert habe. Andererseits theilte mir in der ersten Hälfte der achtziger Jahre eine noch heute lebende Persönlichkeit mit, Fürst Bismarck habe ihr gesagt: „Bill ist mir wirklich sehr ähnlich. Ich erschrecke manchmal, wenn ich sehe, wie ähnlich." Damit konnte wohl nur gemeint sein, daß Graf Wilhelm Bismarck eben so wenig wie der Vater geneigt war, eine einmal gefaßte Ansicht aufzugeben. Dieser aus der Aehnlichkeit entstehenden incompatibilité der Geister war sich der Graf klar bewußt; deshalb hatte er nicht gewünscht, im Kreise Schlawe, wo Varzin liegt, Landrath zu werden oder in Berlin zu bleiben. Leider.

Was die Bismarck-Katastrophe selbst anlangt, so ist ja bekannt genug, daß ich aus Gründen, mit denen meine Person nichts zu thun hat, das Aufwühlen dieses weltgeschichtlichen Staubes, mit Dem, was drum und dran ist, nach allen Seiten hin für schädlich halte. Diese Ansicht wird man, glaube ich, als die richtige erkennen, wenn nach Veröffentlichung des dritten Bandes der „Gedanken und Erinnerungen" die Diskussion wieder in Gang kommt. Wann Das geschehen wird, ahne ich nicht; falls ich vorher aus dem Leben scheiden sollte, werde ich einer kompetenten Persönlichkeit den Auftrag zurücklassen, das nach Lage der Dinge etwa geeignet oder nothwendig Erscheinende aus meinem Nachlasse zu veröffentlichen. Mir ist gesagt worden, daß auch von anderen Seiten auf diesen Zeitpunkt gewartet wird.

Ich komme jetzt zu Dem, was Sie über die nachbismarckische Periode sagen. Besonders aufgefallen ist mir da selbstverständlich der Satz: „daß ich während drei Lustren der internationalen Politik des Deutschen Reiches die Richtung gewiesen habe." Sie arbeiten unter der Erschwerung, öfters Dinge behandeln zu müssen, deren Richtigkeit Sie nicht selbst kontroliren können, bei denen Sie Anderen zu vertrauen haben. Im vorliegenden Fall ist Ihr Vertrauen schnöde getäuscht worden. Beim Lesen des obigen Satzes in Ihrem Artikel vom dreiundzwanzigsten Juni ist mir — und auch Anderen — der

Gedanke gekommen, daß diejenige Stelle, von welcher die Mittheilung ausging, die Hoffnung hegte, ich würde durch die Schwere des Vorwurfes mich verleiten lassen, Dinge zu erwidern, welche unter die Rubrik „Verletzte Staatsgeheimnisse“ gebracht werden könnten. Für alle Diejenigen, welche das innere Getriebe unserer auswärtigen Politik kennen, bedarf die Behauptung, daß ich allemal die entscheidende Instanz war, überhaupt keiner Widerlegung. Es ist, zum Beispiel, genugsam bekannt, auch über das Auswärtige Amt hinaus, daß ich keinerlei Antheil hatte an der Vorbereitung jener Gruppe von politischen Handlungen, welche von der Kritik vielfach als Ursachen des englisch-französischen Zusammenschlusses vom April 1904 angesehen worden sind: ich meine das Krügertelegramm, das Bagdadbahnprojekt und die antienglischen Reden im Deutschen Reichstag. In jedem einzelnen dieser Fälle sah ich mich vor einer vollendeten oder doch eingeleiteten Thatsache, vor einer bereits vollzogenen Weichenstellung. Ich spreche hiermit keine Ansicht aus, sondern konstatire nur, wie weit ich davon entfernt war, der deutschen Politik die Richtung zu weisen.

Aber die frechste unter allen Ihnen zugetragenen Lügen ist doch die, daß ich in geheimer Verbindung mit Seiner Majestät stehe, daß ich, unter Anderem, bei Seiner Majestät gegen den Fürsten Radolin gearbeitet und dabei Material verwerthet habe, welches von dem früheren Botschaftrath Grafen von der Groeben geliefert sein soll. Nach dem Erscheinen des Artikels, wo vom Fürsten Radolin und vom Grafen Groeben die Rede ist, sprach mir der Reichskanzler Fürst Bülow darüber und erzählte, ihm sei soeben von Jemandem gesagt worden, ich hätte Beziehungen zur „Zukunft“ und jener Artikel sei von mir inspirirt. Auf diese Bemerkung hätte er erwidert, Das sei undenkbar, schon wegen des error in personis. Fürst Radolin sei mein Freund, Graf Groeben stehe mir fern. Darauf sei ihm, dem Reichskanzler, geantwortet worden, gerade diese Unrichtigkeit, welche offenbar hineingebracht worden sei, um die Spur zu verwischen, erschwere den Verdacht. Ich frage mich nun, ob etwa dieselbe Person zunächst auf geschickt gewähltem Umwege jene Tendenzlüge über meinen angeblichen Verkehr mit dem Kaiser an Sie gebracht und diese dann nach der Veröffentlichung zu dem Versuch benutzt haben kann, vielleicht gleichfalls auf Umwegen, den Reichskanzler gegen mich mißtrauisch zu machen.

Zu Seiner Majestät habe ich in Wirklichkeit keinerlei Beziehungen, direkte oder indirekte; fast möchte ich sagen: ganz das Gegentheil. Denn ich habe gehört, daß seit langen Jahren mein Name an Allerhöchster Stelle nur gelegentlich bei unerquicklichen Erörterungen, etwa in Verbindung mit un-

bequemen bureaukratischen Bedenken, erwähnt worden sei. Die Zähigkeit aber, womit an der verleumderischen Behauptung des Gegentheils festgehalten wird, beweist, daß sie einen Grundpfeiler des Verleumdungbaues bildet, den man gegen mich aufgeführt hat.

Eben so erlogen wie das Uebrige ist die Angabe, die man Ihnen gemacht hat, daß ich den Kaiser „schon als Prinzen studirt" habe. Allerdings wurde Seine Majestät als Prinz eine Zeit lang im Auswärtigen Amt beschäftigt. Ich habe ihn aber damals gar nicht kennen gelernt, sondern bin auf meine ausdrückliche Bitte davon dispensirt worden, ihm Vorträge zu halten. Dies ist im ganzen Auswärtigen Amt und auch drüber hinaus bekannt.

In Preßkreisen soll die Ansicht bestehen, daß die Angriffe, welche seit Jahr und Tag immer crescendo sich gegen mich richteten, in der Hauptsache auf einen gemeinsamen Ausgangspunkt zurückzuführen seien. Mir fehlen die Anhaltpunkte, um mir darüber eine positive Ansicht zu bilden. In der Negative aber habe ich eine bestimmte Ansicht: nämlich die, daß der Reichskanzler diesen Angriffen fern stand, daß er es nicht war, welcher, wie Sie sagen, den Maulwurf (Das heißt: mich) im Bügeleisen fing. Wenn ich der Ueberzeugung Ausdruck gebe, daß es nicht Fürst Bülow war, der mich beseitigen wollte, so trägt mich dabei nicht eine festgewurzelte Vertrauensseligkeit, sondern ich stütze mich auf eine Thatsache.

Meine Stellung im Amt war dadurch einigermaßen erschwert, daß die Vorgesetzten mich in gewisser Hinsicht als den Leiter der Politischen Abtheilung behandelten, während ich formell nur Vortragender Rath war, da ich nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck erklärt hatte, daß ich zwar weiter dienen, aber kein Avancement mehr annehmen würde. Indessen wurde mir die Arbeit erleichtert durch den großen Altersunterschied zwischen mir und meinen politischen Kollegen. Es sind denn auch in der langen Zeit nur wenige „Unstimmigkeiten" vorgekommen. Neuerdings hatten sich jedoch meine Beziehungen zum Geheimrath Hammann schwieriger gestaltet und ich reichte deshalb in der Weihnachtwoche 1905 meinen Abschied ein. Der Reichskanzler ließ mich rufen und wir besprachen den Fall. Ich sagte ihm, daß ich seit vielen Jahren mit sämmtlichen Kollegen der Politischen Abtheilung in voller Einigkeit gearbeitet und daß der Mangel formeller hierarchischer Autorität sich niemals fühlbar gemacht habe, daß jedoch jetzt eine Aenderung oder vielmehr Präzisirung meiner Beziehungen zum Preßbureau im dienstlichen Interesse nothwendig erscheine. Entweder müsse ich gehen oder das Preßbureau müsse als Theil der Politischen Abtheilung mir formell unterstellt werden. Wenn Fürst

Bülow mich wirklich los sein wollte, so hatte er hier eine ganz unverfängliche Gelegenheit. Er brauchte mir nur zu erwidern: „Ich würde lebhaft bedauern, Sie zu verlieren, und hoffe, Sie überlegen sich die Sache noch. Andererseits erscheint es mir im Hinblick auf die Mannichfaltigkeit der Aufgaben des Preßbureaus unerläßlich, daß es sein bisheriges Maß von Unabhängigkeit behält." Damit war dann die Sache erledigt und ich war draußen. Der Reichskanzler aber sagte nichts Dergleichen, sondern erließ in den ersten Tagen des Januar eine schriftliche Verfügung, durch welche die ganze Politische Abtheilung mit ausdrücklichem Einschluß des Preßbureaus mir unterstellt wurde.

Inzwischen war jedoch der Staatssekretär schwer erkrankt; ich sagte daher dem Reichskanzler, wir wollten meine Abschiedsfrage in suspenso lassen, bis ich wisse, wer Staatssekretär werde und wie ich mit ihm auskäme. Am zweiten April theilte ich dann dem Reichskanzler mit, ich sei zu der Ueberzeugung gekommen, daß das Auswärtige Amt für Herrn von Tschirschky und mich zu eng sei. Gleichzeitig überreichte ich mein Abschiedsgesuch, wo auf das frühere Gesuch Bezug genommen war. Die Unterredung mit dem Reichskanzler dauerte mehrere Stunden; ich hatte auch das Mal den Eindruck, daß dem Fürsten Bülow mein Abgang unerwünscht sei. Da ich jedoch die Lage als unhaltbar ansah, sandte ich am nächsten Tage, am dritten April, um dem Fürsten unnütze Arbeit zu ersparen und die Brücken abzubrechen, ein Duplikat des Abschiedsgesuches an das Auswärtige Amt. Die Erledigung erfolgte dann in der Osterwoche durch den Staatssekretär, während der Reichskanzler noch schwer krank lag. Diese Einzelheiten, welche sonst ohne Interesse sein würden, führe ich an, weil auch die Begleitumstände meines Rücktrittes, wie so manches Andere, mit Eifer und Glück entstellt worden sind.

Die vollständige Veröffentlichung der vorstehenden Darlegung würde ich als einen Akt der Billigkeit betrachten.

Mit vollkommenster Hochachtung

Holstein.

Antwort.

Eurer Excellenz Annahme, daß ich in meinen Artikeln nur ausspreche, was ich, nach persönlichem Ermessen, für richtig halte, kann ich mit ruhigem Gewissen bestätigen. Und hinzufügen, daß ich nie Einem, der Etwas zu sagen hatte, das Recht geweigert habe, seiner von meiner weit abweichenden Meinung hier Widerhall zu suchen. Eurer Excellenz dieses Recht einzuräumen, war, nachdem ich Sie Jahre lang oft heftig angegriffen habe, eine Pflicht, deren

Erfahrung das einfachste Anstandsgefühl befahl. In kluger Erkenntniß publizistischen Nothstandes betonen Sie, daß ich „öfters Dinge behandeln muß, deren Richtigkeit ich nicht selbst kontroliren kann, bei denen ich Anderen zu vertrauen habe". Solcher „Erschwerung" sicheren Urtheiles kann Keiner sich entziehen. Auch kein Kanzler und kein Ressortchef. Auch sie können nicht jedes Detail so nachprüfen, daß die Irrthumsmöglichkeit ganz ausgeschlossen ist; sind auf die Berichte ihrer Botschafter, Konsuln, Räthe, Agenten angewiesen, denen sie vertrauen, bis die Kreditwürdigkeit der Zuträger fraglich wird. Dieses Vertrauen darf aber nicht blind sein. Ich bitte, zu glauben, daß ich nicht etwa jede mir aus irgend einem Winkel zugetuschelte Nachricht benutze. Nein: sorgsam prüfe ich, so weit ein kleiner Hort psychologischer und politischer Erfahrung es ermöglicht, was mir erzählt oder geschrieben wird. Sehe zuerst den Referenten an. Kann ers wissen? Kann persönliches Interesse ihn drängen, den Thatbestand, wissentlich oder unwissentlich, zu färben, gar zu entstellen? Ficht er pro domo sua? Wem zu Liebe, wem zu Leide bemüht er sich? Dann die Sache selbst. Paßt sie zu Dem, was ich sicher zu wissen glaube? Konnte sie, bei dem mir bekannten Charakter und Temperament der handelnden Personen, sich so abspielen, wie mir berichtet ward? Zeigt nicht eine andere, besser beglaubigte Thatsache, die ich gestern oder vor zwei Monaten erfuhr, daß der Verlauf anders gewesen sein muß? Erst wenn diesen Fragen ausreichende Antwort gefunden ist, stelle ich die neue Ziffer in meinen Kalkul. Vielleicht darf ich noch erwähnen, daß ich niemals das von Subalternen vor meiner Thür Abgeladene benutze. Nicht, weil ich sie von vorn herein gering schätze. Sondern, weil ich ihres Wesens Art und ihr besonderes Gebresten nie genau kennen lernen, den Ursachen ihrer Ressentiments, ihres Zornes gegen Vorgesetzte nie bis an die Wurzel nachgraben könnte; last, not least, weil dem Blick dieser Leute fast immer nur eine Seite der Sache zugängig ist, der Zusammenhang, die Kausalität, die den Verlauf zwingend bestimmt, aber entgeht. Daß trotz solcher Vorsicht ein Irrthum nicht leicht zu vermeiden ist, beweist (wenn es des Beweises überhaupt bedürfte) das erste punctum accusationis in Ihrem Brief: der Fall Nesselrode.

Moritz Busch hat die Geschichte, als ihm von Bismarck erzählt, veröffentlicht; vor acht Jahren. Sie haben nicht widersprochen; trotzdem das Anekdötchen oft abgedruckt worden ist. Ich konnte, da Bismarck und Schloezer tot sind, nicht feststellen, ob der greise Graf Nesselrode Gelegenheit hatte, Ihre diplomatischen Anfänge zu kritisiren. Vielleicht hat Busch die Namen Nesselrode und Gortschakow verwechselt. Sein Gedächtniß war, als er die Secret Pages schrieb, nicht mehr recht zuverlässig; und er schwor auf Lothar Bucher,

der Sie innig gehaßt hat. Deshalb hätte ich ihm Sie Gravirendes nicht ohne Nachprüfung geglaubt. Hier aber handelte sichs nicht um Beträchtliches. Gestatten Sie mir, meinen Text wiederherzustellen. Ich ließ Nesselrode nicht, wie Sie citiren, von Ihnen sagen: „Dieser junge Mann weiß Mancherlei, er wird aber niemals im Stande sein, eine Sache allein zu führen". Sondern: „Dieser junge Herr weiß Allerlei, ist aber nicht im Stande, eine Sache allein zu führen". Das, dünkt mich, könnte von fast jedem Dreiundzwanzigjährigen gesagt werden. Auch Bismarck hätte in diesem Alter eine internationale Sache nicht allein zu führen vermocht. Pitt war Schatzkanzler, Peel Unterstaatssekretär. Hinter meinem Citat stand die Frage, ob der Reifende so geblieben ist. Und wurde bejaht.

Auch der Fall Schweninger gehört nur zum adminikulirenden Beiwerk der Anklage. Daß Sie dem Grafen Wilhelm Bismarck zugeredet haben, es mit dem bayerischen Arzt zu versuchen, wußte ich bisher nicht; mir war stets, auch von dem Grafen, erzählt worden, ein lebhaft empfehlender Brief des Freiherrn von Podewils habe den Entschluß Bills bestimmt. Als Schweninger dann in Berlin angekommen war, sollen Sie (wenn mein Gedächtniß nicht trügt: im Kaiserhof) ihn aufgesucht, sehr freundlich begrüßt und gesagt haben: „Wir müssen nun Hand in Hand gehen". Diese Worte, deren er sich deutlich erinnert, hat Schweninger als das Anerbieten eines Bündnisses aufgefaßt; faßt sie noch heute so auf. Solches Bündniß war möglich und konnte nützlich werden, trotzdem Euer Excellenz sich nicht um ärztliche, der Bayer nicht um politische Kunst kümmerte. Beide waren täglich Gäste im Haus des Kanzlers, heischten und fanden persönliches Vertrauen. Daß der Eine nicht des Anderen Kreise störe, war wichtig. Und der Doktor sah den Patienten noch öfter, länger, intimer als der Geheimrath. Da der Fürst sogar die Möglichkeit eines Domizilwechsels bedachte, der ihm Schweningers Nähe sichern sollte, hätte er einer sichtbaren Antipathie des Arztes wohl auch einen Tischgast geopfert (gegen den ja schon Keudell, Bucher, Hatzfeldt, Schloezer bei Frau Johanna und den Söhnen Stimmung zu machen versucht hatten). Was ich sagen wollte (und, glaube ich, gesagt habe), war: Herr von Holstein suchte Jeden, der in die Nähe des Großen kam, früh für sich zu gewinnen. Das ist nicht der Vorwurf unwürdigen Buhlens um die Familiengunst. Nur die Konstatirung, daß Sie wachsam Ihre Stellung wahrten und gegen Angriffe befestigten. Daß Sie mit den Familiengliedern herzlich, auf dem Fuß der meistbegünstigten Nation, wie der Fürst zu sagen pflegte, verkehrt, mindestens in einem Fall aber auch einen Konflikt nicht gescheut haben, kann ich nach allem Gehörten nur bestätigen.

Das Unterstaatssekretariat. Am Wahltag des Jahres 1893 sprach der

Fürst, in seinem friedrichsruher Arbeitzimmer, mir lange über seinen ältesten Sohn. Liebevoll, doch nicht ohne rückhaltlose Kritik. Daß er je den Wunsch gehegt habe, Herbert als seinen Nachfolger zu sehen, bestritt er. Sagte, der Staatssekretär habe ihm nach Neujahr 1890 die berliner Stimmung nicht immer objektiv richtig geschildert (und deshalb sei der Kanzler zu lange der Hauptstadt fern geblieben). Der Sohn kenne in der Menschentaxe leider eigentlich nur Superlative. Sei entweder begeistert oder wüthend. Habe den Kaiser falsch beurtheilt. „Und gar Andere, die ihm näher standen! Als er, sehr ungern und ängstlich, ins Auswärtige Amt kam, wollte er Holstein als Unterstaatssekretär. Dafür war ich nicht zu haben; und er trug mirs eine ganze Weile nach. Heute denkt er wohl anders darüber." Genau so hat mir, in Schönhausen, Graf Herbert den Hergang erzählt. Auf diese Angaben stützt sich meine Behauptung. (Die von Vater und Sohn gegen Sie vorgebrachten Argumente brauche ich hier nicht zu erwähnen.) Eurer Excellenz stellt der Verlauf der Dinge sich anders dar; und ich zweifle nicht eine Sekunde, daß Sie optima fide berichten. Meine Zeugen sind tot, die überlebenden Damen des Hauses Bismarck können wir nicht zur Aussage zwingen und ich weiß nicht, ob vor Anderen dieses Thema berührt worden ist. Erlauben Sie mir aber zwei Fragen. Glauben Sie nicht, daß Herbert mehr als einmal für wichtige Aemter Kandidaten vorgeschlagen hat, die vom Vater dann abgelehnt wurden? Nach der Art Ihres (wie mir scheint, jetzt durchaus nicht mehr vom Haß diktirten) Urtheils über Herberts Persönlichkeit können Sie kaum zweifeln, daß Solches, manchmal auch nach vorläufiger Rücksprache mit dem Kandidaten, geschehen ist. Ein Beispiel wenigstens könnte in Ihrem Gedächtniß fortleben. Ob man sagen müßte, der Staatssekretär, der sich nur als ersten Vortragenden Rath des vergötterten Vaters fühlte, sei durch solche Ablehnung „bloßgestellt" worden, ist mir zweifelhaft. Auch kannte Herbert Sie zu genau, um nicht zu wissen, daß Sie Ihre Abneigung von allzu sichtbarer Thätigkeit nicht auf den ersten Wink überwinden würden. Er betastete Ihren Willen; für das Uebrige würde der Vater dann sorgen. Und nun kommt die zweite Frage. Wenn der Fürst zu Ihnen gesagt hätte: „Ich wünsche, Holstein, daß Sie an Herberts Seite treten, ich halte Sie für den im Augenblick gegebenen Unterstaatssekretär und könnte in einer Weigerung nur das Symptom unfreundlicher Bequemlichkeit sehen": hätten Sie auch dann Nein gesagt? Trotz der Dankbarkeit und Verehrung, die Sie für den Kanzler fühlten? Haben Sie nicht am Ende, ohne daß der Wunsch ganz über die Bewußtseinsschwelle gelangt ist, auf solches Wort gewartet? Er hats nicht gesprochen. Daraus schließe ich, daß er Sie auf Ihrem Platz lassen wollte.

Ich verneige mich vor dem an die beste Preußentradition erinnernden Ernst einer Amtsauffassung, der die Rolle des von ihm Untergebenen zu informirenden Vorgesetzten nicht behagt; fürchte, daß Sie der letzte im Gefühl solcher Pflicht Erzogene waren; und komme zu Kurd von Schloezer. Gewiß: Der war im Verfahren gegen Sie kein klassischer Zeuge. Habe ich ihn dafür ausgegeben? Nicht erwähnt, daß aus ihm, wie aus Bucher, persönlicher Haß sprach? Schloezer, schrieb ich, „bekam, wenn er Holstein nur sah, eine weiße Zunge." So führt man klassische Zeugen nicht ein. Als Freiherr von Marschall, auf Ihren Rath, 1892 den firnen Siebenziger zur Einreichung des Abschiedsgesuches gezwungen hatte (ohne die Schonung, die Schloezers Verdienst fordern durfte; das bevorstehende Revirement, hieß es, hat Ihren Rücktritt zur Voraussetzung), sagte, in Varzin, Bismarck zu mir: „Den Mann hätte ich bis auf die letzte Fleischfaser verbraucht. Als alter Junggeselle mit guten Weinen war er wie gemacht für den Verkehr mit Kardinälen. Holstein hatte noch von Petersburg her was gegen ihn und hat ihn schließlich auch meinem Sohn ein Bischen verleidet. Bei mir war da aber nichts auszurichten. Schloezers Berichte ließen ja manchmal zu wünschen übrig. Aber au demeurant le meilleur fils du monde. Von dem keine ernstliche Dummheit zu fürchten war und der den Papst zu nehmen wußte. Nun ist auch er weggebissen; zu früh." (In Parenthese: war Herbert vor Ihnen „blosgestellt", weil sein, Ihr und Kaysers Antrag, Schloezer zu pensioniren, vom Kanzler abgelehnt worden war?) Die Behauptung, der hagere Hanseat habe „vor Wuth gepfaucht", kann ich nicht für falsch halten. Auf einem Spazirgang blieb er vor dem Auswärtigen Amt stehen, schüttelte den ganz undiplomatisch dicken Stock und sagte zu mir: „Da hinten sitzt er! Der hat uns die unverdaulichsten Suppen eingerührt. In jeder Hauptstadt hat er seine Agenten und Spione. Deren Meldungen liefern das Material zu den Geheimberichten, aus denen der Kaiser erfahren soll, was seine Gesandten treiben. Die Kerls stöbern natürlich allen Winkelklatsch zusammen, sobald sie Witterung haben, daß ihr Patron solche Lieferung wünscht. Und auf Zeugnisse dieses Kalibers wird Unsereins, wie eine beim Diebstahl ertappte Aufwartefrau, aus dem Dienst gejagt". In dieser Tonart gings wohl eine Stunde fort; und später noch manchmal. Was ich schrieb, bleibt stehen. Ich habe, nach der Erwähnung des Grolls, den Schloezer gegen Sie im Busen trug, gefragt, ob der Schüler im März 1890 den Meister verrathen habe. Und geantwortet: „Das kann nicht bewiesen, darf also auch nicht behauptet werden. Schloezer schwor drauf." Das ist erweislich wahr. Genügt aber nicht zur Verurtheilung des Angeklagten.

Das Damenkapitel. Bei dem Versuch, die Märzfrage zu beantworten, erwähnte ich, als ein Indizium, auch, daß Bismarcks Nachfolger „der selben Frau von Lebbien befreundet war, auf deren politische Weisheit Herr von Holstein wie auf delphischen Spruch lauschte." Der Ausdruck war vielleicht nicht vorsichtig genug gewählt. Deutete aber weder auf „Inspiration in antibismarckischem Sinn" noch auf gedankenlose Unselbständigkeit. (Im Januar hatte ich hier von Ihnen gesagt: „Der letzte Träger guter Tradition wird als willenloses Werkzeug wohl auch im Amt nicht empfohlen".) Aus Delphi holt man nicht Gedanken, sondern Entschlüsse. Auch der selbständigste Kopf kann zu einer klugen Frau das Vertrauen haben, daß ihr klarer Blick an jedem Punkt, wo zwei Wege sich gabeln, die ans Ziel führende Straße erkennen wird. Kann ihr die Frage vorlegen: „Was würden Sie, rebus sic stantibus, thun?" An Beispielen fehlts nicht; eins hatten Sie während der Dienstzeit vor Augen. Und daß man allgemein Ihr Freundschaftverhältniß zu Frau von Lebbien auf solche Vertrauensbasis gegründet glaubte, wird kein Redlicher Ihnen leugnen. Warum (ohne Offenheit hätte dieser Briefwechsel ja keinen Zweck) wurde die Witwe des Geheimrathes umdienert? Jugend, Schönheit, Reichthum konnten nicht für sie werben; und im Alltagsgespräch fand Mancher ihre Intellektleistung nicht einmal ungewöhnlich. Doch: „Herr von Holstein, unser klügster Mann, giebt ungeheuer viel auf ihr Urtheil und bespricht die schwierigsten Sachen mit ihr." Ueberall konnte mans hören. Das schuf der Freundin den Nimbus.

Den Grafen Wilhelm Bismarck haben Sie niemals für ein „fügsames Werkzeug" gehalten. Ich hielt ihn auch niemals dafür. In dem Artikel, gegen den sich Ihr Brief wendet, steht ja: „Bill ist selbständig und scheut sich nicht, dem Bruder, dem Vater selbst offen zu widersprechen". Steht aber auch, Sie hätten der Schwiegertochter des Fürsten politische Briefe geschrieben und den Wunsch gehegt, den Grafen Wilhelm, als gegen die Russophilie des Kanzlers und des Staatssekretärs Ihnen Verbündeten, in Berlin zu haben. Die Gräfin, meinen Sie, würde staunen, wenn sie Das läse. Ich habe viele Jahre lang nicht mehr die Freude gehabt, die Frau Gräfin zu sehen, und mit Bedauern gehört, daß ihr (wie trauernden Witwen so oft ruhig abwägende Nekrologe) die Worte, die ich ihrem Mann ins Grab nachrief, nicht gefielen. Daß sie staunen würde, glaube ich aber nicht. Denn was ich schrieb, erfuhr ich von dem Grafen und der Gräfin. Beide haben es mir, in Hannover und in Berlin, erzählt. Kann Ihr Gedächtniß Sie nicht ungenügend bedienen? Vielleicht erinnern Sie sich dunkel wenigstens noch eines Briefes, der einen Fächer nach Hanau begleitete. Er ist hier schon erwähnt worden; und Graf Bill hat diesen Artikel noch gelesen. Auch leben Zeugen, die meine Darstellung bestätigen

können. Sie sagen: „Leider“ wollte der Graf nicht in Berlin bleiben. Dieses Bedauern (das ich mit Ihnen theile) war in Ihren Briefen vernehmbar. Gerade weil Sie Bill als den im Haus Einzigen kannten, der dem zärtlich bewunderten Vater auch einmal entgegentrat, durften Sie hoffen, in ihm einen Bundesgenossen zu finden, mit der Wucht Ihrer politischen Argumente auf ihn, der Rußland nicht, wie die beiden Anderen, erlebt hatte, wirken zu können. Auf ein „fügsames Werkzeug“ hätte gewiß ja der Vater die Hand gelegt.

Daß Sie für den Tag vorsorgen, der den dritten Band der „Gedanken und Erinnerungen“ endlich ans Licht bringen wird, ist nur natürlich. Nach den Bruchstücken, die ich daraus kenne, glaube ich aber nicht, daß Sie Stoff zu einer Replik finden werden (die „anderen Seiten“ schon eher). Res ad triarios venit. Warum ein mündiges Volk die Gründe nicht kennen lernen soll, die seinen größten Staatsmann aus dem Amte trieben, weiß ich nicht. Bismarck selbst fand die freimüthige Erörterung dieser Dinge im Interesse der Reichssicherheit geboten und wollte deshalb Alles, was die Rücksicht auf Amtsgeheimniß und Militärverhältniß ihm nicht wehrte, dazu beitragen.

Die Behauptung, Sie hätten der internationalen Politik des Deutschen Reiches drei Lustren lang die Richtung gewiesen, empfinden Sie als den schwersten Vorwurf. Daraus darf ich wohl schließen, daß auch Sie, dessen Sachkunde selbst der Feind nicht bestreiten kann, diese Politik für unfruchtbar und gefährlich halten: sonst könnte die Behauptung Sie ja nicht kränken. Sie haben dem Kaiser 1896 nicht das Telegramm an Krüger diktirt, nicht das Bagdadbahnprojekt erdacht, die Abgeordneten nicht zur Lungenleistung gegen England gestachelt. Sicher nicht. Waren diese Ereignisse (fast dünkt das Wort mich für die Dinge zu groß) aber wirklich die Ursache der entente, die seit dem Juni 1905 Franzosen und Briten vereint? Gestatten Sie mir, zu zweifeln. Das Telegramm war beinahe schon vergessen, die Bagdadbahn längst im Bau, die Rednerwuth hatte fürs Erste ausgetobt, als wir arglos den Yangtse-Vertrag mit England schlossen. In Frankreich lebte damals noch die Erinnerung an Kitcheners Einzug in Faschoda und der Union Jack wirkte auf den loup breton wie das rothe Tuch auf den Stier. Auch das Kolonialabkommen vom April 1904 brachte zunächst nur die friedliche Auseinandersetzung zweier Regirungen, nicht die Verständigung zweier lange entfremdeten Völker. Die wäre noch heute vielleicht nicht erreicht, wenn, nach Delcassés Sturz, Herr von Flotow, als Vertreter des beurlaubten Fürsten Radolin, nicht die Note auf den Quai d'Orsay getragen hätte, die brüsk von Frankreich die Annahme des Konferenzplanes verlangte und die Republik beschuldigte, mit Marokko verfahren zu wollen wie einst mit Tunis.

Seit diesem Junitag blühte Englands Weizen; war der alte Galliergroll aus den Tagen des Mädchens von Orleans vergessen; die entente cordiale mehr als ein ausgefülltes Vertragsformular. Zum ersten Mal fühlte das französische sich zum britischen Volk hingezogen und verlobte sich ihm mit stillem Schwur... Doch die Rolle Questenbergs reizt mich nicht; ich will Ihnen nicht „aus dem Zeitungblatt melden, was Sie schaudernd selbst erlebt." Schaudernd? War die Juninote nicht der Ausdruck Ihres Wollens? Führten Sie nicht die Hand, die zum Schlag ausholte? Gewiß: Sie waren nicht „allemal die entscheidende Instanz". (Die thront ja nicht in der Wilhelmstraße.) Haben wohl weder Henckel noch Rosen auf den Boulevard geschickt. Aber auch nicht seit 1890 „die Richtung gewiesen"? Daran hat in Bismarcks Haus Keiner je gezweifelt. Das habe ich hundertmal von Ihren Kollegen und von fremden Diplomaten gehört. Das klang auch sehr glaublich. Denn die Herren, die Ihnen vorgesetzt waren, verstanden von dem Geschäft nicht viel und waren auf Den angewiesen, der, rompu au métier, des Handelns Folgen errechnen konnte.

Zunächst muß ich auf die zornigen Sätze antworten, in denen Sie von Ihrem Verhältniß zum Kaiser reden. Schnell ein Wort über den Fall Radolin-Groeben. Euer Excellenz citiren wiederum nicht genau. Ich habe, im letzten Februarheft, gesagt, Sie hätten „Groebens pariser Meldungen, die von Radolins ganz gewaltig abwichen, an die Allerhöchste Stelle gebracht." Sie ließen mich Anderes sagen. Kann Ihnen die Thatsache neu sein, daß der Botschaftrath Graf von der Groeben die Marokkopolitik seines Chefs nicht immer gebilligt hat? Sie wäre leicht zu erweisen. Sollte ich, wie Ihr Kanzler, Ihnen zutrauen, persönliche Freundschaft könne Sie zum Schützer einer so unzulänglichen Politik (venia sit dicto) machen, wie der artige, aktiv und passiv bequeme Fürst sie in Paris trieb? Gar so klein habe ich Sie niemals gesehen. Ich mußte annehmen, daß Groebens Auffassung vor Ihrem Urtheil besser bestanden habe als Radolins Irrlichteliren. Irrte ich, dann sicher nicht Ihnen zum Nachtheil. Der Artikel, den Bülows Unbekannter von Ihnen inspirirt glaubte, stellte dem Kanzler übrigens die Frage, ob er denn noch immer meine, Euer Excellenz nicht entbehren zu können. „Trotzdem ich in diesem Fall eher für Holstein als für den zu internationalen Geschäften nicht geeigneten Chef war, ist doch nicht zweifelhaft, daß der Verantwortliche die Karre lenken muß." Dennoch von Ihnen inspirirt?.. Daß Sie dem Prinzen Wilhelm als Hospitanten des Auswärtigen Amtes nicht Vorträge halten wollten, war mir bekannt; auch der Grund, der den Chef zur Erfüllung Ihres Wunsches bestimmte. Haben Sie den Prinzen, den Kaiser naher Zukunft, darum nicht auf Ihre Art studirt? Ihn nicht aufmerksam beobachtet und urtheilend mitgesprochen, wenn am Tisch des

Fürsten oder Herberts auf ihn die Rede kam? (Freilich wars ein anderer Austernfreund, von dem später im Sachsenwald so oft gesagt wurde: „Unheimliche Diagnose!") Die „geheime Verbindung mit Seiner Majestät" reduzirt sich auf die (schon erwähnten) Berichte, von deren Folgen ich nur vier genannt habe: die Abberufung Schloezers aus Rom, Radowitzens aus Konstantinopel, Werders aus Petersburg, des Prinzen Reuß aus Wien. Daß diese Berichte geliefert wurden und ins Gewicht fielen, hat mir nicht Jemand erzählt, der Ihnen ein Bein stellen wollte. Darüber wurde, wie über nicht mehr Diskutables, von Bismarcks, Bucher, Schloezer gesprochen. Die kannten das Serail.

Ungefähr vor einem Jahr erst erfuhr ich Neues. Nicht von Ihnen Verfeindeten. Nicht von Unkundigen: als Ihr Abschiedsgesuch eingereicht war (das erste, aus der Weihnachtwoche), sprach ich hier von der „latenten Holstein-Krisis" und bestritt, daß Herr von Tschirschky Ihr Kandidat für die Nachfolge Richthofens gewesen sei. (Ich vermuthe, daß Ihrer, wie eine Weile des Kanzlers, der gescheitere Herr Mumm von Schwarzenstein war, der, nach fast bindenden Versprechungen, ja auch zögerte, nach Tokio zu gehen.) Erfuhr, Sie hätten den Kaiser für eine Politik gewonnen, die auch ich für die unter den gegebenen Umständen rathsamste hielt (und deshalb hier vorher empfohlen hatte), die nach dem ersten lauten Wort aber unausführbar, psychologisch also nicht richtig errechnet war. Frankreich sollte zu der Option gezwungen werden, ob es unser Freund sein oder die Kosten eines britisch-deutschen Krieges bezahlen wolle. Darum: nicht nachgeben, sondern die Zähne zeigen. Von wem ichs erfuhr? Von fünf, sechs Seiten zugleich. Die Herren, mit denen Sie arbeiteten, waren recht gesprächig geworden. Behandelten den Konflikt Bülow-Holstein wie eine notorische Thatsache. „Der Kanzler will Frieden und Ruhe; daher sein etwas unbedachtes Wort zu Bihourd: Frankreich braucht keine Demüthigung zu fürchten; l'avenir est à celui qui sait attendre. Holstein möchte die Dinge auf die Spitze treiben und hat bis jetzt den Kaiser für sich." Das schien wahr; erklärte den steten Wechsel der Steuerung. Und wurde Woche vor Woche wiederholt. „Holstein wüthet. Hat gefragt, wozu wir die Armee eigentlich haben. Außer Mühlberg, der ihm ergeben ist, wagt sich Niemand mehr in sein Zimmer. Weil die Mission Rosens ihm nicht paßte, hat er die Marokko-Akten so lange unter Verschluß gehalten, daß der Missionar sie erst auf der Eisenbahn zu Gesicht bekam und ihm, damit ers noch schaffe, ein Vorleser in den pariser Zug mitgegeben werden mußte. Um Holstein zu ärgern, holt Bülow jetzt Radowitz aus dem Sünderwinkel in die Sonne. Die jüngeren Leute wissen nicht mehr, wer Koch, wer Kellner ist; Hammann ringt die Hände; und Richthofen stöhnt." Er stöhnte wirklich. Sagte noch bei einem der letzten Diners, die der convive

infatigable mitmachte, Ihr zäher Widerstand erschwere ihm das Leben bis zur Unerträglichkeit. Nach seiner Erkrankung, seinem Tod hieß es: „Holsteins Schuld!" Eben so nach dem Zusammenbruch des Kanzlers. Die Stammgäste des Preßbureaus trugen die Kunde hinaus: „Der Fürst hat sich bei dem Versuch aufgerieben, Holsteins Einwirkung auf den Kaiser zu hemmen". Fast mit den selben Worten sagte es zwei Interviewern Herr von Kardorff, der doch kein rascher Jüngling ist und vom Kanzler intimer Zwiesprache gewürdigt wird. Und in Ihr sonst so feines Ohr drang von all dem Gelärm kein Laut?

Ihr Glaube, daß Fürst Bülow Sie nicht beseitigen wollte, stützt sich auf eine Thatsache. Deren Beweiskraft mir, verzeihen Sie, recht gering scheint. Ich bin überzeugt, daß der Kanzler Sie sacht hinausgedrängt hat. Deshalb die leise Verdächtigung, Inspirator der „Zukunft" zu sein. Die Schwierigkeiten mit dem Geheimrath Hammann, der ja nur das Werkzeug eines erhabenen Wollens ist. Die Verfügung, die Ihnen die Politische Abtheilung unterstellte (und oben mit dem Staatssekretär, unten mit dem Lucanus in spe zum Konflikt führen mußte). Während er Sie glauben ließ, Ihr Abgang sei ihm unerwünscht, nannte er Sie vor Vertrauten seine härteste crux. Unglaublich? La parole a été donnée à l'homme pour déguiser sa pensée. Haben Sie den Fürsten denn nicht für den Geistespair Talleyrands gehalten? Konnte ein Kanzler, der auf die Fortdauer Ihrer Dienste zählte, einem Mann von Ihrer Erfahrung und Urtheilsfähigkeit zumuthen, von der Excellenz Tschirschky Weisungen zu empfangen? .. Doch wenn ich Sie nicht ganz falsch verstehe, ist auch Ihnen kein Zweifel geblieben und Sie wollten nur feststellen, daß der Reichskanzler Ihren wichtigsten Wunsch erfüllt, Sie in dringenden Worten zum Bleiben aufgefordert und an der Erledigung Ihres Abschiedsgesuches nicht mitgewirkt hat.

Nie hat ein Geschichtenträger mich gegen Sie zu hetzen versucht; ich habe Ihnen die Quellen, aus denen ich schöpfte, gezeigt und bin zu jeder noch erwünschten Auskunft bereit. Daß mein Portraitirversuch in manchem Zug unähnlich blieb, ist zu fürchten. Was läge dran? Würde Ihr Bismarckbild meinem gleichen? Taines Bonaparte schien dem Prinzen Jerome eine erbärmliche Karikatur; und das Portrait, das dem Original gefällt, ist nicht immer das ehrlichste. Ich habe mich um gerechtes Urtheil bemüht. Doch selbst blindeste Ungerechtigkeit brauchte den hellen Sinn Eurer Excellenz nicht zu umwölken. Sie sind jetzt ja frei, keinem durch Zufallsgunst Erhöhten mehr unterthan; und können, mit der Frische des Geistes, für die der Stil Ihres Briefes zeugt, Freund und Feind lehren, wie ein aufrechter, des politischen Geschäftes kundiger, von keinem Dickicht zu schreckender Mann seinem Vaterlande dient.

Mit vollkommener Hochachtung

Harden.

Anglo-deutscher Zwist.

Wie im Privatleben der Mann den raschesten Erfolg haben wird, der sich am Besten informirt hatte, so pflegen Völker, die nicht rechtzeitig von gewissen selbstgefälligen Täuschungen loskommen, bösen Nackenschlägen entgegenzugehen. Eine der für unser politisches Taktgefühl heute beschämendsten Legenden könnte man in den Worten ausdrücken: Wir Deutschen lebten 1899 wie die Lämmer, die kein Wasser trüben; da geriethen die Engländer plötzlich in eine heiße Wuth über unsere industriellen Erfolge und bedrohten unsere schwer errungene Wohlfahrt; seitdem, aus reiner Friedensliebe, geben wir uns Mühe, diese Neidhammel zu beschwichtigen; aber sehr häßlich bleiben sie doch. Dieser Legende ging bereits eine andere vorher; sie lautete: Die ungeheuer fleißigen und civilisirten Buren hatten für europäische Kapitalisten in Johannesburg ein wahres Dorado geschaffen; da lechzten die Briten gierig nach den Goldminen von Transvaal, fielen über die Harmlosen her, betrugen sich überall sehr schlapp und waren zuletzt so unritterlich, in größeren Mengen gegen unsere Stammverwandten anzurücken.

Wie stand es in Wahrheit? Die Buren hatten in Johannesburg kein Dorado geschaffen, sondern eine ungeordnete, zuletzt unerträgliche Vevetterungswirthschaft. Nicht nur kamen die berechtigten Interessen der Europäer zu kurz, sondern die Herren des Landes rempelten die Uitlanders einfach in der unverschämtesten Weise an. Ein Eingeweihter schilderte mirs mit einer Ellbogenbewegung, die von deutschen Schülern „schupsen" genannt wird. Und „geschupst" zu werden, körperlich oder auf den bürgerlichen Geltungsgebieten in Handel und Wandel, Verwaltung, Rechtspflege: daran sind Engländer nicht gewöhnt. Chamberlain hat seinen Landsleuten vielleicht nie so sehr aus dem Herzen gesprochen, größeren und genuineren Beifall von ihnen geerntet als 1901 im Unterhaus durch seine Rede, die er mit den Worten schloß, der Krieg sei begonnen worden und werde durchgefürt werden; es dürfe nie wieder vorkommen, daß Engländer irgendwo gleich Mitgliedern einer untergeordneten Rasse behandelt werden („to treat Englishmen like an inferior race"). Da donnerten die Cheers von allen Seiten.

Von dieser Stimmung wußten wir in Deutschland nichts; auch die Stimmung der Japaner gegen die Russen war ja bis zum Ueberfall bei Port Arthur selbst unseren Berufsdiplomaten nicht bekannt. Aus diesem Grundirrthum aber sind fast sämmtliche folgenden entstanden. Die Buren, die 1899 den Krieg erklärten und in Natal einrückten, wurden in Deutschland als edle Dulder und Ueberfallene verehrt; die Briten, die gegenüber dem johannesburger Unfug das europäische, also auch deutsche Interesse vertraten, fanden unseren Beifall nicht. Orgien der Schadenfreude hat sich nach jedem Buren-

sieg insonderheit der deutsche Bierphilister gegönnt. Geschmeichelt verschlang er drei Jahre lang alle Blätter, die ihm den Engländer in Bild und Wort als eine Mischung aus Schuft und Feigling hinstellten; bald organisirte sich eine eigene Industrie, um ihn mit dieser geistigen Kost zu versorgen, an der er sich bis zu gänzlichem Verzicht auf Höflichkeit und Vernunft übernahm. In einem südwestdeutschen Schachklub ist der typische Fall vorgekommen, daß ein feiner und loyaler, außerordentlich liebenswerther Mann deutschen Namens, doch englischer Erziehung von einem britenfressenden Banausen mit den Worten begrüßt wurde: „Na, schöne Geschichten machen Ihre Leute! Da: wieder die armen Burenweiber genothzüchtigt!" Es war eine von den Tatarennachrichten, die sich als erlogen herausstellten, aber überall, wo immer der Deutsche sein Käseblättchen hielt, wie das Evangelium geglaubt wurden.

Da viele Engländer, die sich in Deutschland aufhielten, Augen- und Ohrenzeugen dieser Volksstimmung waren, gelangten allmählich befremdende Nachrichten über den Kanal und auch die Besonnenen schüttelten dort den Kopf. Was fehlte den Deutschen? Welchen Vortheil konnten sie wohl davon erwarten, daß in Johannesburg die Sudelköchnerei verewigt würde? Und welcher wunderliche Dank von den German friends? Mit größerem Recht als das alte Sprichwort „Unterm Krummstab ist gut wohnen" hätte es bis dahin heißen können: „Hinter Englands offener Thür ist gut handeln". Unsere Kaufleute in Singapur, Hongkong, am Kap oder in Sydney hatten sich überall wohl befunden, hatten große Vermögen gesammelt; und jetzt mit einem Mal? Unritterlich? Waren Preußen und Oesterreich nicht 1864 gemeinsam über das kleine Dänemark hergefallen, um Ordnung zu schaffen? Düppel und Alsen wurden immer noch gefeiert; da sollten sich die Briten aus Ritterlichkeit von den Buren auf der Nase tanzen lassen? Die Buren selbst wieder wollten von uns Deutschen absolut nichts wissen. Unsere tüchtigsten Leute, die begeistert hinübergingen, wurden oft zurückgewiesen, Offiziere als Gemeine eingestellt und als lästig über die Achsel angesehen. Wo paßte wohl auch der preußische Zug nach vorn schlechter hinein als in die mit Halbheiten weiterwurstelnde, rein defensive burische Kriegführung? Ueber die „Stammverwandtschaft" vollends hat man am Oranje River stets nur verächtlich gelächelt; was alldeutsche Blättern voll Selbstverleugnung übersahen. Noch heute erinnert sich gewiß Mancher des Versleins aus hohem Nordosten:

„Hier sitzen die Masuren
Und trinken auf die Buren.
Sie reiben einen Salamander
Auf alle Afrikander".

Das war am Pregel. Wie „faß" man da erst am Neckar! Dreimal an einem Abend hörte ich (im März 1900) in einer allgemeinen Bürgerkneipe

Heidelbergs unisono ein Lied anstimmen, das ich nicht kannte und die Engländer, die bei mir waren, nicht nennen wollten, obwohl sie es kannten: das Burenlied. Und wie war die Physiognomie der Hotels, der Pensionen, des Sportbetriebes dort verändert! Ich entsinne mich, daß eines Nachmittags an dem Tennisplatz, wo lauter Deutsche, darunter auch ein Offizier der Garnison, zum Vierer angetreten waren, ein Fuhrknecht mit seinem Wagen vorüberkam, von seinem Sitz aufstand und uns über den Zaun durch den Zuruf zu schrecken suchte: „Die Bure chumme!" Unter den Lehrern von Heidelberg- und Neuenheim-College waren vorzügliche Leute, ruhig, unerschrocken, fair; wie oft mag den Knirschenden dieser alberne Ruf hinterdreingeklungen sein! Ihre Gesichter verfinsterten sich; es ward ungemüthlich. Die Colleges, denen wir sportlich so viel gesunde Anregung zu verdanken hatten, standen leer gegen frühere Zeiten. Die Geschäftsleute klagten; wie würden sie heute erst klagen, wenn der Unsinn aufs große Ganze gewirkt, wenn wir den Buren zu Liebe mit einem Kunden, der uns alljährlich für sechshundert Millionen Mark Waaren abkaufte, Krieg angefangen hätten!

Wir hätten nicht nöthig, dem Verstimmten jetzt mit allen möglichen Kundgebungen um den Bart zu gehen, wenn nicht der aufgeblasene deutsche Kneipenhocker auf Grund jämmerlich schlechter Informationen die Engländer drei volle Jahre lang angepöbelt hätte. Feigheit? Der Kenner weiß, daß gerade die Landkriegsgeschichte keiner europäischen Nation reicher an Zügen von Tollkühnheit ist als die britische; daß vom Schwarzen Prinzen bis zu Clive und Wellington ihre schönsten Siege durch winzige Minderzahlen erfochten worden sind. Und jetzt noch hatte die zähe Vertheidigung von Ladysmith keine geringeren soldatischen Tugenden als die von Kolberg bewiesen, ganz abgesehen davon, daß Ladysmith gehalten wurde, Kolberg aber fiel. Das Schicksal hat uns inzwischen beim Ohr genommen, uns mit dem südwestafrikanischen Krieg einen Denkzettel verabfolgt, uns mahnend zugerufen: „Prahlt nicht so! Auch Ihr habt schon Keile gekriegt! Auch Ihr seid schon mal ausgerissen! Die Sache zwischen den Kopjes von Transvaal war nicht so einfach, wie Ihr Euch eingebildet habt!"

Weiterblickende Leute sagten schon damals: „Die Engländer sind nicht kleinlich; aber eine stolze Nation läßt sich nicht Jahre lang beschimpfen. Sie werden sich den Vorfall merken und bei guter Gelegenheit werden wir einen Rippenstoß versetzt bekommen, daß uns die Augen übergehen." Im großen Stil hat es Chamberlain versucht mit seinem englischen Zollverband; einem Plan, der zeigte, wie stark die nationale Fiber in England ist. Denn Chamberlain war bereit, das Risiko wirthschaftlicher Verluste zu tragen, falls nur ein falscher Geschäftsfreund abgeschüttelt würde und keine Gelegenheit mehr hätte, vom englischen Freihandel zu profitiren. Sein Plan schlug vorläufig

fehl; der Rippenstoß kam dennoch: in Marokko; und King Eddy besorgte in Paris das Uebrige. Das würde weiter nichts schaden; Feinde halten uns wachsam. Und es kann ja auch sehr nette Ueberraschungen geben. Trotzdem bleibt die Burenbegeisterung eine der trübsäligsten Episoden der deutschen Entwickelung.*) Das Meiste, was durch sie ans Licht trat, bis zu gewissen allerjüng-

*) „Wir sind nicht reich genug, um unsere Kräfte in Kriegen aufzureiben, die uns nichts einbringen“, so warnte Bismarck 1859, als manche Leute für Oesterreich begeistert waren und (im italienischen Feldzug) zur Einmischung drängten. Sind wir inzwischen so reich geworden? Vielleicht kommen, um die Abwege der Besonnenheit, auf denen wir seit hundert Jahren unpolitisch einhergestolpert sind, zu zeigen, ein paar Erinnerungen aus der Geschichte deutscher Begeisterungen immer noch zu rechter Zeit. 1822 waren wir begeistert für die „edlen Hellenen“, Slavenbastarde, die, rein menschlich betrachtet, gegen die Türken erheblich verloren, und für den „Freiheitkämpfer“ Lord Byron, der in Italien seinen Kahn mit ein paar alten Flinten nebst etwas Pulver belud und, in Missolunghi angekommen, nach vier Wochen, ohne einen Schuß abgefeuert zu haben, an der Diarrhoe starb, was zwar traurig, aber nicht heroisch ist. 1830 waren wir begeistert für die edlen Sarmaten, die nach der ersten Theilung Preußens durch Polen (1466 im Frieden von Thorn, die zweite kam 1807 im Frieden von Tilsit) der deutschen Kultur im Osten nur Schaden gethan hatten. In keiner deutschen Bürgerstube durften seit 1831 „die letzten Vier vom zehnten Regiment“ fehlen, die bekanntlich, noch achtzehnhundert Mann stark, bei Straßburg sich über die westpreußische Grenze geflüchtet und vor einer Handvoll Preußen die Waffen gestreckt hatten. Die Polenbegeisterung hielt vor. Noch 1863 sollte Preußen durchaus gegen Rußland Krieg führen, um den polnischen Aufstand zu begünstigen, und Bismarck zog sich manchen liberalen Rüffel zu, weil er nichts davon wissen wollte. 1886 waren wir begeistert für die edlen Bulgaren und ihren ritterlichen Fürsten Alexander. Bismarck mußte die Nation hart anrufen, damit sie begriffe, daß der ganze Schmierkram dort unten nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers werth sei. Zwei Jahre danach wollte sich schon wieder ein großer Theil des deutschen Volkes mit Rußland für immer überwerfen, nur damit der aus Bulgarien inzwischen entfernte Fürst eine Hohenzollernprinzessin heirathen könne. Damals fiel von Treitschkes Lippen das bittere Wort: „Eine mesalliance ist ja noch stets das Entzücken aller Nähmamsellen gewesen“. Diese Nähmamsellen trugen Hosen und Bärte.

Ich will von kleineren Begeisterungen, wie der für den Augustenburger 1863, schweigen. Der Lotse, der uns durch solche Strudel zu steuern verstand, ist vom Schiff gegangen und ruht in kühler Gruft. So wurde die Burenbegeisterung der schlimmste Fall von allen, weil sie dem staunenden Europa die Thatsache enthüllte, daß die große deutsche Nation immer noch nicht politisch denkt und, wie gewisse Frauen, an Einbildungen leidet. Das Greinen und Winseln um den Dreibund ist auch nur eine Folge mangelnden Rechenvermögens. Wer nöthigt uns, auf diesen morschen Balken zu treten? Können wir nicht stehen, wo und wie wir sind, und an uns kommen lassen, statt stets Einem nachzurennen, der uns gar nicht haben will?

sten Verlautbarungen von hohen Tribünen herab, ist so schief empfunden, daß in London mit gutem Grund die Kritik folgen konnte, man verstehe unsere Gemüthslage nicht. Obendrein hielt der Enthusiasmus nur genau so lange vor, wie es den Buren gut ging. „Hau ihn tüchtig," sagt Caliban zu Stephano; „nach einem Weilchen hau ich ihn auch.". Und da die Engländer zuletzt die Hauenden waren, schwenkte der charakterstarke deutsche Biertrinker ab. Immerhin dürften reichlich für eine Milliarde Mark Gerstensäfte während der Kriegsjahre den Stammverwandten zur Ehre genossen worden sein. Als die drei Generale dann nach Berlin kamen, warf man ihnen Nickel- und Kupfermünzen in den Wagen und das Burenhilfskomitee überreichte, wenn ich nicht irre, zweihunderttausend Mark als letzte Rate; der Todfeind und Kolonialminister Joe Chamberlain spendete sechzig Millionen.

Aber ist es nicht, als habe der Katzenjammer von diesem Rausch ein Weniges gefruchtet? Die Voreiligkeiten, die unsere vom Bier begeisterten Neutralitätbrecher 1904 in ihrer asiatischen Parteileidenschaft begingen, waren doch nur Mücken im Vergleich mit den Kamelen von 1899. Zur Sache sei noch bemerkt, daß der englische Welthandel im letzten Jahre laut statistischen Ausweisen um ganze zwei Milliarden Mark zugenommen hat; von „Stagnation" oder „Zurückgehen" reden eben nur Uneingeweihte. Alljährlich wird ein Aequivalent der gesammten deutschen Handelsflotte auf englischen Werften neugebaut; zum „Scheelsehen" also liegt und lag auch früher schon gar keine Veranlassung vor. Unsere Prahlhänse, die zuerst Injurien hageln ließen und zum Schluß gar noch die „gekränkte Leberwurst" spielten, haben die Briten erst auf solche Gedanken gebracht.

Dr. Richard Haldorn.

Liegt es in der Abstammung, liegt es in dem Boden, liegt es in der freien Verfassung, liegt es in der gesunden Erziehung, — genug: die Engländer scheinen vor vielen Anderen Etwas voraus zu haben. Wir sehen hier in Weimar ja nur ein Minimum von ihnen und wahrscheinlich keineswegs die besten: aber was sind das Alles für tüchtige, hübsche Leute! Und so jung und siebenzehnjährig sie auch hier ankommen, so fühlen sie sich doch in dieser deutschen Fremde keineswegs fremd und verlegen; vielmehr ist ihr Auftreten und ihr Benehmen in der Gesellschaft so voll Zuversicht und so bequem, als wären sie überall die Herren und als gehörte die Welt ihnen. Es liegt darin, daß sie eben die Courage haben, Das zu sein, wozu die Natur sie gemacht hat. Es ist an ihnen nichts verbildet und verbogen, es sind an ihnen keine Halbheiten und Schiefheiten; sondern, wie sie auch sind, es sind immer durchaus komplette Menschen. Auch komplette Narren mitunter. Das gebe ich von Herzen zu; allein es ist doch was und hat doch auf der Wage der Natur immer einiges Gewicht. (Goethe.)

Herr Dr. Bürstenfeger.*)

Herbst in Buenos-Aires. Nachmittag. Die Knaben Karlos und Nikolas waren hinten im Stall und stifteten Unruhe und Verwirrung unter den Pferden, zur unverhohlenen Wuth Josés, des Knechtes. Als sie dann genug hatten, zogen sie einen Hammel, den sie vom Landgut mitgebracht hatten, aus seinem Verschlag und banden ihn an einen Karren. Carlos stieg auf, sein Bruder stand daneben und kniff den Hammel in die Schwanzwurzel, damit er ziehe. Das Thier drückte den Schwanz ein, machte einen jähen Satz: und der Wagen warf um. Darauf hielt Nikolas dem Thier ein Büschel Weinblätter dicht vors Maul und nun lief der Hammel hinter ihm her; Karlos saß oben auf dem Karren und jauchzte.

Da ertönte laut von der Terrasse die Stimme des Kindermädchens, der Mulattin Zenobia: „Kommt den Lehrer abholen!"

„Der Lehrer!" murmelte Nikolas entsetzt und blieb stehen.

Seit geraumer Zeit lag ihnen Herr Dr. Bürstenfeger, der künftige Hauslehrer, beständig im Sinn. Vor einem Monat hatte er sich in Bremen aufs Schiff gesetzt und acht Tage darauf schon sagte der Papa: „Heute ist Herr Dr. Bürstenfeger in Lissabon angekommen; ich habe es auf der Agentur erfahren." Man saß gerade bei Tisch; der Diener, der auftrug, ein frecher Galizier, grinste schadenfroh.

Und wieder nach ungefähr acht Tagen sagte der Papa: „Jetzt ist er in Teneriffa." Gestern aber war er in Montevideo angekommen und heute lag das Schiff draußen auf der Rhede von Buenos-Aires und Alles grinste im Haus: Zenobia, die Mulattin, Maurizio, der Galizier, der Gärtner, ein strenger Sachse, der Kutscher und vor Allen José der Knecht . . .

Die Knaben brachten schnell Hammel und Wagen in den Verschlag und liefen ins Haus, um sich anzuziehen.

Sie stürmten die Treppe hinauf und erfüllten das Haus mit Stallgeruch. Sie hatten unter Aufsicht der Zenobia ein warmes Bad zu nehmen; sie rauften im Bade und liefen dann nackt durch die Zimmer, Zenobia hinter ihnen her. Eine Stunde später aber standen sie mit leuchtend gewaschenen Gesichtern und vor Aufregung knallrothen Backen vor ihrer Mutter. Von ihren Köpfen, die wie Schwarten glänzten, ging ein starker Duft von Eau de Quinine aus.

Die Mama befahl, daß sie Handschuhe anziehen sollten, um ihre Nägel, die durchaus nicht weiß werden wollten, vor Herrn Dr. Bürstenfeger zu verbergen. Karlos that es nur unter der Bedingung, daß sie ihm drei Knäuel Bindfaden für einen Drachen versprach und ihm erlaubte, auf dem Rebgang herumzuklettern, was den Trauben schadete; denn die Handschuhe machten ihn ganz wahnsinnig. Nun stand er da, die Arme ausgestreckt, die zehn Finger gespreizt, und heulte.

Dann fuhren sie mit Zenobia, die eine blendend weiße Schürze trug, zum Papa ins Bureau. Er schrieb gerade einen sehr wichtigen Brief.

---

*) Herr Rudolf Schmied, von dem ich im Frühjahr hier die Kindergeschichte „Der Chinese" veröffentlichte, giebt sie, mit anderen Kindererlebnissen und Schnurren, unter dem Titel „Karlos und Nikolas, Kinderjahre in Argentinien", jetzt bei R. Piper & Co. in München heraus. Aus dem hübschen Buch, das ein kennenswerthes Milieu zeigt und einen persönlichen Ton guter Laune hat, gebe ich hier noch eine Probe.

Karlos und Nikolas hatte sich eine halbe Stunde lang mäuschenstill zu verhalten. Sie thaten es mit Schmerzen; aber dabei brummte der Papa die ganze Zeit, sie sollten noch stiller sein. Als der Brief fertig war, wandte er sich streng an Karlos, der noch Thränenspuren auf den Backen hatte: „Du hast geweint. Warum?"

„Weil mich die Handschuhe ganz verrückt machen", antwortete Karlos.

„So ziehe sie doch aus", meinte der Papa lächelnd.

Karlos gehorchte und dachte: „Du hast doch einen guten Papa!"

Zenobia kehrte nach Haus zurück und der Papa fuhr mit den Knaben nach der Landungbrücke. Da wimmelte es von Menschen; es roch nach Pasteten und Kuchen. Allerlei Erfrischungen wurden feilgeboten. Schwärme von Fliegen summten. Irgendwo spielte ein Orgelmann. Rechts und links dem Strand entlang flatterte Wäsche und Männer und Frauen hockten am Ufer und wuschen.

Weit dehnte sich der Laplata mit seinem gelb-trüben Wasser, es wimmelte von Segeln, Flußdampfer lagen weiter draußen vor Anker und am Horizont sah man die Rauchsäulen der überseeischen Steamer aufsteigen.

Es war gerade Wassertiefstand. Selbst am Ende der Landungbrücke, die sich ein paar hundert Meter weit in den Fluß hinaus erstreckte, war das Wasser nicht höher als zwei Fuß. Karren fuhren darin herum. Die Fuhrleute knallten mit ihren Peitschen nach Kundschaft, gerade wie Droschkenkutscher. Man stieg in einen Karren und wurde zu einer Barke befördert, die Einen bis zum kleinen Dampfer der Agentur brachte. Nun folgte eine Fahrt von zwei Stunden. Bald jedoch verschwanden die Ufer im Horizont. Karlos und Nikolas sahen heute zum ersten Mal ein überseeisches Schiff. Sie hatten sich ein solches viel größer vorgestellt und waren enttäuscht. Doch ihre Aufmerksamkeit wurde bald abgelenkt durch die Sorge, wie ihr Lehrer wohl aussehen möge.

Dort oben auf Deck stand am Geländer dichtgedrängt ein Haufen Menschen. Viele schrien und gestikulirten nach dem Dampfer der Agentur hinunter, wo am Geländer sämmtliche Passagiere standen, daß er sich bedenklich nach der Seite neigte, und auch hinauf schrien und gestikulirten.

Karlos und Nikolas blickten gespannt nach oben, ob sie nicht vielleicht den Lehrer erkennten, wie Zenobia ihn geschildert hatte: als einen Mann, stark und gewaltig, mit einem langwallenden Bart, zornfunkelnden Augen und einem furchtbaren Stock in der Hand; aber sie erkannten keinen solchen Mann und Karlos sagte leise zu Nikolas: „Ich sehe ihn nicht", und Nikolas erwiderte: „Wo ist er wohl?"

Oben wurde das Fallreep heruntergelassen. Karlos und Nikolas erstiegen mit ihrem Papa und einem großen Theil der Passagiere den Bauch des Kolosses.

„Können Sie mir nicht vielleicht einen Herrn Dr. Bürstenfeger zeigen?" fragte der Papa einen Herrn in blauer Uniform mit einer Pfeife im Mund, der auf einer Bank saß und der aufgeregten Gesellschaft theilnahmelos den Rücken zukehrte. Er verneinte und zeigte auf einen anderen Herrn in Uniform. Dieser nickte, wies wieder auf einen anderen Herrn mit einem äußerst milden Gesicht, der einen Regenschirm in der Rechten hielt und in der Linken eine grüne Reisetasche, auf der Veilchen und Rosen gestickt waren, mit einem Nickelverschluß, der in der Sonne funkelte, und sagte laut: „Herr Dr. Bürstenfeger . . ."

Karlos und Nikolas waren starr.

So sah Herr Dr. Bürstenfeger aus? Er war nicht fürchterlich, er trug

keinen gewaltigen Stock in der Hand, er hatte keinen gewaltigen Bart. Das war der Lehrer?! Sie faßten es nicht.

Nachdem man sich einander vorgestellt und einige Worte ausgetauscht hatte, stieg man wieder das Fallreep zum kleinen Dampfer hinunter. Während der Heimfahrt unterhielt sich der Lehrer meistens mit dem Papa. Karlos und Nikolas verbrachten die Zeit damit, Herrn Dr. Bürstenfeger aufmerksam zu betrachten.

Sein Anzug war schwarz, die Kravatte war schwarz, der Kragen niedrig, die Manschetten mit den Knöpfen aus Elfenbein, auf denen die Initialien RB standen, ragten ziemlich weit aus den Aermeln heraus. Sein hoher, steifer Hut war mit dem Gummiband an dem obersten Knopf der Weste befestigt, obgleich sich kaum ein Lüftchen regte. Karlos beobachtete sein Gesicht und überlegte, ob es vielleicht doch ein sehr grimmiges Aussehen haben könnte, wenn er einen Bart trüge, wie ihn Zenobia geschildert hatte. Er schloß die Augen, um sich Das zu vergegenwärtigen; aber es gelang ihm nicht, trotz aller Mühe.

Eine Weile war Stillschweigen. Herr Dr. Bürstenfeger wandte sich nun an die Knaben; er sprach mit mildem Ernst: „Es wird Euch nicht unbekannt sein, Karl und Nikolaus, daß der Laplata hier, an dem Eure Heimathstadt erbaut ist, einer der imposantesten Ströme der Welt ist?"

„Ja, ja", antworteten Karlos und Nikolas, wußten jedoch nicht, was sie weiter sagen sollten.

„Was Eure Heimathstadt anlangt", fuhr Herr Dr. Bürstenfeger fort, „so werdet Ihr wissen, daß ihr Umfang dem der französischen Hauptstadt Paris nahekommt und daß diese Thatsache darauf zurückzuführen ist, daß Eure Häuser, mit wenigen Ausnahmen, alle sehr niedrig sind."

„Woher wissen Sie Das? Waren Sie schon in Buenos-Aires?" fragte Karlos.

Herr Dr. Bürstenfeger lächelte: „Gewiß nicht; ich kenne von Südamerika nur flüchtig die wenigen Häfen, die ich auf dieser Reise berührt habe. Aber Das ist Sache des Studiums, der Bildung, Karl!"

So gelangte man wieder bis zur Barke zurück, worauf man noch einmal auf den Karren stieg.

Herr Dr. Bürstenfeger schüttelte den Kopf über diese originelle Beförderungsart; er hatte darüber noch nichts gelesen. Auf der Landungbrücke nahm er mit Erlaubniß des Papas die Knaben bei der Hand, Karlos rechts, Nikolas links. Man ging bis zum Wagen und fuhr dann nach Haus.

Dort begab sich Herr Dr. Bürstenfeger, von Nikolas begleitet, auf sein Zimmer und Karlos lief aufgeregt zu Zenobia.

„Du verfluchte Schwarze!" schrie er, „warum hast Du mich angelogen? Er hat ja gar keinen langen Bart?!"

Worauf Zenobia mit höhnischem Lachen antwortete: „Paß auf, der Bart wird ihm schon noch wachsen!"

Eine halbe Stunde später wurde der Lehrer mit der Mama bekannt gemacht und dann war es Zeit zum Abendessen.

Karlos und Nikolas saßen zu beiden Seiten des Herrn Dr. Bürstenfeger. Die Unterhaltung war sehr lebhaft; die Knaben betheiligten sich aber nicht daran. Sie sprachen laut von Sachen, die mehr Interesse für sie hatten: von Pferden und Schafen und Ziegen, von Gänsen, Hühnern und Hahnenkämpfen; und Herr Dr.

Bürstenfeger schaute manchmal mit leisem Erstaunen auf sie. Besonders aber erstaunte er darüber, daß, wenn ihnen ein Gericht nicht schmeckte, sie es einfach weitergehen ließen, ohne daß Papa und Mama Etwas sagten...

Nach dem Essen nahm der Lehrer Karlos und Nikolas bei der Hand und ging mit ihnen in den Garten. Er blieb plötzlich stehen und sagte sehr ernsthaft: „Karl und Nikolaus, ein neuer Abschnitt geht in Eurem Leben an. Eure braven Eltern werden Euch hinlänglich unterrichtet haben, was mein Eintritt hier in diesen Kreis für Euch bedeutet. Karl und Nikolaus, Euch wie mir sind Pflichten auferlegt... Ich bitte Euch mit ganzer Seele, seid mir stets gehorsam, lügt niemals! Ja, lügt niemals! Denn seht, nichts auf der ganzen Welt ist häßlicher, verabscheuungswürdiger. Bei den alten Germanen machte kein Laster den Mann verächtlicher. Und Deutsche sind Germanen: merkts Euch, Karl und Nikolaus! Euer Vater ist ein Deutscher, Ihr seid Deutsche.. Sagt, wollt Ihr Euch bestreben, gute Deutsche zu sein?"

Hier machte Herr Dr. Bürstenfeger eine Pause.

Karlos und Nikolas, verwirrt über diese ungewohnte Rede, schwiegen.

Wenn auch manchmal der Papa mit ihnen Deutsch sprach, waren sie doch Argentiner, dachten sie.

Karlos erwiderte endlich: „Aber Deutschland verliert doch immer gegen Argentinien!"

„Wieso, Karl?" antwortete Herr Dr. Bürstenfeger überrascht.

Karlos wußte nicht recht, wie er diese Behauptung begründen solle. Ihm war nur eingefallen, daß er neulich mit seinem Freunde Pedro Kestner Krieg gespielt hatte. Pedro hatte eine deutsche Fahne in der Hand gehalten und war Deutschland gewesen und Karlos hatte eine argentinische Fahne gehalten und war Argentinien gewesen. „Und da ist Pedro auf dem Bauch gelegen", erzählte Karlos, „und ich stand mit dem einen Fuß auf seinem Rücken und hatte gesiegt. Papa und Mama haben zugeschaut und Alberto Hanfstett war auch dabei und auch der Papa von Pedro. Der lachte auch, aber nicht so sehr."

Herr Dr. Bürstenfeger zwang sich zu einem leisen Lächeln, wollte dann Etwas erwidern, ließ aber klug für heute das Thema fallen.

Schweigend gingen sie weiter.

Karlos, den die Stille drückte, sagte endlich: „Ich will Argentiner sein, aber ich will mir Mühe geben, auch ein guter Deutscher zu sein."

Und Nikolas sagte: „Ich will auch ein Bischen ein guter Deutscher sein."

Am nächsten Tag sagte der Hauslehrer zu Karlos und Nikolas: „Ihr dürft wie zuvor allein ausreiten; nur um Eins bitte ich Euch inständig: reitet niemals mehr Galop! Ich bin für Euer Wohl und Weh verantwortlich und muß einstehen, wenn Ihr Schaden nehmt." Der Ton, in dem Herr Dr. Bürstenfeger Das sagte, zeugte von bestimmter Erwartung, war aber im Uebrigen mild.

Die Knaben fühlten: „So frei, wie wir früher waren, sind wir nun freilich nicht"; aber sie waren erfüllt von dem guten Willen, sich ihm zu unterwerfen, da sie sich ihn ja weit schlimmer vorgestellt hatten und außerdem Zenobia bestimmt wußte, man würde einen anderen Lehrer anstellen, wenn sie diesem nicht gehorchten, und Der wäre dann wirklich fürchterlich.

Karlos und Nikolas antworteten: „Wir werden nicht Galop reiten"; aber als sie knappe zehn Minuten fort waren, erreichten sie das offene Feld: und schon

rein aus Macht der Gewohnheit ließen sie den Pferden die Zügel schießen und ritten Galop. Herr Dr. Bürstenfeger aber war mit seinem Operngucker auf das flache Dach des Hauses gestiegen und war Zeuge ihres Ungehorsams.

„Karl und Nikolaus", sagte er, als sie zurück waren, mit gedämpfter Traurigkeit in der Stimme, „seid Ihr Galop geritten?"

Karlos und Nikolas senkten die Köpfe und antworteten nichts.

„Zeigt Ihr Euch so?!" fuhr Herr Dr. Bürstenfeger mit wachsender Traurigkeit fort. „Ich schäme mich für Euch, Karl und Nikolaus; geht, wascht Euch die Hände; es ist Zeit zum Abendessen!"

Als sie aber zu Bett gebracht worden waren, kam er wie jeden Abend noch, gab ihnen den Gutenacht-Kuß auf die Stirn, drückte ihnen leise die Hand und dachte: „Auch Ihr leidet um Eures Ungehorsams willen, Karl und Nikolaus!"

Anfangs waren sie wirklich ein Wenig beschämt gewesen, hatten sich aber schon lange wieder erholt und waren jetzt nur von dem einen Gefühl erfüllt: Er ist ein guter Mann, der Herr Dr. Bürstenfeger!

Herr Dr. Bürstenfeger jedoch ging ins Musikzimmer, wie immer zu dieser Stunde, und phantasirte, bevor er auch schlafen ging. Karlos und Nikolas aber lauschten mit offenen Augen, und als er geendet hatte, sagte der Aeltere: „Wie seltsam: wenn Herr Dr. Bürstenfeger spielt, denke ich mir alles Schöne aus, was kommen wird, wenn ich groß bin, und ich mache weite Reisen in Ländern und auf Meeren, und wenn er aufgehört hat, versuche ich es weiter, aber es ist dann lange nicht mehr so schön."

„Seltsam", meinte Nikolas, „wie Du Das nur so sagst; ganz das Selbe fühle ich auch! . . ."

Bald nachher waren Beide eingeschlafen . . .

Ueber einen Monat schon war der Hauslehrer in Buenos-Aires; vor etwa drei Wochen hatte der Unterricht begonnen.

Jeden Morgen um halb Sieben klopfte Herr Dr. Bürstenfeger dreimal vernehmlich an die Thür, hinter der seine Schüler schliefen. Die Knaben sprangen aus den Betten und zogen sich an. Dann ging es hinunter zum Frühstück. Bisher waren die Knaben gewohnt, morgens Kaffee zu trinken; auf Herrn Dr. Bürstenfegers Veranlassung tranken sie jetzt Kakao. Früher war das Frühstück in zwei Minuten erledigt gewesen; jetzt saß man über eine Viertelstunde bei Tisch. Herr Dr. Bürstenfeger, der an einem sehr schlechten Magen litt, pflegte äußerst langsam und umständlich zu kauen und stellte das selbe Ansinnen an Karlos und Nikolas, die großartige Mägen hatten, und er war gezwungen, sie jeden Augenblick zu ermahnen, da sie immer wieder seine Vorschrift vergaßen. Nach dem Frühstück machten sie einen dreiviertelstündigen Spaziergang. Herr Dr. Bürstenfeger ging in der Mitte und hielt die Knaben an der Hand.

Dann folgte der Unterricht. Er fand in einem dafür hergerichteten Zimmer statt, in dem eine Schulbank und eine große schwarze Tafel mit einem Schwamm stand. Zuerst kam das Rechnen, weil die Gehirne noch unverbraucht waren.

Herr Dr. Bürstenfeger stellte die Rechenmaschine vor sich auf den Tisch und fragte: „Karl, wie viel ist 3 + 2?"

Pause. Karlos schwieg.

„Wie viel ist 3 + 2?"

Karlos streckte unwillkürlich die Hand nach der Maschine aus.

Herr Dr. Bürstenfeger schlug ihm leise auf die Finger.

Da mußte Nikolas antworten; und er wußte es.

„Karl, wie viel ist 3 + 1?“

Karlos streckte die Hand nach der Maschine aus.

„Sei gehorsam, Karl!“ sagte Herr Dr. Bürstenfeger und richtete sich ein Wenig auf, wobei er etwas roth wurde.

Karlos schwieg rathlos.

„3 + 1“, sagte Herr Dr. Bürstenfeger, wandte sich halb ab, summte irgend Etwas und that, als interessire ihn zugleich die Fensterscheibe.

Nochmal griff Karlos nach der Maschine; er hatte den Kopf vollkommen verloren. Er berührte zitternd drei Kugeln und dann noch eine. Das waren vier. Ihm fehlte nämlich jeder Sinn für die Rechenkunst.

Herr Dr. Bürstenfeger aber ging im Zimmer auf und ab und murmelte: „Es kann nicht böser Wille sein!“

Nachher kam das Lesen. Da war Karlos schon ganz anders.

Herr Dr. Bürstenfeger schrieb ein großes U an die Wandtafel.

„Karl, was für ein Buchstabe ist Das?“

„U!“ rief Karlos; er erinnerte sich ganz deutlich, daneben auf der Fibel einen Uhu gesehen zu haben.

„Richtig! Und Das?“ Er schrieb ein J hin.

„J!“ rief Karlos, ganz deutlich sah er einen Igel daneben.

„Bravo!“ rief Herr Dr. Bürstenfeger und schrieb ein E hin.

„E!“ sagte Karlos. Ganz deutlich sah er einen Esel daneben.

„Merkwürdig!“ murmelte Herr Dr. Bürstenfeger, „wie seltsam bei ihm die Elemente auseinandergehen; individuelles Verfahren tut hier wohl noth!“

Nach dem Lesen war größere Pause. Dann öffnete der Lehrer die Thür nach der Terrasse und es kam Freiturnen: „Beinstrecken“, „Kniebeugen“, „Fußwippen“, „Mähen“, „Holzhacken“ und so weiter. Diese Uebungen begleitete Herr Dr. Bürstenfeger mit seinem eigenen Beispiel.

Daran schloß sich eine Art höheren Anschauungsunterrichtes im Garten.

„Was ist Das für eine Blume?“ fragte der Lehrer und zeigte auf ein Beet.

„Nelke!“ riefen Karlos und Nikolas.

„Nelke“, bestätigte Herr Dr. Bürstenfeger.

Sie gingen einige Minuten schweigend weiter: „Was ist Das für eine Frucht?“

„Granatapfel!“ riefen sie.

„Granatapfel“, bestätigte Herr Dr. Bürstenfeger.

„Das ist ein Säugethier“, sagte er plötzlich sehr bestimmt und zeigte auf einen Wurm. Er wollte sie irreführen.

„Nein, kein Säugethier!“ riefen Beide triumphirend aus. Das wußten sie doch zu genau.

Nach dem Anschauungunterricht hatten sie frei; und dann kam das Mittagessen.

Heute gab es Hirn. Ueber fünf Wochen schon hatte es keins mehr gegeben.

„Herr Dr. Bürstenfeger, wir können kein Hirn essen!‘ sagten sie kläglich.

Der Lehrer blickte abwechselnd beide Knaben an und kaute zu Ende.

„Karl und Nikolaus, thut mir den Gefallen, mäkelt nicht!“ antwortete er nicht ohne Milde, aber bestimmt.

Die Knaben blickten flehentlich nach der Mama hinüber. Die Mama zeigte mit den Augen auf Herrn Dr. Bürstenfeger; sie durfte sich nicht einmischen. Nikolas sah seinen Bruder ermuthigend an und Beide würgten das Hirn herunter, daß ihnen die Thränen auf die Teller fielen.

Nach dem Essen gingen die Knaben in den Garten, bauten eine Hütte, machten Pfeile und Bogen, um Indianer zu spielen, oder fuhren auf ihren Karren herum. Manchmal nahm Karlos ein Blatt Papier und einen Bleistift zur Hand und versuchte, nach der Natur zu zeichnen, eine Baumgruppe oder sonst Etwas. Das wollte er einrahmen lassen und der Mama zu ihrem Geburtstag für den Salon schenken.

„Komisch“, sagte Nikolas; „wenn man Deine Bilder von ganz nah ansieht, erscheinen sie schlecht, stellt man sich aber weiter weg, so kommen sie Einem besser vor“. Karlos war nicht sehr erfreut über diese Kritik. Er hatte es nicht so gemeint.

Von Zwei bis Vier war in der Regel Schule; heute aber nur bis Drei, denn der „große Spazirgang“ sollte folgen.

Es gab heute Schreiben, was die Knaben sehr liebten. Sie hatten dicke und dünne Striche zu ziehen, gerade und schiefe. Besonders die dicken Striche machten ihnen Freude, weil es ihnen angenehm war, auf den Bleistift zu drücken. Das dauerte aber nur eine halbe Stunde: und dann kam das Allerschönste vom ganzen Schultag. Herr Dr. Bürstenfeger las ihnen eine Geschichte vor; die mußten sie dann wieder erzählen. Heute war es die Schilderung eines Turniers aus einem mit herrlichen Bildern geschmückten Sagenbuch. Die Folge dieser Vorlesung ahnte Herr Dr. Bürstenfeger nicht. Karlos und Nikolas waren ganz aufgelöst. Mehrmals war er nah daran, das Buch zuzuklappen: so aufgeregt benahm sich Karlos.

„Weißt Du was?“ sagte er nach der Schule zu Nikolas, „sobald wir vom großen Spazirgang zurück sind, veranstalten wir zusammen ein Turnier.“ Und Nikolas war damit sehr einverstanden.

Die „großen Spazirgänge“ aber dauerten mindestens bis Sechs. So hatte es Herr Dr. Bürstenfeger eingerichtet. Heute schlugen sie den Weg nach der Stadt ein. Da für Karlos und Nikolas Schuhe zu kaufen waren, wollte man die Gelegenheit benutzen.

Ueber eine Stunde gingen sie auf der großen, breiten Straße. Herr Dr. Bürstenfeger marschirte, den Blick geradeaus gerichtet, in langsamem, aber regelmäßigem Tempo. Karlos und Nikolas gingen an seiner Hand mit gedämpfter Unzufriedenheit in ihren Mienen. Manchmal drehte sich ein Passant um und lächelte. Auch geschah es, daß irgend ein Gassenjunge ihnen eine Handvoll trockenen Kothes nachwarf. Karlos vergaß sich und wollte auf ihn eindringen. Herr Dr. Bürstenfeger aber drückte strafend seine Hand und sagte: „Karl, kümmere Dich nicht darum!“ So gelangte man bis ins Centrum; hier waren die Straßen sehr eng, das Pflaster war zum Theil sehr holperig und überall roch es nach Gas, weil an der Leitung gearbeitet wurde. Große, beladene Karren schoben sich unter fürchterlichem Getöse langsam und schwerfällig an einander vorüber, die Tramways fuhren im Schritt, von Zeit zu Zeit zu kurzem Trab einsetzend, mußten aber wieder jäh bremsen; die kleinen, abgehetzten Pampaspferde streckten sich in ihrer ganzen Länge, um den Wagen noch einmal in Bewegung zu bringen; eins stürzte und lag da mit vor Ermattung geschlossenen Augen. Aus den offenen Magazinen

drang der Geruch von Theer, von getrocknetem Stockfisch. An einem Hausthor stand ein Neger, einen Sack auf dem Kopf, und keuchte.

Herr Dr. Bürstenfeger bahnte sich, Karlos und Nikolas an der Hand, einen Weg durchs Gedränge, schüttelte den Kopf und murmelte: „Schon über dreißig Advokatenschilder in einer halben Stunde gezählt.“

Sie kamen bis zur Kalle Florida. Das war die Straße des eleganten Publikums und der schönen Läden.

Vor der Konfiteria del Aguila stauten sich die Gecken. Elegante, schöne Frauen gingen vorüber. Equipagen fuhren langsam in langer Reihe.

Herr Dr. Bürstenfeger blieb plötzlich stehen und sah zu einem Haus empor. Auf dem Dache ragte eine Flasche, wohl über acht Meter hoch. Die Flasche war aus Holz und der Name eines bekannten Liqueurs stand in Riesenlettern schräg darauf. „Amerikanismus!“ murmelte Herr Dr. Bürstenfeger und stampfte leise mit dem Fuß auf.

Ein paar Minuten später traten sie in den Schuhladen ein. Als sie wieder herauskamen, hatten Karlos und Nikolas strahlende Gesichter. Jeder hielt einen eben geschenkten Luftballon in der Hand. Sie schauten abwechselnd zu ihnen hinauf und herab auf die neuen Schuhe, die sie trugen, und Das erschwerte sehr das Gehen im Gedränge. Immer wieder mußte Herr Dr. Bürstenfeger ermahnen. Als sie aus dem ärgsten Gewühl heraus waren, zog er seine Uhr und sagte: „Jetzt steigen wir in eine Tram und machen unseren versprochenen Besuch bei der Familie Hansstett.“

Der siebenjährige Alberto Hansstett, ein bildschöner und verwöhnter Knabe, war ein Freund von Karlos und Nikolas. Auch seine Mutter hatten sie von Herzen gern, denn sie gab ihnen Kuchen und Bonbons, so viel sie nur wollten, und sie freuten sich jetzt darauf.

Seit vierzehn Tagen hatten sie auch dort einen Hauslehrer, einen gewissen Herrn Klausroth, der mit der Absicht, sich dem kaufmännischen Beruf zu widmen, nach Amerika gekommen war. Seine Anlagen aber waren rein pädagogische und so hatte er sich zum Kaufmann ungeeignet erwiesen. Herr Dr. Bürstenfeger war nur einmal flüchtig mit ihm zusammengekommen und er sehnte sich, in nähere Beziehungen zu ihm zu treten.

Auf der Trambahn verkürzten sich die Knaben die Zeit damit, daß sie die Insassen einer heiteren Kritik unterzogen.

„Sieht nicht unser Gegenüber so aus wie eine Ziege?“ fragte Karlos leise.

Nikolas quiekte: „Großartig! Ganz wie eine magere Ziege!“

Karlos fragte: „Schau Dir mal Den dort drüben an! Sieht er nicht aus wie ein Huhn?“

Nikolas betrachtete ihn eine Weile mit naiver Unverblümtheit und bestätigte es fröhlich.

Karlos fand, daß ein kleiner dicker Herr, der seine Brille abgenommen hatte und jetzt matt und müde dreinblickte, einem abgezäumten Pony gleiche; auch damit war Nikolas sehr einverstanden. Herr Dr. Bürstenfeger hatte einige spanische Worte, die er verstand, aufgefangen und legte sich ins Mittel, denn er fand solche Vergleiche sehr unpassend.

Hansstetts bewohnten eine prächtige Villa in einer schönen, breiten Straße.

Der Diener, der ihnen öffnete, geleitete sie bis zur Thür des Schulzimmers: „Der Unterricht müsse schon zu Ende sein.“ Sie klopften, traten ein, aber es war noch Schule. Herr Klausroth stand vor der Schulbank, ein Buch in der Hand und sagte:

„La mesa: Der Tisch.“

Unter der Bank aber hockte Alberto und sang trotzig zu einer selbst erfundenen Melodie: „Ich will kein Deutsch lernen!“

„La mesa: Der Tisch“, wiederholte Herr Klausroth mit einem cynischen Lächeln. Er durfte ihn nicht hauen; die Mama erlaubte es nicht.

„Tschisch, Tschisch“, sagte Alberto. Das bedeutete Tisch und war eine Verhöhnung der deutschen Sprache.

Herr Dr. Bürstenfeger, der anfangs nicht begriff, was da vorging, machte plötzlich einen Schritt zurück und breitete abwehrend die Hände nach Karlos und Nikolas aus.

„La mesa: Der Tisch“, sagte Herr Klausroth, lächelte, stampfte leise mit dem Fuß auf und spielte mit fünf Fingern Klavier auf der Bank.

Jetzt wollte Alberto sich vor Karlos und Nikolas zeigen. Er kroch unter der Bank heraus, verfügte sich auf allen Vieren hinter eine lange Gardine und war unsichtbar. Herr Klausroth folgte ihm.

„La mesa: Der Tisch“, wiederholte er mit wachsendem Cynismus. Er rieb sich die Hände: „Ich darf ihn nicht hauen, ich haue ihn nicht! La mesa: Der Tisch.“

Nun erfolgte gar keine Antwort. Herr Klausroth fuhr fort, sich die Hände zu reiben, und lachte laut; er schien ungemein aufgeräumt zu sein.

Alberto steckte den Kopf zur Gardine heraus und rief: „Tschisch, tschisch, tschisch!“

In diesem Augenblick aber ging die Thür auf: und der Papa stand auf der Schwelle, eine Gerte in der Hand. Er hatte geahnt, was vorging.

Schnurstracks schritt er auf die Gardine los; und was jetzt geschah, sahen weder Herr Dr. Bürstenfeger noch Karlos und Nikolas. Bestürzt packte er sie bei den Händen und verließ mit ihnen das Haus.

In ihrem Zimmer aber saß Albertos Mama und weinte, weil ihr Sohn Prügel bekommen sollte. Sie war eine geborene Rodriguez und auch sie haßte die deutsche Sprache . . .

Herr Dr. Bürstenfeger ging, Karlos und Nikolas an der Hand, die schöne, breite Straße entlang; mit beschleunigten Schritten, weil die Erregung noch mächtig in ihm war. Sie kamen an der herrlichen Villa der Familie Linares vorbei. Aus dem Gartenportal fuhr eine elegante Equipage heraus, in der das achtjährige Töchterchen Julietta mit ihrer Gouvernante saß. Man grüßte. Karlos sagte zu Herrn Dr. Bürstenfeger: „Das hübsche Mädchen ist meine Braut.“

Herr Dr. Bürstenfeger zwang sich zu einem Lächeln: „Du kannst noch keine Braut haben, Karl.“

„Warum nicht?“

„Weil Du noch zu jung bist,“ dabei drückte er kaum merklich seine Hand.

„Bah!“ antwortete Karlos, „Alfredo Lopez, mein Freund, ist ein Jahr jünger als ich und hat acht Bräute.“

Herr Dr. Bürstenfeger antwortete nichts, runzelte aber stark die Stirn.

In die schöne, breite Straße, auf der sie gingen, mündete eine andere, die stark vernachlässigt war. Kein Trottoir, kein Pflaster; man versank in den Koth. Irgendwo lag ein totes Pferd mit aufgedunsenem Bauch. Aasgeruch wehte herüber.

„Brr!" sagte Herr Dr. Bürstenfeger, ließ die Hand des Knaben los und hielt sich die Nase zu.

„Das ist noch gar nichts!" rief Karlos und bückte sich nach einem Ziegelstein. „Passen Sie auf: jetzt werfe ich, das Pferd platzt und dann stinkt es ganz fürchterlich!"

„Halt ein!" schrie Herr Dr. Bürstenfeger, ließ seine Nase los, packte Karlos' Hand wieder und floh mit den Schülern aus dem Bereich des Kadavers.

Ueber diesem Tag waltete aber ein Unstern. Zu Haus sagte Karlos zu seinem Bruder: „Wir haben noch Zeit; jetzt führen wir unser Turnier auf!"

In einer halben Stunde hatten sie aus Brettern zwei Schilde gezimmert; aus Zeitungpapier machten sie primitive Helme, in die sie Hahnenfedern spießten. Zwei lange Stecken, an deren Spitzen ein Wedel war, womit man an den Decken der Zimmer nach Spinngeweben suchte, verwandelten sie in Lanzen. Die Wedel aber wurden zum Kopfschmuck ihrer Ponies verwandt, denen sie auch noch die Stalldecken umgelegt hatten. Ihrem vierjährigen Schwesterchen, die sie „die Dicke" nannten, weil sie kugelrund war, drückten sie eine Kindertrompete in die Hand. Sie war der Herold und mußte zum Kampfe blasen.

Karlos und Nikolas stiegen auf ihre Pferde; sie waren anzuschauen wie zwei prächtige Ritter. Die Backen des Schwesterchens blähten sich. Karlos und Nikolas stürmten auf einander los, über die Beete. Als sie ganz nah bei einander waren, scheuten die Pferde und machten einen Sprung auf die Seite, so daß sie unverrichteter Sache ein Stück weitertraben mußten. Wieder stellten sie sich auf, wieder wollten sie auf einander eindringen.

Schon kündete die Schwester den Kampf an, als mit fliegenden Schößen eine Gestalt daher kam: „Weh Euch, Karl und Nikolaus, haltet ein!"

„Halt ein!" schrie Herr Dr. Bürstenfeger und war mit einigen Sprüngen am Zügel von Karlos' Pferd.

Die „Dicke" floh erschrocken mit der Kindertrompete.

Karlos ließ die Lanze sinken.

„Herunter!" schrie Herr Dr. Bürstenfeger und machte mit beiden Zeigefingern eine gebieterische Bewegung nach der Erde.

Die Knaben stiegen ab. Und ohne Schild und Lanze (Karlos hatte auch noch seine Hahnenfeder verloren) folgten sie dem Lehrer in der Richtung des Hauses.

Friedlich grasten die Ponies neben einander, während die Wedel auf ihren Köpfen leise zitterten.

Wetternd tauchte von der einen Seite der Gärtner auf und höhnend von der anderen José, der Knecht . . .

Von nun an war Herr Dr. Bürstenfeger ungemein scharf in seinen Maßregeln. Wenn die Knaben ausritten, ging er neben ihnen zu Fuß auf dem Trottoir.

Rudolf Schmied.

Selbstanzeigen.

Charon. Monatschrift: Dichtung, Philosophie, Darstellung. K. G. Th. Scheffer, Leipzig. Vierteljährlich 1,50 Mark.

Als ich mich entschloß, Rudolf Pannwitz aufzufordern, mit mir gemeinsame Sache zu machen, und wir den Charon gründeten, wußte ich sehr wohl, daß wir im Anfang „Zwei gegen Alle" sein würden. War doch meine Philosophie bis dahin mit rührender Verständnißlosigkeit von allen „Berufenen" angeglotzt worden, denen ich überhaupt davon ein Zipfelchen zu zeigen gewagt hatte. Und doch hatte ich nicht gewußt, auch Rudolf Pannwitz nicht, wie sehr wir „Zwei gegen Alle" sein würden. Denn wir Harmlosen hatten uns gedacht, die Schule des Stefan George habe uns ein Wenig die Wege geebnet. Auch war der ganze Naturalismus dagewesen; und ich bin doch ein beängstigend konsequenter Radikalnaturalist. Und ein Dehmel, Mombert gingen ihre tapferen Wege weiter, wie es schien. Und da war Arno Holz, dessen „Phantasus", trotzdem ich gegen den und seine einseitige Pedanterie heftig genug opponiren mußte, doch unserem deutschen Vers gerade durch die von Arno Holz nicht erreichten Ziele ein gut Stück auf den Weg geholfen und der in kleinen Bruchstücken wirklich Famoses geleistet hat. Und da war Johannes Schlaf. Und Der ist noch da. Aber Maximilian Harden, der mehr sieht als seine eigene Nase im Profil und der verdammt seine Nerven hat, hat gleich, als ich, fast ganz im Anfang, begann, ihm die Charonhefte regelmäßig zu schicken, für sich selbst eine psychologische Einstellung auf den Charon sich möglich gemacht und ist nun so weit, die Konsequenzen zu ziehen. In die „Zukunft" haben wohl alle Geistesstürme hineingeweht, die in diesen anderthalb Dekaden aufgesprungen sind. Der Charon im dritten Jahr ist deshalb auch da. Die Zukunft in der „Zukunft". Und also eine Selbstanzeige!

Erst mal über die Mitarbeiter. Unser Jüngster ist neun Jahre alt, unsere Aelteste zweiundachtzig. Außerdem haben wir eine Dreizehnjährige, einen, nein: einige Sechzehnjährige; außerdem eine Droschkenkutscherfrau, eine Zimmervermietherin, eine Stickrahmenarbeiterin; und auch sonst noch Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die noch nicht einmal orthographisches Deutsch schreiben können, die aber ein geniales Deutsch dichten; außerdem Volksschullehrer, Studenten, Maler, Bildhauer und Philosophen. Hübsch, nicht wahr? Ein Gedicht der Droschkenkutscherfrau will ich doch hier abdrucken. Sie heißt Elisabeth Wulff.

So seltsam um den September herum
Ganz heimlich über Nacht ist Herbst geworden.
Die Himmelsfarbe ist tief im Grau
Und die Bäume sind goldig geworden
Und in dem grauen, rieselnden Regen
Und unter dem windzerrissenen Himmel
Kommt nicht ein sommerlicher Tropfen herab,
Sondern schlägt uns mit tausend prickelndem Schmerz auf die Backe.
Draußen ist noch Alles grün,
Aber es schauert im Wind und Regen.
Die Sommerblume schwanket hin und her
Und muß sich immerfort bewegen.

Der Herbst kommt mit dem Wind von Norden
Und mit vollen Backen bläst
In das sommerliche Land hinein.
Die Schwalben sammeln sich zum Fluge
Und ganze Völker sind am Ziehen
Von wilden Gänsen und auch Kranichen
Und alle Sommervögel fliehen.
Gewiß ists nicht das letzte Wort des Herbstes,
Das spricht er im November erst,
Wenn er in wilden Regengüssen
Auf gelb und braune Blätter klatscht.
Unbarmherzig schlägt er auf das Blättchen,
Das noch ängstlich an dem Zweige hängt,
Achtlos wirft ers in eine Ecke
In dem Garten oder in des Weges.
Es werden auch noch schöne Tage kommen
Und auch ganz sommerlich und warm.
Von Herbst und Müdigkeit und Sterben
Wird immer Frösteln mit durch klagen.
Mild scheint die Sonne über die Natur
Und über die Stoppeln säuselt trüber, langsamer Wind,
Aber dunkle Wolken und Regenschauer
Jagen sich am Horizont geschwind.
Die Sonne entfernt sich immer weiter
Und tausend Lichter flackern auf.
Der Tag wird alle Tage kürzer
Und lange Nächte folgen darauf.

Und als Folie dazu das erste und das letzte Sonett aus dem Sonettenkranz von Hanns Meinke.

I.

Vom Wachen in den Traum will ich mich singen
Mit einem Liede voll Erinnerungen,
Das mir im Herzen lange schon gesungen,
Wie über Wasser ferne Glocken klingen.
Es singt von traurigen und heitern Dingen,
Von Mittagsgluth und müden Dämmerungen,
Der Ton von Bronzeglocken, die zersprungen,
Soll sich mit Silberschellenschlag verschlingen.
Das giebt ein Lied mit schönen Gegensätzen:
Mit schwarzen Nächten, die nur Blitze lichten,
Mit königlicher Pracht und Bettlerfetzen, —
Doch diesen tollen Widerstreit zu schlichten,
Zeig' ich es hinter matten Traumesnetzen:
So bleibt nur Hauch und Duft in den Gedichten.

XV.

Und nun am Ende schließen sich die Lieder,
Die ich gern fröhlicher gesungen hätte,

Zu einer künstlich vielverschlungnen Kette
Und jedes Glied schließt in dem andern wieder.
Cypressenlaub mit düstedunkelm Flieder
In üppigen Dolden — rothe, violette —
Verknüpf' ich wie mit seidnen Fadens Glätte
An ihre wunderbar verschlungenen Glieder.
Das giebt gar seltnen Schmuck für Deine Haare
Und jede Blüthe glänzt gleich einem Sterne
Durch dunkle Locken wie durch Wolkenschichten —
Das ist das Wahre und das Wunderbare:
Stiebt alles Trübe, Dumpfe in die Ferne,
So bleibt nur Hauch und Duft in den Gedichten.

Ueber die Unantastbarkeit der „Kunst" in Meinkes Sonetten brauch ich wohl einem gebildeten Mitteleuropäer keinen Vortrag zu halten. Und über den Charon als kritische Instanz? Die Exklusivität unserer Zeitschrift ist „anmaßender", als wir je zu sagen gewagt haben. Es giebt nicht viele, noch so berühmte Dichter, von deren gesammter Lebensarbeit wir mehr als ein Dutzend Gedichte für so gut halten, daß sie in den Charon hinein dürfen.

Großlichterfelde. Dr. Otto zur Linde.

Rußlands Revolution und Neugeburt. Teutonia-Verlag in Leipzig. 3 Mark.

Die Schrift zerfällt in vier Abschnitte. I. Der russisch-japanische Krieg. II. Nach dem Friedensschluß. III. Die Revolution. IV. Rußlands Neugestaltung. Der Werth des aus unmittbarer Anschauung und sorgsamer Beobachtung der Verhältnisse hervorgegangenen Sammelwerkes besteht darin, daß dem Verfasser bei seiner Ausarbeitung durchweg authentisches Material oder die persönliche Information zur Verfügung stand. Ich fühlte mich weder als berufenen Anwalt Rußlands noch gar als blinden Gegner des niedergerungenen Staatskolosses, sondern suchte, im Bewußtsein ernster Verantwortlichkeit, der sachlichen Wahrheit möglichst nah zu kommen.

Sankt Petersburg. Dr. Adrian Polly.

Zwischen den Zeiten. Roman. Albert Langen, München.

Man wird diesen Roman naturalistisch nennen (es wäre richtiger, zu sagen: schelten), weil er die Spur der Wirklichkeit verfolgt. Ich aber leugne, daß man berechtigt ist, den Begriff „Wirklichkeit" willkürlich zu erstarren. Ich frage: Was ist Wirklichkeit? Ich sage: Stellt hundert Menschen vor eine Landschaft, in ein Zimmer, laßt sie einen Vorgang sehen, ein Gespräch belauschen. Der Eindruck wird auf Jeden anders sein. Jeder wird ihn anders wiedergeben. Jeder baut eben seine Wirklichkeit aus sich heraus. Daß er es thut, daß er gezwungen ist, es zu thun, giebt der Beobachtung der Wirklichkeit, in meinen Augen, die selbe geheimnißvolle Unerklärlichkeit, die dem kühnsten Aperçu eigen ist. Verleiht dem alltäglichen Geschehen den Wunderreiz der Dichtung, die ins Erfahrunglose schweift: und die Begriffe Wirklichkeit und Phantasie verschwimmen in einander. Ich habe auch für Körpernoth und Seelennoth keine Unterschiedsempfindung. Ich kann als poetisches Motiv die eine nicht höher als die andere bewerthen. Aus Beiden spricht

zu mir die Tragik, die alles Dunkle, Schwere, unabänderlich der Freude Beraubte in seiner Tiefe birgt. Ich sehe Beides aus der selben Quelle strömen, aus dem Gefühl: ich lebe. Aus Beidem höre ich den Schmerzensschrei der Kreatur, die Bangigkeit der Fragenden: Wozu? Warum? Wohin? Ich weiß wohl: es giebt Frauen, die sich von dem Ertrotzen ihrer Männerrechte das neue Reich der Erfüllung versprechen, und es giebt Männer, die der dumpfen Masse dieses Reich im Klassenkampf erringen wollen. Für diese Siegesgewissen ist mein Buch nicht geschrieben. Es spricht von den Gebundenen, den Schwachen, deren Leiden der Halbschlummer der Unbewußtheit mildert. Es rührt an die Verantwortung der Losgelösten, die diese Träumer wecken, ihnen die Wohlthat ihres Irrthumes nehmen, die Stütze ihrer Täuschung . . Und die sie dann verlassen, daß sie nun hilflos dastehen, von grellem Licht geblendet, entfremdet ihrem Ursprung zwischen den Zeiten und in keiner heimisch. Diesen unbekümmerten Erweckern wird die Frage gestellt: Seid Ihr der rechten Wahrheit so gewiß? Da Ihr doch seht, daß Alles fließt und wechselt. Daß das Evangelium von heute morgen ein Aberglaube heißt und der Triumph zur Niederlage wird. Und da der Frage, ob die Wege, die wir gehen, bestimmt zum Glück führen, doch nur die unsichere Antwort werden kann: Vielleicht!

Auguste Hauschner.

Erkelenz.

Vor einem Jahr gelang der Internationalen Bohrgesellschaft in Erkelenz der in der Geschichte des deutschen Bergwesens einzig dastehende Verkauf von Kohlenfeldern, der den fünfunddreißigfachen Betrag des Aktienkapitals (von einer Million Mark) als Erträgniß brachte. Dividenden von 100 und, in diesem Jahr, 500 Prozent folgten; und der allmählich zu zahlende Kaufpreis (zur Uebernahme der Felder wurde bekanntlich die Rheinisch-Westfälische Bergwerksgesellschaft m. b. H. gegründet) sichert noch auf einige Jahre den Hauptaktionären von Erkelenz, dem Concern Dresdener Bank-Schaaffhausenscher Bankverein, sehr große Gewinne. Die Internationale Bohrgesellschaft wird seit diesem Erfolg von all Denen angegriffen, die in den Bohrgesellschaften die größte Gefahr für das staatliche und private Bergwerkseigenthum sehen. Aus diesem Gefühl entstand noch 1905 die Lex Gamp, die eine Muthungsperre für die Dauer von zwei Jahren verhängte. Vom Juli 1905 bis zum Juli 1907 kann danach in Preußen kein neues Bergwerkseigenthum erworben werden. Die Lex Gamp schuf aber nur ein Provisorium; die eigentliche Reform des Bergrechtes ist noch nicht über das Vorbereitungstadium hinaus gediehen. Bei der eifrigen Ausbreitungarbeit der Bohrgesellschaften schien Gefahr im Verzug und das Provisorium sollte die Möglichkeit eines Privatmonopols im Bergbau hindern. Was im nächsten Jahr, wenn die Lex Gamp zu wirken aufgehört hat, geschehen wird, ist den Meisten heute noch unklar. Im preußischen Handelsministerium ist auf Möller inzwischen ja Delbrück gefolgt. Die Internationale Bohrgesellschaft braucht sich jedoch um die Zukunft keine Sorge zu machen. Sie wird öffentlich zwar von der Regirung bekämpft, erfreut sich im Stillen aber mancher mächtigen Sympathie. Im Herrschaftbereich der Internationalen Bohrgesellschaft gab und giebt es keine Bergfreiheit, weder für Private noch für den Staat. Wo Etwas zu hoffen war, wurde gebohrt; und die eigenen Bohrmethoden erlaubten

den Erkelenzern ein viel intensiveres Arbeiten als anderen Gesellschaften. Trotzdem also die Kreise der Regirung oft gestört wurden, hat sie mit der Internationalen Bohrgesellschaft, die sie doch kaum lieben kann, verhandelt und schließlich eine zehnprozentige Betheiligung an der Rheinisch-Westfälischen Bergwerksgesellschaft angenommen.

Die Internationale Bohrgesellschaft will für alle Fälle zwei Eisen im Feuer haben und hat sich, um für die Eventualität einer Verminderung privater Muthungen in Preußen gesichert zu sein, an die bayerische Regirung gemacht. In Bayern hat vor ein paar Wochen eine Bewegung begonnen, deren Ziel die Einschränkung des privaten Bergwerkseigenthumes ist. Man möchte den durch die Lex Gamp geschaffenen Zustand erreichen; kann aber nicht mit den Voraussetzungen rechnen, die in Preußen gegeben waren. Bayern besitzt kein nennenswerthes Montangewerbe. Im Grunde giebt es nur zwei große Vertreter der Eisen- und Kohlenindustrie: die Maxhütte in Rosenberg (Oberpfalz) und die Oberbayerische A.-G. für Kohlenbergbau in Miesbach. Unter diesen Umständen erscheint also die Absicht, Privatunternehmen die Muthungsfreiheit zu beschränken, von vorn herein ziemlich sonderbar. Die bayerische Regirung geht von dem Gedanken aus, daß Preußen beinahe abgegrast ist und unter der verschärften Berggesetzgebung kaum noch besonders lohnende Gelegenheit zu neuen Privatmuthungen bieten wird. Die Bohrgesellschaften aber müssen leben und werden, wenn in Norddeutschland nichts mehr für sie zu holen ist, sich nach Süddeutschland wenden. Gegen diese drohende Invasion will Bayern sich schützen. Württemberg hat, durch Fiskalisirung des Steinkohlenbergbaues, die privaten Unternehmer ja bereits ausgeschaltet. Kenner der Verhältnisse behaupten, der württembergische Steinkohlenbergbau werde allmählich die Lebensmöglichkeit verlieren, weil der Staat nicht Geld genug habe, um Bohrungen in großem Stil durchführen zu können. Aehnliche Bedenken werden in Bayern gehegt und in Nürnberg hat neulich eine Versammlung bayerischer Grubenbesitzer eine Petition an den Landtag gerichtet, die fordert, die Verhandlungen über die Aenderung der bayerischen Berggesetzgebung zu vertagen, bis alles einschlägige Material gesammelt ist, das allein eine sachgemäße Prüfung der wichtigen Angelegenheit ermöglicht. Bayerische Privatunternehmer, deren Kapital zu beträchtlichen Bohrungen ausreichen würde, klagen vielfach über mangelndes Entgegenkommen der obersten Bergbehörde. An der Spitze der Bergwerk- und Salinenverwaltung stehen alte Herren, von denen man die zum Verständniß privater Unternehmungluft nothwendige Elastizität nicht mehr verlangen kann und die deshalb Gesuche um Erlaubniß zur Niederbringung von Bohrlöchern manchmal mit der gutgemeinten Erklärung ablehnen, daß man an der fraglichen Stelle schließlich doch nichts finden werde. Dieser konservativ-bureaukratische Zug in der bayerischen Bergbauverwaltung mag mit dazu beigetragen haben, daß den etwa vorhandenen Bodenschätzen des Landes bisher nicht die wünschenswerthe Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Das soll nun anders werden. Der Staat will sich neue Bergwerke dadurch kostenlos sichern, daß er Privaten erschwert, Bohrungen vorzunehmen und Bergwerkseigenthum zu erwerben. Der Gesetzentwurf giebt dem Fiskus das Recht, bei jeder Muthung eines Privaten an das Feld dieses Muthers eine Anschlußmuthung zu legen. Ferner darf er aufgelassene Bergbaubetriebe mit dem Bergwerkseigenthum an sich ziehen. Wenn also ein Unternehmen Versuchsbohrungen unternommen hat, die vielleicht, nach Aufwendung von einer halben Million Mark, erfolgreich waren, kann der Staat sofort eine Anschlußmuthung legen, dem Privatmuther also Konkurrenz und die weitere Ausbeutung des Bergwerkes

am Ende unmöglich machen. In so unsicherer Situation hätte natürlich Niemand mehr Lust, sein gutes Geld in Kohlen-, Erz- oder Kalibohrungen zu riskiren; eines Tages schöpft ja doch der Staat den Rahm von der Milch. Und neben dem Staat die Internationale Bohrgesellschaft in Erkelenz, die auf Rechnung der bayerischen Regirung in der Rheinpfalz schon nach Steinkohle und in der Oberpfalz nach Eisenerzen gebohrt hat. Nicht ganz ohne Grund fürchtet man deshalb, die Internationale Bohrgesellschaft werde vom bayerischen Staat das Monopol für Bohrungen in Bayern erhalten, das sie ja, mit den ihr zu Gebote stehenden Kapitalien und technischen Hilfsmitteln, besser ausnutzen könnte als irgend ein anderes Unternehmen. Aengstliche Leute sehen sogar schon das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat über Bayern herrschen; denn (so kalkulirt man) die Internationale Bohrgesellschaft kann Grubenfelder, die sie in Bayern erworben hat, an das Syndikat verkaufen und ihm dadurch die Möglichkeit schaffen, den bayerischen Konsumenten die Preise vorzuschreiben. Bayern verbraucht ungefähr $4\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen Kohle im Jahr; davon wurden bis jetzt im Lande selbst etwa $13\frac{1}{2}$ Prozent gefördert. Für neue Bohrungen wäre also Raum genug; und die Furcht vor einer von der Internationalen Bohrgesellschaft gemeinsam mit dem Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat zu stabilirenden Zwingherrschaft ist nicht ganz so grundlos, wie sie dem ersten Blick scheint.

Auch das größte Eisenwerk Bayerns, die Maximilianshütte, sieht mit einiger Sorge der Zukunft entgegen. Die Männer dieser Hütte haben 1905 in der Oberpfalz beträchtliche Erzlager entdeckt, die auf lange Zeit hinaus die Hochöfen der Gesellschaft mit Material versorgen können. Diese schöne Aussicht würde verhängt, wenn das neue Berggesetz die erforderliche Sanktion fände. Ferner sind in der Oberpfalz, die offenbar noch reiche mineralische Schätze birgt, große Braunkohlenfelder gefunden worden, zu deren Ausbeutung mit einem Aktienkapital von 2 Millionen Mark die Bayerische Braunkohlen-Industrie-Aktiengesellschaft in Schwandorf gegründet wurde. Auch ihr würde die geplante Aenderung der Berggesetzgebung schaden. Nutzen hätte, wie gesagt, nur die Internationale Bohrgesellschaft, deren Generaldirektor Raky nicht nur ein hervorragender Techniker, sondern auch ein weitblickender Kaufmann ist. Er möchte, allen gesetzgeberischen Angriffen zum Trotz, seiner Gesellschaft ein Monopol für alle Bohrunternehmungen schaffen. Kohle, Erz, Kali, Petroleum: Alles gehört zum Machtbereich von Erkelenz. Erst neulich hat die Internationale Bohrgesellschaft gemeinsam mit dem Schaaffhausenschen Bankverein unter dem Namen Nietleben eine neue Kaligewerkschaft gegründet, die im Kreis Merseburg und im mansfelder Seekreis Bergwerkseigenthum besitzt. Um seine Wachsamkeit zu zeigen, ist der preußische Bergfiskus rasch mit einem eben so großen Kalisalzfeld im selben Kreis gefolgt. Auch hier sieht der schärfere Blick die offiziell Verfeindeten wieder Hand in Hand gehen: schließlich nimmt der Staat ja doch immer der Internationalen Bohrgesellschaft die an seinen Besitz grenzenden Felder ab. Auch in der deutschen Petroleumindustrie bereitet sich eine Transaktion vor, bei der die Internationale Bohrgesellschaft die Führung hat. Ein Bündniß soll die großen Petroleuminteressenten endlich vereinen. In Betracht kommen dafür, neben Erkelenz, die Deutsche Tiefbohraktiengesellschaft, die Celle-Wietze-Aktiengesellschaft und die der Deutschen Bank gehörenden Erdölwerke Wietzerdorf, die dicht neben dem Besitz der Internationalen Bohrgesellschaft liegen. Die Erkelenzer haben, außer ihren eigenen Feldern, noch die Hannoversch-Westfälischen Erdölwerke (vormals Reinhold & Schrader) und die Hannoversche Erdölraffinerie-Gesellschaft m. b. H. im Besitz und verfügen über die Aktien-

mehrheit der Maatschappij tot exploitatie van Oliebronnen. Kommt das Bündniß zu Stand, so könnte sich die Möglichkeit einer Verbindung mit der Deutschen Bank zeigen, deren starke Finanzkraft selbst dem Concern Dresden-Schaaffhausen als Helferin willkommen sein müßte. Doch wahrscheinlich werden die „Konkurrenzrücksichten" den Ausschlag geben und Alles wird beim Alten bleiben.

Fraglich ist, ob die rasche Expansion der Internationalen Bohrgesellschaft die Verstaatlichungpläne zurückdrängen wird oder ob die Regirungen der Bundesstaaten, wenn sie die Bohrgesellschaft für ihre Zwecke benutzt haben, sagen werden: „Jetzt ists genug der gemeinsamen Thätigkeit; künftig bohren wir allein." Der bayerischen Regirung wurde bekanntlich nachgesagt, sie beabsichtige, die Harpener Bergbaugesellschaft zu kaufen. Trotz allen Dementis wollte das Gerücht nicht ganz verstummen. Der Wunsch, das Berggesetz zu ändern, hat jetzt aber gezeigt, daß die Pläne des Fiskus nach anderer Richtung weisen. In Preußen sprach man davon, daß im rheinisch-westfälischen Kohlengebiete die beschleunigte Niederbringung neuer fiskalischer Doppelschachtanlagen in nahe Aussicht genommen sei, und kam daher zu der Vermuthung, die Regirung wolle auf diese Weise ihren Eintritt in das Kohlensyndikat vorbereiten, um bei der Gelegenheit erhöhte Betheiligungforderungen an den Verband zu stellen. Das könnte heißen: Revanche für Hibernia! Doch Kombinationen sind in solchen Fällen ziemlich unfruchtbar; man muß die Entscheidung abwarten. Gewiß möchte der Staat, als Einheitbegriff gedacht, sich wirksamen Einfluß auf die Preisgestaltung des für alle Industriezweige wichtigsten Rohmaterials sichern, aber er stößt dabei auf ein selbst ihm, dem Beherrscher der Steuerschraube, fast unüberwindliches Hinderniß: woher soll er denn das Kapital nehmen, das nöthig ist, um für eigene Rechnung in großem Stil Bergbau zu treiben? Daß auch das langsame Arbeiten der vom Heiligen Bureaukratius gelenkten Staatsmaschinerie den Wettbewerb mit den freien, beweglichen Privatbetrieben wesentlich erschwert, weiß Jeder. Daher eben, wie in Bayern, das heimliche Bündniß mit einer großen Privatgesellschaft, das zwar die Möglichkeit eines staatlichen Monopols ausschließt, dafür aber die Gefahr eines von der Regirung gebilligten Privatmonopols heraufbeschwört. Wird das Problem der Verstaatlichung deutschen Bergbaues allgemein in dieser Weise gelöst, dann mag eines Tages mancher Privatunternehmer bedauern, daß er sich einst den Wünschen des Fiskus entgegengestemmt hat. Ladon.

Ubi Bubi?

Tippelskirch, Podbielski, Bumiller, Fischer, Hellwig: Tag vor Tag lesen wir, seit vier Wochen nun schon, die Namen. Und erschauern bei dem Gedanken, sie noch Wochen lang lesen zu müssen. Mindestens Wochen lang. Noch ist das gegen den Major Fischer eingeleitete Ermittelungverfahren nicht abgeschlossen. Kann auch nicht abgeschlossen sein. Aktenstöße, die in elf Jahren gehäuft wurden, sind durchzuarbeiten. Geschäftsbücher, Rechnungen, Verträge zu prüfen, Zeugen zu hören. Das fordert Zeit. Und erst wenn das Ermittelungverfahren beendet ist, kann entschieden werden, ob Anklage erhoben, und danach, ob das Hauptverfahren eröffnet wird. Ein Bischen Geduld ist also nöthig. Das zuständige Gericht (der Gardekavallerie-Division) kann nicht hexen. Thatsachen, die auch Herrn von Tippelskirch und Genossen mit hinreichendem Verdacht widerrechtlichen Handelns belasten, können einstweilen nicht ans Licht gekommen sein. Para-

graph 333 des Reichsstrafgesetzbuches sagt: „Wer einem Beamten oder einem Mitgliede der Bewaffneten Macht Geschenke oder andere Vortheile anbietet, verspricht oder gewährt, um ihn zu einer Handlung, die eine Verletzung der Amts- oder Dienstpflicht enthält, zu bestimmen, wird wegen Bestechung mit Gefängniß bestraft; auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden." Wäre der Thatbestand so klar, wie man nach vielen Berichten der Presse annehmen muß, dann müßte auch gegen die aktiver Bestechung Verdächtigen längst das Verfahren eröffnet sein; zumal gerade in diesem Fall die Gefahr der Kollusion, der Thatbestandsverdunkelung im Sinne des § 112 der Strafprozeßordnung nicht gering wäre. Daß es nicht geschehen ist, zeigt, wie wenig man noch weiß. Auch das zunächst Wichtigste noch nicht: ob der auf Befehl des Gerichtsherrn am zwanzigsten Juli verhaftete Major Fischer dringend verdächtig ist, unter Verletzung der Dienstpflicht von Lieferanten, mit denen er im Auftrag des Oberkommandos der Schutztruppen Verträge abzuschließen hatte, Vortheile verlangt oder angenommen zu haben. Was darüber in den Zeitungen steht, ist werthlos. Von den öffentlich Angeschuldigten erklärt Jeder sich, mit je nach Beruf und Neigung größerer oder geringerer Emphase, für nicht schuldig. Wer diese Atteste, Interviews und Apologien liest, kann sich in einen Balkanstaat träumen; da wird, wenn ein Minister beschuldigt ist, eine Kanonenlieferung gegen Entgelt vergeben zu haben, ungefähr so verhandelt. Daß in Preußen, in der Hauptstadt des Deutschen Reiches ein so skandalöses und lächerliches Treiben denkbar sei, hätte noch vor ein paar Jahren Jeder in heiterer Ruhe bestritten.

Was in den Fabrikstätten Oeffentlicher Meinung für „festgestellt" erklärt wird, wußten wir längst. Daß der Firma Von Tippelskirch & Co. ohne zureichenden Grund langfristige Monopolverträge gewährt worden sind, die ihr erlaubten, mit ungeheurem Profit zu arbeiten. Daß zu den Geschäftsinhabern dieses Kolonialwaarenhauses, das mit dem Reich Millionenabschlüsse gemacht hat, Herr von Podbielski, Preußischer Staatsminister und Bevollmächtigter zum Bundesrath, gehört hat, Frau von Podbielski noch jetzt gehört (Die Thatsache, daß der Minister seinen Geschäftsantheil, als er in den Reichscivildienst getreten war, seiner Ehefrau cedirt hat, sollten Pods Freunde nicht zu laut betonen; sie zeugt nicht für die Reinheit des Wandels. Ob der Mann, ob die Frau jährlich Hunderttausend einstreicht, ist einerlei: Beide sammeln für die selben Erben. Auch dem Untermandarinen, der mit Tippelskirch Verträge zu schließen hatte, wird gleichgiltig gewesen sein, ob Herr oder Frau von Podbielski zu den Theilhabern gehörte; solcher Firma wird er stets ohne disziplinwidriges Mißtrauen genaht sein. Stephans Nachfolger hat dem Kaiser offen gesagt, er könne für die Zukunft seiner Jungen die aus dem Kolonialgeschäft fließende Einnahme nicht entbehren, und der Kaiser, der sich vielleicht erinnerte, wie oft Stephan Großkapitalisten verschuldet war, hat dem zweiten Staatssekretär der Reichspost gestattet, diese Einnahme weiter zu beziehen. Nach dieser offenen Aussprache wäre es klüger gewesen, nicht, statt des Mannes, die Frau vorzuschieben. Warum, wenn an der Sache nichts zu bemäkeln war?) Daß in Südwestafrika seit dem Ausbruch des Bantukrieges für Kleidungstücke, Geräth, Nahrungmittel unverschämte Preise gefordert werden; für einen Sack Mehl wird fast das Zehnfache, für eine Flasche Bier das Dreißigfache des in Deutschland zu zahlenden Preises verlangt. Daß trotzdem die gelieferten Materialien und Lebensmittel nicht immer gut waren und namentlich über das theure Schuhwerk geklagt wurde. Daß die Firma Tippelskirch die Konjunktur ohne scheues Zagen ausgenutzt und in den letzten Geschäftsjahren ungemein stattliche Gewinne vertheilt hat. Das Alles ist hier seit 1904 so oft wiederholt worden, daß mancher Leser wohl ungeduldig wurde. Aber wir wissen noch viel mehr. Daß auch die Firmen Jordan und

Woermann recht reichlich verdient haben. Und daß die für diese Geldvergeudung Verantwortlichen in den Häusern Wilhelmstraße 76 und 77 auf den weichsten Stühlen sitzen. Im August 1905 sagte ich: „Schon in Kolonialschriften aus dem Jahr 1898 ist zu lesen, die kleinen Schiffe der Woermann-Linie brauchten zum Löschen der Ladung in Swakopmund ungefähr vierzehn Tage. Später hörten wir, nun werde ein brauchbarer, dauerhafter Hafendamm gebaut. Ist er nicht fertig geworden oder war die Anlage so jämmerlich, daß er nach drei Jahren schon wieder völlig versagte, kein Baggerprahm helfen und die Firma Woermann im Herbst 1904 für ihre auf Löschung wartenden Dampfer mehr als drei Millionen Mark Liegegelder fordern und erhalten konnte? Und nicht nur die Liegegelder verschlingen noch jetzt Unsummen. Die Transportdampfer werden zu Nothstandspreisen gechartert. Trotzdem man auf dem Schauplatz der Witbooikämpfe und der Britenintriguen, in dem Land, wo der Engländer Lewis einst den Kamaherero gegen Deutschland hetzte, stets mit einer nahen Kriegsgefahr rechnen mußte, ist an eine die Wasserstellen verbindende Etapenstraße nicht gedacht, die Verpflegung der Truppen nicht gesichert worden". Fragte ich, warum Monate lang und länger nichts geschehen sei, um den von Trotha als „absolute Nothwendigkeit" geforderten Bau der (zunächst bis Kubub reichenden) Eisenbahn im Reichstag durchzusetzen. Nichts; trotzdem auf der Strecke Lüderitzbucht-Kubub die Transportmittel monatlich anderthalb Millionen Mark (also achtzehn Millionen im Jahr auf einer einzigen Strecke) kosteten und dennoch, nach der Meldung des Oberbefehlshabers, „Verpflegung und Materialnachschub nicht gesichert" war. Alles vergebens. Der Herr Reichskanzler hatte nicht Zeit, sich mit solchen Kleinigkeiten abzugeben. Ein Sekretär der Kolonialabtheilung schrieb ihm einen Brief, der präzise Angaben über Fehler, Verschwendung, Vergehen machte. Wie es scheint, aber nicht einmal gelesen wurde. Wenn der einundzwanzigjährige Abgeordnete Matthias Erzberger nicht, ohne sich um das Gekeif erbärmlicher patriotards und offiziösen Gesindes zu kümmern, den Mund so weit aufgethan hätte, wäre vermuthlich noch heute Alles beim Alten.

Dieser junge Reichsparlirer hat manchen Fehler gemacht. Kein Wunder, da er sein Material offenbar von sehr verschiedenen Seiten, aus Souterrains und von „Maßgebenden", bezog und oft wohl nicht wußte, welchen Zwecken er dienstbar gemacht werden solle. Daß er, zum Beispiel, gegen Puttkamer gehetzt wurde, weil man hoffte, die Opferung des Einen, schon durch den Namen Verhaßten werde die Wuth schwichtigen und Schuldigere vor verdienter Strafe schützen. Spaßhaft war, daß er, der mit der Miene des Sachverständigsten über kameruner Zustände sprach, seine eigenen Rechte und Pflichten nicht kannte. Nicht wußte, daß er, trotz der dem Abgeordneten zugesicherten Immunität, zur Zeugenaussage verpflichtet sei. (Kein Abgeordneter, sagt Artikel 30 der Reichsverfassung, „darf wegen einer in Ausübung seines Berufes gethanen Aeußerung außerhalb der Versammlung zur Verantwortung gezogen werden." Jeder Abgeordnete aber, sagt Olshausen, muß Zeugniß ablegen „in einer Strafsache, die auf Grund der vom Abgeordneten gethanen Aeußerung gegen einen Anderen eingeleitet worden ist." Daß mans dahin kommen ließ, war politisch höchst unklug; doch Herr Erzberger mußte wissen, was er weigern dürfe, was gewähren müsse.) Ernsthafter, daß dieser Ankläger mit dem katholischen Obersten Ohneforg, der im Oberkommando der Schutztruppen die Geschäfte führte, freundschaftlich verkehrt und von diesem Kompetenten vielleicht Manches erfahren hat, was von Eifernden nachher bestritten wurde. Jedenfalls: Erzberger triumphans. So ziemlich auf der ganzen Linie. Seit Laskers Gründercampagne hat kein Abgeordneter sich einen so persönlichen Catonenerfolg errungen. Fehler hin, Fehler her: daß wir den jungen Herrn im Haus der Schwachgemuthen haben, ist immerhin gut.

Ich kenne den Schützen nicht, glaube aber, daß sein Köcher noch lange nicht leer ist. Hundert Fragen bleiben zu beantworten. Major Fischer war Jahre lang Vorstand der Bekleidung- und Ausrüstung-Abtheilung im Oberkommando der Schutztruppen und hatte in dieser Eigenschaft die mit den Lieferanten abzuschließenden Verträge zu entwerfen, zu prüfen und, im Auftrag der Vorgesetzten (Stuebel, Hellwig, Ohneſorg) endgiltig zu vereinbaren. Der selbe Offizier war auch mit der Abnahme der gelieferten Sachen betraut; dabei sollte ihn allerdings eine Kommission unterstützen. Schuf diese Häufung der Pflichten nicht schon eine gefährliche Versuchung? War der Major kaufmännisch so erfahren, daß er die Preise zu kontroliren und fast allmächtig im Tippelskirchenstaat zu herrschen vermochte? Saßen in der Handelskammer, auf deren Gutachten man sich jetzt beruft, auf diesem Spezialgebiet sachverständige Männer? Wer hat das Gutachten eingefordert, wer es verfaßt? Haben die Stuebel, Hellwig, Ohneſorg sich um die Verträge, die Lieferungen ernstlich gekümmert? Mußte die Abnahme-Kommission Mängel und Uebervortheilung nicht merken? Sind in Südwestafrika selbst nicht Verfehlungen entdeckt und Klagen laut geworden? Wer hat in Berlin dafür gesorgt, daß von Alledem nichts an den Tag kam? Und wie ists mit der Firma Woermann, deren Status der Krieg so wesentlich verbessert hat? Gab es nicht für alle Fälle der Mobilmachung Verträge, die den Norddeutschen Lloyd verpflichteten, Truppen und Material zu bestimmten Preissätzen zu befördern? Weshalb wurde diese Vertragspflicht nicht länger geltend gemacht? Hat Woermann, der, als ein Hauptinteressent am Handel aller deutsch-westafrikanischen Faktoreien, doch zugleich sein eigenes Geschäft sicherte, niedrigeren Preis gefordert als der Lloyd und, zum Beispiel, Offiziere billiger befördert als andere Reisende? Oder theurer, etwa mit der Begründung, andere Passagiere würden von der Schiffsküche nicht so reichlich versorgt? Warum ersparte man ihm dann die Unbequemlichkeit der Konkurrenz? Waren Liegegelder in solcher Höhe nicht zu vermeiden? Sind aus den Bureaux der hamburger Rhederei nicht Vorschläge gekommen, wie man das Löschungwesen organisiren könnte, und sind sie auf dem Weg in die höhere Geschäftsregion nicht ins Wasser gefallen? Wenn diese Fragen und drei Dutzend anderer beantwortet sind, kommen wir erst in das schwierigste Gelände: das der Landkonzessionen. Herr Erzberger hält sich zu lange bei Quisquilien auf. Sein Augenmaß ist nicht sicher.

Die Regirenden sollten nicht erst warten, bis diese ernsteren Fragen gestellt werden; der Skandal, der im lieben England, in Frankreich, Belgien und Afrika die Zeitungen füllt, ist nachgerade wohl groß genug. Die Regirenden? Wer sie sucht, sieht sich vor ein Vexirspiel gestellt. Der Kanzler badet in der Nordsee. Wir lesen zwar oft, er sei wieder kerngesund; doch, wie es scheint, nicht gesund genug, um zur Erledigung der wichtigsten Angelegenheiten nach Berlin zu kommen. Wenn er sich auf die Eisenbahn bemüht, geschiehts, um in eine Sommervilla des Kaisers zu fahren; vielleicht glauben Harmlose dann, der von Onkel Eduard endlich gewährte Besuch sei ein Ereigniß von solcher Bedeutung, daß der Kaiser danach sofort mit dem Kanzler sprechen müsse. Oder er reist, um Taufzeuge zu sein, und kehrt schnell wieder an den Strand zurück. Und wo ist der Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg, der Direktor der Kolonialabtheilung, der am Hof Erni, von einer ihm minder freundlich gesinnten Gruppe Bubi genannt wird? Nescio. Irgendwo im Gebirg oder an der See. In der Kolonialabtheilung regirt seit Wochen Herr Geheimrath Rose, der sich schon im Falle Leist so herrlich bewährt hat. In dieser Zeit der „Enthüllungen“. Wo nicht nur von Unterbeamten böse Indiskretionen geleistet werden. (Den entstellten Geheimbericht in Sachen Puttkamer kann, zum Beispiel, kein Kleiner in die Presse geschmuggelt haben.) Wo das wachsame Herrnauge nöthiger wäre

als je vorher. Der Chef in den dunkelsten Winkel hineinleuchten und die Tippelskirch und Genossen ersuchen müßte, nicht durch Interviews und Glissirungen das Ermittelungverfahren zu stören. Oder sieht man gern das Gestrüpp aufwuchern und freut sich, daß in all dem Gerede kein Mensch sich mehr zurechtfinden kann? Hier hört der Spaß auf. Der Kanzler, den selbst seine Bewunderer bisher nicht für einen Fanatiker der Arbeit gehalten hatten, soll durch die Last der Geschäfte beinahe erdrückt worden sein. Schön. Wenn er wieder in Berlin ist, werden wir mit diesem allein Verantwortlichen zu reden haben.

Wo aber weilt Erni? Wo, Donnerwetter, steckt Bubi? Der kann doch nicht auch überarbeitet sein. Er ist noch nicht lange im Amt und hatte, wie Herr Hentig bezeugen könnte, in Koburg und Gotha Muße genug, sich auszuruhen. Der Sohn einer Prinzessin von Baden, Gatte einer Prinzessin von Sachsen-Koburg und Gotha, durch seine Heirath Neffe des Britenkönigs, ein Dynastensproß, der Kaiser Konrad den Ersten zu seinen Ahnen zählt, kann sich Manches erlauben. Manches; nicht Alles. Die Herren Tschirschky und Mühlberg, schrieb ich im Juni, werden Erni, trotzdem er ihnen im Amt untergeben ist, pünktlich Reverenz erweisen und selbst der Kanzler wird diesen Kolonialdezernenten seines Gehilfen für internationale Angelegenheiten nicht einfach, wie irgend einen Stuebel, „kommen lassen". „Aus dem Munde des Abgeordneten Semler haben wir ja schon erfahren, daß der Erbprinz direkt, ohne einen Vorgesetzten zu bemühen, mit dem Kaiser verhandelt. Das ist neu; neu auch, daß mans, wie etwas Alltägliches, erzählt. Der Erbprinz wird die Geschäfte wie ein großer Herr führen und in den Häusern der Wilhelmstraße 76 und 77 wenigstens immer der Zweite sein." Rasch ists so gekommen. Daß er aber in solcher Zeit den Geschäften ganz fern bleiben könne, hätte selbst mein Pessimismus nicht für möglich gehalten. Wird er so schlecht bezahlt, daß er genug zu thun glaubt, wenn er mit halber Kraft arbeitet? Mir ist erzählt worden, der Unterstaatssekretär Twele aus dem Reichsschatzamt habe zugegeben, daß der Erbprinz als Vierteljahreszulage zu dem Gehalt des Kolonialdirektors aus dem eigentlich für Witwen und Waisen bestimmten, vom Kaiser aber nach freiem Ermessen verwendbaren Dispositionfonds sechstausend Mark beziehe. Wer aus diesem „Allerhöchsten Dispositionfonds" Etwas haben will, muß sonst erst die Bedürftigkeit nachweisen. Muß, als alter Offizier, dem Polizeilieutenant seines Revieres ausführlich seine Nothlage schildern. Erhält, wenn sein Gesuch bewilligt ist, aus dem Reichsschatzamt eine Zuschrift folgenden Wortlautes: „Seine Majestät der Kaiser haben Allergnädigst geruht, Euer Hochwohlgeboren eine fortdauernde Unterstützung von monatlich ... Mark bis auf Weiteres aus dem Allerhöchsten Dispositionfonds bei der Reichs-Hauptkasse zu bewilligen." Auf der Monatsquittung wird bestätigt, daß der Petent „Unterstützung" erhält. Von alten Offizieren, deren Bitte oft unerhört bleibt, wird die Kasse deshalb das Almosenamt genannt. Wird aus diesem Fonds das Gehalt des Kolonialdirektors ergänzt, so ists selbst für einen Hohenlohe durchaus keine Schande; nur ein wunderlicher Vorgang. Doch mit oder ohne Zuschuß: so viel Interesse müßte schließlich jeder Beamte für den Dienst aufbringen, daß er in Krisenzeit nicht aus dem Amt läuft. Kein Industrieller, Bankdirektor, Kaufmann dürfte es wagen. Der Unwille der Aktionäre, der Kunden oder Gläubiger würde ihn aus seiner Stellung scheuchen. Hat der Reichskanzler nicht die Macht, nicht den Muth, dem Erbprinzen zu sagen, daß von allen Kolonialärgernissen sein Urlaub unter solchen Umständen eigentlich das ärgste ist, ein in Preußen und im Deutschen Reich noch nicht erlebtes und der bündigste Beweis der Behauptung, Fürstensprossen taugten nicht in den Staatsdienst, der stramme Arbeit fordert?

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 25. August 1906.

Augustalien.

Unter den Nachrichten, für die das wunderliche Rubrum „Lokales" erdacht ward, fand ich am neunzehnten Augusttag eine, die für ein Weilchen zu denken gab. Die Großherzogin-Mutter Anastasia von Mecklenburg-Schwerin, las ich, sei aus Gelbensande in Berlin angekommen. Morgens. Niemand zum Empfang am Bahnhof. Bis gegen Mittag Aufenthalt im Hotel Bristol. Fahrt nach Potsdam, um die Tochter, den Schwiegersohn, den Enkel zu sehen. Nachmittags ungeleitet nach Gelbensande zurück. Plaignez le sort d'Anastasie! Als Brautmutter hatte Anastasia Michailowna, im Juni 1905, im berliner Schloß gewohnt; doch vergebens die Besuche der hohen Verwandten erwartet. Der Kaiser, hieß es, hat als ihr Tischherr kein Wort mit ihr gesprochen. Und gleich nach der Hochzeit sah sie, noch am selben Abend, sich genöthigt, für den letzten Tag ihres Aufenthaltes aus dem Schloß ins Hotel umzuziehen. Seitdem war sie von ihrer Tochter getrennt. Betrat die Wochenstube nicht. Sah den Enkel erst im zweiten Lebensmonat. Eine Stunde. In Potsdam war für sie kein Raum: sonst hätte sie nicht ein berliner Absteigequartier gewählt. Wenn Aehnliches unter Privatleuten geschähe, würde die Nachbarschaft glauben, die Familien stünden schlecht mit einander. Wer die Braut willkommen geheißen hatte, mußte auch ihrer Mutter die Position einräumen, die ihr gebührte. Ernste Männer, nicht nur Salonhandarbeiterinnen, hätten die Köpfe geschüttelt. Auf der Menschheit Höhen ists anders. Das Milieu bestimmt Sitte und Sittlichkeit. Im Privatleben müßte die distanzirte Schwieger den Verkehr mit der Familie des Eidams abbrechen. Wo sichs um Dynastien handelt, wird der Vorgang kaum auffällig gefunden. Ich erwähne ihn, weil er einen wichtigeren verstehen hilft. Vor zwei Jahren war König Eduard von England in Kiel. Die Offiziösen betheuern jetzt, er habe damals die Absicht gehabt, „in Berlin seinen offiziellen Antrittsbesuch abzustatten," und nur auf Wunsch des Kaisers sei Kiel als Ort

der Begegnung gewählt worden. Glaubt Ihrs? Daß der Neffe dem Onkel den Ort der Begegnung vorschreibt? Einen hohen, empfindlichen Gast bittet, doch lieber nicht ins Haus zu kommen? Daß dem Kaiser, dem Kanzler, nach dem Aprilvertrag, der die franko-britische Verständigung eingeleitet hatte, Eduards offizieller Besuch in Berlin nicht viel angenehmer und werthvoller gewesen wäre als ein Rendezvous in Kiel? Allerlei lasen wir damals. „Noch nie hat Deutschland eine solche Nachfrage nach Glühlampen erlebt"; denn alle Kriegsschiffe werden illuminirt. Die Berathung des Ansiedlungsgesetzes für die preußische Ostmark mußte vertagt werden, weil die Minister bei den Hauptfesten der Kieler Woche unentbehrlich waren. „Die Leibcompagnie des Ersten Garderegimentes geht von Potsdam nach Kiel, um an der Holtenauer Schleuße Aufstellung zu nehmen." „Auf dem Deck der ‚Hohenzollern', das in einen feenhaften Wintergarten verwandelt wurde, ist ein Springbrunnen angelegt worden. Wundervoll ist namentlich auch der Rauchsalon dekorirt. Er stellt eine Grotte dar, die blaue Glühlichter magisch beleuchten; ein Wasserfall ergießt darin seine Kaskaden und speist einen farbig beleuchteten Springbrunnen". „Der hier eingetroffene Chef des Preßbureaus ist unermüdlich bestrebt, den Berichterstattern ihre Aufgabe zu erleichtern. Die Presse wird in diesen Festtagen mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit behandelt. Der Reichskanzler hat selbst Verfügungen nach dieser Richtung getroffen." Und so weiter. Keine Silbe aber über die immerhin beträchtlichere Thatsache, daß der Onkel nur auf Wunsch des Neffen nicht in die Reichshauptstadt gekommen sei. Keine; trotzdem von allen Seiten gefragt wurde: Warum kommt er nicht endlich nach Berlin? Laut und lauter wurde so gefragt; und oft angedeutet, nächstens werde er kommen. Antwort: er denke gar nicht daran. Und nun lesen wir, die Behauptung, er sei den offiziellen Besuch bisher schuldig geblieben, sei „ein alter Irrthum"; er wäre schon 1904 nach Berlin gekommen, wenn der Kaiser nicht abgewinkt hätte. Glaubt Ihrs? Ich bin überzeugt, daß der alte Irrthum nicht erst jetzt berichtigt worden wäre. Dafür hätte der Chef des Preßbureaus schon 1904 in Kiel gesorgt. Wie aber sprach dort King Edward? „Das Interesse für den Segelsport zog mich hierher". Nicht die Sehnsucht nach dem Neffen, nicht die Absicht, eine Höflichkeitschuld abzutragen, noch gar der Wunsch, politische Angelegenheiten zu bereden. Die Legende vom „alten Irrthum" ist, dünkt mich, erst im Taunusland jetzt ersonnen worden.

Dahin ist Eduard gekommen. Nicht nach Berlin. Nicht als Gast des Kaisers. Zwei Jahre lang hat er gegen alle Sirenenrufe das Ohr verstopft. Auf alle Lockungen geantwortet: Fällt mir nicht ein! So brüsk, daß Europa aufhorchte. Er fuhr durch Deutschland nach Böhmen, durch Deutschland wieder nach Haus: und sah den Neffen nicht. Fuhr hinter ihm durchs Mittelmeer: und sah ihn nicht. Sprach vor Fremden, vor Feinden Deutschlands mit der

äußersten Schroffheit über ihn. (Die Hammänner sollen ihre Dementis sparen; die bittersten Worte sind verbürgt.) Bemühte sich, leider mit Erfolg, dem Deutschen Reich alle Wege ins Weite zu sperren. Zeigte, daß er die Freundschaft Franz Josephs der Wilhelms vorzieht. Seine Tochter wurde just krank, als sie vom Kaiser zu Tisch geladen war. Sein Bruder, der Mann einer Prinzessin von Preußen, mußte in Holtenau durch Ueberrumpelung gezwungen werden, den Kaiser zu begrüßen. Marokko, Egypten, Südwestafrika, Abessinien: thut nichts. Immer wieder wurde der Wunsch wahrnehmbar, den Herrn Oheim bei uns zu sehen. Wie wars zu machen? Für Berlin oder Wilhelmshöhe war er noch nicht zu haben; überhaupt nicht für einen Besuch, den die Haruspices deuteln könnten. Doch vielleicht für eine kurze, anodine Begegnung?.. Ein Pfiffikus erspähte ein Thürchen, das der Sprödeste, ohne sich zu Haus oder im festländischen Westen übler Nachrede auszusetzen, benutzen konnte. Prinzessin Margarete von Preußen, die Schwester des Kaisers und Frau des Prinzen Friedrich Karl von Hessen, lud den Bruder und den Onkel ins ererbte Schloß Friedrichshof. Das war, auf der Fahrt nach Marienbad, bequem. Auch der Neffe mußte ja reisen, um des Onkels Hand drücken zu können; auch er war in Friedrichshof Gast. Der Brite konnte lächeln. Zur Silbernen Hochzeit des Kaisers, zur Hochzeit des Kronprinzen war er nicht gekommen. Hatte uns der Brunnenvergiftung geziehen, jeden unserer Schritte verdächtigt, uns überall Feindschaft geworben, das Haupt unseres Reiches verspottet und offen brüskirt. Jetzt war er in der Gebelaune; weil er das erste Ziel seiner Wünsche erreicht hatte. Brauchte den oft (und nicht ihm allein) ausgesprochenen Bitten sich länger nicht zu versagen. Was heischte man denn? Daß er seine Reise für vierundzwanzig Stunden unterbreche, bei einem netten Prinzenpaar wohne und speise und dort mit dem Neffen plaudere. Wenn damit, nach allem Geschehenen, die Deutschen zufrieden sind, darf der cockney sie sicher nicht mehr anmaßend nennen. Sind sie zufrieden? In Giolittis Tribuna wurde unsere emsige Werberarbeit, unsere Bescheidung verhöhnt; stand der Satz: „Der von Deutschland so innig erflehte Tag ist endlich erschienen!" Wer den Zeitungen glaubt, mußte zu solchem Urtheil gelangen Keine Stimme sprach laut gegen die Zusammenkunft. Keine rieth, den lieben Onkel seinen Weg gehen zu lassen, bis er selbst, ungebeten, unerfleht, den Wunsch äußern werde, auch in Berlin einmal das Handwerk zu grüßen. Doch bildet Euch, Briten, Franzosen, Italiener, Yankees, nicht ein, weil Ihr deutsche Zeitungen lest, sei Euch die Stimmung der Deutschen bekannt. Im Gedächtniß der Urtheilsfähigen lebt der Tag von Friedrichshof nicht als ein national erfreuliches Datum.

Was wir lasen, war allerliebst. Trotzdem Eduard nicht ihn, sondern die Hessen besuchte, war der Kaiser zum Empfang auf dem Bahnhof. In der

Uniform der Reitenden Jäger, mit dem Stahlhelm auf dem Kopf. Der Erste Gentleman des Vereinigten Königreiches im grauen Reiseanzug. Die Begrüßung natürlich „ungemein herzlich". Ob nur der Neffe dabei den Onkel oder auch der Onkel den Neffen auf beide Wangen geküßt hat? Die Angaben schwanken. In dubio erinnern wir uns des harten Wortes, das Lagarde einst über „Küsse unter Männern" sprach. Besichtigung von Denkmalen, Fahrt nach Homburg, auf die Saalburg, Mahlzeiten, an denen zwei Dutzend Menschen theilnahmen, Konzert. Alles im Laufe von vierundzwanzig Stunden, von denen zwölf dem Schlaf und der Toilette gehörten. Allzu lebhaft kann, nach zweijähriger Trennung, Eduards Drang nach intimer Aussprache nicht gewesen sein. Nach dem Frühstück aber wurde auf der Schloßterrasse „im Ton leichter Konversation über die schwebenden Fragen gesprochen." Im Lokalanzeiger stands; und Scherls Vertrauensmann telegraphirte nur, was oben gewünscht ward. Telegraphirte Mittwoch: „Entgegen den schwachen Erwartungen, die man an die Zusammenkunft knüpfte, ist man heute abends der Meinung, daß sie Vortheile bringen wird." Und Sonnabend: „Egypten und die Bagdadbahn sind mit keinem Wort erwähnt worden. Die cronberger Entrevue hat auf ganz anderem Gebiet materielle Fortschritte gebracht." Glaubt Ihrs? Den König begleiteten ein londoner Sekretär und sein berliner Botschafter; der Kaiser hatte die Herren von Tschirschky und von Rücker-Jenisch herbeigerufen, zwei Neulinge im Diplomatengewerbe. Auf der Terrasse saßen neben den Monarchen die Herren Lascelles und Tschirschky und das Digestivgespräch dauerte fast eine Stunde, nicht viel länger als eine der Riesencigarren, die der Kaiser nach Tisch zu rauchen pflegt. Remember that time is money, hat Franklin, der Sohn eines Briten, gesagt. Daß in einer Verdauungstunde aber Beträchtliches erledigt worden sein soll, ist nicht leicht anzunehmen. Doch wir solltens glauben. „Während der Abendtafel tranken die Monarchen einander zu. Der Abschied war noch um einige Grade herzlicher als die Begrüßung. Bei der Abfahrt riefen beide Monarchen: Au revoir!" Nun muß sich Alles, Alles wenden. Dann kam der durchlauchtige Kanzler aus Norderney und wir vernahmen von wichtigen Konferenzen. Und schließlich kam die Norddeutsche Allgemeine Zeitung und sprach: „In zwanglosen, freundschaftlichen Gesprächen (achtet mir hübsch auf den Plural!) sind auf Schloß Friedrichshof auch die großen Fragen der Politik erörtert worden und wir wissen, daß Dies in einem Geist geschehen ist, wie es der Festigung des europäischen Friedens nur förderlich sein konnte." Die alte Kindergeschichte. Warte nur: balde wird auf die homburger Höhe ein neuer Markstein gesetzt.

Vor zwei Jahren, bevor Eduard nach Kiel kam, schrieb ich, er mache, wie mans voraussehen konnte, seine Sache besser als andere Potentaten. „In

ſein erſtes Herrſcherluſtrum fiel die Eroberung Südafrikas und die Verſtändigung mit Frankreich. Zwei Ereigniſſe, von denen man noch reden wird, wenn alle ſeit 1890 im Deutſchen Reich geſetzten Markſteine längſt übers Häuflein geweht ſind. Jetzt geht er nach Kiel. Wieder ſchlau. Deutſchland ſoll glauben, der Kanalvetter liebe es immer noch zärtlich, und nicht, weil es ſich iſolirt fühlt, allzu dicht an die Reuſſen heranrücken. Zwiſchen Suppe und Eis ließe ſich dann über Rußlands Verhältniß zum Zweibund der Weſtmächte reden". Vielleicht bekam während dieſes Geſpräches das Glas den Sprung, den ſcharfe Augen ſchon damals ſahen. Ueber Rußland iſt auch auf der Hiſtorienterraſſe ſicher geredet worden. (Parentheſe. Die Meldung, der Kaiſer habe den Grafen Witte nach Wilhelmshöhe geladen, ſollte man ſchnell dementiren. Solche Einladung würde den armen Nika, dem Sergej Juliewitſch der Schwarze Mann iſt, nicht erfreuen, den mageren Kredit des Miniſteriums Stolypin noch mehr ſchwächen und die Möglichkeit ſchaffen, bei der nächſten new departure der Petersburger auf den Deutſchen Kaiſer wieder als auf den Inſtigator zu weiſen. Das erſte Gebot politiſcher Klugheit iſt jetzt: zu thun, als ſei man gar nicht an den ruſſiſchen Dingen intereſſirt. Jeden denkbaren Fehler braucht ſelbſt Fürſt Bülow ja nicht zu empfehlen.) Unverbindliches. Austauſch der letzten Nachrichten. Iſt das Heer zuverläſſig? Wirds bei der Rekrutenaushebung nicht neue Revolten geben? Konventioneller Ausdruck der Hoffnung auf den Sieg der Staatsgewalt. Bedenken, ob die jähe Demokratiſirung des Oſtens nicht üble Folgen haben könne. Dann gewiß auch über Abd ul Hamid. Ungefährliche Nierengriesbildung oder Pyonephroſe? War wirklich nur der Wurmfortſatz einer Prinzeſſin der Anlaß, Bergmann nach Konſtantinopel zu rufen? Lange läuft der Khalif wohl nicht mehr. Daß durch einen Thronwechſel die Ordnung ernſtlich geſtört wird, iſt aber nicht zu fürchten; und verſuchens die Jungtürken, dann haben die Großmächte leichte Arbeit. Kreta: rührt nicht daran; ſo lange es irgend geht. Die holländiſche Erbfolge: Der Mecklenburger muß ſich noch einmal bemühen. Liegts denn an ihm oder iſts ein Vermächtniß von ihrem Vater? Und die Anarchiſten (denen England Obdach gewährt und die gegen die Braunſchweig-Lüneburger drum nichts unternehmen): horrible, most horrible! Noch einen Tropfen Kaffee? In Abweſenheit meiner Schweſter muß ich die Wirthspflicht erfüllen. „Danke ... Und daß in Abeſſinien Alles ſo glatt zu gehen ſcheint, iſt doch ſchön. Habe ſchon mit Count Metternich, als er mal nicht auf dem Lande war, darüber geſprochen. (Höchſt angenehmer Mann übrigens; ganz mein Typ. Der und Prince Radolin: wir haben nichts Beſſeres zu verſenden.) Der Gedanke der Expedition kam wohl nicht von ihm, trotzdem er ihr ſeinen Dritten Sekretär an die Tete warf. Roſen + Eulenburg, für das Wirthſchaftliche ein Kommerzienrath: alle Achtung! Wunderlich war die Idee aber.

Coates, Euer Manager in partibus infidelium, sorgte in Dschibuti ja ganz gut für Euch und warnte nicht ohne Grund vor überhasteten Versuchen. Menilek ist 1894, als er den Franzosen den Bau der Bahn Dschibuti-Addis Abeba konzedirte, tüchtig übers Ohr gehauen worden. Les affaires sont les affaires. Natürlich wurde gestohlen und die Verwaltung war so miserabel, daß die Bahn nicht über Harrar hinausgekommen wäre, wenn die pariser Regirung nicht mit fünfundzwanzig Millionen nachgeholfen hätte. Heute kann man ja offen drüber reden. Wir hatten dem guten Menilek die Augen geöffnet; ihm auch gesagt, die von der Regirung subentionirte Gesellschaft sei nicht mehr die selbe, der er die Konzession gegeben habe. Ihn zum Veto gedrängt; und inzwischen, wie einst beim Suezkanal, uns für alle Fälle die Mehrheit der Aktien gesichert. Abessinien stand ja auf der Liste der Differenzpunkte, die Hanotaux dem Foreign Office eingereicht hatte: also mußten wir vorsorgen. Ein Feuerchen, das da entstand, konnte uns den Aprilvertrag, der die entente mit Frankreich bewirken sollte, versengen. Sehr freundlich, daß Ihr uns diese Furcht vom Hals nahmt. Der Handels- und Freundschaftvertrag, den Eure Expedition heimbrachte, ist, mit seiner auf zwei Artikel vertheilten Phraseologie, ja ziemlich werthlos; war für uns aber unschätzbar. Weißt Du, William, daß die zwölf Riesengardisten, die Du dem Mr. Rosen mitgabst, nicht ganz so gute Figur gemacht haben, wie man hoffen durfte? Der lange Garde du Corps, den Du auf der Fahrt nach Jerusalem bei Dir hattest, erregte, hoch zu Esel, ja auch meist Heiterkeit. Diese preußischen Goliaths sind nicht qualité d'exportation. Sie leiden furchtbar unter der Hitze und passen nicht auf Kamele und Esel. Der Weg von Harrar nach Addis Abeba, Meneliks Feldlager, hat mit der Döberitzer Heerstraße nur sehr geringe Aehnlichkeit. Obendrein kam Einem Eurer Leute der Einfall, die Zwölf als Sicherheitwache zu frisiren. Menilek wüthete; glaubte (vielleicht einem französischen Souffleur), Ihr wolltet ihn einschüchtern. Den Negus Negesti, der über dichte Reiterschaaren, über sechzigtausend mit Mausergewehren bewaffnete Bergschützen verfügt und dessen Adjutanten sich aus den Hoden der bei Adua lebendig gefangenen italienischen Offiziere Halsketten gemacht haben. (Einen Fingerhut voll Cherry Brandy. Danke tausendmal.) Die tragen sie heute noch als höchste Kriegerzier. Der Mann selbst dünkt sich über uns Alle erhaben. Kaiser von Abessinien, König von Aethiopien, nie besiegter Löwe aus Judas Stamm, parbleu! Als der Herr Doktor Rosen sich vor ihm verneigte, blieb er sitzen; vielleicht, weil er einen Stammverwandten witterte? Blieb sitzen, als der Vertreter des Deutschen Kaisers ihm ehrfürchtigen Gruß entbot. Ein noch nicht erlebtes Schauspiel. Meinem Gesandten thats in der Seele weh. Die Franzosen und Italiener schmunzelten. Zu retten war die Sache nur noch, wenn Ihrs Euch was kosten

ließet; denn der Löwe nimmt, was er kriegen kann. Das Bankengeld brauchtet Ihr damals aber für Marokko; um die berühmten ‚deutſchen Intereſſen‘ zu ſchaffen. Für Abeſſinien blieb nicht viel. Nur gerade genug, um den Dr. Enno Littmann von der Princeton University, der im Auftrag amerikaniſcher Maecene friedlich nach äthiopiſchen Antiquitäten grub, mit hohem Lohn für Eure Staatsgräberei anzuwerben und gegen Weihnachten 1905 einen Geſchäftsträger nach Addis Abeba zu ſchicken. (Iſts wahr, daß der Reichstag nicht erſt um die Bewilligung der Koſten erſucht wurde? Das dürften wir nicht wagen.) Alles nicht umſonſt, aber vergebens. Auch die zweite Expedition, an deren Spitze, ſtatt der Rieſen, eine Hebamme marſchirte. Risum teneatis? Jetzt wurde es Zeit pour Bibi. Euer Handelsvertrag hatte den Franzoſen gezeigt, wie nützlich ihnen eine Verſtändigung mit uns werden müſſe. Allmählich kamen wir ſo zu dem wünſchenswerthen agrément. Im Juli haben wir Drei, Briten, Franzoſen, Italiener, das abeſſiniſche Abkommen unterzeichnet. Kollege Menilek hat zwar noch nicht zugeſtimmt und kann uns, in den Tagen der äthiopiſchen Bewegung, erhebliche Schwierigkeiten machen. Aber wir beherrſchen die Zufahrtſtraßen, können warten und einſtweilen mindeſtens dafür ſorgen, daß keine vierte Großmacht im Reich des Negus mitreden darf. Immerhin ſchon Etwas; nicht wahr, Herr von Tſchirſchky? Das Abkommen iſt Ihnen von Rom aus offiziell mitgetheilt worden und jedes Wort darin iſt ſo vorſichtig gewählt, daß Sie diesmal keinen Angriffspunkt finden werden. Drei gegen Einen, William! Ich glaube, eine Reiſe nach Addis Abeba würde noch weniger lohnen als die Landung in Tanger; und möchte auch von einer neuen Konferenz abrathen. Doch Ihr habt ja ſelbſt ſchon erklärt, das agrément bedrohe kein deutſches Wirthſchaftintereſſe. Ganz einverſtanden. Ohne dieſe loyale Erklärung wäre ich nicht in der Lage geweſen, mir das Vergnügen dieſes Plauderſtündchens im Schloß der ſeligen Vicky leiſten zu können.“

So könnte Eduard geredet haben. Der den Verzicht auf eine der im alten Aethioperſtaat abzugrenzenden Einflußſphären, auf die nahe Möglichkeit einer Expanſion nach Abeſſinien mit vierundzwanzigſtündiger Fahrtunterbrechung gewiß nicht zu theuer bezahlt findet. Was bliebe noch? The mousetrap im Haag. Der eifernde Wunſch, die Rüſtungen ſo einzuſchränken, daß Britania im Wogenreich ihren Vorſprung behält. Das iſt ein Kapitel für ſich; und ſoll heute nicht aufgeblättert werden. Würde aber zu den norddeutſchen allgemeinen Redensarten von der „Förderung der Feſtigung des europäiſchen Friedens“ ſtimmen. England hat für die nächſte Zeit in der internationalen Politik keinen dringenden Wunſch durchzuſetzen, hat fürs Erſte ſo ziemlich Alles, was Menſchenbegehr, und ruft uns den Kehrreim aus Goethes Nachtgeſang zu: „Schlafe! Was willſt Du mehr?“ Thun wirs, beſcheiden

uns, halten uns ruhig, dann wird das Syndikat des Westens uns weiter nicht belästigen und wir brauchen nicht mehr, wie in den dunklen Tagen der Thronrede, über arge Verkennung unserer Absicht zu stöhnen. Für uns wäre es jedenfalls weniger beunruhigend gewesen, wenn Onkel und Neffe, wie andere Kronenträger, nur gleichgiltige Dinge beplaudert hätten. Auf der Terrasse hatte kein Horatio die Wache; und dem royal merchant war in Friedrichshof kein Deutscher gewachsen. Wir werden bald erkennen, ob wirklich ein neuer Weg gefunden oder den Gaffern nur Sand in die Augen geworfen ward. Früher pflegte man solchen Zusammenkünften offiziell jede politische Bedeutung abzusprechen; weil die Nachbarschaft nicht aufgescheucht werden sollte. Jetzt heißts officiosissime: Bedeutsam! Höchst bedeutsam! Und nach ein paar Monaten erst erfährt ringsum dann die Neugier, daß nur Wasser aufgekocht worden ist. .. Doch Martial mahnt, von Mithridates zu den Ziegen zurückzukehren. Wäre unter Privatleuten, nach allem Vorangegangenen, diese Begegnung möglich gewesen? Sicher nicht. Herr Müller hätte verlangt, Herr Schulze solle mit schwarzem Rock und Cylinder zu ihm kommen, revoziren und deprezieren. Auf der Höhe weht anderer Wind. Wer denkt noch an „Willys Spielzeug", an die Baccaratspäße, den schlesischen Aerger, die zoologischen Vergleiche, das Hohnwort von der Begierde, die das Vermögen so lange überdauert? Alles verjährt. Mißverständnisse nennens die scriptores augustae historiae.

... Herr Bernhard von Bülow, dessen Wappen jetzt der Fürstenhut ziert, hat sich, obwohl er nicht im Purpur geboren ward, schnell in die auf der Menschheit Höhen heimische Sitte geschickt. Ihr zweifelt? Drei Beispiele sollen Euch überzeugen. Träumt Euch in den Mai des Jahres 1901 zurück. In den Mai der Kruppkanalvorlage (von deren beglückender Herrlichkeit wir übrigens schon lange nicht mehr viel hören). Der Vicepräsident war dem Präsidenten des preußischen Staatsministeriums lästig geworden. Graf Bülow glaubte, mit Herrn Johannes von Miquel fortan nicht mehr hausen zu können. Der Kollege war ihm in der Presse zu unbeliebt, zu sehr im Geruch hexenmeisterlicher Kunst, in allen preußischen Angelegenheiten wohl auch an Erfahrung zu weit voraus. Der Kanal? Den hätte, nach der unentbehrlichen Anstandspause, der schlaue Johannes rascher durchgebracht als irgend ein Anderer. Dann wäre er noch für ein paar Jahr sicher im Sattel gewesen; und konnte in einer Reichsfinanzreform, die nicht dem Siebenmonatkind des großen Stengel glich, eine letzte Probe seiner Leistungfähigkeit geben. Dahin durfte es nicht kommen. Lieber bis in den Spätherbst das Kanalwasser zurückhalten. In der Wilhelmstraße giebt man sich alle erdenkliche Mühe, die Presse gouvernemental zu stimmen; und muß täglich doch böse Artikel lesen, die nur der Kastanienwaldmann verschuldet hat. Kann nicht länger geduldet werden. Die Zeit Johannis ist um. Er

ist der Mann der Steuerreform, das stärkste politische Talent, das nach Bismarck in Deutschland erwuchs; der jüngere Kollege könnte offen mit ihm sprechen und ihm wenigstens die Möglichkeit lassen, seinen Abgang nach eigenem Willen zu inszeniren. Wer weiß aber, ob der Wunsch dann erfüllt wird? Stille Mittel sind sicherer. Jedes Wort, das der seit der Kindheit stets Unvorsichtige sprach, wird ans Licht gezerrt und jedesmal gönnt die Oeffentliche Meinung sich dann eine Hatz. Verkehrt er nicht intim mit den hitzigsten Gegnern des Kanals? Hoffen die Agrarier von ihm nicht höheren Zoll, Schutz vor Raubbauprodukten und Seuchengefahr? Das muß man dem König sagen. Den er nicht sieht. Der nur Einen hört: den Ministerpräsidenten und Kanzler. Aus den Zeitungen nur erfährt, was das Preßbureau ihm vorlegen läßt. Und bald so weit sein muß, daß er den einst Bewunderten Fliegengott, Verderber, Lügner heißt. Braucht man noch mehr? Ja: den Lokalanzeiger. Ein Glück, daß der pupillarisch unsichere Johannes auch dem Sparsystematiker August Scherl nicht die Treue gehalten hat; also vor zwei Thronen als Sünder steht. All right. Eines Tages kommt Herr von Lucanus in den Kastanienwald. Auf die hochnothpeinliche Frage antwortet der Finanzminister, seine Gesundheit lasse gerade jetzt nichts zu wünschen übrig. Seltsam, sagt der Besucher und zieht ein bedrucktes Blatt aus der Tasche; der sonst so gut unterrichtete Lokalanzeiger meldet in diesem Augenblick urbi et orbi, Euer Excellenz hätten aus Gesundheitrücksichten Ihre Entlassung erbeten. Nichts zu machen. Um nicht lächerlich zu werden, fügt sich der alte Johannes; hebt, auf den Wink des lieben Kollegen und bewährten Tafelredners Bülow, dankbar das Sektglas und rühmt frohen Herzens die Gnade des Königs, der ihn, den fast schon verbrauchten Greis, noch der Berufung ins Herrenhaus würdig fand. Erst in Frankfurt übermannt den Entamteten die Wuth. Er zeigt Briefe, schreit, man habe ihn hinterrücks erdrosselt. Und beruhigt sich wieder. Sein Sohn, der als Diplomat dem Kanzler untergeben ist, soll nicht leiden; soll auf gradem Weg den Gipfel erklettern.

Nach Excellenz Miquel Excellenz Holstein. Wieder wird dem aufs Korn Genommenen nicht offen gesagt, daß man ihn zum Teufel wünsche; wird er in den Glauben gelullt, des Kanzlers Liebling zu sein. Wieder sieht das Preßbureau, das sonst jeden Beamten blind vertheidigt, den heftigsten Angriffen schweigend zu: der Chef der Kanzlerclaque hat wohl, wie im Fall Miquel, den Auftrag, neutral zu bleiben. Warum soll man Lästige schützen? Wieder ist nur ein Indizienbeweis zu führen und die Durchlaucht kann sagen: Wenns nach mir gegangen wäre, säße der vortreffliche Mann noch im Amt. Drittes Beispiel: Der Fall Podbielski. Im Mai 1901 erwähnte ich hier das Gerücht, der Kanzler habe sich gegen Podbielskis Ernennung leise ein Bischen gesträubt, weil dieser Victor ihm allzu agrarisch roch. „Nur deshalb? Nicht auch, weil

der in alle Sättel gerechte Husar zur Skatpartie des Kaisers gehört und der preußische Premier den Vortheil zu schätzen weiß, den die persönlich intime Beziehung zum Monarchen verleiht? Gerade für diesen Ministerposten war der Mann ja recht klug gewählt. Herrn von Podbielski können die Agrarier nicht vorwerfen, er verstehe vom Wesen der Landwirthschaft nichts, die Händler nicht nachsagen, er kenne nur unmoderne Betriebsformen. Er steht mit Großindustriellen und Kaufleuten sehr gut, liest als Informirter und Interessirter den Kurszettel, ist Mitglied des Presseklubs und seiner Jovialität mag Manches gelingen, was ernsterem Eifer unerreichbar bleiben müßte." Auch auf das Sozietätverhältniß zu Tippelskirch wies ich damals schon hin. „Sehr liirt mit der Haute Finance. Tippelskirch! Transvaal in Berlin am Kurfürstendamm. Modernster Typus. Immer fidel. Immer au coeur léger. Wird die Sache schon machen; welche nicht?" Habe seitdem mehr als einmal von den Konfliktchen der beiden Husaren gesprochen; und die Vermuthung gewagt, der „leitende Staatsmann" habe sich von dem Chef seiner Kanzlei nur getrennt, um im Landwirthschaftministerium wenigstens als Unterstaatssekretär einen sicheren Mann zu haben. Ausgeburt der Bosheit! Die Beiden stehen so gut wie je zwei Minister. Im Reichstag hat der Kanzler den Dalminer seinen „verehrten Freund" genannt. Trotzdem er ihn als Menschen kaum kannte. Das ist unter Kameraden ganz egal. Die bringt kein Pamphletist auseinander.

Jetzt hat der Freund den Freund gründlich kennen gelernt. Daß der Minister an dem Geschäftsgewinn der Firma Von Tippelskirch & Co. betheiligt sei, wußten wir Alle seit Jahren. Eben so lange, daß diese Firma ihre großen Geschäfte nur mit dem Reich machen könne. Und nur Kindergemüther trauten Herrn von Podbielski zu, er werde aus der Firma scheiden, sobald sie grob zu verdienen anfange. Wenn Fürst Bülow eine freundschaftliche, wenn er nur eine kollegiale Regung für den Mann fühlte, mußte er ihm sagen: „Lassen Sie die Finger davon, Pod! Das Gerede wird zu laut und dieser Profit duftet auch mir nicht lieblich". Er thats nicht. Eines Tages wurde die unsinnige Behauptung glissirt, außer dem Minister beziehe auch der Kolonialdirektor Stuebel von Tippelskirch Geld. Offiziöse Antwort: Die beiden Beschuldigten haben gegen den Verbreiter der unwahren Nachricht Strafantrag gestellt. Das war dem Minister nicht im Traum eingefallen. Huronengeheul: Er klagt nicht, bekennt sich selbst also schuldig! Noch war Zeit, lange noch; zur Intervention, zu friedlicher Trennung ohne Skandal. Freund Bernhard rührte sich nicht. Alles genau wie in den Fällen Miquel und Holstein. Auch der Lokalanzeiger durfte wieder mitwirken. Dem Minister wurde ein Interviewer ins Bad nachgeschickt; derselbe Herr, der gleich danach die friedrichshöfischen Mysterien ausplaudern konnte. Und der gichtbrüchige Husar setzte sich mit der breiten Hinterfront in

die Brennesseln. Nachgerade war selbst er wohl nervös geworden; und die Zunge hat ihm ja auch in fröhlicheren Stunden nie gehorcht. Er sei sich keiner Schuld bewußt, sagte er, habe, als er Staatssekretär der Reichpost wurde, dem Kaiser und dem Kanzler erklärt, daß er auf den Tippelsgeschäftsantheil nicht verzichten könne, und denke nicht dran, seine Entlassung zu nehmen. Neuer Wuthausbruch. „Hinter den Kaiser verkriecht er sich!“ In der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung ließ der Kanzler verkünden, der von ihm zur Berichterstattung aufgeforderte Minister habe ihn gebeten, „seinen Wunsch nach Entlassung aus dem Staatsdienst an Allerhöchster Stelle zu unterbreiten.“ War dieser Wunsch ausgesprochen worden? Nein. Herr von Podbielski hatte am Schluß seiner Rechtfertigungschrift gesagt, er sei „zu alt, um sich mit Schmutz bewerfen zu lassen“, und würde der Fortdauer dieses Zustandes den Rücktritt vorziehen. Der Fortdauer eines Zustandes, der ihn schutzlos den Dreckschleudern preisgab. Darauf konnte der Kanzler antworten: „Mein Gewissen verbietet mir, Sie zu schützen.“ Er thats nicht. That, als liege ihm schon ein Abschiedsgesuch vor. Brachte es flink vor den König (an den Podbielski sich sonst direkt wenden konnte) und veröffentlichte am zwanzigsten August den Bescheid: „Der Kaiser und König ist zur Zeit nicht in der Lage, über die Frage der Entlassung von Excellenz von Podbielski aus dem Staatsdienst eine definitive Entschließung zu fassen“. Wer den Satz, den ein Sommerkellner geschrieben haben könnte, ins geliebte Deutsch übertragen hat, merkt: Der im Land höchste Herr will abwarten, ob er den Abschied in Gnaden gewähren und dem Scheidenden einen neuen Orden aufs Brustpolster hängen kann oder ob er ihn, als eines Vergehens im Amt Verdächtigen, dem Strafgericht ausliefern muß.

Solche Vorsicht wäre angebracht gewesen, ehe dem General Stoessel der Orden Pour le Mérite verliehen wurde; und wir brauchen sie auch jetzt nicht zu tadeln. Selbst wenn Herr von Podbielski aber eines Verbrechens schuldig wäre, durfte der Kanzler ihn nicht so behandeln, wie ers that. Ihn nicht vom König absperren, schutzlos Wochen lang von der Meute hetzen und schließlich in eine Falle tappen lassen. Cui bono? Dem Staat kann der neue Monstreskandal nur schaden. Fürst Bülow aber ist wieder einen unbequemen, der Presse verhaßten Mann los, dessen er zur Sänftigung der Agrarier nicht mehr bedarf, der ihm mit dem Fleischnothgeschrei die Stimmung verdarb und der obendrein, nur er noch unter den preußischen Kollegen, das Ohr des Monarchen hatte. Der „verehrte Freund“ mußte sich besser wahren ... Der dritte Fall. Lohnarbeiter würden sich weigern, mit Einem, der gegen Genossen so gehandelt hat, länger an der Maschine zu stehen. Auf der Höhe weht ein anderer Wind. Das Milieu bestimmt Sitte und Sittlichkeit. Das Gesinde weiß es. Jubelt drum: Pod ist tot! Und fragt nicht, ob nicht auch Pods Freund im Sterben liegt.

Pascal.

Keine Leidenschaft hält die Menschen so lange in ihrem Bann, verbirgt ihnen so völlig, manchmal bis zu ihrem Ende, die Nichtigkeit weltlichen Lebens, keine entstellt den Menschen so sehr den wahren Sinn und das wahre Heil menschlichen Lebens wie die Ruhmsucht, in welcher Form sie auch auftreten mag: als kleinliche Prahlerei, Ehrgeiz oder Ruhmbegierde.

Jede Begierde trägt ihre Strafe in sich; und die Leiden, die ihre Befriedigung begleiten, enthüllen ihre Nichtigkeit. Außerdem wird jede sinnliche Begierde mit den Jahren schwächer und nur die Ruhmsucht wird mit den Jahren immer heftiger. Und die Hauptsache: das Streben nach Ruhm tritt unter den Menschen stets im Verein mit dem Gedanken auf, den Menschen zu dienen, und Mancher wähnt, wenn er den Beifall der Menschen sucht, irrend, er lebe nicht für sich, sondern für das Wohl Derer, nach deren Beifall er trachtet. Deshalb ist Ruhmsucht die hinterlistigste und gefährlichste Begierde und schwieriger als alle anderen auszuroden. Frei von ihr werden nur Menschen mit großen Geisteskräften. Solche Kräfte geben diesen Menschen die Möglichkeit, schnell großen Ruhm zu erlangen, und eben so geben die Geisteskräfte ihnen die Möglichkeit, des Ruhmes Nichtigkeit zu erkennen.

Ein solcher Mann war Pascal. Ein solcher Mann war auch der uns näher stehende Russe Gogol (ich glaube, an Gogol habe ich Pascal verstanden). Beide haben, trotz ganz verschiedenen Eigenschaften und der Beschaffenheit und dem Umfang nach ganz verschiedenem Verstand, das Selbe durchlebt. Beide haben sehr bald den Ruhm erlangt, den sie so leidenschaftlich wünschten; Beide haben, nachdem sie ihn erlangt hatten, sofort die Nichtigkeit Dessen begriffen, was ihnen als das höchste, werthvollste Gut der Welt erschienen war. Und Beide sahen entsetzt die Versuchung, in deren Machtbereich sie gerathen waren. Beide haben ihre ganze Geisteskraft darauf verwandt, den Menschen alle Schrecken des Irrthums zu zeigen, dem sie soeben entronnen waren; und je stärker die Enttäuschung war, um so dringender erschien ihnen die Nothwendigkeit, dem Leben einen Zweck, eine Bedeutung zu geben, die durch nichts beeinträchtigt werden könnte.

Das ist der Grund, der Gogol und Pascal so leidenschaftlich am Glauben festhalten und Alles gering schätzen ließ, was sie früher geleistet hatten. Das Alles war ja des Ruhmes wegen gethan! Der Ruhm aber war dahin; an ihm war nichts als Betrug: also war auch Alles, was man gethan hatte, um ihn zu erlangen, unnöthig und nichtig. Wichtig war nur Eins: das Unsichtbare, von weltlicher Ruhmsucht Verdeckte. Wichtig und nöthig war Eins nur: der Glaube, der dem vergänglichen Leben Sinn verleiht und aller Thätigkeit eine bestimmte Richtung giebt. Und diese Erkenntniß der Nothwendigkeit

des Glaubens und der Unmöglichkeit, ohne ihn zu leben, überrascht diese Menschen so, daß sie gar nicht mehr fassen, wie sie selbst und wie andere Menschen ohne den Glauben leben konnten, der ihnen den Sinn des Lebens und des ihrer harrenden Todes erklärt. Und nun verwenden diese Männer alle Geistes- und Seelenkräfte darauf, die Menschen dem schrecklichen Irrthum zu entreißen, dem sie selbst soeben entronnen sind, und ihnen zu zeigen, daß man ohne Glauben nicht leben kann, daß nur der Glaube Rettung bietet; bemühen sich, den Menschen den Schirm aus der Hand zu reißen, den sie, wie Pascal sagt, über sich halten, während sie in den Abgrund rennen.

Solch ein Mann war Pascal; und darin liegt sein großes, unschätzbares, noch längst nicht laut genug anerkanntes Verdienst.

Pascal wurde in Clermont im Jahr 1623 geboren. Sein Vater war ein berühmter Mathematiker. Der Junge ahmte, wie alle Kinder von Klein auf, dem Vater nach, beschäftigte sich mit Mathematik und galt als ungewöhnlich begabt für dieses Fach. Der Vater wollte einer vorzeitigen Entwickelung des Kindes vorbeugen und gab ihm drum keine Bücher über Mathematik; der Junge aber hörte die Gespräche seines Vaters mit bekannten Mathematikern und erfand sich danach seine eigene Geometrie. Als der Vater diese für ein Kind abnormen Arbeiten sah, war er entzückt, weinte vor Rührung und fing sofort an, den Jungen in der Mathematik zu unterrichten. Der Knabe lernte nicht nur schnell Alles, was der Vater ihm zeigte, sondern machte auch selbständig Entdeckungen. Seine Erfolge lenkten die Aufmerksamkeit auf ihn und er erwarb sehr jung den Ruf eines bedeutenden Mathematikers. Dieser Ruhm eines trotz seiner Jugend hervorragenden Gelehrten spornte ihn zu neuer Arbeit, seine große Fähigkeiten ermöglichten ihm, den Ruhm rasch zu vermehren, und er widmete seine ganze Zeit und Kraft der Beschäftigung mit seiner Wissenschaft. Aber seine Gesundheit war von der Kindheit an schwach. Die angestrengte Arbeit schwächte ihn noch mehr und er erkrankte als Jüngling schwer. Auf Bitten des Vaters arbeitete er seitdem nur noch zwei Stunden an jedem Tag und las in der übrigen Zeit die Werke der Philosophen.

Er las Epiktet, Descartes und die Essais Montaignes. Das Buch Montaignes überraschte ihn besonders; er war empört über den Skeptizismus, den gottlosen Sinn des Essayisten. Pascal war stets religiös und glaubte nach Kinderart an die katholische Lehre, in der er erzogen war. Montaignes Buch weckte Zweifel in ihm und veranlaßte ihn, Glaubensfragen nachzudenken, besonders der, wie weit der Glaube für ein verständiges Leben der Menschen nothwendig sei. Er befolgte die Vorschriften der Religion nach strenger und las nun auch Bücher religiösen Inhalts. Dabei fiel ihm das Buch des holländischen Theologen Jansen „Umwandlung des inneren Menschen“ in die Hände.

In diesem Buch fand er den Satz, daß es außer der fleischlichen Be-

gierde auch eine geistige gebe, die in der Befriedigung menschlicher Neugier bestehe; auch die Neugier sei von Egoismus und Ehrgeiz bewirkt. Und eine auf diese Art verfeinerte Begierde entfremde Menschen mehr als alles Andere ihrem Gott. Dieses Buch erschütterte Pascal heftig. Mit der großen Menschen eigenen Aufrichtigkeit fühlte er die Wahrheit dieser Bemerkung in sich selbst und beschloß (obwohl die Abkehr von der Mathematik und ihrer Ruhmesverheißung ihm ein schweres Opfer war oder, gerade weil ihm das Opfer so schwer wurde), die verführerische Beschäftigung mit der Wissenschaft aufzugeben und alle seine Kräfte auf die Aufklärung der Glaubensfragen zu verwenden, die ihn seit diesen Tagen immer stärker in Anspruch nahmen.

Ueber das Verhältniß Pascals zum weiblichen Geschlecht, zu den Lockungen weiblicher Liebe ist nichts bekannt. In dem kleinen Buch „Discours sur les passions de l'amour" sagt er, das größte Glück, das der Mensch erreichen könne, die Liebe, sei ein reines, geistiges Gefühl und die Quelle alles Erhabenen und Edlen. Daraus schließen die Biographen, Pascal sei in seiner Jugend in ein Weib verliebt gewesen, das einem über seinen hinausragenden Stand angehört und seine Liebe nicht erwidert habe. Selbst wenn Das wahr wäre, hätte diese Liebe jedenfalls keine Folgen für Pascals Leben gehabt. Den Hauptinhalt seines jungen Lebens schuf der Kampf zwischen seinen wissenschaftlichen Bestrebungen, die ihm so früh hohen Ruhm brachten, und der Erkenntniß, daß diese Beschäftigung nichtig, der Ruhm werthlos und das Leben in Gott allein erstrebenswerth sei.

Als Pascal schon beschlossen hatte, die Wissenschaft aufzugeben, las er einmal die Untersuchungen Toricellis über die „Leere". Er fühlte, daß die Frage nicht richtig beantwortet, eine genauere Bestimmung möglich sei, und konnte dem Wunsch nicht widerstehen, die Versuche des Autors selbst zu prüfen. Bei der Prüfung machte er die berühmte Entdeckung von der Schwere der Luft. Diese Entdeckung lenkte die Aufmerksamkeit der ganzen gelehrten Welt auf ihn. Man schrieb ihm, Gelehrte besuchten und rühmten ihn. Und der Kampf gegen die Lockungen des Ruhmes wurde fortan noch schwieriger. Um diesen Kampf siegreich durchführen zu können, trug Pascal am bloßen Leib einen Gürtel mit Nägeln, die gegen den Körper gerichtet waren; und sobald er glaubte, daß beim Lesen oder Hören seines Lobes stolze, ehrgeizige Gefühle sich in ihm regten, preßte er den Gürtel mit dem Ellbogen gegen die Hüfte, die spitzigen Nägel drangen in seinen Leib und er fühlte die ganze Kette von Gedanken und Gefühlen, die ihn den Lockungen des Ruhmes entzogen hatte.

Das Jahr 1651 brachte ein Ereigniß, das unwichtig scheinen mag, das ihn aber erschütterte und großen Einfluß auf seinen Seelenzustand hatte. Auf der Neuilly-Brücke fiel er aus dem Wagen und entging um Haaresbreite dem Tod. In der selben Zeit starb sein Vater. Diese doppelte Mahnung an den

Tod veranlaßte Pascal, sich noch mehr als früher in Fragen des Lebens und des Todes zu vertiefen.

Die religiöse Stimmung wurde so übermächtig, daß er sich 1655 ganz von der Welt zurückzog. Er siedelte in die Jansenistengemeinde Port Royal über und führte dort ein fast mönchisches Leben; bedachte und bereitete das große Werk, in dem er erstens die Nothwendigkeit der Religion für ein verständiges Leben und zweitens die Wahrheit der Religion, zu der er sich bekannte, beweisen wollte. Aber auch hier ließen die Lockungen des Ruhmes ihn nicht in Ruhe. Die Jansenistengemeinde, der er sich angeschlossen hatte, zog sich die Feindschaft des mächtigen Jesuitenordens zu und die Ränke der Jesuiten bewirkten, daß die Schulen für Männer und Frauen in Port Royal geschlossen wurden und daß auch dem Kloster dieselbe Gefahr drohte. Pascal konnte nicht gleichgiltig gegen das Los seiner Glaubensgenossen bleiben; er wurde in den Streit mit den Jesuiten hineingezogen und schrieb zur Vertheidigung der Jansenisten ein Buch, das er „Briefe eines Provinzialen" nannte. In diesem Werk rechtfertigte und vertheidigte er die Lehre der Jansenisten, griff mit noch größerer Entschiedenheit aber ihre Feinde, die Jesuiten, an und enthüllte die Unsittlichkeit ihrer Lehre. Das Buch hatte großen Erfolg; dieser Ruhm konnte Pascal aber nicht mehr verführen.

Sein ganzes Leben war ein ununterbrochener Gottesdienst. Er machte sich eine Lebensregel zurecht, beobachtete sie streng und wich weder aus Faulheit noch wegen seiner Krankheit von ihr ab. Armuth hielt er für die Grundlage der Tugend. Auch Jesus war ja arm und bedürftig gewesen. Pascal gab alles irgend Entbehrliche den Armen und lebte nur mit dem Nothwendigsten; er behalf sich fast ganz ohne Bedienung und ließ sie nur zu, wenn er krank war und sich nicht bewegen konnte. Seine Wohnung, Speise, Kleidung war ganz einfach. Er säuberte selbst sein Zimmer und holte sich selbst sein Essen.

Er wurde kränker und litt fast ohne Pause, ertrug aber seine Leiden nicht nur mit einer Geduld, die seine Umgebung in Erstaunen versetzte, sondern sondern sogar mit Freude und Dankbarkeit. „Bedauert mich nicht", sagte er. „Krankheit ist der natürliche Zustand eines Christen; denn in diesem Zustand ist der Christ so, wie er immer sein müßte. Krankheit gewöhnt an den Verlust aller Güter und sinnlichen Vergnügungen, gewöhnt daran, sich der Leidenschaften zu enthalten, die den Menschen das ganze Leben lang bestürmen, gewöhnt daran, ohne Ehrgeiz und Begierden zu leben und stets den Tod zu erwarten." Der Luxus, mit dem die Liebe der Verwandten ihn umgeben wollte, war ihm lästig. Er bat seine Schwester, ihn in das Armenkrankenhaus für Unheilbare zu bringen, mit denen er seine letzten Tage verleben wolle; doch die Schwester erfüllte den Wunsch nicht: und Pascal starb zu Haus.

In den letzten Stunden war er ohne Bewußtsein. Nur dicht vor seinem

Ende erhob er sich vom Bett und sagte mit heiterer Miene: „Herr, verlaß mich nicht!" Das waren seine letzten Worte.

Er starb am neunzehnten August 1662.

Der Mensch bedarf zu seinem Heil des Glaubens, daß der Sinn des Lebens zu erklären ist; und des anderen Glaubens, ihm sei verheißen, die beste Erklärung des Lebenssinnes zu finden. Pascal hat, wie kein Anderer, den ersten Glauben verbreitet. Das Schicksal (Gott) hat ihm nicht gegeben, den zweiten zu sichern. Wie ein Mensch, der vor Durst zu sterben fürchtet, sich auf das Wasser vor ihm stürzt, ohne dessen Eigenschaften zu untersuchen, so erblickte Pascal, ohne die Eigenschaften des Katholizismus zu untersuchen, in dem er erzogen war, in ihm die Wahrheit und die Rettung der Menschen. Wenn nur Wasser, wenn nur ein Glaube vorhanden war!

Niemand hat das Recht, zu rathen, was hätte sein können; aber man kann sich den genialen, vor sich selbst aufrichtigen Pascal als Anhänger des Katholizismus nicht gut vorstellen. Er konnte die Lehre nicht der Gedankenkraft unterwerfen, die er auf den Beweis der Nothwendigkeit des Glaubens verwandte; und deshalb blieb in seiner Seele der dogmatische Katholizismus unangetastet. Er stützte sich auf ihn, ohne an ihn zu rühren. Er stützte sich auf Das, was in dem Dogma wahrhaftig war und ist. Er entnahm ihm das rastlose Streben nach Selbstvervollkommnung, den Kampf gegen die Versuchung, den Abscheu gegen den Reichthum und den festen Glauben an den Barmherzigen Gott, dem er sterbend seine Seele gab.

Er starb, nachdem er nur einen Theil der Arbeit geleistet, den anderen Theil aber nicht einmal begonnen hatte. Daß dieser zweite Theil der Arbeit nicht gethan ist, entwerthet aber den ersten nicht; entwerthet sicher nicht das wunderbare Buch „Gedanken". Aus zerstreuten Papierfetzen ward es zusammengestellt, auf die der kranke, der sterbende Pascal seine Gedanken geschrieben hatte. Wunderbar ist auch das Schicksal dieses Buches. Es erscheint: und die Menge steht verständnißlos, überrascht von der Kraft der prophetischen Worte, beunruhigt davor und will schnell nun begreifen, erklären, erfahren, was sie thun soll. Und da kommt Einer von Denen, die, wie Pascal sagt, glauben, daß sie Etwas wissen, und deshalb die Welt in Verwirrung bringen, und Der spricht: „Hier ist nichts zu verstehen, zu erklären; Alles ist sehr einfach. Dieser Pascal hat, wie Sie sehen, an die Dreieinigkeit und an das Abendmahl geglaubt; ganz klar, daß er krank, abnorm war und deshalb als schwacher und kranker Mann Alles falsch verstand. Der beste Beweis dafür ist, daß er sogar das Gute, was er selbst geleistet hat und was uns gefällt (weil wirs verstehen), verworfen und verleugnet und ganz unnützen ‚mystischen' Forschungen nach dem Schicksal der Menschen, nach dem künftigen Leben große Wichtigkeit beigemessen hat. Deshalb muß man von ihm nicht Das annehmen, was er selbst für richtig hielt, sondern Das, was wir verstehen können und was uns gefällt."

Und die Menge freut sich. Das Andere hat sie ja nicht begriffen: sie mußte sich allzu sehr anstrengen, um sich zu der Höhe aufzuschwingen, auf die Pascal sie heben wollte; hier ist die Sache aber ganz einfach. Pascal hat das Gesetz entdeckt, nach dem man Pumpen macht. Pumpen sind sehr nützlich, also ist die Entdeckung gut; was er da aber über Gott und Unsterblichkeit sagt, ist nichtiger Kleinkram, da er ja an die Dreieinigkeit, die Bibel glaubte. Wir brauchen uns nicht anzustrengen, uns nicht zu ihm zu erheben; im Gegentheil: wir können (von der Höhe unserer Abnormität herab) gönnerhaft und gnädigst seine Verdienste anerkennen, trotz seiner Abnormität.

Pascal hat den Menschen gezeigt, daß Menschen ohne Religion entweder Thiere oder Aberwitzige sind; er stößt sie mit der Nase in ihre Unsauberkeit, ihren Unsinn hinein und zeigt ihnen, daß keine Wissenschaft die Religion ersetzen kann. Aber Pascal hat an Gott, an die Dreieinigkeit, an die Bibel geglaubt: und damit ist die Sache entschieden. Auch Das, was er den Menschen über die Unsinnigkeit ihres Lebens und die Nichtigkeit der Wissenschaft gesagt hat, muß unwahr sein. Die selbe Wissenschaft, die selbe Nichtigkeit, den selben Unsinn, der so unwiderleglich von ihm als solcher nachgewiesen ist, halten sie für das wirkliche, wahre Leben; die Betrachtungen Pascals aber halten sie für eine schlechte Frucht seiner Abnormität. Die Kraft seiner Gedanken und Reden müssen sie anerkennen und sie rechnen ihn zu den Klassikern; den Inhalt seines Buches aber können sie nicht gebrauchen. Sie glauben, noch ein gutes Stück über dem höchsten geistigen Zustand religiöser Erkenntniß zu stehen, zu dem ein Mensch gelangen kann und Pascal gelangt war: und so bleibt die Bedeutung des wunderbaren Buches ihnen unfindbar verborgen. Nichts ist so schädlich, hemmt so den wahren Fortschritt der Menschheit wie die geschickt mit allen möglichen modernen Verzierungen aufgeputzten Betrachtungen von Leuten, qui croyent savoir und die, nach Pascals Meinung, bouleversent le monde.

Doch das Licht leuchtet im Dunkeln; und es giebt Menschen, die zwar Pascals Glauben an den Katholizismus nicht theilen, aber verstehen, daß er, trotz seinem großen Verstand, an den Katholizismus glauben konnte, da er lieber an ihn als an gar nichts glaubte; es giebt Menschen, die auch die Bedeutung seines wunderbaren Buches verstehen, das den Menschen unwiderleglich die Nothwendigkeit des Glaubens, die Unmöglichkeit eines menschlichen Lebens ohne Glauben, ohne bestimmtes, festes Verhältniß des Menschen zu der Welt und ihrem Ursprung gezeigt hat. Und da sie Das verstanden haben, müssen die Menschen auch die dem Grad ihrer moralischen und intellektuellen Entwickelung entsprechenden Antworten des Glaubens auf die Fragen finden, die Pascal gestellt hat. Darin beruht sein unsterbliches Verdienst.

Jasnaja Poljana. Lew Nikolajewitsch Tolstoi.

Das Weltgefüge.

Jedes sehende Wesen hat seinen Horizont. Dieser ändert sich mit dem Standpunkt. Wenn zwei Leute in verschiedenen Winkeln einer Gebirgsschlucht stehen, haben sie verschiedene Horizonte, mag ihre Entfernung von einander auch nur wenige Schritte betragen, und wenn sich der Eine aus seinem Winkel in den des Anderen begiebt, so wechselt er seinen Horizont. In der freien Ebene kann man schon einige Kilometer weit gehen, ohne eine wesentliche Aenderung des Gesichtskreises zu spüren; dagegen bewirkt dort die Verschiedenheit der Sehschärfe, daß zwei Menschen auf dem selben Standpunkt verschiedene Horizonte haben können. Auch der geistige Horizont hängt natürlich vom Standpunkt und von der Sehschärfe ab; aber in zwei Beziehungen verhält es sich mit ihm ganz anderes als mit dem körperlichen. Dessen Form ist durch die Anordnung der Dinge im Raum, die Gestalt der Erde und durch die Einrichtung des Auges unabänderlich gegeben: eines Jeden Sehfeld begrenzt in der Ebene ein Kreis und über Jeden wölbt sich die schöne halbkugelförmige Himmelskuppel, an der sich nachts die Sterne in den selben prachtvollen Figuren ordnen. Dem geistigen Auge des Menschen bietet sich beim ersten Augenaufschlag eine ungeordnete Fülle dar, die meist den beängstigenden Eindruck eines wüsten Chaos macht, in das jedoch Nachdenken eine leidliche Ordnung zu bringen vermag. Den schönen geistigen Horizont muß der Mensch sich schaffen, wenn er einen haben will. Und hat er einen, so nimmt er ihn überallhin mit; der Wechsel des physischen Standpunktes, selbst auch ein Wechsel der äußeren Verhältnisse, bringt darin keine Veränderung hervor; nur mit dem Wechsel des geistigen Standpunktes, der bei Erwachsenen selten vorkommt, ändert sich dieser Horizont. Denkschwache haben überhaupt keinen, wenn man unter dem geistigen Horizont eine wohlgefügte Anordnung der erkannten Dinge versteht, vergleichbar dem körperlichen Gesichtskreis und der himmlischen Hohlkugel; ihnen bleibt zeitlebens die Welt ein unverstandener Wirrwarr. Nur die stärksten Geister erreichen eine systematische Ordnung, die sie ihre Philosophie oder ihr philosophisches System nennen. Vermöchte Jedermann ganz selbständig zu denken, dann würde es so viele philosophische Systeme wie Menschen geben. Die Mittelmäßigen fühlen, im Unterschied von den Schwachköpfen, wenigstens das Bedürfniß einer Ordnung, die ihrer Seele Ruhe und Sicherheit, ihrem Erkenntnißtriebe Befriedigung gewährt, aber sie haben nicht die Kraft, selbst ein System zu schaffen, und entlehnen deshalb eins von einem Großgeist; der Masse bietet die Religion eins dar, deren Lehre im mittelalterlichen Christenthum zum rund abgeschlossenen philosophischen System geworden ist. Lebhaftere Geister, denen zwar die Schöpferkraft abgeht, die aber wenigstens komponiren können, setzen sich eklektisch aus Bestandtheilen verschiedener Systeme

ein eigenes System zusammen. Da heute Jeder in der Schule, durch das politische Leben und durch wirthschaftliche Nöthe gezwungen wird, zu denken, und da die Zahl der von Berufes wegen geistig Arbeitenden zu unverhältnißmäßiger und gefährlicher Größe angeschwollen ist, so blüht unter anderen Gewerben auch die Systemkomposition. Weltanschauung ist längst eine Fabrikwaare geworden, deren Angebot auf dem Büchermarkt die Nachfrage übersteigt. Wer seine Weltanschauung schon hat, braucht natürlich keine von den neuen, die täglich angeboten werden; aber ist man gezwungen, diese zu lesen, so hat man es meist nicht zu bereuen, weil jedes solche Buch wenigstens einige gute Gedanken enthält. Es ergeht eben dem Systembaumeister zweiter und dritter Güte wie den Koryphäen: indem er Material zur Begründung und zum Ausbau seines Systems zusammenträgt, das außer ihm selbst, dem Erzeuger, keinen anderen Menschen zu befriedigen vermag, findet er interessante und mitunter brauchbare Wahrheiten.

Hermann Graf Keyserling will in seinem Buch „Das Gefüge der Welt" (Versuch einer kritischen Philosophie, München, F. Bruckmann, 1906) kein System darbieten, sondern nur Fragen stellen, Aussichten auf eine neue Weltanschauung eröffnen, von einem neuen Standpunkt aus, und glaubt, damit eine schöpferische That vollbracht zu haben: mit dem Schlüssel der Mathematik will er die Einsicht in das Weltgefüge erschließen. Das ist nun an sich wirklich nichts Neues. Ἀριθμεῖ ὁ θεός, hat ein alter Heide, omnia (o Deus!) in mensura, et numero et pondere disposuisti, hat ein alter Jude geschrieben, ἀγεωμέτρητος οὐδεὶς εἰσίτω lautete die Aufschrift über Platos Schule, Kepler schaute mit Entzücken in den astronomischen Zahlen religiöse Wahrheiten; und die Pythagoräer erwähnt Keyserling natürlich selbst. Ist der Sekundaner nicht schon durch einen geistlosen Unterricht verblödet, so wird ihm die Einsicht in die Harmonie des Universums aufgehen, wenn er in der Mathematik erfährt, wie jedes geometrische Verhältniß ein arithmetisches ist, jede arithmetische Formel sich als geometrisches Gebilde darstellen läßt, wenn er in der Physik die Schwingungzahlen der musikalischen Töne, die Klangfiguren, in der Chemie die Aequivalenzzahlen kennen lernt. Der Maler, der Architekt weiß, daß die ästhetische Wirkung eines Gebildes auf geometrischen Proportionen beruht, und den Sozialethiker haben Süßmilch, Quételet, Wappäus, Alexander von Oettingen gelehrt, daß die Zahlen menschlicher Handlungen strengen Gesetzen folgen. Nur in zwei Stücken darf Keyserling Originalität beanspruchen. Er bezeichnet den Widerspruch zwischen dem geometrischen Kontinuum und der diskreten Natur der Zahl als die Antinomie der Mathematik, den Gegensatz zwischen dem Stoff, der aus diskreten Theilen bestehe, und der kontinuirlich waltenden Kraft als die Antinomie der Physik, zeigt, wie die analytische Geometrie die erste Antinomie löst, und folgert daraus,

daß in gleicher Weise nicht allein die physikalische Antinomie, sondern auch der Widerspruch zwischen dem körperlichen und dem geistigen Sein aufgehoben werde. Mit dem Nachweis, daß im geistigen Leben, in der Kunstschöpfung und im Kunstgenuß, arithmetische Gesetze herrschen, leistet er, wie gesagt, nichts Neues; und wenn er das Absolut-Schöne, das Schöne an sich, eine Wahnidee nennt, so halte ich Das für einen Irrthum. Nur Das gefalle uns, was unserer Individualität entspreche, uns fördere, uns nütze; demnach sei das Schöne etwas rein Subjektives. Nun ist aber die Welt so eingerichtet, daß, zum Beispiel, nur der gesunde Menschenleib schön sein kann und daß, wer einen kranken liebt, an diesem zu Grunde geht. Noch an hundert anderen Fällen ließe sich klar machen, daß sich der Mensch auch durch Unschönes gefördert glauben kann, wirklich aber nur gefördert wird, wenn er sich in die Weltharmonie fügt, die freilich insofern etwas Subjektives ist, als sie vom Subjekt wahrgenommen wird, die aber, wie Keyserling selbst andeutet, nicht wahrgenommen werden könnte, wenn sie nicht vorhanden, nicht ein Objektives, Absolutes wäre; und die Weltharmonie ist nun eben das Urschöne. Das Originellste in dem Buch ist der Vergleich des Aethers mit $\sqrt{-1}$. Chamberlain hat sich in seinem Kantbuch den Scherz gemacht, die Widersprüche zusammenzustellen, die im Lichtstrahl stecken, wie ihn die heutige Optik beschreibt. Keyserling macht sich den selben Scherz mit dem Aether; und wenn man diese Widersprüche so beisammen sieht, muß man wirklich gestehen: das Dreieinigkeitdogma und die Transsubstantiation sind höchst rationelle Sätze dagegen. Keyserling bemerkt jedoch mit Recht, daß diese Irrationalität nicht schade, weil die Aetherhypothese der Physik gerade so unentbehrliche Dienste leiste wie die imaginäre, an sich sinnlose und unmögliche $\sqrt{-1}$ der Algebra. Das ist wunderschön und richtig; nur bin ich mit einigen Ausdrücken in dieser Erörterung nicht einverstanden. „Die moderne Physik sucht die Begriffe von Kraft und Stoff zu vereinheitlichen, sie in dem Begriff des Aethers zusammenzuschmelzen. An sich ist Das gewiß möglich, insofern sich mit dem Aether eben so gut formal operiren läßt, wie mit jedem anderen Symbol. In nichtformaler Hinsicht bedeutet aber diese Zurückführung einen Todessprung: der Aether ist, als Grenzbegriff zwischen Physik und Metaphysik, für jene eine imaginäre Größe." Seine Annahme sei ein verhängnißvoller Schritt, weil „durch die Annahme des Aethers als Fundament des Universums die Physik zur Metaphysik würde, wodurch jegliches Verständniß der Natur unmöglich gemacht würde." Das verstehe ich nicht. Die Aetherhypothese macht die optischen, thermischen, elektrischen Vorgänge berechenbar, fördert also das Verständniß der Natur. Daß diese Hypothese Metaphysik, der Aether eine metaphysische Annahme ist, beeinträchtigt diese Förderung des Verständnisses nicht im Mindesten. Die Erfolge der modernen Naturwissenschaften, oder vielmehr diese Wissenschaften selbst,

so weit sie nicht blos beschreibende, sondern erklärende sind (oder den modernen gab es solche überhaupt nicht) beruhen auf der Beobachtung mit immer feineren Werkzeugen und dem Experiment, ferner auf dem von Cartesius und Leibniz eingeleiteten methodischen Hypothesenbau, der reine Metaphysik ist. Ohne diese Metaphysik würde unsere Physik gar nicht vorhanden sein; also ist nicht einzusehen, wie diese Metaphysik das Verständniß der Natur versperren und der Uebergang zu ihr für die Physik ein Todessprung sein soll. Das Zweite wäre freilich dann der Fall, wenn die Physiker sich nicht mehr damit begnügen wollten, das Aetheratom als Rechenhilfe zu behandeln, sondern als Dogma lehrten: es gebe einen kleinen Tausendsasa, dessen Volumen sich zu dem eines Bazillus verhalte wie dessen Volumen zu dem der Erdkugel, der in der Sekunde achthundert Billionen Schwingungen vollführe, um uns violettes Licht vorzuzaubern, und noch hundert andere nicht weniger erstaunliche Leistungen vollbringe; denn dann wäre die Physik nicht mehr Physik, sondern Metaphysik. Der Physiker würde jedoch seine Kompetenz auch dann überschreiten, wenn er anderen Leuten (und sich selbst) verbieten wollte, zu anderen Zwecken als denen der wissenschaftlichen Physik über die Benutzung der Aetherhypothese als bloßer Rechenhilfe hinauszugehen und sich den Aether als ein wirklich existirendes Wesen zu denken, — als ein blos hypothetisches natürlich, nicht als eins, dessen wirkliche Existenz als Dogma gelehrt werden müßte. Solcher Verirrung in eine neue Dogmatik haben sich, so weit ich bei meiner beschränkten Kenntniß der Fachliteratur zu erkennen vermag, bisher die Physiker nicht schuldig gemacht; desto mehr die Biologen. Und Das ist nun das zweite Originelle in Keyserlings Versuch, daß er eben so wie Chamberlain, den er als einen seiner Lehrer verehrt und dem er sein Buch widmet, dieser neuen Dogmatik mit großer Entschiedenheit entgegentritt. Das ist nicht etwas absolut Neues und Originelles, sondern nur neu und originell in dem Kreis der Forscher, die sich mit Vorliebe modern nennen, einem Kreis, in dessen Orchester einige Jahrzehnte hindurch nicht die Physik, sondern die Biologie die führende Melodie gespielt hat, obwohl nicht sie, sondern die Physik es war, die durch die Technik der Welt ein neues Gesicht schuf. Die Biologie erhob den Anspruch, die Entstehung der Welt erklären und ihr Wesen ergründen zu können, und lange vor Chamberlain hat es Leute gegeben, die sagten: Alle Achtung vor der modernen Physik, die neue Lebensmöglichkeiten schafft, den Erkenntnißtrieb durch die Aufdeckung der schönsten und wunderbarsten Zusammenhänge befriedigt und den Menschengeist zur Beschreitung neuer Bahnen ermuthigt und kräftigt; aber für Alle, die in diesem gewaltigen Fortschritt den Weg zur Lösung des Welträthsels gesehen haben, ist er nichts als die großartigste Fopperei gewesen. Daß nun endlich auch Männer, die darauf rechnen können, von den Modernen gehört zu werden, das Selbe sagen, ist in hohem Grade verdienstlich. Keyserling

verzichtet mit Chamberlain darauf, die Frage nach dem Urgrund, nach Ursachen, nach der Entstehung der Dinge, nach der materiellen Kausalität aufzuwerfen, Eins aus dem Anderen auf dem Wege der sogenannten Entwickelung abzuleiten. „Es mag sein, daß sich die menschliche Musik aus dem Liebesgeheul des Affen entwickelt hat; aber die Harmonielehre geht Das in keinem Fall an." Nicht die materielle Ableitung verschiedener Erscheinungsgruppen aus einander ist nach ihm Gegenstand der Wissenschaft, sondern nur ihr formaler Einklang, die Auffindung des in ihnen waltenden Gesetzes, das wenigstens in einer Beziehung, in der mathematischen, in allen Gruppen das selbe ist. Darum betitelt er sein Buch: „Das Gefüge der Welt"; und dieser Titel ist vielleicht das Beste daran; er ist für sich allein schon eine That, denn er offenbart die Einsicht, daß alle Ursprünge und Wesenheiten für unser irdisches Auge in undurchdringliches Dunkel gehüllt bleiben und daß diesem nur das Gefüge der Erscheinungen zugänglich ist, und er enthält das Programm des Verfassers, das Versprechen, sich auf dieses Zugängliche zu beschränken. Nur darf wiederum aus dieser Erkenntniß nicht ein allgemeines Verbot hergeleitet werden, sich mit dem Unzugänglichen zu beschäftigen. Zu solcher Beschäftigung nöthigen der metaphysische Trieb und Herzensbedürfnisse, die jedoch dann am Wenigsten bittere Enttäuschungen erleiden werden, wenn von vorn herein feststeht, daß sie auf dem Wege der exakten Wissenschaft nicht befriedigt werden können.

Die Freude über seine Entdeckung, daß nicht die Dingheit der Dinge und ihr wirklicher dinghafter Zusammenhang, sondern nur ihre Form, ihr formaler Zusammenhang durch Gesetzlichkeit ihrer Erscheinung, Gegenstand der exakten Wissenschaft sein kann, hat ihn, zusammen mit einer kleinen Schwäche, zu einer geschmacklosen Uebertreibung verleitet. Zu den Schwächen der Modernen gehört, daß sie, um nur ja nicht in den Verdacht reaktionärer Gesinnung zu gerathen, lieber die Sprache und den gesunden Menschenverstand vergewaltigen, als ein Wort gebrauchen, das den alten Philosophen und — o Graus! — den Theologen geläufig war und das die Seelen des Volkes und der Kinder im Katechismus „vergiftet". Mit diesem Satz habe ich mich selbst schon eines Vergiftungversuches schuldig gemacht; es muß heißen: die Gehirne des Volkes und der Kinder, denn die Grundlehre der modernen Psychologie lautet: Es giebt keine Seele. Der moderne Psychologe kann und sollte sein Buch oder sein Kolleg mit dem Satze eröffnen, mit dem ein Professor des Völkerrechtes seine Zuhörer auf Das vorzubereiten pflegte, was sie zu erwarten hatten: „Meine Herren, das Merkwürdige an unserer Wissenschaft ist, daß ihr Gegenstand nicht existirt." Also von Seele darf nicht mehr gesprochen werden, sondern nur von mind stuff oder von psychischen Erscheinungen; dagegen ist das Wörtchen „ich" noch gesellschaftfähig, denn erstens kann es wegen der Konjugation und aus anderen Gründen nicht gut entbehrt werden und zwei-

tens klingt es mit dem sächlichen Artikel „das Ich" oder in der Zusammensetzung „der Ichgedanke" hochfein und hat guten Kurs in der Philosophie. Keyserling nun, der diese Schwäche noch nicht ganz überwunden hat und den der Gedanke an die Gesetzlichkeit alles Geschehens ganz erfüllt, dekretirt kühn: Das Ich ist weder eine Substanz noch sonst eine metaphysische Realität, sondern „nur das Gesetz oder die Beziehung von Objekt und Subjekt." Wirklich eine überkühne Kühnheit! Ein Gesetz: Das ist eine Regel des Geschehens. Eine Regel nun, es mag die Regeldetri oder die Regel des Herrn Pumpmeyer, seine Gläubiger nicht zu bezahlen, oder die Geschäftsordnung des Reichstages oder der Generalbaß oder irgend ein Gesetz der Biologie oder der Psychologie sein, eine Regel hat keine Zehen und schreit niemals Au; ich aber habe Zehen, und wenn ich darauf getreten werde, so schreie ich Au. Zehen haben und Au schreien und mancherlei Anderes thun, treiben und leiden: Das kann nur ein Ding, eine Substanz, eine Realität, nicht eine Regel. Das Ich ist von allen Dingen, die wir nicht blos, wie Gott und den Weltäther, hypothetisch, sondern aus Erfahrung kennen, das allerrealste. Ohne Objekte, die bewußt werden, habe das Bewußtsein nicht nur keinen Inhalt, nein, auch keinen verständlichen Sinn, bemerkt Keyserling. Sehr richtig; aber ohne Subjekt, ohne dinghaftes Subjekt, hat es erst recht keinen Sinn. Die Objekte, so unentbehrlich sie sind, soll ein menschliches Bewußtsein zu Stande kommen, bleiben doch immer nur hypothetische Wesen; dagegen zweifelt kein vernünftiger Mensch daran, daß er existirt, und geräth er ja einmal, als Philosoph, in den Zweifel, ob er nicht eine bloße Hypothese sei, so reicht eine kräftige Ohrfeige hin, diesen Zweifel zu beseitigen. Was dagegen die Objekte betrifft, so weiß die denkende Welt seit Locke, daß die Farbe ohne ein durchs Auge, der Ton ohne ein durchs Ohr, die Süße ohne ein durch die Zunge wahrnehmendes Bewußtsein nicht existirt, nachdem der gemeine Mann schon seit Jahrtausenden gewußt hatte, daß es für den Blinden keine Farbe und für den Tauben keine Töne giebt. Nun stelle man sich einmal vor, daß es gar kein Bewußtsein in der Welt gebe, weder ein thierisches noch ein göttliches noch ein menschliches. Dann sind nur noch Dinge, nach der heutigen Physik Atomgruppen, da, die weder Farbe noch Stimme noch Geschmack noch Wärme noch Weichheit oder Härte haben und diese Qualitäten auch nicht durch ein Subjekt bekommen können, das ja eben nicht vorhanden ist. Was sind nun qualitätlose Dinge? Dinge, die weder Etwas wahrnehmen noch von Jemand wahrgenommen werden? Nichtse sind sie. Nichts sind sie. Es ist lächerlich, sie nur zu denken. Lächerlich, wenn auch nothwendig: eine Antinomie, die ich hier nicht zu lösen versuchen will. Nur so viel steht fest, daß die Außenwelt ohne mein wahrnehmendes Ich ein schwer lösbares Problem, mein Ich dagegen gar kein Problem, sondern lebendige Wirklichkeit und mir ab-

solut gewiß ist. Wie das Seelending aussieht, das da sieht, hört, schmeckt, empfindet, schreit, Häuser und philosophische Systeme baut, wie es mit Hilfe des Gehirns und der Sinnesorgane Eindrücke empfangen, mit Hilfe des Gehirns, der motorischen Nerven und der Muskeln wirken kann: Das ist ein unlösbares Problem; seine Existenz aber ist kein Problem. Und diese Gewißheit der Existenz des dinghaften Ich, diese problematische Natur des Objektes ist es, was die Narrheit der Solipsisten vom Schlage Stirners erklärt und entschuldigt. Das Bewußtsein nennt Keyserling den Spiegel „des Geistes, des Ich" (wo das Ich auf einmal nicht mehr Gesetz, sondern Geist ist und darum schon ein Bischen dinghafter ausschaut). Auch Das ist unzutreffend. Will man die Grundthatsache des Seelenlebens (von Erklären kann bei ihr keine Rede sein, wie auch Keyserling sagt) mit einem populäreren, weniger philosophischen Ausdruck umschreiben, so mag man es ein Empfinden nennen. Das Erwachen des Bewußtseins ist immer ein Empfinden; und das Spiegeln, nicht des Ich, sondern der Außenwelt, geht zwar im bewußten Ich vor sich, aber erst in der Empfindung steigert sich das Bewußtsein zum Selbstbewußtsein. Wenn sich Einer in den Anblick eines Gemäldes, in die Melodie eines Tonstückes, in die Gedanken eines Anderen, dessen Buch er liest, vertieft, so vergißt er dabei sein Ich. Erst wenn ihn die Empfindung eines Mückenstiches, der Klang einer an ihn gerichteten Frage weckt und „zu sich bringt", weiß er, daß er es gewesen ist, der sich soeben vertieft, in dem sich ein Stück Außenwelt gespiegelt hat. Die psychischen Vorgänge verlaufen so gesetzmäßig, daß Herbart eine Mechanik des Verlaufes der Vorstellungen ersinnen konnte; trotzdem sind die Menschenichs ganz gesetzlose Racker, und zwar, seit es weder Teufel noch Kobolde mehr giebt, die einzigen uns bekannten im Universum (ein Räthsel, das weder Evas Apfelbiß noch Kants intelligible Freiheit zu lösen vermag); darum ist es doppelt seltsam, wenn Keyserling das Ich geradezu mit dem Gesetz identifizirt, statt nur zu zeigen, daß auch im Seelenleben, bis auf den Winkel, den das Ich als sein Allerheiligstes hütet, Gesetzmäßigkeit herrscht.

Vorhin sagte ich, die exakte Wissenschaft habe sich zwar auf das Formale zu beschränken, dürfe aber dem Geist, der doch nicht nur aus lauter exakter Wissenschaft besteht, nicht verbieten, ins sachliche Gebiet hinüberzugreifen. Der Mensch hat nun einmal, trotz allen Verboten, die Eugen Dühring und Andere erlassen, das metaphysische Bedürfniß, Wesenheiten zu denken und den endlichen Realitäten ein ens realissimum als ihre Ursache oder ihren Quell zu Grunde zu legen. Auch fühlt er, je weiter sein exaktes Wissen fortschreitet, desto dringender das Bedürfniß eines geordneten geistigen Horizontes, eines Weltbildes, das Bedürfniß, die Welt, die ihm die Wissenschaft erschlossen hat, vorstellbar zu machen. Dieses Bedürfniß befriedigt die ato-

mistische Hypothese in hohem Grade (die energetische Ostwalds gar nicht); zwar ist das einzelne Körper- oder Aetheratom, diese widerspruchvolle $\sqrt{-1}$, nicht vorstellbar, wohl aber das große System schwingender Kraftpunkte; wobei, was Keyserling nicht zugeben wird, der Kraftbegriff eigentlich überflüssig wird, da sich die Kräfte als verschiedene Arten von Schwingungen dieser punktuellen Wesenheiten denken lassen. Soll nun die menschliche Seele, die einzige Realität, die uns unbedingt feststeht, in dieses System eingefügt werden, so kann man sie nur als leibnizische Monade denken. Lotze hat vor fünfzig, Ludwig Busse vor drei Jahren die leibnizische Hypothese nach den Forderungen der fortgeschrittenen Naturerkenntniß umgestaltet. In Busses vortrefflichem Werk „Geist und Körper, Seele und Leib" wird Keyserling, der ihn bis jetzt nicht zu kennen scheint, auch die Antwort auf die von ihm gestellte Frage finden, wie weit wohl das Gesetz der Erhaltung der Energie Geltung beanspruchen darf. Es gilt vorläufig, so lange es nicht durch neue Erfahrungen umgestoßen wird (die Schwierigkeiten, die die Radioaktivität bereitet, hofft man noch lösen zu können) als das Gesetz der Aequivalenz, als das Gesetz, daß bei der Umwandlung einer Energieform in die andere die Energiemenge nicht geändert wird; aber es ist nicht bewiesen als Gesetz der Konstanz, das besagt, die Energiemenge der Welt sei unveränderlich. Also wird kein Naturgesetz verletzt, wenn wir annehmen, daß die Energiemenge des Alls mit jeder neugeschaffenen Menschenseele einen (freilich recht unbedeutenden) Zuwachs erfährt.

Neisse. Karl Jentsch.

Fränzchen.*)

Fränzchen konnte nicht behalten, daß sie vier Jahre alt sei. Ein ganzes Jahr lang wünschte sie: „Ach, wüßte ich doch, wie alt ich bin!" Die Vier aber wollte nicht in ihren kleinen Kopf hineinspazieren. Vier! Vier! Vier! Hundertmal sagte es ihr der Vater vor. Eines Morgens endlich, als sie sich selbst leise fragte: „Fränzchen, wie alt bist Du?", konnte sie glücklich aufschreien: „Vier! Vier!" Gerade an dem Tage war aber wieder Fränzchens Geburtstag. Die Fünf verursachte keine Schwierigkeit.

Später kamen ihr manchmal ein paar Thränlein, wenn ihr einfiel, wie heiß und wie vergeblich ihr Kampf um diese „Vier" gewesen war Allmählich entdeckte das Kind, daß sich zwar meist seine heißesten Wünsche erfüllten, daß aber stets sich irgend Etwas in der Ausführung verschob. Fränzchen begriff es nicht.

*) Die Skizze wird in dem Band „Kinder" bei Axel Juncker in Stuttgart erscheinen.

Zum siebenten Geburtstag richtete sich ihr ganzes Begehren auf einen kleinen Hund. Jedes andere Geschenk wollte sie gern entbehren. Nur noch davon schwärmte sie, wie sie ihr Hündchen ans Herz drücken werde.

„Fränzchen, überlege Dirs", rieth die Mutter; „kein Geschenk sonst?"

„Kein Geschenk sonst, Muttchen, gar keins", rief Fränzchen strahlend.

Auf Rasse gab man in Kolberg nichts. Das erwies Fränzchens Hund. Ein kleines, borstiges, kohlrabenschwarzes Ungethüm knurrte unter dem Geburtstagstisch, den diesmal nur Kranz und Lichte zierten. Aber Fränzchen jubelte.

Von Stunde zu Stunde sank dann langsam die Freude.

„Wiedu" (feierlich wurde das Hündchen sogleich am Geburtstage getauft) gab nichts auf Reinlichkeit und schien auch nichts auf Liebe zu geben. Redlich quälte sich Fränzchen, ihn für Beides zu gewinnen. Anfangs trug sie heldenhaft jede Strafe, die sie seinetwegen traf. Kein liebevolles Anbellen bei ihrem Anblick belohnte sie. Stets knurrte Wiedu seine Herrin schuldbewußt an.

Schon der achte Tag brachte die Entscheidung. Während Fränzchen in der Schule war, hatte „ihr Wunsch" Mamas „gute" Morgenschuhe angeknabbert, außerdem deutliche Spuren auf dem Sofa im Salon zurückgelassen. „Hinaus!" entschied die Mutter. Wiedu wurde der gerade anwesenden Waschfrau geschenkt. Ganz im Geheimen athmete auch das Kind auf, als er aus dem Hause verschwand.

Ein Jahr später schwärmte Fränzchen (sie ging nun längst in die Schule) von einer Fußwanderung mit den Großen. Nichts Köstlicheres könne es geben als: „durch die Sonne über Felder und Wiesen in die Welt hinein zu gehen". An Müdigkeit, an Steine und Regen dachte Fränzchen dabei nie. Für diesen Wunsch sparte sie jeden Pfennig. Nachdem sie sich „geprüft", daß sie nicht zu klein und nicht zu schwach sei, nachdem sie Vater und Mutter durch zahllose Küsse gewonnen hatte, erfüllten sie ihr auch diese Bitte. Im Riesengebirge sollte sie mit guten Bekannten „durch die Sonne gehen, über Felder und Wiesen in die Welt hinein".

Acht Tage vor den Ferien schlief Fränzchen nicht mehr; so trat sie die Fahrt ein Bischen müde an. Von Hirschberg gings zu Fuß. Es war herrlich, herrlich! Nur drückte der Rucksack ein Wenig. Dieses Wenige aber verstärkte sich so, daß sie, als man in Schreiberhau anlangte, nur noch matten Blickes die Schönheit der Landschaft streifte; ihre kleinen Füße brannten längst so entsetzlich.

Am nächsten Morgen war Alles wieder gut. Doch schon während der zweiten Wanderstunde blieb Fränzchen immer ein Stückchen zurück. Wohl sah sie noch auf die Berge, auf den Himmel, auf Blumen und Bäume; die rechte Glückseligkeit war aber dahin. Obendrein fiel die Sonne förmlich über die kleine Wanderin her. Kein Scherz der Großen half, keine Angst vor Blamage: Fränzel gab den Kampf auf. Der Rucksack drückte, die Schuhe drückten und der Kopf brummte. So sah das „Glück" aus, „durch die Sonne über Felder und Wiesen, mitten in die Welt hineinzugehen . . ." Vierundzwanzig Stunden später saß die kleine Reisende wieder daheim. Sie war den Großen als Reiseanschluß zu hinderlich geworden.

Trotz diesen ersten Erfahrungen mußte Fränzchen sich immer irgend Etwas „furchtbar wünschen". Mit der Zeit drängte sich zwar leis bebend Furcht in dies Wünschen; Angst, daß Etwas wie „Aprilschicken" dabei sein könne. Wer aber ein Wunschherz mit auf die Erde gebracht, braucht viele, viele Jahre, bis er die Wirklichkeit erfaßt. Ganz begreifen solche Menschen, zu ihrem eigenen Glück, sie nie.

Nicht alle Wünsche Fränzchens kann ich hier aufzählen. Monate lang war ihr Höchstes: Sterben! „Der Vater muß so viele hungrige Mäulchen satt machen; wenn doch eins weniger wäre!" Sie liebte die Eltern zärtlich. Jeden Abend betete sie, die Theuren möchten „von ihr erlöst werden". Als dann das Fieber kam, der Kopfschmerz, als sie den Vater das Wort „Typhus" sagen hörte, dachte sie aber nur an die Pflicht, „Alles zu befolgen, um gesund zu werden".

Bald darauf erfüllte sich ihr Wunsch, eine Freundin zu besitzen. Ein Mädchen mit blonden Locken sollte es sein, in der Schule die Beste, Eine, die sich herzen und küssen ließe, der sie all ihre Geheimnisse anvertrauen, mit der besprechen könne, „was sie werden solle". Wenn sie dieses Mädchen gefunden hatte, mußte die Erde zum Paradies werden. Oft träumte sie jetzt, daß irgendwo in einem fernen, fremden Lande die Menschen ganz, ganz anders sein müßten; daß dort im Winter Niemand friere; „irgendwo" die Orgel immer töne wie sonntags in der Kirche; daß es stets wie Weihnacht sein könne oder wie Frühling und Ostern, — im fernen Land „Irgendwo".

Die ersehnte Freundin wurde gefunden. Sie war zwar nur ein Junge und nicht blond und nicht die Beste in der Klasse; aber Fränzchens Herz klopfte, wenn sie mit dem Gefährten durch die Straßen schlenderte. „Das also ist Freundschaft", dachte das Kind; und freute sich seines Besitzes. Alles beklemmend oder süß Geheimnißvolle der jungen Brust vertraute es dem Kameraden an, der sich wirklich von ihm herzen und küssen ließ, bis . . . eine andere Schülerin ihm besser gefiel. Fränzchen kämpfte um den Traum, der ihr zerrann. Freundschaft! Sollte sie nicht etwas Ewiges sein, etwas Köstliches ohne Ende?

An Sonn- und Feiertagen begann sie bald darauf, allein vor die Stadt zu pilgern. Sie hatte im Wandern immer die Vorstellung, auf dem Weg in das ferne Land „Irgendwo" zu sein, in das Land, wo die Menschen ganz, ganz anders sein müßten. Heute kehre sie wohl noch um; einmal aber werde sie ganz bestimmt weiter schreiten. Im Sommer oder im Winter: wann immer; einerlei, ob über harte, helle Schneefelder oder in leuchtendem Sonnenschein. Hell würde es um sie dann sicher sein.

Dieses Land! Weit muß es sein; liegt vielleicht zwischen Bergen. Gewiß! Sicher zwischen hohen Felsriesen, die man sich vorstellt, auch wenn man sie nie gesehen hat. Und welcher blaue Himmel dort; und wie leuchten die Sterne! Das Schönste aber: die Menschen! Wie Die wohl ausschauen mögen!? Große, große Augen werden sie haben; Augen, in denen sich ganz Anderes spiegelt als in denen der Leute ihrer kleinen Stadt; etwas unsagbar Schönes muß es sein; ähnlich der Tiefe im blauen See drüben am Waldesrand. Und in diesem Lande des Glückes werde jeder Wunsch sich genau so erfüllen, wie er in bang seligen Stunden gehegt ward; nichts werde auch nur um ein Haar anders sein, als große und kleine Herzen es träumten; und nichts zu spät, nichts zu früh sich erfüllen.

Fränzchen lebte nur noch in der Sehnsucht nach ihrem Land. Manchmal drängte sich ihr zwar der Mangel alles Irdischen gewaltsam auf. Immer wieder war Alles in Wirklichkeit lange nicht so groß und so herrlich wie in ihren Wünschen. In jähem Erschrecken empfand sie manchmal, daß Etwas im Leben nie stimme. Das Land Irgendwo, in dem die Menschen ganz anders sein mußten, in dem es immer wie Sonntag klänge, mochte doch sehr, sehr fern sein.

Allmählich ergriff sie Angst vor ihren Wünschen. Erfüllten sie sich, so that es weh; und erfüllten sie sich nicht, so that es auch weh.

— —

An einem sonnigen Ostermorgen wanderte dies Menschenknöspchen in die junge Landschaft hinaus. Der Lenz hatte alle grauen Mauern verwandelt, sie mit hüpfenden Sonnenfünkchen bestreut. In der Seele der Dahinschreitenden stimmten Lust und Leid seltsame, neue Weisen an. Ist Das der Mai? jubelte das junge Herz. Aber weshalb denn diese Thränen, die da plötzlich in der Kehle stecken? Fränzchen konnte nicht wissen, wie Sehnsucht, die auf Berge tragen möchte, sich geberde; wie sie sich in einer Brust dehne, bevor sie dem Menschen Flügel verleiht.

An jenem Morgen klangen in Wahrheit Glocken. Osterglocken. Die Sonne aber achtete den Feiertag nicht; graue Wolken zogen plötzlich über die stille Himmelsfläche. Leise Schauer überrannen das Fränzchen. Sie sollte von heute an ja ein „großes Mädchen" sein. „Mit den Dummheiten aufhören, den Ernst des Lebens begreifen!" Das waren des Vaters Worte gewesen. Beben erfaßte sie. Warum? Hatte sie sich nicht hundertmal gewünscht, „groß" zu sein? Woher kam es, daß Fränzchen hier in der lautlosen Einsamkeit die Arme um ein schlankes Birkenstämmchen legte? Weshalb preßte sie ihr Wunschherz an die kahle Baumrinde, gerade in dieser Stunde, als ahne sie, daß sie nie nur einfach das Land Irgendwo betreten könne, in dem die Menschen ganz, ganz anders sein müßten, das ferne Land, in dem im Winter Niemand in dünnen Kleidern friert, die Orgel immer klingt, in dem es stets feierlich wie heute an diesem Sonntag ist? „Nirgendwo! Nirgendwo!" schien ein Vögelchen in der Ferne zu zwitschern.

Fränzchen ließ die Arme sinken und schaute suchend in die Weite. Die schweren Wolken hatten sich vertheilt und ein Stückchen glitzernden Blaus lachte vom Himmel; es leuchtete und lockte und trocknete ihr die Thränlein aus den Augen. Unverwandt blickte das „große Mädchen" aufwärts. Das „Nirgendwo" war in ihrer Seele langsam verklungen.

Süß duftete der Lenz. Fränzchen tauchte das Gesicht in den Fliederbusch, den sie an die Brust gesteckt hatte. Wie Liebkosung des Frühlings wars. Und eben in dieser Berührung entstand ein neuer Wunsch in ihrem jungen Herzen: das Land Irgendwo selbst schaffen zu helfen. In Sturmschritten lief nun das große Fränzchen weiter; so eilig, als könne sie schon in wenigen Augenblicken ihre kleinen Füße über die Schwelle des Gelobten Landes setzen.

Vorläufig trat sie nur in eine Dorfkirche am Weg. Glücklicher ist kein Beter an jenem Morgen gewesen. Zwischen zerarbeiteten Landleuten hatte sie sich bescheiden in einen Winkel gedrückt und hier stieg ihr Frühlingsglaube zum ersten Mal gen Himmel.

Wie sie es schaffen helfen könne: noch wußte sies nicht; noch verstand sies nicht; noch kannte sie nicht die Wege; nur Ahnung ward ihr gewährt, daß „Jeglichem gegeben, wie seine Werke sein werden".

So kams, daß es Frühling in Fränzchen blieb, daß, wer dem „großen" Mädchen tief in die dunklen Augen schaut, bis zum heutigen Tag noch den festen Glauben an Erdenlenz und Menschengüte darin liest.

Franziska Mann.

Fernand Khnopff.

I.

Die tote Stadt ruht in der Mondennacht,
Müd nickt das Gras vom hangenden Gemäuer;
Der Markt ist leer, der Brunnen plätschert sacht
Und schwarz vom Dache bleckt der Wasserspeier.

Die Kathedrale thürmt sich träumend auf
Und spiegelt sich im dunklen Wasser wider;
Das Schweigen kommt die Gassen dumpf herauf
Und läßt sich reglos Dir zu Füßen nieder . . .

Mit großen Augen schaust Du unverwandt
In blasse Nebel der Erinnerungen.
Die Krone gleitet aus der müden Hand
Und ist am Stein mit fremdem Laut zersprungen . . .

II.

Die schlanken Glieder regen sich nicht mehr,
Die Silberrüstung bebt mit leisem Klirren;
Nur in den Augen glüht es tief und schwer:
Daß alles Leben nur ein ziellos Irren.

Die Sonnenstrahlen, die Dich licht umsprüht,
Die Rosenpfade, die Dein Fuß durchmessen,
Die Küsse, die auf Deinem Mund geglüht —
Die starren Lippen haben sie vergessen.

Lebendger Stein: so stehst Du, weiß und hehr,
Zum letzten Mal den Sonnentag zu grüßen —
Und hebst Du leise auch die Hand zur Wehr,
Die Hoffnung schluchzt doch heiß zu Deinen Füßen.

Nur in Versen müßte man über Khnopff sprechen. Alle anderen Worte sind zu schwer, zu dumpf; ihnen fehlt der leise Mitklang, der von Vers zu Vers sich überträgt, der zwischen den Reihen weitertönt und die Seele des Lesers in Schwingungen versetzt. Wie gewisse Schönheiten nur stumm empfunden werden können, so scheut man sich, vor Khnopffs Bilder mit Worten zu treten, denen der weihevolle Schauer seiner Werke fehlt. Die Bilder haben trotz ihrer Starrheit ein inneres Leben, das auf jeden empfindenden Beschauer unmittelbar sich überträgt und in ihm eine Wirkung zurückläßt, der nichts vergleichbar ist. Khnopff gehört, wie Utamaro und Aubrey Beardsley, zu den Künstlern, deren Werk jedes andere, das man danach sieht, auch eins von ansehnlicher Kunsthöhe fast roh wirken läßt. Es sind Stücke für Violine

oder Cello, ganz leise, leise in der Abenddämmerung aus hohem, dunklem Gebüsch hervorklingend, Lieder, von einer tiefen Frauenstimme halblaut und doch mit vollem Ton in der sternenklaren nächtlichen Einsamkeit gesungen, Lieder, von denen die Klänge eines Orchesters, die Töne eines noch so herrlichen Tenors als barbarisch abstechen. Sie berühren durch alle Sinne hindurch eben die Seele, sie erwecken die geheimsten und tiefsten Wünsche, sie reden die Sprache der Sehnsucht, die weiß, daß es für sie keine Erfüllung giebt. Und wenn man ihnen antwortet, so möchte man die selbe verschleierte, leise schwingende Sprache sprechen. Was Utamaro mit seinem ganz einzigen Zusammenklang von blassen, müden Farben und kühnen Linien, die wie Melodien sich aus den Farbenakkorden erheben, erreicht, was Aubrey Beardsley mit dem oft süßen, oft schneidenden Gesang seines bis dahin unerhörten und sinnverwirrenden Zusammenspiels von Punkten und Linien bewirkt, die sich der Netzhaut wie mit dem Stichel eingraben und doch, immer wieder neu, an ihrem Zauber nichts verlieren: so athmen Khnopffs Bilder Stimmung der Seele, Worte, die schon verhallt sind, die vielleicht niemals gesprochen waren und sich doch wie mit weißen Flammen in das Herz des Sehenden einbrennen. Meist sind es Pastelle, weiß in weiß, oft nur ganz leise getönt, fast alle in einen bläulichen Schimmer getaucht, wie durch den leichten, verschwimmenden Rauch eines Weihrauchbeckens gesehen. Nichts Katholisirendes und doch aus der Feierlichkeit einer Kirchenstimmung geboren, die jedes Bild mit dem Zauber eines Mysteriums umhüllt. Fast immer sinds Frauengestalten von einem eigenthümlichen Typus: blasse, schmale Gesichter mit langem, vollen Kinn, ein Imperatorenprofil, aber zu einer Süße des Ausdruckes gemildert, wie man ihn manchmal in England findet. Unergründliche Augen, geschlossene Lippen; und Alle schweigen. Auf den Bildern anderer Künstler, der Primitiven, der kölner Meister, sind die Lippen auch stumm, aber sie sprechen eben nicht; bei den Köpfen der Praeraffaeliten sind sie stumm, aber mit den Gedanken nach innen gewandt; bei Khnopff ist das Schweigen bewußt, gewollt, ein sprechendes Schweigen. Und wie die weiße Farbe der Zusammenklang aller Farben ist, alle Farben in sich enthält, so, ahnt unser Gefühl, ist dieses Schweigen aus all den Worten entstanden, die gesprochen werden könnten, die aber müde an einander geworden sind in dem Bewußtsein, daß doch Jeder seine eigene Sprache redet, die kein Anderer versteht, und daß alle Worte nutzlos sind, wenn nicht die Seelen in ihrer lautlosen Sprache zu einander reden. Und reden Herzklopfen, Blicke, der Hauch der Lippen und der Druck der Hände nicht eine schönere, tiefere und besonders wahrere Sprache als alle Worte, die im Munde so Vieler fremd und unrein geworden sind? Aus Scheu vor der Fälschung, aus Furcht vor der Ansteckung sind die Lippen stumm; aber sie und die Augen athmen und glühen, beredter und leuchtender als alle Worte.

Auf einem seiner letzten Bilder, La lampe bleue, hält ein halbverschleierter Frauenkopf mit schmaler, beringter Hand ein flackerndes Kirchenlicht. Das Bild ist grau in grau; die einzigen entschiedenen Farbentöne sind der blaue Stiel des Leuchters und die blaßrothen Lippen. Das Ganze ist von breitem Mattgold umrahmt wie ein Heiligenschrein. Aber der Kopf in seiner herrlichen Geradlinigkeit, die ganz leise auf einander ruhenden Lippen, die unergründlich in die Weite starrenden Augen, die doch hin und wieder sich einen Herzschlag lang in die Seele des Beschauers zu senken scheinen, sie sprechen von einem gelebten und überwundenen Leben, von Leidenschaften, die geglüht, von Küssen, die sie geküßt, und von der ewigen Sehnsucht, in der Alles schweigend untergegangen ist, — Alles. Ein anderes Bild nennt der Künstler Souvenir Vénitien. Es ist der bekannte Palma-Kopf; aber wie verändert! Aus dem Wesen des späteren, nordischen Künstlers wiedergeboren. Das schwere goldblonde Haar der Venezianerin ist zu blasser Seide geworden, die den Kopf wie mit einem duftigen Heiligenschein umgiebt; das schwere Brokatgewand mit dem starren Mieder ist in zwei Farben, Rosa und Schwarz, aufgelöst, von noch zarterem Reiz als bei Velazquez; das Gesicht ist schmaler, mädchenhafter geworden, die Haut durchsichtiger und die Augen haben eine Märchentiefe erhalten, die den Blick nicht losläßt. Aus dem etwas robusten Cinquecento-Kopf Palmas ist ein primitiver geworden, wie aus der Jugendzeit Gianbellinis, aber erfüllt von der Seele des Fremden, wie eine aufleuchtende Erinnerung an das Venedig, das vielleicht nie war, von dem man aber träumt, wenn man vor dem Cyklus des Heiligen Georg von Carpaccio steht.

Khnopff konzentrirt sich so sehr auf den Ausdruck des Gesichtes, daß er den Körpern oft die Form einer Gliederpuppe giebt, um das Magische des Antlitzes noch mehr hervortreten zu lassen; sie gleichen dann Geschöpfen einer fremden Welt, Sirenen mit leblosen Puppenkörpern statt mit Vogelleibern und Krallen. Sie zerfleischen Den nicht, der sich ihnen ergiebt, aber sie töten durch das Grauen der Leblosigkeit. Sie haben keinen Körper und sollen keinen haben, denn die Sehnsucht, die der Künstler darstellen will, krankt am Leben oder hat es schon überwunden. Nahen darf ihr nur, wer die weiße mystische Schwelle überschritten hat. Auf einem großen Oelbild, Le secret, liegt der verhüllte Frauenkopf halb zurückgelehnt, und während die Augen groß und brennend vor sich hinstarren, hebt sich ein fast hölzerner, mit langem Handschuh bekleideter Arm und legt die Finger gebieterisch einer Männermaske auf die Lippen. In diesem Bild aber hat der Künstler etwas Neues gegeben. Schon auf früheren Bildern sah man im Hintergrunde die „tote Stadt“ auftauchen, wie auf dem ausdrücklich so bezeichneten Bild, auf dem eine nackte Frau sich mit einem Arm aufstützt, mit dem anderen eine mittelalterliche erblindete Krone hält und mit seltsam verlorenem Blick auf sie herniederschaut.

Ist es Brügge, die Tote Stadt, in der Khnopff gelebt und die noch Keiner besucht hat, der nicht von dem unnennbaren Zauber dieser grünüberspönnenen Vergangenheit berührt ward? Dort herrscht das selbe Schweigen wie auf diesen Frauengesichtern. Auch diese Stadt war einst von brausendem Leben erfüllt, auch sie hat alle Wonnen und Genüsse des Reichthumes und des Glanzes ausgekostet; und nun ist sie still geworden, ihre Mauern sind eingesunken und sie träumt nur noch von der alten Herrlichkeit. Lautlos gehen die Menschen dort an einander vorüber, ganze Gassen liegen tot und verlassen und nur der Dom Saint-Sauveur und der Beffroy ragen über die Dächer, wie mahnende Finger aus dem Grabe der Vergangenheit aufgereckt. Wie sein Freund Georges Rodenbach, liebt Khnopff Brügge und läßt, wie er, die Stadt reden. Auf dem Bilde Le secret ist einer der stillen Kanäle mit überschnittenen Pforten alter Paläste zu sehen. Die Pforten sind geschlossen und das Wasser fließt nicht. Das wirkt wie eine leise Orgelbegleitung zu der bildlichen Hauptdarstellung. Verse Rodenbachs lassen uns diese Stimmung ahnen:

Très défuntes sont les maisons patriciennes
Et très dorénavant closes dans du silence
Parmi les quartiers froids, en des villes anciennes,
Ou les pignons, pris d'une inerte somnolence,
Ne voient plus rien de grand, dans le soir diaphane,
Qui descende sur eux du soleil qui se fane;
Et, pour fleurir le deuil de ces vieilles demeures
Qui sont les tombeaux noirs des choses disparues.
Seul le carillon lent sème tous les quarts d'heures
Les lourdes fleurs de fer dans le vide des rues.

Khnopff ist auf diesem Weg weitergegangen. In einem anderen Bilde hat er uns eine Reihe solcher Häuser gemalt; und auf der vorjährigen münchener Ausstellung waren zwei Kircheninterieurs, die fast nur in Schwarz und Weiß die heilige Stille des Domes, die emporstrebenden Pfeiler und den weihevollen Schauer wiedergaben, der sich an diesen Stätten alter und doch immer neuer Andacht auf Jeden herabsenkt, wenn er der stillen Zwiesprache seiner Seele mit den verirrten fremden Stimmen lauscht, wie sie in seltenen Stunden aus der Höhe herniederrauschen. Vielleicht ists eine Antwort, vielleicht nur ein Echo . . .

Ob Khnopff ein Maler ist? Ich weiß es nicht. Daß er aber ein großer Künstler ist, weiß ich. Und weil man in Deutschland nur wenig von ihm hört, hielt ich es an der Zeit, von ihm zu sprechen.

Hamburg. Theodor Suse.

Chile.

Nach dem kalifornischen Erdbeben erzählte ich hier, wie, vor neunzig Jahren, Adalbert von Chamisso das Dorado sah. Jetzt hat die chilenische Erde gebebt; und ich blättere wieder für ein paar Minuten das Buch des Dichters auf, der als Neunjähriger dem Mutterboden der Champagne entführt worden, als Fünfzehnjähriger ins Pagencorps und bald danach in die Armee des Preußenkönigs getreten war und 1815 gerufen hatte: „Die Zeit hat kein Schwert für mich!" Daß er an Bord der Brigg „Rurik", die der Reichskanzler Graf Rumanzow zur Erforschung der Südsee und der Beringstraße aussandte, als „Titulargelehrter" ein Plätzchen fand, war dem Entwurzelten unter diesen Umständen doppelt angenehm. Ueber Chile hatte er den Abbate Molina, die Patres Ovalle und Alday, die Berichte von Laperouse und Vancouver gelesen. Am zwölften Februar 1816 sah er zum ersten Mal das Land. „Die Küste von Chile gewährte uns, als wir ihr nahten, um in die Bucht De la Concepcion einzulaufen, den Anblick eines niedrigen Landes. Die Halbinsel, die den äußeren Rand dieses schönen Wasserbehälters bildet, und der Rücken des Küstengebirges bieten dem Auge eine fast wagerechte Linie dar, die durch keine ausgezeichneten Gipfel unterbrochen wird, und nur die Brüste des Biobio erheben sich zwischen der Mündung des Flusses, nach dem sie heißen, und dem Hafen San Vincent als ein anmuthiges Hügelpaar. In der Bucht umringten uns die selben Säugethiere wie im offenen Meer; aber kein Segel, kein Fahrzeug verkündete, daß der Mensch Besitz von diesen Gewässern genommen. Wir bemerkten nur an den Ufern, zwischen Wäldern und Gebüschen, umzäunte Felder und Gehege; niedrige Hütten lagen unscheinbar am Strand und auf den Hügeln zerstreut. Das niedrige Gebirg der Küste verdeckt die Ansicht der Cordillera de los Andes, die sich in Chile mit ihrem Schnee und ihren Vulkanen, in einer Entfernung von mindestens vierzig Stunden vom Meer, hinter einer breiten und fruchtreichen Ebene erhebt. Die Natur hat auf dieser südlichen Grenze Chiles, des Italiens der Neuen Welt, die wild erzeugende Kraft nicht mehr, die uns in Santa Katharina mit Staunen erfüllte. Der Winter ist hier nicht ohne Frost und es ist nicht ohne Beispiel, daß Schnee im Thal fällt. Lärmende Papageien durchziehen die Luft; Kolibris verschiedener Arten umsummen die Blumen; ein Kibitz mit gespornten Flügeln erfüllt die Ebene mit gellendem Geschrei; am Strand suchen Geier Nahrung. Die Tracht der Frauen hat seit acht bis zehn Jahren unseren europäischen Moden Platz gemacht, nach deren neusten sich die Damen angelegentlich erkundigten. Die Männertracht zeigte uns den breitrandigen Strohhut und den araukanischen Poncho, eine viereckige, mit bänderähnlichen Verzierungen der Länge nach gestreifte wollene Decke, durch deren Mittelschlitz man den Kopf steckt. Bei der freien und anmuthigen Geselligkeit, die wir in Concepcion genossen, konnten wir uns nicht ernster und trüber Betrachtungen über die politische Krisis, worin dieser Theil der Welt begriffen ist, erwehren. Wer mitten in einem Bürgerkrieg nüchtern zwischen die Parteien hintritt, gewahrt auf beiden Seiten nur beim Haufen blinde, wilde Trunkenheit und Haß. Wir sahen nur die königliche Partei, die Mauren, wie, der Geschichte des Mutterlandes eingedenk, die Freigesinnten sie nennen. Von den Patrioten saßen viele in den Stadtgefängnissen, deren Raum durch eine Kirche erweitert worden, und wurden zum Bau des Kastells gebraucht, das erbaut wurde, die Stadt im Zaume zu halten. Andere waren nach der Insel Juan Fernandez abgeführt worden. Andere, unter ihnen viele Geistliche, hatten sich in Buenos Aires unter der Fahne des Vaterlandes gesammelt. Chile, das uns Molina als ein irdisches Paradies beschreibt, dessen fruchtbarer Boden jeder Kultur angeeignet ist,

dessen Reichthum an Gold und Silber, Korn, edlem Wein, Früchten, Produkten aller Arten, an Bauholz, an Rinder-, Schaf- und Pferdezucht überschwänglich ist, darbt in gefesselter Kindheit ohne Schiffahrt, Handel und Industrie. Der Schleichhandel der Amerikaner, deren Vermittler die Mönche sind, versieht es allein gegen gemünztes Geld, ohne daß es seine Produkte benutze, mit allen Bedürfnissen; und die selben Amerikaner treiben allein den Walfischfang auf seinen Küsten. Alle Völker Europas schauen dem Kampf der minderjährigen spanischen Besitzungen mit unverhohlenem Glückwunsch zu. Die Trennung vom Mutterland ist vorauszusehen, aber es ist zweifelhaft, wann weise, ruhige Entwickelung den Uebergang von der Unterdrückung zur freien Selbständigkeit besiegeln werde. Die Stadt Mocha ist regelmäßig und groß angelegt, die Häuser sind aber niedrig und weitläufig und nur nach den inneren Hofräumen mit Fenstern versehen. Die Bauart ist wohl auf häufige und starke Erdbeben, keineswegs aber auf Winterkälte eingerichtet. Man kennt weder Kamine noch Oefen. Aermere besitzen sogar keine Küchenherde und bereiten ihre Speisen im Freien oder unter der Vorhalle. Abends brennen auf den Straßen viele Feuer, an denen sich die Menschen wärmen, und wir waren Zeugen einer Feuersbrunst, die dadurch entstanden war und ein Haus in Asche verwandelte. Der Kreole ist immer nur zu Pferd. Der Aermste besitzt wenigstens ein Maulthier und der Knabe selbst reitet hinter den Eseln her, die er treibt. Die Wurfschlinge ist in allgemeinem Gebrauch. Ich erwähne eine Sitte, die, seltsam auf religiösen Begriffen begründet, unser Gefühl beleidigte. Wenn ein Kind nach empfangener Taufe stirbt, wird am Abend vor der Beerdigung die Leiche selbst wie ein Heiligenbild aufgeputzt und im erleuchteten Hausraum aufrecht über einer Art Altar ausgestellt, der mit brennenden Kerzen und Blumenkränzen prangt. Die Menge findet sich dann ein und man vergnügt sich die Nacht über mit weltlichem Gesang und Tanz. Einzelne Araukaner, die wir in Concepcion sahen, gehören den Aermeren ihres Volkes an, die sich den Spaniern als Tagelöhner verdingen, und konnten uns deshalb von der kriegerischen, wohlredenden, starken und reinen Nation kein wahres Bild geben, deren Freiheitsinn und gelehrte Kriegskunst ein unüberwindliches Bollwerk den Waffen erst der Inkas und dann der vernichtenden Eroberer der Neuen Welt entgegensetzten. Unerschöpflich, sagt Pater Alday, sind die Reichthümer Chiles; sein Boden ist der angemessenste für jedes der Erzeugnisse, die Europa bereichern, weil es an seinen äußersten Grenzen eine gleichmäßige Temperatur hat und weder die Gewitter kennt, die dem Seidenwurm feind sind, noch den Hagel, der die Früchte der Erde gefährdet. Kein reißendes Thier, das den Menschen bedrohen könnte, hält sich in seinen Gebirgen auf und kein einziges giftiges Gewürm kommt innerhalb seiner Grenzen vor. Ferdinand VII war Herr über Chile. In den Machthabern und dem Militär, mit denen wir natürlich zunächst in Berührung kamen, trat mir Koblenz von 1792 entgegen und das Buch meiner Kindheit lag offen und verständlich vor mir. Ich sah einen alten Offizier sich in der Begeisterung ungeheuchelter Loyalität vor dem Portrait des Königs anbetend auf die Erde niederwerfen und mit Thränen der Rührung die Füße des Bildes küssen. Was in diesem vor vielen anderen hieroglyphisch herausgehobenen Zug sich ausdrückt, die Selbstverleugnung und die Aufopferung des eigenen Selbst an eine Idee, sei diese auch nur ein Hirngespinnst, ist das Hohe und Schöne, was Zeiten politischer Parteiungen an den Menschen zeigen. Aber die Kehrseite ist im Triumph der Uebermuth, die Grausamkeit, die sich thierisch sättigende Rachsucht. Vae victis! Hiervon auch einen Zug. Ich sah bei dem Ball, den uns der Gouverneur gab, seinen Natürlichen Sohn, einen ungezogenen Knaben von dreizehn bis vierzehn Jahren, Damen, die, in die Mantilla gehüllt, sich nach Landessitte als Zuschauerin-

nen eingefunden hatten, mit Füßen treten und anspeien, weil sie Patriotinnen seien; und was der Knabe that, war in der Ordnung. Den nicht ausgewanderten, deportirten oder eingekerkerten Patrioten oder Verdächtigen und deren Familien wurden, wie rechtlosen Unterdrückten, alle Lasten, Lieferungen, Transporte, Einquartirungen aufgebürdet. Da galt die Formel: Es sind Patrioten. Eine Anekdote soll Euch das Militär zeigen, von dem hier die Rede ist. Als der Kommandant von Talkaguano, ein Obristlieutenant, nach aufgehobener Tafel einmal Hand in Hand mit unserem Kapitän ausgehen wollte, traf es sich, daß der Schildergast die Schwelle der Thür, vor welcher er stehen sollte, zur Lagerstelle, den Mittagsschlaf zu halten, bequem gefunden hatte. Wir fragten uns nun gespannt: Was wird der Kommandant thun? Er trat an den behaglich Schlafenden heran, betrachtete ihn eine Weile lächelnd, schritt dann behutsam und leise über ihn weg und bot dem Kapitän die Hand, ihm auf die selbe Weise aus dem Hof in die Straße zu helfen, ohne daß der Kriegsmann in seiner Ruhe gestört werde. Als wir (um den chilenischen Freunden eine Gegenbewirthung zu bieten) einen Schuppen in eine Myrthenlaube umgeschaffen und zu einem Tanzsaal eingerichtet hatten, dessen Blumenpracht in Europa wohl Bewunderung erregt hätte, erregte die in Chile nie gesehene Pracht der Beleuchtung (mit Wachskerzen) die höchste Bewunderung. Cera de España: der Ausruf übertönte Alles. Und als wir Chile verließen, erbat sich der Gouverneur noch von unserem Kapitän, nebst einigem russischen Sohlenleder, zehn Pfund Wachslichte (cera de España, spanisches Wachs) zum Geschenk. Die von den unterrichtetsten unserer Gäste oft an uns gestellte Frage, aus welchem Hafen wir ausgelaufen seien, ob aus Moskau oder aus Petersburg, finde ich ganz natürlich; die, ob jene fliegende Figur den Kaiser Alexander vorstelle, ist schon um Vieles besser; aber die Krone verdient die, zu der eine schwarzbronzirte Büste des Grafen Rumanzow auf dem ‚Rurik' Veranlassung gab. Sie ist schon des Umstandes wegen aufzeichnenswerth, daß sie nicht nur in Chile, sondern auch noch in Kalifornien, und zwar mit den selben Worten, von einem dortigen Missionar gestellt wurde; die Frage nämlich: ‚Wie sieht er denn so schwarz aus? Ist Euer Graf Rumanzow denn ein Neger?'

Noch ein Sittenbildchen aus den Nachtstunden. Ich war spät mit dem Kapitän heimgekehrt, wir hatten uns Beide zur Ruhe gelegt und schliefen schon, als Musik unter unseren Fenstern sich hören ließ; eine Guitarre, Stimmen. Der Kapitän stand verdrießlich auf und suchte nach seinen Piastern, um die Ruhestörer befriedigt zu entfernen. Um Gottes willen, rief ich, der Sitte kundiger als er: Das ist ein Ständchen; es sind vielleicht die vornehmsten Ihrer Gäste! Aus dem Fenster spähend, erkannte ich unter vier jungen Damen, die ein junger Mann beschützte, die zwei Töchter des Kommandanten. Wir warfen uns in die Kleider. Bald brannte Licht. Wir nöthigten die Nachtwandlerinnen herein und es ward gespielt, gesungen und getanzt bis spät in die Nacht. Und was tanzten die Fräulein? O meine Freunde: kennt Ihr die Fricassee? Nein: Ihr kennt sie gewiß nicht. Dazu seid Ihr zu jung. Ich habe die Fricassee in den Jahren 1788 bis 90 zu Boncourt in der Champagne als einen volksthümlichen Charaktertanz von alten Leuten tanzen sehen, die sie in ihrer Jugend von anderen erlernt hatten. Zwei Kavaliere begegnen, begrüßen einander, sprechen mit, erhitzen sich und ziehen gegen einander, erstechen einander; und das Alles nach einer Melodie, die ich Euch noch vorsingen wollte, wenn ich überhaupt singen könnte. Diese Fricassee tanzten die Fräulein. Es fand sich am anderen Tage zum großen Schrecken des Kapitäns, daß die Chronometer, die wir über der Fricassee vergessen, von der erlittenen Erschütterung ihren Gang merklich verändert hatten. Mit den nächtlichen Schwärmerinnen war ich dann noch lange in den Straßen umhergeschweift; wir hatten kleine Neckereien verübt und an die Fenster der jungen Herren geklopft."

So sahs 1816 aus. Am fünften April 1818 erlöste die Schlacht am Maipu die Chilenen vom spanischen Joch. Erst 1844 aber wurde Chile von Spanien als unabhängige Republik anerkannt. Der Hader mit den Nachbarstaaten, mit Peru, Bolivia und der Argentinischen Republik, der spanisch-chilenische Krieg unter Perez, die gegen Balmaceda, den klugen Tyrannen, siegreiche Revolution, der verfrühte Versuch, die Goldwährung einzuführen: das Alles ist bekannt und auf jeder Eselsbrücke leicht zu finden. Das wirthschaftlich wichtigste Ereigniß des Jahrhunderts war die ungeheure Steigerung des Chilesalpeterexportes. (Am achtundzwanzigsten April ist aus den Berichten des Dozenten Dr. Gottfried Zoepfl hier Einiges darüber veröffentlicht worden.) War zunächst die Eroberung des Salpeterrevieres. Diese Quelle nationalen Reichthumes war noch 1879, im Jahr des peruanisch-chilenischen Krieges, umstritten. In Helmolts „Weltgeschichte" fand ich die Sätze: „Als in den südlichen Bezirken nicht nur unerschöpfliche Lager von Salpeter und Natron, sondern auch reiche Silberminen entdeckt wurden, hoffte man, in diesen Einöden einen Ersatz für die dem Raubbau erlegenen Guanolager der Chincha-Inseln zu finden. Bolivia besaß hier zwar einen schmalen, bis zum Pazifischen Ozean reichenden Gebietsstreifen, der Peru und Chile von einander trennte, hatte ihn aber so wenig beachtet, daß es sowohl seine territorialen Ansprüche als seine Hoheitrechte halb und halb schon an Chile preisgegeben hatte, als der Werth dieses Besitzes erkannt war. Fast alle wirthschaftlichen Interessen waren in den Händen chilenischer und anderer fremder Unterthanen, die sich, zum Neide der eigentlichen Landesherren, hier bereicherten. Seit Langem insgeheim verbündet, begannen die Gegner Chiles die Feindsäligkeiten damit, daß Bolivia, den Verträgen zuwider, die chilenische Industrie in Atakama Anfang 1879 mit hohen Zöllen belastete und, als deren Zahlung verweigert wurde, alles chilenische Eigenthum konfiszirte. Aber Chile war auf den Kampf vorbereitet. Seine Truppen besetzten ohne ernsttichen Widerstand den streitigen Küstenstrich; und Bolivia hat während des ganzen Krieges kaum mehr versucht, das verlorene Gebiet zurückzuerobern. So lange die peruanische Flotte noch erfolgreich den Chilenen die Herrschaft auf dem Meer streitig machte, kamen sie auch zu Land nicht über die Belagerung der südlichsten Küstenplätze hinaus. Nachdem aber der Huaskar, das größte und schnellste der peruanischen Schlachtschiffe, am achten Oktober 1879 genommen worden war, konnten die chilenischen Streitkräfte vereint schlagen und den Siegeszug antreten, der im Januar 1881 in Lima endete. Die Niederlage führte in Peru und in Bolivia zum Sturz des bestehenden Regimentes; und es dauerte lange Jahre, ehe die Beziehungen des Siegers zu dem Besiegten eine verfassungmäßige Billigung erhalten konnten Diese bestätigte aber Chile in dem dauernden Besitz von Atakama und Tarapaka und überließ ihm einstweilen die Provinzen Takna und Arika." Diese Provinzen sind noch heute von Chile okkupirt und gehören zur nördlichen Salpeterregion. Der Rohsalpeter (Caliche) wird auf einem hundertzwanzig Meilen umfassenden Gebiet gerade an der peruanischen Grenze, in den 1879 eroberten Provinzen Atakama und Tarapaka, in reichlichsten Mengen gefunden. Erst der Sieg über die Nachbarn hat den Chilenen also die Möglichkeit des Wohlstandes geschaffen. Um welche Summen sichs dabei handelt, zeigen zwei Ziffern. 1830 kamen von der Westküste Südamerikas 8500 Tonnen Salpeter nach Europa; 1904 aus Chile allein 1120000 Tonnen. Ja diesem Jahr 1901 zahlte die europäische Landwirthschaft allein dem chilenischen Salpetersyndikat 184 Millionen Mark. Und die für die Landwirthschaft wichtigste Nachricht, die in den Tagen nach dem Erdbeben eintraf, kam aus Iquique und brachte von der Combinacion Salitrera, dem Salpetertrust, die Botschaft: „Salpeterregion ohne Erdstöße. Produktion nicht unterbrochen." Eine Weltindustrie, die bedroht schien, ist gerettet.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 1. September 1906.

Nikolaiten.

Aptekarskij Ostrow, die Apothekeinsel, heißt seit fast zweihundert Jahren der Stadttheil, wo, in der Zeit zwischen den Siegen bei Poltawa und bei den Olandsinseln, Peter Alexejewitsch Heilkräuter pflanzen, mitten im Newadelta einen Botanischen Garten anlegen ließ. Solchen Garten hatte in Europa jede Hauptstadt; Peters Residenz sollte auch einen haben. Fruchtbares Land, dem die Frühjahrsüberschwemmung kaum schadet und das unterm Sommermond in südlicher Ueppigkeit prangt. Die Petersburger, die zu Wohlstand gelangt waren, bauten sich hier und auf den anderen Newainseln Landhäuser, die sie bezogen, wenns in der Stadt zu heiß wurde. Auch für den Minister des Inneren, der in jeder Jahreszeit erreichbar bleiben muß, war hier eine kleine Datscha gebaut worden. Da hauste jetzt Peter Arkadijewitsch Stolypin. Und vergaß, wenn er die jungen Kinder durch den Garten springen sah, für Stunden beinahe die Last und Gefahr seines Amtes. Bald fünf Wochen Ministerpräsident. Bisher war Alles leidlich gegangen. Die Mehrheit des Volkes hatte, als sei sie von einem Nachtalben befreit, aufgeathmet, da sie erfuhr, die grausige Posse der Gossudarstwennaja Duma sei zu Ende gespielt. Der Versuch, die nationalliberalen Monarchisten, die gemäßigten Männer der Partei vom siebenzehnten Oktober ins Ministerium zu ködern, war freilich mißlungen. Doch das Land immerhin ruhiger geworden. Der wiborger Aufruf der Demagogen ohne Wirkung verhallt. Peter Arkadijewitsch rieb die Hände. All die klugen Leute, die ihm damals gerathen hatten, das Rumpfparlament in Wiborg umzingeln, die Demonstranten, die zur Weigerung der Wehr- und Steuerpflicht aufriefen, verhaften und als Hochverräther nach Sibirien bringen zu lassen, mußten nun erkennen, daß er klüger gewesen war. Er schwor, als Liberaler, nicht auf Assa-

kows Evangelium, glaubte ihm aber, daß man dem sittlichen Instinkt des russischen Menschen vertrauen dürfe. Wollte es auch ferner thun. Anständig regiren. Keinen Mißbrauch der Amtsgewalt dulden. Die „Gesellschaft“ (das Schlagwort der Westgucker aus den vierziger Jahren ist wieder beliebt geworden und bezeichnet Alles, was nicht zur Routier-Bureaukratie, zum verseuchten Tshin gehört), die patriotische und geistig reife société für sich gewinnen. Die Terroristen niederzwingen und für Ordnung sorgen. Schnell den Bauern beweisen, daß ihr altes Hoffen nicht unerfüllt bleibt; daß der Kaiser bereit ist, ihnen einen Theil der Apanagengüter zu überlassen. Dann konnten die Wahlen zur neuen Reichsduma beginnen. Das Volk würde einsehen, daß es ernste, verständige Männer, nicht Schwätzer und wilde Narren, nach Petersburg schicken müsse. Mit solchen Elementen war gedeihliche Arbeit im Taurischen Palast möglich. Sind wir denn nicht Alle Russen? Haben wir nicht das selbe Ziel? Goremykins Hauptfehler war, daß er als Staatshaupt der Duma die Tenne leer ließ. Ich werde ihr so viel Arbeit geben, daß sie gar nicht zum Schwatzen kommt und zunächst mal ein paar Monate lang zu thun hat, um mit dem Bündel unserer Gesetzentwürfe fertig zu werden. Ça ira! Wunderlich, daß sich Einem gerade das Wort aus dem Carillon National auf die Lippe drängt. Folge des ewigen Geredes von der Großen Revolution. Unsinn. Wir leben nicht anno 1792. Wir werden die Krankheit überwinden. Zweifelt Ihr, ob mirs an gutem Willen fehlt? Keiner. Kennt Ihr mich als ehrenhaften Mann? Alle. Fürchtet Ihr, ich könne zu früh erlahmen? Sicher nicht. Wie in Sebastopol mein Vater Arkadij Petrowitsch, werde ich ausharren, so lange der Kaiser mich auf meinem Posten läßt. Und einstweilen darf ich mich seiner Gnade rühmen. Er weiß, daß er an mir einen redlichen und reinlichen Diener hat, der Alles dran setzen wird, Rußland wieder Ruhe und inneren Frieden zu schaffen... Ungefähr so sprach der Ministerpräsident wohl auch, als er am fünfundzwanzigsten Augusttag in seiner Datscha die Gäste empfing. Der Nationalgruß, schrieb Matthisson im März 1792 aus Frankreich, ist hier jetzt: Ça ira; und die Antwort lautet gewöhnlich: Cela va. Ungefähr so wars auf Aptekarskij Ostrow. Zuversichtliche Stimmung. Die Lakaien serviren Thee, russisches Konfekt, Cigaretten. Plötzlich ein Krach. Die dünnen Wände des Landhauses bersten. Der Balkon stürzt herab. Dreißig Tote, dreißig Verwundete. Sechzig Opfer einer Bombe, die moskauer Verschwörer ins Haus geschmuggelt haben. Stolypin ist unverletzt. Seine fünfzehnjährige Tochter ist an beiden Beinen schwer verwundet, seinem dreijährigen Söhnchen ein Hüftknochen gebrochen. Nikolai Alexandrowitsch telegraphirt: „Ich finde keine Worte, um meiner Entrüstung Ausdruck zu ge-

ben". Und Peter Arkadijewitsch erklärt, er werde, trotz diesem Erlebniß, unbeirrt auf dem Weg bleiben, den er, als Nachfolger Goremykins, als der Mann, der zur Auflösung der Reichsduma zu rathen wagte, im Juli beschritten habe.

Werde also auch künftig liberal regiren. Das hatte man von ihm erwartet, als man ihn auf den Platz Durnowos rief. Durnowos, den Europa, weils in den Zeitungen stand, für einen starren Reaktionär hielt; und der sein Leben lang doch nur ein gewissenloser Abenteurer war. Spieler und Schürzenjäger. Als ers, unter Alexander dem Dritten, bis zum Chef der petersburger Polizeiverwaltung gebracht hatte, hielt er sich ein Mädchen, das auch intimen Verkehres mit dem Gesandten Spaniens verdächtig war. Die Huldin leugnete natürlich. Durnowo wollte Klarheit, ließ die Korrespondenz des Spaniers überwachen und erbrach die an die gemeinsame Freundin gerichteten Briefe. Als der Gesandte dahintergekommen war, fuhr er zu Giers, der damals noch das Auswärtige Amt leitete, und forderte wüthend Genugthuung für diesen groben Verstoß wider die Rechte der Exterritorialität. Giers meldete die Sache dem Kaiser; und Alexander, der in Rechtsfragen unerbittlich war, schrieb an den Rand des Berichtes: „Fort mit dieser Kanaille!" Durnowos Karriere schien für immer beendet. Wars aber nicht. Der Weggejagte blieb in guten Beziehungen zum Haus des Finanzministers. Dort stellte er sich, als auf Ruriks Stuhl schon der kleine Nika saß, eines Tages mit der Bitte um fünfzigtausend Rubel ein, die er zur Deckung eines Verlustes brauche. Sergej Juliewitsch Witte war in der Wahl seiner Werkzeuge niemals heikel. Er sah sich den Bittsteller an. Ein pfiffiger Kerl, in alle Sättel gerecht und jetzt, nach den Tagen der Sexualhitze, auch arbeitsam. Den fest an sich zu ketten, war vielleicht nützlich. Zwanzigtausend Rubel, sprach der Mächtige, will ich Ihnen geben; die anderen dreißigtausend wird Ihnen, wenn ich dazu rathe, Sipjägin (der Minister des Inneren) vorstrecken. Sipjägin war ein vornehmer Bojar, der nicht gern arbeitete und seine schönsten Stunden erlebte, wenn er in seinem mit altrussischer Pracht ausgestatteten Haus den Gossudar bewirthen durfte. Der fügte sich. Nahm Herrn Durnowo auch als Adjunkten ins Ministerium. Dieser Mann, sagte ihm Witte, ist der zuverlässigste, den Sie finden können, und wird Ihnen die Last der Arbeit beträchtlich erleichtern. Wunderschön. Die Randbemerkung Alexanders war längst ja vergessen und der neue Pharao wußte nichts von Joseph. Durnowo hatte sein Geld, hatte eine einträgliche und wichtige Stellung: und würde Witte für immer verpflichtet bleiben. Sipjägin wurde (wie es in Rußland der Brauch ist: von einem Studenten) ermordet und Wjatscheslaw Konstantinowitsch Plehwe zur Nachfolge berufen. Inzwischen hatte, nach Subatows moskauer Experiment,

im Finanzministerium die heimliche Mächlerei mit dem Popen Gregorij Gapon begonnen. Fand ihn Durnowo? Jedenfalls wußte der Adjunkt, wußten die Minister Sipjägin und Plehwe so gut wie Witte und der Polizeichef General Foulon, daß der Pope aus Staatsmitteln einen Monatssold beziehe. Er sollte das Proletariat der Hauptstadt „organisiren“; so, versteht sich, organisiren, daß der kluge Finanzminister es in der Hand behielt. Durnowo bürgte dafür, daß Witte rasch Alles erfuhr, was im Ministerium des Innern geschah und geplant ward. Plehwe wurde gewarnt, antwortete aber, er halte den Mann schon im Zaum und werde ihm, sobald es Zeit sei, den ihm gebührenden Fußtritt geben. Dazu kams nicht. Am achtundzwanzigsten Juli 1904 riß eine Bombe Wittes gefährlichsten Feind aus allzu thätigem Leben. Er war, in der gepanzerten Kutsche, zwischen Schutzmännerhecken, nach dem Bahnhof gefahren, um seinem Herrn in Peterhof die Aktenstücke vorzulegen, die Wittes Verbindung mit den Revolutionären beweisen sollten. Denn Witte war zwar nicht mehr Finanzminister, war nur noch (als Nachfolger des älteren, unserem Helden nicht verwandten Durnowo) Präsident des ohnmächtigen Ministerkomitees, konnte morgen aber, als Arrangeur der Handelsverträge, wieder in die Sonne kommen; und sollte vorher unschädlich gemacht werden. In seinem Portefeuille hatte Plehwe Alles hübsch beisammen. Diesen Schlag konnte Sergej Juliewitsch nicht überleben. Doch der procureur parvenu kam nicht bis ans Ziel. „Dieser Mortimer starb Euch sehr gelegen“, konnte, wie Burleigh zu Leicester, Durnowo zu dem Gönner sprechen. Und dabei doch spöttisch lächeln. Denn die Mappe mit den Beweisstücken war gerettet und Plehwes ältestem Adjunkten übergeben worden: Herrn Durnowo. Der wußte, als ein zur Dankbarkeit verpflichteter Mann, was er zu thun habe. Mit strahlender Miene, mit dem seligen Blick Eines, der endlich vergelten könne, überreichte er dem Patron alle unerheblichen Dokumente (die Plehwe miteingepackt hatte, um die Wucht der Hauptanklage zu mehren) und behielt nur die wichtigsten. Verwahrte sie sorgsam. Witte, der davon nichts ahnte, war überzeugt, daß er sich in dem Manne nicht getäuscht habe. Doch einmal ein wirklich dankbares Gemüth! Und war gewiß sehr zufrieden, als der treue Knecht Minister des Innern wurde. Derselbe Gentleman, den Nikas Vater eine Kanaille genannt und mit Schimpf und Schande entlassen hatte. Keine Gefahr mehr. Die Sachen mit Gapon, mit Uchatow und anderen Demagogen kamen nicht ans Licht; konnten nicht mißdeutet werden. Das Eisen blieb im Feuer. Noch 1905, lange nach dem blutigen Epiphanienfest, mußte der Handelsminister Timiriasew, auf Wittes Weisung, Gapons Gehilfen Matjuschenskij, den ein Geheimpolizist ihm vor-

führte, dreißigtausend Rubel auszahlen. Der Pope hatte so viel Geld, daß er große Reisen machen, in Paris bei Marguery essen, in Monte Carlo spielen konnte. Als er heimgekehrt war, belästigte die Polizei ihn nicht. Er, der am einundzwanzigsten Januar 1905 den Zug vors Winterpalais geführt, in Manifesten den Zaren geschmäht und der schwersten Verbrechen beschuldigt hatte, durfte im November 1905 Arbeiterversammlungen präsidiren und in Petersburg frei herumlaufen. Ein Steckbrief war gegen ihn ergangen; doch kein Büttel legte Hand an ihn. Auf dem Weg zum Bett einer hübschen Jüdin ist er dann, von einem anderen Agenten der Regirung, ermordet worden; und hat noch ein stattliches Sümmchen hinterlassen. Wieder Einer, der zu rechter Zeit starb ... Die Hohe Excellenz Durnowo aber wurde nun schwierig. Schien ein Vergnügen darin zu finden, Alles zu thun, was Sergej Juliewitsch, dem Ministerpräsidenten, mißfallen mußte. Und war selbst von dem Sieger von Portsmouth nicht niederzuringen. Witte konnte ihn vor dem Ohr fremder Journalisten den Hort der Reaktion und den Anwalt des Weißen Schreckens nennen. Aber nicht aus dem Amte drängen. Denn Durnowo hatte Plehwes Beweismittel: und mit einem so gerüsteten maître-chanteur war nicht zu spaßen. Dessen Ansehen wuchs noch, als er die Strikewuth der Eisenbahn- und Postbeamten wider Erwarten schnell gezähmt hatte. Witte hat in den letzten Jahren viel Glück gehabt. Seine stärksten Gegner, Plehwe, l'incorruptible, und der Großfürst Sergej Alexandrowitsch, wurden gemordet. General Trepow wurde sein Freund und blieb, als er den Grafen Witte menschlich nicht mehr schätzte, der eifernde Bewunderer seiner staatsmännischen Kunst. Pobedonoszew war morsch geworden und hoffte nicht mehr, seinem Willen am Hof Gehör zu schaffen. Gapon verröchelte, ehe er plaudern konnte. Nur Durnowo war unüberwindlich. Dieser mittelmäßige Kopf, der als willenloses Werkzeug dienen, für Lebenszeit zu unterwürfiger Dankbarkeit verpflichtet sein sollte war, im Besitz des plehwischen Aktenbündels, dem klügsten russischen Politiker überlegen. Dem drohte beim ersten dreisten Angriff die Gefahr des chantage. Zugleich mit Witte erst schied auch „diese Kanaille“ aus dem Reichsdienst.

Die Duma kam in Sicht; und die Erbweisheit asiatischer Herrscher empfahl, neue Männer auf die Bresche zu stellen. Wahrscheinlich würden die Semstwomänner das große Wort führen. Die Leute, die in den Landgemeinden Jahre lang zwar ihre Pflicht versäumt, weder für brauchbare Wege noch für andere Meliorationen gesorgt hatten; nun aber genau wußten, was dem Reich fromme. Denen stellen wir Goremykin, der gegen Witte so zäh das Recht der Semstwos vertreten hat, als Zielscheibe hin. Und zum Minister des Inneren

machen wir Stolypin. Der ist sauber, denkt nur an den Staat, nicht an den eigenen Vortheil, kennt, als tüchtiger Landwirth, die Agrarverhältnisse der Wolga-Gouvernements, ist liberal und hat in Saratow den Räuberhaufen doch eine feste Hand gezeigt. Die Beiden müssen mit der Sprudeljugend des Parlamentes fertig werden. Müssen? Ein Genie hätte mit dieser Duma nicht zu arbeiten vermocht. Deren Mehrheit wollte auch gar nicht arbeiten. Forderte einfach Alles, was, wie sie selbst wußte, um keinen Preis gewährt werden konnte. Volksrechte, die in den civilisirtesten Theilen Europens noch nicht erstritten sind. Für die Bauern nicht nur die Kron-, Apanagen- und Kirchengüter, sondern auch die Latifundien der großen Grundherren. Woher die zu solcher Expropriation nöthigen Milliarden kommen sollten, kümmerte sie nicht. Ebensowenig die Frage, ob der mittellose, unwissende Bauer im Stande sein werde, die ihm zugetheilte Fläche rationell zu bewirthschaften. Was lag daran? Das Wichtigste war, jede mögliche Konzession der Regirung durch lautes Heischen von vorn herein zu überbieten. Weh Jedem, der sagte: „Der Zar hat ein ungeheures Stück ererbter Macht abgetreten. Die Minister zeigen guten Willen. Wir wollen das Vergangene vergangen sein lassen und gemeinsam mit der Regirung den Weg suchen, auf dem unserem unglücklichen Volk vorwärts zu helfen ist." Nein. Geschrei und Geschimpf. Ohne die Spur eines schöpferischen Gedankens. Leute, die kaum den Durchschnitt der russischen Bildung erreichten und in dem von Poljakow aus triftigen Gründen weggelobten Bankbeamten Herzenstein ein lumen civitatis bestaunten, wähnten sich berechtigt, Männer von der Erfahrung Kokowzews und Goremykins, Stolypins und Schwanebachs wie diebische Hütejungen abzustrafen. Natürlich: sie repräsentirten ja die „Gesellschaft" und hatten die Stimmzettelweihe empfangen. Da die Routiers oft als unzulänglich, oft als korrupt erwiesen sind, ist die Routine das größte aller Uebel und Unkenntniß der Staatsgeschäfte die Vorbedingung nützlichen Wirkens. Der abgeschüttelte Beamte, der, als nun vom Volk frei Erkürter, das Ressort, in dem er allzu lange geduldet worden war, wie den schmutzigsten Höllenpfuhl malte, durfte auf dröhnenden Beifall rechnen. Niemand fragte ihn: „Und das Alles, werther Kollege, hätten Sie noch länger mitgemacht, wenn Sie nicht fortgejagt worden wären?" Der Minister, der den Mund aufzuthun wagte, wurde niedergebrüllt. In keinem Lande der Erde hätte solches Parlament auch nur eine Woche lang unangefochten gelebt. Daß es aufgelöst werden müsse, war schon in den ersten Julitagen keinem Minister mehr zweifelhaft. Ob für diesen Entschluß aber der Kaiser zu haben war?

Der mit Zeitungberichten gefütterte Europäer sieht den Sohn Alexanders noch immer in falschem Licht. Im Hintergrund links Maria Feodorowna,

die „herrschsüchtige Kaiserin-Mutter"; rechts Pobedonoszew, der Fürst der Finsterniß, neben dem der hohläugige Toledaner wie der behäbige Nachtportier eines Provinzgasthofes wirken würde; in der Mitte die Häupter der weltberühmten Großfürstenpartei. Und vorn ihr gelehriger Zögling. Nur schwach, sagt der Eine; schon ein Bösewicht, raunt der Andere. Alle sind in der Ueberzeugung einig, daß Nikolai Alexandrowitsch „reaktionär" ist, immer, unter dem Einfluß der Schrecken sinnenden Kamarilla, den Ausdruck des Volkswillens mit roher Gewalt hindern möchte und nur aus Furcht manchmal zurückweicht. Kein Zug des täglich illuminirten Bildes ist ähnlich. Maria Feodorowna war seit dem Tod ihres Mannes für die Gewährung einer Konstitution, weil sie vor allen Anderen ahnte, daß der neurasthenische, unter Martern reichlichem Alkoholgenuß entwöhnte Knabe die Mütze des Monomachos nicht tragen könne. Pobedonoszew hat keine Macht mehr, will keine mehr haben, ist seit Monaten nicht in den goldenen Zarenkäfig gekommen und siecht, ohne Beziehung zum Hof, mählich dahin. Eine Großfürstenpartei giebt es nicht. Michael Alexandrowitsch, der dem Vater ähnelt, wie der Vater die Folgen schlechten Regimentes vor Augen sah (und eine Weile des Landes Hoffnung war), hält sich still und zeigt, auch wenns draußen stürmt, eine lächelnde Miene. Seit Alexandra Feodorowna einen Sohn geboren hat, käme Michael als Regent nur noch in Betracht, wenn sein Bruder sich entschlösse, freiwillig vom Thron zu steigen. Die übrigen Großfürsten hören am Liebsten nichts von der leidigen Politik. Gar nichts davon zu hören: Das ist auch Nikolais sehnsüchtiger Wunsch. Werden Einem je denn erfreuliche Nachrichten gebracht? Widrige nur; Tag vor Tag. So wars in der Kriegszeit; so ists nach dem Friedensschluß geblieben. Unmöglich, nach Darmstadt oder wenigstens nach Kopenhagen zu gehen. Nicht einmal in die Krim, wo sichs im Sommer so behaglich lebte, kann man sich retten. Was wollen die Menschen denn eigentlich von mir? Ich thue, wo ich irgend kann, Gutes und ernte niemals Dank. Keiner sagt mir Angenehmes. Attentate, Straßengemetzel, Meutereien, Bauernaufstände. Sagt mir endlich doch Angenehmes, Ihr Hundeseelen! Sie thätens gern; doch ihre Lügen hätten zu kurze Beine. Der gekrönte Knirps wird eigensinnig. Stellt sich, als horche er andächtig auf jeden wohlerwogenen Rath, foppt jeden Vortragenden mit der sicheren Hoffnung, Gehör zu finden, und ist für Minuten dann kindisch vergnügt, wenn er sich durch einen aller Erwartung spottenden Entschluß bewiesen hat, daß er noch Selbstherrscher aller Reussen ist. Kein Tyrann. Kein nach Herrschergewalt Gierender. Einer, der, um den Schein zu wahren, das Wesen der Macht opfern würde. Nicht so leicht zu lenken, wie der erste Blick träumt. Ohne Muth, ohne Willenskraft; mißtrauisch, unstet und hochmüthig wie ein echter Schwächling.

Wenn er, nach einem Attentat, seinem Mitgefühl Worte sucht, meidet er jedes, das andeuten könnte, auch der Kaiser habe, das Reich einen Verlust erlitten. Zu diesem Bekenntniß darf der Gossudar sich niemals erniedern. „Ich beklage Ihren Verlust." Nichts weiter. Daß diese Menschen für ihn gefallen sind, braucht ja nicht erwähnt zu werden. Paul Andrejewitsch Schuwalow, den der Tag von Philippopel, vielleicht auch Bismarcks nahes Beispiel gestählt haben mag, ist auf solche Depesche die Antwort schuldig geblieben und hat, nach einem Excitatorium, dann stark betont, daß er in dem Opfertod seines Sohnes nicht nur einen persönlichen, sondern auch einen dem Reichsdienst empfindlichen Verlust sehe. Kuropatkin und Lenewitsch, Roschdestwenskij und Dubassow könnten von der Dankbarkeit ihres Herrn traurige Mär erzählen. Ihre Schuld; warum hatten sie nicht Angenehmes zu melden? Der von den Menschen so unhold Bediente wendet sich an die Geister. Alexander der Erste, an den er (wie das Zerrbild ans Original) erinnert, ließ sich von der Prophetie der Krüdener den Weg zur Heiligen Alliance und ins Gefild aller Tugenden weisen. Nika braucht nicht in die Ferne zu schweifen: hat die übers Geisterreich Herrschende in der Familie. Militza Nikolajewna, die vierzigjährige, seit 1889 dem Großfürsten Peter Nikolajewitsch vermählte Montenegrinerin, ist mit den spirits auf Du und Du. Sie hat den Geisterbeschwörer Philipp und später noch einen anderen Magus an den Hof gebracht, versteht sich auf alle Spiritistenkünste und sagt, mit unanzweifelbarer Zuverlässigkeit, dem Haupte der Gottorper die Folgen des Handelns und Unterlassens voraus. Alles wiederholt sich nur im Leben. Von Cagliostros Großkophtarolle ists nicht weit bis zu den Seancen der weisen Militza. Auch diese älteste Schwester der Königin Helene ist liberal; wie sichs für eine Tochter der Schwarzen Berge (und der schönen Milena, die, nach einem allzu berühmten Monarchenwort, Apfelsinen verkauft haben soll), eine moderne Spiritistin ziemt. Ist für „volksthümliche Reformen". Wie Maria und Alexandra Feodorowna. Die Mutter: weil sie ihr Söhnchen richtig einschätzt. Die Zaritza: weil sie das Männchen ganz für sich, für das Haus und die Kinderstube haben möchte und ihm ein Leben ohne Arbeit und Leibesgefahr, das behagliche Dasein eines Familienvaters nach englischem Muster wünscht. Die Frau des Großfürsten: weil die allwissenden Geister ihr also befahlen.

Die Drei waren natürlich froh, daß sie die Reichsduma hatten. Hielten sie, ganz wie in Europa die minder vornehme Dame Oeffentliche Meinung that, für ein Ventil, das gefährliche Dämpfe und Gase einschließt. Nika war bald überredet. Die dem Papst-Kaiser treuen Mushiks, hatte ihm Witte gesagt, werden im Haus Patiomkins die Mehrheit haben; und ihn in den Glauben gelullt, hinter dem Stuckwerk des Parlamentsgebäudes bleibe die Auto-

kratie unangetastet. Ein Bischen anders kams dann ja. Ließ sich aber noch immer ertragen. Daß die Minister beschimpft werden, schadet dem Gossudar nicht; erheitert ihm vielleicht sogar trübe Stunden. Die Kerle werden sich nach und nach beruhigen: und dann können wir am Ende noch mit den Kindern reisen. Oder wenigstens, ohne ängstlich in jeden Busch zu spähen, im Park nach Herzenslust photographiren. Das thut Nika gar zu gern; und selbst sein Söhnlein sah Allrußland auf einem Gruppenbild schon mit dem Kodak... Mitte Juli. Goremykin schlägt die Auflösung der Duma vor. Das fehlte noch! Erst mußte die Majestät sich diesen Entschluß abringen und nun soll sie da wieder anfangen, wo sie im Oktober aufgehört hat? Abgelehnt. Ein paar Tage später wiederholt Goremykin den Rath. Nein. Alle Damen sind gegen die Auflösung. Trepow sogar empfiehlt eifrig, die Duma weitertagen zu lassen. Unmöglich. Die Stunde, in der die Abgeordneten das Volk aufrufen wollen, rückt näher. Geht dieser Aufruf ins Land, dann haben wir im Herbst den Bauernkrieg: darüber ist im Kabinet nur eine Stimme. Am einundzwanzigsten Juli versammelt der Ministerpräsident die Kollegen. „Ich fahre nach Peterhof und komme entweder mit dem Auflösungdekret oder ohne Portefeuille zurück.“ Inzwischen hat Stolypin das Ohr des Kaisers gewonnen. Das Land braucht Ruhe. Jeder Tag bringt neue Schreckenskunde, Gubernatoren, Generale werden am hellen Mittag erschossen. Oeffentliche Kassen und Banken beraubt. Die Gendarmen wie Schlachtvieh gemetzelt. Wir hatten Bialystok; tobt die Duma so weiter, dann waffnet die Pöbelwuth sich zu neuen Judenhetzen. In Polen sieht es furchtbar aus. Nächstens kommen auch noch die wilden Männer vom Kaukasus in den Taurierpalast, neben denen die Aljadin und Anikin den Lämmlein gleichen werden. Und das Gift sickert ins Heer. Schon haben sogar ja die Preobrashenskojer, die Enkel der Männer, die Peter zu Kameraden erwählt und selbst gedrillt hat, die Dienstpflicht geweigert... Das wirkt. Der Aufruf der Radikalen müßte den Bauern klingen, als lebe an der Newa kein Selbstherrscher mehr, nur die Puppe noch, die nach dem Willen der Schreihälse tanzt. „Und Sie glauben, daß die Auflösung die Lage nicht verschlimmern wird?“ „Verbessern, Majestät; mit meiner Person bürge ich dafür.“ „In Christi Namen denn!“ Als Goremykin kommt, findet er das Feld schon bestellt und braucht sich nicht anzustrengen. „Ihnen aber, dem alten, oft bewährten Diener, kann ich das neue Opfer nicht zumuthen. Wirklich nicht. Ihr Patriotismus wäre auch dazu willig: ich weiß. Doch Peter Arkadijewitsch ist bereit, die Last auf seine jüngeren Schultern zu nehmen.“ Noch wenn er nachgiebt, muß der Schwächling zeigen, daß er seinen Kopf für sich hat. Sonst glaubt ers selbst nicht. Goremykin fährt nach Petersburg zurück und spricht zu den harrenden

Kollegen: „Mit dem Auflösungdekret oder ohne mein Portefeuille wollte ich wiederkehren. Nur diese Alternative sah ich; und vergaß, daß es eine dritte Möglichkeit gab. Die ist Ereigniß geworden. Ich bin nicht mehr Minister. Der Kaiser hat auf meine Dienste verzichtet. Aber die Auflösung beschlossen. Das unterzeichnete Dekret ist in den Händen des Ministerpräsidenten Stolypin."

In Peterhof hatte der Entschluß des Zaren Schrecken erregt. Trepow, der Mann ohne Nerven, rang die Hände. Das Damenterzett stöhnte. Keine Rettung mehr? Militza Nikolajewna will das letzte Mittel versuchen. Der arme Nika wird ins Sitzungzimmer gebeten. Der Psychograph arbeitet. Unsichtbare Hände heben den Tisch. Klopftöne. Der Geist materialisirt sich. Und der Sinn all der Wahrnehmungen? „Die sichere, unabwendbare Folge der Reichstagsauflösung ist der Ausbruch der Revolution." Ganz deutlich war der Spruch zu verstehen. Da habt Ihrs... Nach Mitternacht ruft das Telephon Stolypin von hastiger Arbeit. Botschaft aus Peterhof. Was giebts denn so spät noch zu melden? Heilige Mutter Gottes: der Gossudar selbst!

„Ich will das Auflösungdekret morgen früh zurückhaben. Bringen Sie mirs selbst. Ich habe mit Ihnen zu reden. Die Duma tagt weiter."

„Unmöglich, mein erhabener Herr! Alle Weisungen sind gegeben..."

„Wenn ich Ihnen aber sage, daß ichs will!"

„Unmöglich, großer Kaiser! In alle Theile Deines Reiches sind, bis ans Weiße und ans Gelbe Meer, Depeschen geschickt; alle Behörden kennen in dieser Stunde den Beschluß ihres Herrn; alle Vorbereitungen, die das Gelingen des Planes sichern sollen, sind unwiderruflich getroffen."

„Diese überflüssige Eile! Als ob man solchen Schritt nicht reiflich überlegen müßte! Konnten Sie nicht warten?"

„Ich hatte die Unterschrift meines gnädigen Gebieters und durfte nicht säumen. Jede Zögerung hätte mich Landesverrath gedünkt."

„Unterschrift! Die kann der Kaiser doch zurücknehmen. Die Treusten schwören drauf, daß wir morgen die Revolution haben werden. Das haben wir dann Ihrer ganz grundlosen, ganz ungerechtfertigten Hast zu danken!"

„Das Land wird morgen ruhiger sein, als es heute, als es seit langen Monaten war. Eurer Majestät Umgebung verfügt nicht über das hier gesammelte Nachrichtenmaterial; braucht für Euer Majestät Sicherheit aber nichts zu befürchten. Mein Kopf mag fallen, wenn meine Zuversicht trügt!"

„So sicher sind Sie Ihrer Sache?"

„So sicher!"

„Und übernehmen die volle Verantwortlichkeit?"

„Mit ruhigem Gewissen."

Nikolai Alexandrowitsch streckt sich aufs Lager. Und träumt, mit noch wachem Auge, ein Minister könne ihn, der als Autokrat geehrt sein will, ein von seiner Laune erhöhter Diener ihn von der Verantwortung entlasten.

Stolypin behält Recht: Alles bleibt ruhig. Kleine Meutereien, an die man längst gewöhnt ist. Niemand achtet noch drauf. Der Ministerpräsident wird in Peterhof mit offenen Armen empfangen. Endlich steht der richtige Mann am Ruder! Sie möchten ein paar Dumamitglieder ins Kabinet nehmen? Ganz einverstanden. Besseres könnten Sie gar nicht thun. Sie müssen der Gesellschaft, die Ihnen offenbar Vertrauen schenkt, so weit wie möglich entgegenkommen. Nur jetzt keine Repression, die irgend zu vermeiden ist! Mein Entschluß, eine neue Reichsduma einzuberufen, bleibt unerschütterlich. Sie können es Jedem wiederholen. Und meiner Gnade, meines Schutzes gewiß sein. Giebt es höheres Glück? Schon hatten die Moskauer, die Leiter des Monarchistenbundes der echt russischen Männer, geflüstert, der Zar werde sich im Kreml dem Volk zeigen, erklären, er sei getäuscht, zu falschen Schritten verleitet worden, und aufs Neue die Unantastbarkeit der Autokratie verkünden. Und gerade jetzt hatte er dem Mann seines Vertrauens erlaubt, den Liberalen Portefeuilles anzubieten. Daß er diese Erlaubniß erbat, war der erste Fehler des redlichen, leichtgläubigen, vom Schein des Sieges geblendeten Ministers. Was konnten ihm die Oktoberleute nützen, die schon in der Duma neben der Konstitutionell-Demokratischen Partei und den noch Radikaleren nicht aufgekommen waren? Würde in den Stammländern des Parlamentarismus Jemand daran denken, aus der winzigsten Minderheit einer aufgelösten Volksvertretung die neuen Minister zu wählen? Und Stolypin ließ die Verwaisten nicht zu sich kommen: er suchte sie auf; und holte sich einen grob geflochtenen Korb. „Zwei Sitze im Ministerium? Dann hätten wir ja nicht die Mehrheit. Sieben Sitze fordern wir; fordern obendrein aber, daß Sie sich offen zu unserem Programm bekennen". Auch nach dieser Antwort soll Peter Arkadijewitsch noch geschwankt und die Entscheidung dem Zaren anheimgestellt haben. Der aber hatte, nach kurzer Freude, böse Tage und bösere Nächte erlebt. In Sweaborg und in Kronstadt wüthete der Aufruhr. Von Peterhof kann man hinüberblicken. Den Donner der Schiffsgeschütze hören. Die Gluth der Feuersbrünste sehen. Mit Auge und Ohr lauschte der Kaiser in heller Nacht; und ahnte die Absicht der Rebellen. Siegten sie, dann sperrten sie ihm die Ausfahrt, nahmen ihm die in der Kronstädter Bucht ankernde Yacht Standart, fanden in der Hauptstadt Verbündete, die wahrscheinlich nur des Losungwortes harrten, und diktirten dem in Peterhof Eingeschlossenen ihres Willens Gebot. Angst größert die Gefahr. Nikolai glaubt sich verloren. Irrt, nachts noch mit dem Kodak, am Ufer umher, rast, jammert, befiehlt, seine Yacht

in Reisebereitschaft zu setzen. Lieber drüben im Gefecht fallen als hier betrunkenen Sklaven gehorchen! Wieder Die Allure des Helden. Wieder hält sie nicht lange vor. Die Zaritza reißt ihren Knaben aus dem Bett, wirft sich mit ihm in den Staub und fleht den Mann, den Vater an, sie nicht zu verlassen, leichten Sinnes nicht sein Leben aufs Spiel zu setzen. Aus dem Zwiespalt der Gefühle löst den Verzweifelnden eine Ohnmacht. Als er erwacht ist, kommt die Meldung, die ärgste Gefahr sei vorüber; in beiden Brandherden verglimme das Feuer. Auch diesmal ist Militzas Geisterkunde noch nicht Wahrheit geworden; ein Marineputsch wars, nicht die gefürchtete Revolution. Doch das Nachterlebniß hat den Wagemuth gedämpft. Die anmaßenden Wünsche der Oktobristen zu erfüllen, dünkt ihn jetzt unmöglich. Und der Ministerpräsident, dessen Jugend und rascher Aufstieg einzelne Kollegen aus dem Kabinet gescheucht hat, muß Beamte auf die den Vertretern der Gesellschaft reservirten Stühle rufen.

Sein erster Fehler... Wars wirklich der erste? Welchen Nutzen konnte die Auflösung der Reichsduma bringen, wenn man schon entschlossen war, nach kurzer Pause eine neue wählen zu lassen? Der vorigen Wahl sind die Sozialisten grollend fern geblieben. Nun haben sie Heerschau gehalten, ihre Truppen ein halbes Jahr lang im Feuer exerzirt und werden pünktlich auf dem Platze sein. Möglich, daß die Bauern sich diesmal besser vorsehen; sich nicht von jedem Schänkenagitator fangen, jeden Stimmzettel in die Hand stecken lassen. Aber sie sind arm; in ihre Dörfer ist die Kunde gedrungen, der Zar, das ferne Väterchen, sei ein kranker, kraftloser Mann, der sich dem Volk verberge; und die Schergen des Herrn holen ihnen die rüstigen Söhne vom Pflug. Zwar versprechen ihnen die Petersburger jetzt Land; die Bauernbank soll es der Regirung abkaufen und für die Zahlung eine lange Frist gewährt werden. Recht schön. Vor einem Jahr noch hätte solche Verheißung gewirkt. Heute lockt nebenan fetterer Köder. Kaufen sollt Ihr das Land? Das Euch von Rechtes wegen gehört? Nach dem Ihr nur die starke Hand auszustrecken braucht? Die Regirung bietet Euch viel zu wenig; fordert viel zu hohen Preis; will Euch wieder nur übers Ohr hauen. Nur in uns habt Ihr wahre Freunde. Weil wir laut für Euch sprachen, Euch zu freien, nicht länger vom Hunger gequälten Menschen machen wollten, sind wir weggejagt worden. Was habt Ihr von einer Regirung zu hoffen, die so mit Euren Anwälten verfuhr?... Das wird auf dem Lande die Losung sein. Das Proletariat der Städte hört auf die sozialistische Heilslehre. Und in dem engen Bezirk der Bourgeoisie ist die Wahlordnung den Monarchisten nicht günstig. Der Ministerpräsident aber glaubt zuversichtlich, mit der neuen Duma werde sich in Frieden leben und arbeiten lassen.

Die Zuversicht hat ihn schon einmal getrogen. Am sechsundzwanzigsten

Juli sprach der heiter Blickende zu einem Interviewer: „Wenn ich die Duma aufzulösen wagte, sollte, so ward mir von Vielen prophezeit, die Flur meines Hauses mit Leichen gepflastert sein. Sehen Sie sich genau um: ist hier irgendwo eine Leiche?" Am sechsundzwanzigsten August hat er nicht mehr gefragt; auch nicht mehr gelächelt. Der gutmüthige Mann, dem, weil er nicht jede blutige That, jeden Aufruf zu offener Gewalt ungesühnt hingehen ließ, Thoren eine „eiserne Faust" angedichtet haben, nahm seine Aufgabe allzu leicht. Der Europäerwahn hat die feinsten Köpfe der russischen Beamtenschaft angesteckt. Sie wenden sich angewidert von dem verkommenen Tschin weg und meinen, wer für die Autokratie eintrete, vertheidige damit auch die Sünden der bürgerlichen und militärischen Verwaltung, am Ende gar Kerle vom Kaliber des edlen Alexej Alexandrowitsch, unter dessen Obhut die Flotte so prächtig gedieh. Sie hoffen auf die Gesellschaft, die unter dem Firniß heute noch ist, wie der Dichter der Anna Karenina sie sah; auf die nach der Westländermode aufgeputzten Herrchen, die immer noch, wie in den Tagen Gribojedows, „zu viel Geist haben", ihre Heimath nie kennen lernten, bei Zigeunermädchen in der moskauer Eremitage oder auf den Newainseln die russische Seele erforschten und denen Alexander der Dritte, das Idealbild des Bauernkaisers, stets ein Gräuel war. „Nur Reformen können uns retten." Als ob irgend eine Reform dem Anspruch des tollen Schwarmes genügen könnte. Als ob morgen nicht, wenn heute eine Magna Charta nach britischem Muster verliehen wäre, die sozialistische Republik gefordert würde. „Die Stärkung der Staatsgewalt steigert den Widerstand." Als hätte die Staatsgewalt sich nicht seit Jahren jämmerlich schwach, auch im hitzigsten Wüthen, gezeigt. „Ohne Parlament geht es nicht weiter." Als ob in einem Riesenreich, dem die nationale, religiöse, wirthschaftliche Einheit fehlt, nach allgemein giltigen, im Centrum zu beschließenden Gesetzen regirt werden könne.

Gehört auch Stolypin zu dieser Träumerschaar? Fast sieht es so aus. Sein Ohr sucht Europens Beifall. Ein moderner Mensch möchte er heißen; nicht als Henker am Pranger stehen. Um keines Fußes Breite vom Pfade des Rechtes weichen; und geduldig warten, bis der verleitete Haufe sich auf seine Pflicht besinnt. Falle ich, denkt er, so tritt der Nachbar an meine Stelle. Bescheiden und brav. Kann aber auch Rußland warten? Noch sind elf Zwölftel des Landes ruhig. Noch gehorchen beinahe überall die Soldaten dem Befehl. Noch fehlen die Menschen nicht, die als Truppenführer, Gubernatoren oder Straßenwächter täglich ihr Leben feilbieten (und die man deshalb nicht muthloser nennen soll als die kühnsten Rebellen). Wie lange noch? Schon stehen Gymnasiasten im Straßenkampfe vornan. Junge, der Schulzucht entlaufene Mädchen, denen die Staatsidee Urväter Hausrath ist, werfen Bomben. An

den Universitäten, im Zarenreich und im Ausland, sammeln die lungernden Musensöhne und Musentöchter Geld, um die glorreiche Revolution zu unterstützen, und wispern einander zu: „Diesmals gehts gegen Den!" Sein Verbrechen? Er hat, nicht zu eigenem Vortheil, wider den Aufruhr gefochten. Nicht für die Abschaffung der Todesstrafe, für das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht gestimmt. Die (trotz allen Ukasen dem Kaiser zustehende) Auflösung der Duma empfohlen. Drum muß er sterben. Wer fragt danach, ob Unschuldige mit ihm verbluten, zarte Kinder in Stücke zerrissen werden? À la guerre comme à la guerre. Nur: in diesem Krieg ist den Führern des Volkes Alles, den Regierenden nichts erlaubt. Und wenn man Stolypin, weil er den Palast des Tauriers räumen ließ, ans Leben darf: warum dann nicht auch dem ehrenwerthen Herrn Campbell-Bannerman, der die Wünsche der Arbeiter nicht erfüllt, warum nicht den preußischen Ministern, die dem Proletariate den Landtag verschließen? (Und warum, fragt vielleicht ein Anarchist, nicht dem alten Bebel, da er sich weigert, übermorgen den Generalstrike zu proklamiren?) Weil, lautet die Antwort, die Völker Westeuropas civilisirter sind, nicht so lange geknechtet waren und zum Bau ihrer Freiheitfeste nicht Menschenblut als Mörtel brauchen. Und weil im übertünchten Hordenreich noch der Muth zur Bestialität zu finden ist, wollt Ihrs in ein Kleid zwängen, das Euch, nach hundertjähriger Anprobezeit, noch um die Glieder schlottert? Seht hinüber; ohne angelesenes Vorurtheil; so unbefangen, als hättet Ihr nie davon gehört. Oben, unter den Fittichen des Palaeologenadlers, das älteste Byzanz; das Oströmerreich mit seiner Fälscherkunst, seinen skrupellosen Hofparteien und politischen Morden. Unten die Reste tatarischer Barbarei; hundert Millionen Menschen, die auf rauher Scholle in Demuth Leid tragen lernten, doch in Raubthierheit zurücksinken, sobald sie die Christenfessel abgestreift haben. Und dieses Land soll von morgen an dem Britenstaat Victoriens gleichen? Gebt ihm Ordnung. Gebt ihm, was es, von den Gottorpern wie von den Waraegern einst, heischt: einen Herrn.

Den habt Ihr nicht? Den sucht vergebens auch der sehnende Blick der Altgläubigen? Dann freilich wäret Ihr verloren. Ohne Selbstherrscher kann Selbstherrschaft nicht dauern. Weil der Eine aber ohne Mark ist, ein feiger, bequemer Schwächling, soll das Band sich lösen, das Euch zwischen feindlichen Erdtheilen so lange zusammenhielt und, ob es auch oft genug drückte, die Beutetrümmer der Khane zur Weltmacht werden ließ? Entkrönt Den, der die Krone nicht würdig zu tragen vermag. Duldet nicht länger die Lüge, ihn habe Gottes Weisheit Euch zur irdischen Vorsehung bestimmt. Und heißt seine Diener in der Offenbarung Johannis nachlesen, auf welche Sündergemeinschaft der Bauherr der Christenkirche mit dem heißesten Haß geschaut hat.

✻

Wilhelm Raabe.

In Berlin ist im Jahr 1906 eine Ausstellung von so großem Reiz zusammengebracht worden, daß vor ihr das berechtigte Verdammungurtheil schwinden mußte, mit dem diese Riesenmessen sonst bedacht wurden: die Deutsche Jahrhundertausstellung. Sie lehrte, welche Kräfte Jahrzehnte lang im Stillen walteten, unbeachtet und wenig gekannt, und Das vorbereiteten, was in der jüngsten Malerei oft nur aus Einflüssen des Auslandes erklärt wurde. Wie hier eine fortwirkende, unermüdliche künstlerische Arbeit und Erziehung gezeigt wurde, deren Träger man lange übersah oder doch zu gering einschätzte, so hat die neuere Literaturkritik den Werth und das Werk der Dichter ins rechte Licht gestellt, die in den fünfziger und sechziger Jahren den poetischen Realismus schufen. Vergleicht man, was in den Jahren von 1870 bis etwa 1890 nicht nur der ästhetisirende Feuilletonismus und seine Verwandten, sondern auch Männer wie Fontane und Frenzel über Hebbel und Ludwig schrieben, mit Dem, was heute diesen Dichtern an Huldigung und Würdigung dargebracht wird, so merkt man den tiefen Unterschied beider Zeiten. Gewiß: Einzelne, wie Adolf Stern, sind immer für das große Geschlecht der Jahre eingetreten, die Adolf Bartels (er hat sich um diesen Theil unserer Literaturgeschichte überragende Verdienste erworben) sehr hübsch das Silberne Zeitalter der Deutschen Dichtung getauft hat. Aber erst die letzten zehn Jahre haben uns wieder ins Bewußtsein gehämmert, was die ganze junge Literatur und darüber hinaus wir Deutschen der Gegenwart überhaupt der Generation danken, deren Aeltermann 1813 zu Wesselburen, deren Benjamin am achten September 1831 in dem braunschweigischen Städtchen Eschershausen geboren wurde: der Eine der größte Dramatiker, der Andere der größte Romandichter unter ihren Altersgenossen.

Aber verschieße ich nicht gleich mein bestes Pulver, wenn ich von vorn herein Wilhelm Raabe so hoch stelle? Doch kann ich nicht anders. Wenn ich von Raabe spreche, ist mein erstes Gefühl das inniger Liebe zu diesem tiefen, lieben, einzigen norddeutschen Dichter. Und ihn faßt auch kein ästhetischer Begriff, keine literarische Bezeichnung ganz. Er, der über eins seiner seltsamsten und ergreifendsten Bücher das Wort schrieb: „Wenn Ihr wüßtet, was ich weiß, würdet Ihr viel weinen und wenig lachen", läßt uns oft herzlich im Innern lachen; und er, der in dem selben Werk so antiphiliströs ist, giebt an anderer Stelle den Scheltenden zu bedenken, was wohl Goethe und Schiller ohne die Philister wären. Raabe gehört zu den Dichtern, die man ganz ins Herz schließt oder vor deren Thoren man für immer harrend steht, wie der des Zauberwortes Unkundige vor Sesam.

Raabe erinnert an Jean Paul und an Dickens. Aber wo Jean Paul sich mit dem Leser in einen wildverwachsenen Garten verirrt, bis sie endlich

die gesuchte Blume wiederfinden, führt Raabe uns ganz sicher an der Hand, durch den deutschen Wald, immer dem Laute der Natur nach, den er uns hören lehrt, immer den Blick aufs Ziel gerichtet. Das Quellen anzeigende Reis leitet ihn; und wenn wir am Ende stehen, sehen wir erst, daß wir stets den gewiesenen Weg des Schicksals gingen, von dem uns Jean Pauls Laune und Stimmung so oft, nicht immer zu unserem Heil, abseits verführte. Und wenn bei Dickens die pädagogische, weltbessernde Tendenz mit nüchterner Klarheit oft die vom Humor geleitete Seele stört, flößt uns Raabe seine „Idee" unmerklich ein. Erst wenn wir, ganz am Ziel, uns die Augen reiben und das bewegte Herz zur Ruhe gebracht haben, wissen wir plötzlich, daß wir nicht nur das Leben gelernt haben, sondern auch seinen tiefsten Sinn.

Und noch ein Bild. Im Park vor einer deutschen Stadt fließt in einem Versteck, das alte Bäume bilden, eine Quelle. Wenige nur hören ihr Raunen und Rauschen, denn ringsum sind Wasserfälle, die eine emsige Gemeinde abends elektrisch beleuchtet, hohe Springbrunnen und Wasserkünste mancher Art. Dem aber, der sich oft und gern zum frischen Quell, den stille Blumen kränzen, hinabneigt, singt er seltene Melodie. Im Dämmerlicht sah ich neulich zwei tiefe Augen aus dem Wasser sehnend nach oben schauen. Und in ihnen war der Himmel mit dem ersten Stern und ein gerührtes Lachen . . . In der Stadt, fern davon, steht unter wolkentheilenden Miethkasernen ein Haus in schlichtem, schönem Barock. Und wunderbar: als ich die schattenvollen Gänge durchschritt, deren Geräth die letzten Jahrzehnte nicht geändert zu haben scheinen, war mir, als ob ich in der Mauer zwischen dem Zimmer der Kinder und dem des alten Hausherrn die selbe Quelle mit dem selben Rauschen dahinströme.

So habe ich Raabes Wesen immer empfunden und freute mich, als ich bei Adolf Bartels die gut treffende Charakteristik fand: Raabes Geschichten sind (im Gegensatz zum Zeitroman) Naturromane. Das ist ganz gewiß. Und deshalb haben diese Dichtungen etwas allgemein und immer Giltiges, ob das Zeitalter, in dem sie fast alle spielen, auch immer tiefer in Archive und Historienbände versinkt. Freilich hat Raabe diese Zeit des Deutschen Bundes nicht ohne Grund immer wieder ans Herz genommen. Seine Vorliebe für stille Winkel am Harz und am Solling, für die kleinen Residenzen wie Braunschweig, für alte Kulturmittelpunkte wie Helmstädt, liegt tief in seinem Charakter begründet. Nicht das Glaue und Glatte zieht ihn an, nicht Das, was, Jedem zugängig, an den breiten Heerstraßen und den großen Schienenwegen liegt, lockt diesen Dichter. Was kraus ist und wie ein unbehauener Knubben aussieht, was wunderlich gewachsen und geworden ist, fällt ihm ins tief spiegelnde Auge. Immer wieder wird ihm der Stein, den andere Bauleute verworfen haben, zum Eckstein. So schildert er denn immer wieder „Originale". Dieses Wort paßt auf seine Menschen aber höchstens als Gattung-

begriff. Denn ein Original im üblichen Sinn ist doch meist mehr wunderlich als ehrwürdig und interessirt nicht mehr, wenn Das abfällt, was die Welt für das eigentlich Originelle hält. Raabes Menschen sind anders. Bei ihnen liegt das Wesen tief unter der äußerlichen „Originalität" vergraben Die Frau Rittmeister Grünhage im „Horn von Wanza" ist zwar ein Original, aber vor allen Dingen doch ein ganzer Mensch und ein ganzes Weib. Eben so Jane Warwolf im „Schüdderump"; und wenn Einer nur Original ist, wie der Geheime Hofrath im „Dräumling", so soll er uns auch weiter nichts sagen und wirkt nur als Gegenspieler gegen die Anderen, denen er das Leben sauer macht.

„Unseren lieben, alten, immer jungen Trutz- und Lachbart" hat einmal Richard Dehmel Wilhelm Raabe genannt; und keine bessere Charakteristik konnte der Dichter dem Dichter finden. Denn Raabes Lachen ist zugleich lachender, lächelnder Trotz. Trotz gegen die Welt, der er nicht die Fäuste ins Gesicht schlägt, der er aber zu tief in die Lichter gesehen hat, um sich von ihr noch täuschen zu lassen. Trotz gegen die Mode, der er nie nachlief, die er oft mit freundlichem Hohn, oft mit der Ueberlegenheit des Weisen abthat, um seinen Weg zu gehen. Trotz gegen das eigene Herz, wenn es sich da selbst betrügen will, wo es sich nicht betrügen darf. Trotz gegen alles Scheinwesen, das ihm den Kern doch nie verhüllen konnte. Wie Leonhard Hagebucher aus dem Tumurkieland zurückkehrt und seine Erfahrungen in einer Art schildert, die es der hochlöblichen Residenzpolizei gerathen erscheinen läßt, seine ferneren Vorträge zu verhindern: Das ist echter Raabe. Trotz gegen die uns umgebenden Bürger vom Tumurkieland, zu denen wir ja auch immer wieder selbst gehören; aber der Trotz in eine tief glühende Ironie gehüllt. Freilich ist seine Ironie kein unfruchtbares Spiel des Witzes. Denn Raabe ist im Grunde eine ganz positive Natur. Aber eben weil er den wahren „deutschen Adel" sucht, muß er viele Dinge mit einer scheinbar sanften, in Wahrheit vernichtenden Ironie geben, deren Schlag deshalb so hart ist, weil seine Kunst so wahrhaftig ist. Es ist so sehr bezeichnend, daß der ehemalige Lieutenant Kind von der Wallcompagnie, der pathetische Rächer alten Unrechtes (in „Abu Telfan"), zu der entscheidenden Szene in den Saal geführt wird von dem Schneider Täubrich-Pascha, dessen Tragik sein krauses Hirn in die Vexirfarben aller Humore taucht.

Man wird hier an einen anderen großen niederdeutschen Humoristen denken, an Wilhelm Busch. Aber da ist eben der Unterschied: Busch reißt nur nieder, Raabe baut immer wieder auf, und wenn es nur im Herzen der unvergeßlich milden, geprüften Frau Klaudine (in „Abu Telfan") geschieht. Wohl ist es nach des Dichters eigenen Worten „ein langer und mühsäliger Weg von der Hungerpfarre zu Grunzenow an der Ostsee, über Abu Telfan im Tumurkielande und im Schatten des Mondgebirges, bis in das Siechen-

haus zu Krodebeck am Fuß des alten germanischen Zauberberges". Gewiß tritt viel Niederziehendes, Widerwart und Rückschlag, Trübstes und Dumpfstes auf in der großen Tetralogie, die diese drei Werke mit den „Drei Federn" bilden. Aber über Pinnemann und Moses Freudenstein und den Edlen von Haußenbleib geht am Ende doch der Weg zu den Sternen. Und unser letztes Gefühl ist nicht: „Pfui, wie jämmerlich ist die Welt!" Sondern: „Gott, gieb mir ein tapferes Herz, wie dem Ritter von Glaubigern und der Frau Klaudine, gieb mir den rechten Hunger nach Licht und nach Dir, wie Johannes Unwirrsch".

Gewaltig Sehnen,
Unendlich Schweifen
Im ewgen Streben
Ein Nieergreifen:

so beginnt es immer wieder. Aber der Dichter hat so gewiß

im engsten Ringe,
im stillsten Herzen
weltweite Dinge

umschlossen, daß wir empfinden, wie der Hungerpastor auf der Höhe seines jungen Lebens:

Lichtblauer Schleier
Sank nieder leise;
In Liebesweben,
Goldzauberkreise
Ist nun mein Leben.

All die wunderlichen Leute aus dem Walde, die mitten in Berlin in die Gassen und doch nach den Sternen sehen, sind die Meister der immer gleichen Lehre. Der Dichter der stillen Winkel ist im Grunde der Dichter des weltweiten Blickes, ist ein Poet, der sich und uns unter den Sternen zurechtfindet, der sich und uns das Leben auseinanderlegt, um es wieder zusammenzufassen mit Meisterhänden.

Das Leben sieht allerdings verändert aus, wenn man es aus der eigenen Ecke betrachtet, aus einem niedrigen Zimmer in der Sperlingsgasse oder aus einer Schusterwerkstatt in der Kröppelstraße. Wer zwischen den abgelegenen Wasserarmen des Dräumlings wohnt, sieht von der großen Schillerfeier etwas Anderes als Einer, der Unter den Linden ein Eckfenster miethete. Aber er sieht (mit raabischen Augen) so viel, daß diese Schillerfeier im Dräumling noch Nachgeborenen ein herzliches Bild eines zerrissenen Volkes geben kann, dem in aller Philistrosität und Kleinbürgerlichkeit doch auf seine Art auch die Sonne des Feiertages aufgehen konnte. Wer während der Tagung des Nationalvereins die besten Reden von draußen anhört, weil er dem Vater Gutmann die Schwiegertochter freien will, kann doch ein ganzer Kerl sein; und auch sein Schicksal bleibt ein lebendiges Bild erregter Tage. Und Du, rothweinlüsterner Seneka, Bürgermeister von Wanza an der Wipper, erzogen von

der Frau Rittmeister Grünhage, bist gewißlich so gut ein bleibendes Bild aus des Reiches Werdezeit wie Deine Kollegen im Reichstag, die am Ende auch den Argumenten Deiner Beschützerin gewichen wären.

Also: wo Raabe große Zeiten giebt, bleibt er ruhig an seinem Platz und sieht doch Alles richtig, so richtig, daß wir es als treuste Wahrheit empfinden. Aber wie jede Kunst Grenzen hat, so auch seine. Grenzen freilich, deren Feststellung uns ihren Landherrn erst recht lieb macht. Raabe ist ganz und gar Niederdeutscher. Es war wunderhübsch, wie 1901 beim Raabefest Adolf Stern sagte, der Dichter habe nieder- und oberdeutsche Menschen treu und glaubhaft geschildert, und Gustav Roethe unter heiterer Zustimmung hinzufügte: „Ihre norddeutschen Menschen glaube ich Ihnen doch noch mehr."

Das ist es. Seine ganz niederdeutsche Art, die nach den ersten Worten den unverfälschten Klang der Heimath giebt, bringt uns Rabe gleich so nah. Seine Dichtung ist große Kunst; und war doch Heimathkunst (bevor dies Schlagwort entstand), mit allen Banden verknüpft dem norddeutschen Boden. Darum hat Jeder, der Raabe liebt, wenn er auf dem Klütberg bei Hameln oder auf der Porta Westfalika oder auf den Vorbergen des Harzes steht, das Gefühl: Hier ist raabisches Land. Und darum hat die selbe Empfindung, wer, von „Abu Telfan" oder dem wunderreichen „Schüdderump" aufblickend, das Auge zu den Sternen sendet, die über der deutschen Erde leuchten.

Wird solche Kunst, so muß man fragen, in Deutschland so gewerthet, wie sie es verdient? Bei Raabes Büchern steht verzeichnet, wie viele es zur dritten, wie viele gar zur fünften Auflage gebracht haben. Der „Hungerpastor" und die „Chronik der Sperlingsgasse" sind verbreiteter, aber sie kommen gegen die herrlichsten Werke seiner reifsten Kunst nicht voll auf, gegen den „Schüdderump" und den „Abu Telfan", gegen die „Akten des Vogelsangs". Während jeder Dramenarbeiter in den illustrirten Blättern ausgestellt wird, während uns allwöchentlich erzählt wird, wo sich Frenssen angekauft hat oder von wem Ludwig Ganghofer empfangen ward, ists in Deutschland von Raabe seit dem siebenzigsten Geburtstag wieder ganz still geworden. Die Nationalgalerie birgt nicht sein Bild (man hat ihn an bestimmter Stelle zu wenig populär gefunden) und der Orden Pour le Mérite schmückt seine Brust nicht. Sind wir denn so reich an großen Dichtern? Brauchen wir uns nicht darum zu kümmern, daß in Deutschland ein einziger Romandichter allerersten Ranges lebt, der als Poet in deutscher Sprache heute kaum zwei, drei Pairs hat, lebt, heute noch, fünfundsiebenzig Jahre alt? Sicher nicht. Wenn er mal dreißig Jahre tot ist, machen wir eine Gesammtausgabe und setzen ihm ein Denkmal. Wie sagt doch Liliencron von Mörike?

„Weil Du ein wirklicher Dichter bist, so genießst Du den Vorzug,
Daß Dich der Deutsche nicht kennt. Grüße Dein Volk aus der Gruft!"

Hamburg. Heinrich Spiero.

1806.

I. Was die Feder verdarb.

Als der November 1805 dem Christmonat wich, war Preußens Schicksal entschieden; durch Friedrich Wilhelms, des Herzogs von Braunschweig und Haugwitzens Schuld. Schnöde hat Preußen sein Wort gebrochen, Rußland und Oesterreich der Willkür des Korsen überlassen. Stein tobte, nannte, in einem Brief an Hardenberg, Haugwitz einen „verächtlichen Sykophanten", eine „perfide Kreatur", sein Benehmen „feig, doppelzüngig und strafbar" und schrieb am dritten Januar 1806 resignirt an Vincke: „Hätte eine große moralische und intellektuelle Kraft unseren Staat gelenkt, so würde sie die Koalition, ehe sie den Stoß, der sie bei Austerlitz traf, erlitten, zu dem großen Zwecke der Befreiung Europas von der französischen Uebermacht geleitet und nach ihm wieder aufgerichtet haben. Diese Kraft fehlte." „Diese Worte", sagt Max Lehmann, „waren unmittelbar gegen die Person des Königs gerichtet." Stein war ins Innerste getroffen und in Scharnhorsts Seele stritten Zorn, Scham und Bitterkeit um die Vormacht. Als sein Sohn, der in Halle Jura studirte, ihn bat, ins Feld mitzudürfen, fiel (es ist Mitte Dezember) das düstere Wort: „Lerne, mein Sohn, diese Tugenden früh besiegen." Muth und Vaterlandliebe waren gemeint. Haugwitz aber trieb inzwischen (wenn wir Thiers und Talleyrand glauben dürfen) in Wien die Gemeinheit so weit, daß er nur in der Französischen Gesandtschaft verkehrte und alle Tage mit dem Band der Ehrenlegion durch die Straßen lief. Hatte Napoleon den Knirps, der aus den Händen der Lichtenau einst den Schwarzen Adler empfing, richtig geschätzt, als er befahl, ihn übers Leichenfeld von Hollabrunn nach Wien zu führen, damit „dieser Preuße mit eigenen Augen sehe, auf welche Weise wir Krieg zu führen pflegen"? Zwei Wochen danach, am fünfzehnten Dezember, ward der Vertrag von Schönbrunn unterzeichnet, am sechsundzwanzigsten durch ihn der Preßburger Friede erzwungen. Gemächlich, erzählt Treitschke, fuhr Haugwitz heim; „er schmeichelte sich, durch seinen Vertrag den Staat gerettet zu haben." Er ward übel empfangen, mußte Vorwürfe kränkendster Art von allen Seiten hören; und nur der König urtheilte anders. Wir haben spät, recht spät erfahren: warum; und Hardenberg allein, dem das kränkende Gefühl der Zurücksetzung die Sinne schärfte, vermuthete bald den wahren Grund. Talleyrand aber wußte früh Bescheid; denn am fünften Januar 1806 schon konnte ihm Laforest, Frankreichs Gesandter am berliner Hof, erzählen: „Fort de la confiance du roi, m'a-t-il dit (Haugwitz), et tenant de sa bouche même pour instruction privée, qu'il devait dans tous les cas assurer la paix entre la Prusse et la France, il avait signé à Vienne hardiment le traité."

Der Schönbrunner Vertrag war unannehmbar. „Das durfte", sagt Treitschke, „für einen ehrenhaften Staat keine Frage sein." Und glatte Ablehnung bedeutete Krieg. Den aber wollte Friedrich Wilhelm, wollte vor Allem der siebenzigjährige Braunschweiger nicht; und so kam, was bei schwächlichen Regirungen immer kommt: der Kompromiß. Man erlaubte sich Modifikationen und schickte Haugwitz damit nach Paris. Der Empfang war vorauszusehen. Napoleon wollte ihn zuerst gar nicht sehen, ließ ihn endlich vor und eins der Donnerwetter über ihn ergehen, in denen er Meister war; so völlig Meister, daß selbst Talleyrand einst der Remusat

bekannte, oft nicht zu wissen, wie Leidenschaft und Spiel sich bei ihm begrenzten. Haugwitz, der kurz vorher noch in der Preußischen Gesandtschaft*) dreiste Reden führte, erreichte natürlich nichts und schickte einen neuen, viel schlimmeren Traktat nach Haus. Friedrich Wilhelm unterschrieb; der Tag war stürmisch; die Götter grollten. „Gegen dem Fenster des königlichen Zimmers über", erzählt Hardenberg in seinen Denkwürdigkeiten, „stand auf dem Zeughaus die Statue der Bellona; ein heftiger Sturmwind warf, ominös genug, ihren Kopf herunter." Hardenberg, hinter dessen Rücken man, am vierundzwanzigsten Januar, die Abrüstung beschlossen und ins Werk gesetzt hatte, ging; allzu schwer hat ihm sein König den Entschluß nicht gemacht. Europa aber hatte aufgehört, eine Politik zu verstehen, die keine mehr war, und Herr Jacobi mußte sich in London von dem milden Fox, dem Mann nach Schlossers liberalem Herzen, die bittere Wahrheit sagen lassen: „La Prusse se rend complice des oppressions auxquelles se livre Bonaparte. Il est impossible de regarder ces sortes d'échanges autrement que des voleries". An Hardenbergs Stelle trat Haugwitz: das Spiel der Nadelstiche und Ohrfeigen begann.

Stein aber hielt Gerichtstag. Am siebenundzwanzigsten April schrieb er seine „Darstellung der fehlerhaften Organisation des Kabinets und der Nothwendigkeit der Bildung einer Ministerial-Konferenz" und am zehnten Mai war sie in der Hand der Königin. Furchtbar war das Urtheil, das über Haugwitz erging; nicht milder das über Beyme und Lombard. „Der Geheime Rath Beyme besaß als Kammergerichtsrath Achtung wegen seines geraden, offenen Betragens, seiner gründlichen und gesunden Beurtheilung, seiner Arbeitsamkeit und Rechtskenntniß; ihm fehlte aber die zur Leitung der inneren Angelegenheit nöthige Bekanntschaft mit den staatswirthschaftlichen Grundsätzen. Das neue Verhältniß, in welches er als Kabinetsrath kam, machte ihn übermüthig und absprechend, die gemeine Aufgeblasenheit seiner Frau war ihm nachtheilig, seine genaue Verbindung mit Lombard und dessen Familie untergrub seine Sittenreinheit, seine Liebe zum Guten und seine Arbeitsamkeit. Der Geheime Kabinetsrath Lombard ist physisch und moralisch gelähmt und abgestumpft, seine Kenntnisse schränken sich auf französische Schöngeisterei ein; die ernsthaften Wissenschaften, die die Aufmerksamkeit des Staatsmannes und des Gelehrten an sich ziehen, haben diesen frivolen Menschen nie beschäftigt. Seine frühzeitige Theilnahme an den Orgien des Rietz, der Gräfin Lichtenau, an denen Ränken dieser Menschen haben sein moralisches Gefühl abgestumpft und an dessen Stelle eine vollkommene Gleichgiltigkeit gegen das Gute

*) „Es war ein großes Elend", erzählte später Lucchesini in Erfurt Gentz, „daß Graf Haugwitz sich so weit täuschte, um wähnen zu können, er habe diesen Mann in seiner Tasche." Als er Ende Februar nach Paris kam, sagte er zu Lucchesini, dem schon damals die zweideutige Stellung, in der sie sich befanden, bedenklich schien: „Seien Sie nur ganz ruhig; sobald ich ihn gesehen habe, ist Alles abgemacht; denn ich weiß ja, was er in Wien zu mir gesagt hat." Haugwitz selbst aber erzählte Gentz: „Ich war zu jener Periode in Wien, allein und von Jedermann verlassen. Ich unterzeichnete, das Messer an der Kehle, den Vertrag." Freund Lombard (es gehört dazu) schrieb 1808 in seinen „Matériaux": „Restait donc le traité de Vienne, cette fortune inespérée, ce dernier bienfait d'un ministre habile qu'une ingratitude noire en a payé!"

und Böse gesetzt. In den unreinen und schwachen Händen eines französischen Dichterlings von niederer Abkunft, eines Ronés, der mit der moralischen Verderbtheit eine gänzliche physische Lähmung und Hinfälligkeit verbindet, der seine Zeit im Umgang leerer und erbärmlicher Menschen mit Spiel und Polissonnerien vergeudet, ist die Leitung der diplomatischen Verhältnisse dieses Staates, in einer Periode, die in der neueren Staatengeschichte nicht ihresgleichen findet. Das Leben des mit dem Kabinet affiliirten Ministers von Haugwitz ist eine ununterbrochene Folge von Verschrobenheiten und Verworfenheiten. In seinen akademischen Jahren behandelte er die Wissenschaften seicht und unkräftig, sein Betragen war süßlich und geschmeidig. Er folgte dann den Thoren, die in Deutschland vor dreißig Jahren das Geniewesen trieben, strebte nach dem Nimbus der Heiligkeit, der Lavater umgab, ward Theosoph, Geisterseher und endigte mit der Theilnahme an den Gelagen und Intriguen der Lichtenau, ward ihr geschmeidiger Gesellschafter, verschwendete die dem Staat gehörige Zeit am L'Hombre-Tisch und seine Kräfte in thierisch-sinnlichen Genüssen jeder Art. Er ist gebrandmarkt mit dem Namen eines ränkevollen Verräthers seiner täglichen Gesellschafterin, eines schamlosen Lügners und eines abgestumpften Wollüstlings."

Hardenberg, der die Denkschrift zu lesen bekam, fand den „Inhalt leider durchaus wahr": und die Königin zollte ihm (im Juli noch) „den höchsten Beifall". Trotzdem wurde die Schrift dem König nicht überreicht, weil Hardenberg Stein zu überzeugen wußte, die Sprache sei „so grell und stark, daß sie ihren Zweck nicht erreiche". Das ist zu bedauern. Wo es sich um Lebensfragen eines Staates handelt, hört die Form auf, entscheidenden Werth zu haben. Keiner von Steins Zeitgenossen urtheilte milder; und am zweiten September ward dem König eine Adresse überreicht, in der man die Sätze findet: „Die ganze Armee, das ganze Publikum und auch die bestgesinnten auswärtigen Höfe betrachten mit äußerstem Mißtrauen das Kabinet Eurer Majestät, wie es gegenwärtig organisirt ist. Dies Kabinet hat besonders in Staatssachen alles Zutrauen längst eingebüßt. Aller der freche Mißbrauch, welchen Napoleon von der Friedensliebe Eurer Majestät gemacht hat, wird ihm zugeschrieben. Die öffentliche Stimme redet von Bestechung. Eure Majestät haben in Dero Staat eine Menge der geschicktesten Männer, durch welche die Wenigen, deren Entfernung nöthig ist, gar sehr leicht ersetzt werden können. Aber die Hauptsache ist, daß nur durch Entfernung des Kabinetsministers Grafen von Haugwitz und der beiden Kabinetsräthe Beyme und Lombard Zutrauen, Festigkeit und Ruhe in den Gemüthern und eine gegründete Hoffnung des guten Ausganges der Sachen zu erzielen möglich ist". Die Brüder des Königs, Prinz Louis Ferdinand, der Prinz von Oranien, Stein, die Generale Rüchel und Phull waren die Unterzeichner und der Herzog von Braunschweig ließ einen Brief mitüberreichen. Friedrich Wilhelm nahm den Schritt übel auf; und „die Königin", erzählt Pertz, „hat das Urtheil ihres Gemahls getheilt." Merkwürdig: die Anregung ging ja von ihr aus. Haugwitz und Lombard blieben nach wie vor die Berather der Krone und Blüchers Wünschen sah keine Erfüllung. „Noch ist nicht alles verlohren", schrieb er Mitte September an Rüchel, „da wir wahrscheinlich den König in unserer mitte sehen werden: er wird täglich, stündlich andere meinungen hören, als sie ihm bis jetzt von einer boßhafften Rotte niederer Faulthiere vorgetragen worden. Es kan ihm doch nicht entgehen, welcher allgemeine haß und verfluchung die wenigen trifft,

die ihm bisheyr teuschten und betrogen. An H. von Stein schreibe ich meine meinung, daß man die Majestät stets ins Auge behalte, die Bösewigter aber alles Schreckliche ihrer Lage stündlich vor augen halte. Diese Verfluchten muß man, wenn sie, wie ich doch nicht glaube, den Monarchen begleiten wollen, selbst sagen, welche Gefahr sie droht und daß ihre vernichtung jede minute entstehen kan und entstehen wird." Der Ehrlichkeit Hoffen trog; und als der König zur Armee abging, nahm er Haugwitz und Lucchesini, Lombard und Beyme mit. So bitter die Wahrheit stimmt, so schwer dem Deutschen das Bekenntniß wird: dem König war nicht zu helfen. Er hat den Staat bis an den Rand des Abgrundes geführt und der Vernunft und Rechtschaffenheit erst Gehör geschenkt, als er um die eigene Existenz, ums nackte Leben zittern mußte. Das soll man nicht vertuschen, nicht mit der Phrase erledigen, daß auch er, wie alle Menschen, eben die Fehler seiner Tugenden gehabt habe; und, vor Allem, nicht auf Wilhelm den Ersten weisen. Gewiß: auch er hat seine Minister gegen das allgemeine Urtheil gehalten; aber es ist ein Unterschied, ob man einen Bismarck und Roon oder einen Haugwitz und Köckeritz hält. Die Geschichte liebt Wiederholungen. Herr von Lucanus ist alt und Lombard hat Kinder gehabt: die Zeit ist vielleicht näher, als Mancher denkt, die zeigen wird, ob die sittliche Kraft, auf der alles Lernen ruht, noch in uns lebendig ist.

Dem König war nicht zu helfen und selbst Alexanders bewegliche Klagen*) blieben fruchtlos. Preußen kam aus der Entschlußlosigkeit nicht heraus, trotz Har-

*) Noch am vierundzwanzigsten September schrieb Alexander an den König: „Rien n'égale sans doute la juste confiance que je place en votre caractère, en vos principes et dans l'invariabilité de vos dispositions à mon égard. Cette confiance, je le répète, est illimitée. Que V. M. juge donc elle-même combien il doit m'être pénible de ne pouvoir suivre les impulsions que ce sentiment me suggère avec cet entier abandon que je désirerais mettre dans toutes nos relations et qui très certainement serait d'une grande utilité entre amis et alliés tels que nous le sommes. Mais comment le pourrais-je? V. M. devinera aisément que c'est de son ministère actuel que je lui parle. Je suis bien eloigné de vouloir influer le moins du monde sur le choix des personnes que vous honorez de votre confiance; mais pour le bien de la cause même que nous allons défendre et au nom de l'amitié qui nous unit, je crois de mon devoir de prier V. M. de nommer tel autre que ce soit de ses ministères, pour cultiver les relations qui subsistent entre nos cabinets, pourvu que ce ne soit pas le comte de Haugwitz. Je balance d'autant moins à vous adresser, Sire, cette demande qu'après m'être examiné avec la plus scrupuleuse attention . . ." Der König antwortete nicht; Luise aber schrieb dem Zaren am neunundzwanzigsten September: „Je suis extrêment contente du comte Haugwitz et je vous assure qu'il est digne que vous lui donniez votre confiance." Die Versicherung machte natürlich keinen Eindruck; Alexander war, durch Alopaeus und Goltz, die Beide intim mit Hardenberg verkehrten, zu gut unterrichtet. Und eben so unterrichtet war Talleyrand durch Laforest, bei dem die Herren Haugwitz und Lombard aus- und eingingen und Alles verriethen.

denbergs immer wiederholten Bitten, trotz den von Napoleon sehr bestimmt geforderten Erklärungen, was man endlich zu thun gedenke; ob man für Frankreich oder für Rußland optiren wolle. Und erst, als Lord Jarmouth Ende Juli bei einem fröhlichen Gelage dem Marquis Lucchesini in Paris verrieth, daß Napoleon die Rückgabe Hannovers an England versprochen habe, und der Marquis zugleich von Oubrils Treiben vernahm, entschloß man sich in Berlin zu Dem, was kein Entschluß mehr war: zum Kriege gegen Frankreich, zu „einem Akt der Verzweiflung", wie Höpfner und Clausewitz mit Recht bemerken. Die Entscheidung war eine neue Thorheit. „Daß wir 1805", schrieb Bismarck vor fünfzig Jahren an Gerlach, „nicht die Gelegenheit ergriffen, um Frankreichs Uebermacht brechen zu helfen, war eine ausgezeichnete Dummheit; schnell, nachdrücklich und bis zum letzten Hauch hätten wir eingreifen sollen; nachdem wir aber diese Gelegenheit hatten vorbeigehen lassen, so mußten wir auch 1806 à tout prix Frieden halten und eine bessere abwarten." Mußten wir; allein wir konnten nicht. Die Leitung unserer Politik war so jämmerlich, daß sie sich bald zum Verzicht auf jedes Wollen gezwungen sah und nicht mal mehr die Freiheit zum Nichtwollen hatte. In der entscheidenden Zeit von April bis August, in der alle paar Wochen eine Veränderung der realen Verhältnisse eintrat, geschah nichts; und die ganze Weisheit der Haugwitz und Konsorten erschöpfte sich darin, jedem neuen Faktum, vor das sie gestellt wurden, einen Schwanz in der Form langathmiger „Mémoires" anzuhängen.

Nicht besser als in Berlin war die Vertretung der preußischen Interessen in Paris durch den Marquis Lucchesini, der sich von jedem Ereigniß überraschen ließ, mit Haugwitz, wenn wir Gentz glauben dürfen, nicht zum Besten stand und seit den Zeiten Katharinens (die ihn schon 1794 zu den „miserabelsten Leuten von der Welt" zählte, „qui savent dégager leur tête d'entre la hache et le billot", und von ihm sagte: „Il n'y a pas de perfidie qu'il ne fasse commettre au roi, il le mène à tous les diables") von den Russen mit Mißtrauen betrachtet wurde. „Er verdiente", sagt Hardenberg, „allerdings weder als Staatsmann noch als Freund vollkommenes Vertrauen; seine Berichte waren nicht selten mehr schöne Poesie als das Resultat kalter ernsthafter Beobachtung; Niemand konnte besser als er den Mantel nach jedem Winde drehen; aber Vertrauen erwarb er sich nirgends, weil man ihm zu leicht abmerkte, daß Intrigue seine Hauptsache und in seinem Wesen immer etwas Lakaienhaftes war." Es gehört zum Bild jener Tage, daß auch er, obwohl Napoleon „cet usurier, ce Pantalon" nicht wollte und um einen anderen Gesandten gebeten hatte, auf seinem Posten gehalten wurde. Was ein Mann, den Napoleon nicht mochte, dem die Russen nicht trauten, dem armen Preußen in den kritischsten Tagen seiner Geschichte in Paris nützen konnte, ist leicht zu errechnen. In Erfurt hat er dann, wie Haugwitz und Lombard, Friedrich Gentz sein Herz ausgeschüttet. Natürlich hatte er Alles gewußt und vorhergesehen; „in Berlin hatte man es ihm aber nicht glauben wollen." Er erzählte dann die Geschichte seiner Rückberufung. „Die französische Regirung hatte eine seiner Botschaften aufgefangen (verschiedener Umstände halber, glaube ich, daß Dies von seiner Seite beabsichtigt war) und seine Zurückberufung verlangt. Laforest hatte den Befehl, zu erklären, daß er, im Fall diesem Gesuch nicht auf der Stelle gewillfahrt werde, für nichts stehe."

Am neunten August wurde die Mobilmachung der Armee befohlen, die Ver-

handlung mit Paris aber nicht abgebrochen. Lucchesini, der Anfang September Paris zum großen Schmerz der Frau Marquise verlassen hatte, wurde durch General Knobelsdorf, einen „saft- und kraftlosen Diplomaten" (Clausewitz) ersetzt, pour compléter l'illusion, wie Haugwitz Gentz in Erfurt erzählte. „Das Merkwürdigste", sagt (in genauster Uebereinstimmung mit Hardenberg) Gentz, „bei dieser Maßregel blieb jedoch (Das war eins der Stratageme des Grafen Haugwitz), daß Herr von Knobelsdorf selbst dupirt ward." Er bildete sich in völligem Ernst ein, man habe ihn nach Paris gesandt, um durch seinen persönlichen Kredit das gute Einverständniß wieder herzustellen. Er wurde gut aufgenommen, am Tage nach der ersten Audienz mit einem Wagen und vier prächtigen normannischen Pferden beschenkt und von Napoleon mit dem Schweichelwort empfangen: „Ich bin sehr erfreut, Sie hier zu sehen; ich liebe schlichte, gerade Männer wie Sie; allein mit Ihrem Hof bin ich sehr unzufrieden." Dann kam das Sündenregister. Daß es berechtigt war, ist nicht zu leugnen, auch wenn man das Geständniß, das Haugwitz Gentz gemacht hat, nicht allzu ernst nimmt. „Eine falsche Friedensmaske war Alles, was wir zeigen konnten. Diesen uns aufgezwungenen zweideutigen Charakter haben wir nicht aufgegeben." Man sieht: die Unfähigkeit sucht das Mäntelchen der Klugheit umzuhängen. Aehnlich hat, zwei Tage nachher, Lombard gesprochen. „Von Monat zu Monat konnte ich die wachsende Wahrscheinlichkeit des Krieges berechnen, besonders aber seit dem Ende des vorigen Jahres. Nur durch allerhand Kniffe und Pfiffe sind wir diesem bisher entgangen." Ists nicht nett, diese kleinen Sophisten an der Arbeit zu sehen gegen einen Mann, von dem Taine sagt, daß es „nie einen geschickteren, beharrlicheren, beredteren, überzeugenderen Sophisten gegeben" habe, der überdies noch „ein hervorragender Artilleriegeneral, Oberbefehlshaber, Diplomat, Finanzmann und Verwalter" war? Gleich danach hat der saubere Patron, hat Lombard, den Friedrich Wilhelm gegen das allgemeine Urtheil, ja, gegen den Willen der Königin sogar auf seinem Posten hielt, die Unverschämtheit, die ganze Verantwortung von sich auf den König abzuladen. „Sie wundern sich, daß ich bei so vielen dringenden Beweggründen nicht auf einer veränderten Politik bestanden habe. Kennen Sie den König? Meine Rechtfertigung liegt in dieser einzigen Frage. Ich möchte wohl wissen, was Sie in meiner Lage gethan hätten, um einen Krieg zu beginnen unter den Augen eines Königs, der Kriegsgedanken haßt und zudem auch die Mittel nicht zu haben glaubt, sich auf einen Krieg füglich einlassen zu können. Darin ruht das große Geheimniß meiner Unentschlossenheit und Verlegenheit." Einen höheren Grad der Unverschämtheit zu ersinnen, dürfte schwer fallen; und das Gebahren zeigt, wie richtig Stein in seiner klar blickenden Gewissenhaftigkeit den Mann der Kniffe und Pfiffe geschildert hat.

Knobelsdorf wurde inzwischen in Paris während des ganzen Monats September weiter prostituirt. Am Zwölften will Talleyrand Aufklärung über Preußens Rüstungen haben, „que publiquement on présentait, à Berlin même, commo dirigés contre la France. Les dispositions de la cour de Berlin ont autant plus vivement surpris Sa Majesté, qu'elle était plus éloignée de les présager d'après la mission de M. de Knobelsdorf et la lettre do Sa Majesté le Roi de Prusse dont il était porteur." Und Knobelsdorf hat nichts als die klägliche Auskunft: „Les motifs qui ont engagé le Roi, mon maître, à faire des armements on été l'effet d'uno trame des ennemis de la France et de

la Prusse." „Man erkennt, sagt Clausewitz (und wir wissen, mit welchem Recht), in dieser Sprache sogleich die Politik des Grafen Haugwitz. Eine solche Unverschämtheit muß wenigstens mit einer großen Gewandtheit gepaart sein, wenn sie nicht widrig und lächerlich werden soll." Mit solchen Berathern zur Seite, trat Friedrich Wilhelm gegen Napoleon und Talleyrand in die Schranken.

Am einundzwanzigsten September verließ er Berlin und fuhr nach Naumburg zur Armee. Vier Tage danach fuhr Napoleon von Paris nach Mainz; und am sechsundzwanzigsten richtete der König ein Ultimatum und einen Brief an den Kaiser, der aus Lombards Feder floß und, trotz Treitschkes Lob, ein Musterbeispiel dafür ist, wie diplomatische Schriftstücke nicht abzufassen sind. Er stellte den König in unvorsichtiger Weise blos, beleidigte den Korsen und mußte ihn, der, nach Bourienne, nie eine Beleidigung vergessen hat, aufs Schwerste reizen. Hardenberg nannte die Arbeit „wahr, aber sehr unklug", Gentz fand sie „entsetzlich lang", den Ton „so geschwätzig, familiär, ja, fast indezent, daß er erschrak", und citirte Rivarols Worte über Mirabeaus Adresse an Ludwig den Sechzehnten: „Sie enthält zu viel Liebe für eine solche Drohung und zu viel Drohung für so viel Liebe." Napoleon quittirte im ersten Bulletin der Großen Armee; des Königs Brief nannte er „ein langes Pamphlet gegen Frankreich, von der Art derer, die das englische Kabinet von seinen Zeitungschreibern für fünfhundert Pfund jährlich machen läßt", und leistete sich pöbelhafte Schmähungen der Königin, die kurz vorher an Alexander geschrieben hatte: „Nous marchons le chemin de l'honneur, c'est lui, qui dicte nos pas, et plutôt succomber que reculer. Voilà la voix unanime. Je vous proteste qu'il n'y en a pas une qui dise le contraire." Das war am achten Oktober, an dem Tage, da das von Preußen gestellte Ultimatum ablief. Ein Zweifel war nicht mehr möglich: es ging um Sein oder Nichtsein. Und Preußen stand allein auf dem Plan, dank der bodenlosen Indolenz und Trägheit des Grafen Haugwitz, der viel zu spät sich um Rußlands (von Budberg fast aufdringlich angebotene) Hilfe bemühte und drei kostbare Wochen verstreichen ließ, ehe er den Oberstlieutenant Krusemarck, am achtzehnten September, mit der Bitte um Unterstützung durch sechzigtausend Mann nach Petersburg sandte. „Die Schlachten von Jena und Auerstädt", sagt Hardenberg, „waren geliefert, ehe kaum die Antwort hierauf eingehen konnte". Haugwitz aber trieb, wie kein Zweiter, zum schleunigen Beginn der Operationen*); in der That: er hat die „falsche Friedens-

*) Man muß den Mann an der Arbeit sehen. Am sechzehnten September übergab er dem König eine Denkschrift, in der folgende Sätze stehen: „Aujourd'hui la Prusse est à la tête d'une armée de 180 mille Prussiens, Saxons et Hessois, c'est à dire des meilleures troupes de l'Allemagne, brûlant d'ardeur de venger l'honneur national, de combattre pour la plus juste des causes, l'existence, la sûretè, l'indépendance commune, et convaincue jusqu'au dernier soldat que ce n'est plus que par la force que ce but peut être obtenu et un repos honorable conquis pour l'avenir.. Elle est, elle sera plus encore le chef, le centre de réunion de tous les États, de tous les peuples qui désirent de se soustraire au joug.. La considération, le crédit de la Prusse, si elle prend le rôle que ces conjonctures lui assignent, s'élèveront à proportion de l'injuste déprécation même dont elle avait été l'objet.. Elle est sûre

maske", so lange sie irgend zu tragen war, getragen, hat, was irgend im großen Kampf der Völker durch Diplomatie zu verderben ist, mit bewunderswerther Konsequenz verdorben und die letzte Dummheit, die noch zu machen, durch seinen Lombard machen lassen: das Kriegsmanifest vom neunten Oktober. Am Achten lief das Ultimatum ab (wurde Tauentzien auch schon von den Franzosen belästigt); doch der König wollte ohne Kriegserklärung nicht die Feindseligkeiten eröffnen. Und zu den „unschätzbaren Tagen, die man (nach Treitschke) in zwecklosem Verweilen verloren," kam noch einer. Wer an Belle-Alliance und Königgraetz denkt, weiß, was ein Tag Verlust im Kriege heißt. Das Manifest war, wie der Brief, wieder von befremdender Ungeschicklichkeit; war, sagt Hardenberg, „ein höchst unschickliches Bekenntniß von Fehlern auf Fehler, das man dem König nicht hätte in den Mund legen sollen." Und Gentz, der es aus Herrn Lombards Französisch ins Deutsche zu übertragen hatte, bemühte sich vergebens, auch nur die gröbsten Injurien zu mildern und zu streichen. Sogar die Ermordung des Herzogs von Enghien war erwähnt. Bestürzt sagte Gentz, als ers las: „Haben Sie auch durchaus überlegt, welches Fundament diese Beschuldigung hat? Dies und noch einige Beispiele ähnlicher Tendenz sind das Signal zu einem Krieg auf Leben und Tod." Sie warens. Lombard aber, der Verfasser, nannte 1808 seine eigene Arbeit „une pièce éminemment mal calculée, car non seulement on a toujours tort de parler le langage de la passion et même avec la certitude de la victoire, on s'expose à des repentirs; mais c'était faire sortir le Roi de son caractère et livrer à des ressentiments dangereux le plus sage et le plus modéré des hommes." Ist, fragt Hardenberg dazu, „die Unverschämtheit nicht zu bewundern?"

Am neunten Oktober erschien das Manifest, das der König erst aus den Zeitungen kennen lernte, und am zwölften erhielt er von Napoleon die Antwort auf seinen Brief. „Sire, Votre Majesté sera vaincue." Zwei Tage danach (es war der Unglückstag von Hochkirch) lag Preußens Hoffnung in Scherben. „So begann", sagt Treitschke, „der einzige gänzlich verlorene Feldzug der glückhaften preußischen Kriegsgeschichte. Beispiellos, wie das Aufsteigen dieses Staates gewesen, sollten auch seine Niederlagen werden, allen kommenden Geschlechtern unvergeßlich wie selbsterlebtes Leid, Allen eine Mahnung zur Wachsamkeit, zur Demuth und zur Treue."

---

du concours de la Russie et de l'Autriche en autant que par une conduite sage et énergique on saura lui inspirer une véritable confiance . . L'armée du roi ne demande qu'à aller en avant; ses troupes sont regardées partout comme des libérateurs . . On voit donc qu'il est impossible de prolonger l'incertitude actuelle et que, pour tirer parti d'un moment si précieux, il faut, sans attendre davantage, insister sur les points que la Prusse, sûre à cet égard de l'acquiescement de la Russie et de l'Autriche, demande à la France comme préliminaires de la négociation commune future et dont le refus de sa part déciderait tout de suite l'ouverture des opérations." In der Französischen Gesandtschaft aber war er der Einzige, der noch mäßigte und zurückhielt, leider aber, dem Himmel seis geklagt, nicht durchdringt. „Que voulez-vous", soll er nach Hardenberg sogar gesagt haben, „que je fasse; voulez-vous qu'on me coupe la tête?"

Steglitz. Karl Schnitzler.

Egil Skallagrimssohn.

Im Jahr 1000 entdeckte der Isländer Leif Amerika. Sein Vater, Eirik der Rothe, war von Norwegen nach Island gezogen. Auch dort hatte er keine Ruhe gefunden, hatte dann Grönland entdeckt und besiedelt; Leif, sein Sohn, war in Norwegen Christ geworden und verkündete nun auf Grönland den neuen Glauben. Seine Mutter schloß sich ihm an. Da verließ Eirik auch Grönland, um, so scheint es fast, dem neuen Glauben nach dem neuen Land hin zu entfliehen. Er hatte kein Glück mehr, irrte lange herum, kam schließlich heim und starb dann bald. Drei Jahre später fuhr ein Anderer nach dem neuen Land. Er führte drei Schiffe mit zusammen hundertvierzig Mann. Sie erforschten und benannten die Küste. Auf dem besten der gefundenen Landstriche siedelten sie sich für die Dauer an. Sie nannten ihn wegen der dort wild wachsenden Weinstöcke Winland das gute. Aber nach drei Jahren mußten sie die Ansiedlung aufgeben. Die Eingeborenen, die zwar klein, aber unermeßlich zahlreich waren, hatten ihnen das Leben zu beschwerlich gemacht.

Da so die Entdeckung nicht ausgenutzt werden konnte, ist sie eine historische Arabeske geblieben, aber eine von symbolischem Werth. Man datirt von der Entdeckung Amerikas die moderne Zeit. Dieses Amerika hat nun eine Geschichte bekommen, die über das französisch-spanische Intermezzo hinweg an jenen isländisch-norwegischen Anfang geknüpft hat. Denn dieses selbe Volk ist es doch, das einst zuerst den wilden Weizen, Wein und Wald der amerikanischen Küste sah; und seine Enkel haben auf dem Umweg über die Normandie und England das Land dauernd besiedelt, das ihre Ahnen sahen. Dieser wunderbar verschlungene geschichtliche Zusammenhang kommt mir immer wieder in den Sinn, wenn ich an das eigenthümliche Schicksal der isländischen Literatur denke.

Nicht lange nach der Entdeckung Leifs Eirikssohn erfand, wenn man so sagen darf, sein isländisches Muttervolk eine neue Dichtungart, die eine ähnliche Geschichte hatte wie die Entdeckung Winlands des guten: die realistische Prosanovelle. Im elften und zwölften Jahrhundert wurde sie gedichtet, um das Jahr 1200, vorher und nachher, aufgezeichnet; als in Italien die ersten ungelenken Versuche einer Prosaerzählung, die „cento novelle antiche“, mehr noch Anekdoten als Novellen, aufgeschrieben wurden, erschienen auf Island die letzten Nachzügler dieser Literatur; und als Boccaccio schrieb, war Das, was er schuf, im Norden erloschen. Hakon, der Held der „Kronprätendenten“, nahm der Insel der Dichter die Freiheit und (was schlimmer war) führte die französisch-deutsche Ritterdichtung ein. Die fremde Hofkunst verdarb den Geschmack an der Volkskunst.

Die realistische Prosadichtung ist die Kunst der Moderne geworden, wie Amerika das Land der Moderne ward. Aber auch diese geistige Entdeckung riß im Norden ab und bekam eine romanische Zwischengeschichte; erst im vorigen Jahrhundert ist sie im Stammland ihrer ersten Pfleger wieder erwacht.

Die Novelle der alten Isländer ist zu einem abgerundeten und bei allem Reichthum an Nuancen einheitlichen, wie man sagt: klassischen Stil gekommen. Wie stark sie bereits die entscheidenden Eigenschaften der modernen Novelle in sich ausgebildet hatte, wenn auch natürlich in sehr anderer Ausführung als bei uns,

dafür möchte ich eine Probe vorlegen. Sie stammt aus der Geschichte des Skalden Egil Skallagrimssohn. Ich habe drei Stücke aus ihr zusammengestellt und übersetzt.

Wie der Charakter des Helden in seine Vorgeschichte, in die Charaktere seiner Vorfahren verankert ist (ganz wie auch die neueren Norweger es lieben): Das läßt sich ja in der Kürze, wie es hier nöthig ist, nicht zeigen: man wird es aber aus der Szene zwischen Egil und seinem Vater ahnen können. Auch der kurze Abschluß der Geschichte über die Nachkommen läßt es erkennen. Deutlicher wird die psychologische Meisterschaft sich spiegeln. Die innere Erregung einer Szene wie der zwischen Egil und Adalstein oder der zwischen Egil und seinem Vater schlägt ja wie Feuer aus der alten Schilderung hervor. Besonders deutlich wird der Naturalismus der Darstellung werden. Welche ältere Dichtung der Weltliteratur giebt es, die ihren Helden (wohlgemerkt: ihren ernsthaften Helden) so schilderte, wie es hier mit Egil geschieht, nicht nur im Aeußeren, sondern auch dem Charakter nach, und zwar nicht, weil sie etwa anders werthete als wir, sondern mit dem vollen Bewußtsein, hiermit nichts Rühmliches zu sagen? Und gar welche alte Literatur hat es gewagt, uns einen ihrer gefeiertsten Helden in dieser bitteren Hilflosigkeit des Alters zu zeigen? Die Proben stammen aus den Kapiteln 55, 58, 88 des Originals in der Ausgabe von 1809. Verglichen ist worden die neue Ausgabe von Finnur Jonsson, Halle 1894, und die Bearbeitung von Ferdinand Khull, Wien, Graeser, 1898.

Dresden. Arthur Bonus.

Aus der Geschichte des Skalden Egil Skallagrimssohn.

Skallagrim hatte zwei Söhne. Der ältere erhielt in der Wasserweihe den Namen Thorolf. Er wurde früh groß und sehr schön; Alle sagten, daß er seinem Vaterbruder Thorolf am Meisten gleiche, nach dem man ihm den Namen gegeben hatte. Er erwarb früh all die Tüchtigkeiten, welche Männer, die auf sich hielten, damals zu üben pflegten. Er war heiteren Gemüthes und Alle sahen ihn gern. Auch Vater und Mutter liebten ihn sehr. Der jüngere erhielt in der Wasserweihe den Namen Egil; bald sah man, daß er seinem Vater ähnlich werden würde, häßlich und schwarzhaarig. Er wurde früh groß und stark; er sprach gern und wußte seine Worte gut zu setzen. Im Spiel mit anderen Kindern war er sehr unverträglich.

Wie Egil seinen Bruder Thorolf begrub.

Als die Brüder herangewachsen waren, fuhren sie auf Wiking. Einstmals, im Gefolge des Königs Adalstein von England, entschieden sie den Sieg gegen die Schotten; aber Thorolf fiel. König Adalstein ließ die Fliehenden verfolgen. Er selbst wandte sich aus dem Kampf und ritt auf die Burg zurück. Egil aber verfolgte die Feinde noch lange und erschlug jeden, den er erreichte. Als er genug hatte, wandte er mit seinen Genossen um und kehrte auf den Kampfplatz zurück. Da fand er Thorolfs, seines Bruders, Leichnam. Er nahm ihn auf und wusch ihn; er bereitete ihn zur Bestattung, wie damals die Sitte war. Sie gruben ein Grab und setzten Thorolf mit all seinen Waffen und Kleidern hinein. Egil wand ihm einen Goldring an jeden Arm, bevor er sich von ihm trennte. Dann häuften sie Steine und warfen Erde darüber. Egil sprach eine Weise zum Ruhm des Bruders.

Danach zog er mit seiner Schaar zu König Adalstein und trat alsbald vor ihn. Der König saß beim Trinken und es war großer Lärm um ihn. Als er Egil erblickte, befahl er, die Bank vor ihm zu räumen, und hieß Egil, sich in den

niederen Hochsitz ihm gegenüber setzen. Egil setzte sich. Er warf den Schild unter seine Füße; er hatte den Helm auf dem Haupte und legte sich das Schwert über die Knie; das zog er bald bis zur Hälfte aus der Scheide, bald stieß er es wieder hinein. Er saß aufrecht und ragte hoch über die Anderen empor. Egil war ein Mann mit großem Gesicht, breiter Stirn, gewaltigen Brauen, die Nase nicht lang, aber sehr dick, die bärtige Hälfte des Gesichtes weit und lang, das Kinn zum Verwundern breit; und so Alles um die Kiefern. Sein Hals war dick, die Schultern hoch; in Allem war er hervorstechend vor anderen Männern; das Gesicht grimmig und furchtbar anzusehen, wenn er zornig war. Er war sehr gut gewachsen, höher als alle Anderen; das Haar war wolfgrau und dicht; doch wurde er früh kahl. Und als er so saß, zog er die eine Braue auf die Wange herab, die andere zu den Haarwurzeln hinauf. Er war aber schwarzäugig und hatte dunkle Brauen. Man brachte ihm zu trinken, aber er wollte nichts nehmen. Nur abwechselnd zog er die Brauen herab und hinauf.

König Adalstein saß im Hochsitz; er legte sich auch sein Schwert über die Knie, und als sie so eine Weile gesessen hatten, da zog der König das Schwert aus der Scheide und streifte sich einen großen Ring aus gutem Golde vom Arme. Er steckte ihn auf die Schwertspitze, stand auf und schritt auf den Feuerplatz; da reckte er das Schwert über das Feuer nach Egil hin. Der stand auf und zückte sein Schwert; er schritt auf den Feuerplatz, steckte das Schwert in den Ring, den der König darbot, und zog ihn zu sich hinüber. Dann ging er auf seinen Platz zurück und der König setzte sich in den Hochsitz.

Als Egil sich niedersetzte, steckte er den Ring an seinen Arm; und da kamen seine Brauen wieder in die richtige Lage. Da legte er Schwert und Helm nieder und nahm das Trinkhorn, das man ihm gebracht hatte. Er trank und sprach eine Weise zum Dank für das Kleinod. Von da ab nahm er Theil am Trinken und so auch an den Gesprächen.

Danach ließ der König zwei Kisten hereinbringen: deren jede ward von zwei Männern getragen und beide waren voll Silbers. Der König sprach: „Diese Kisten, Egil, sollst Du nehmen, und wenn Du nach Island kommst, sollst Du sie Deinem Vater bringen; ich sende sie ihm als Sohnesbuße für Thorolf. Etwas davon sollst Du nach eigener Wahl unter die hervorragendsten Verwandten Thorolfs austheilen. Du aber sollst als Bruderbuße hier bei mir Land oder fahrende Habe erhalten, was von Beidem Du lieber willst. Und wenn Du auf die Dauer bei mir bleiben willst, so werde ich Dir Ehren und Würden verleihen, wie Du sie selbst mir nennen magst!"

Egil nahm den Schatz an und dankte dem König für die Gabe und die freundlichen Worte. Da fing Egil an, froh zu werden, und sprach diese Weise:

„Harter Harm herab mir
zog die hohen Brauen.
Fand sich, der verstand, das
Ungerade richten.

Meine Brauen richtet
mir zurecht des Königs
Gold. Es schwand der Schrecken,
der aus ihnen drohte."

Egil fuhr nach Norwegen und verbrachte den Winter bei seinem Freunde Arinbjörn. Er nahm seines Bruders Witwe zum Weibe, die Arinbjörns Gesippin war. Dann fuhr er heim. Er hatte gute Fahrt. Er kam zur Herbstzeit nach Island und hielt auf den Borgarfjord. Zwölf Winter war er da außer Landes gewesen.

Skallagrim alterte bereits stark. Er freute sich sehr, als Egil heimkam. Der zog mit vielen Genossen nach Borg und blieb den Winter über bei Skallagrim. Er hatte unermeßliches Gut, aber es wird nicht erzählt, daß er das Silber, das Adalstein ihm eingehändigt hatte, abgab, weder dem Skallagrim noch Anderen.

Wie Skallagrim starb.

Einst ward Egil zu einem Gastmahl geladen, und als die Zeit verstrichen war, bereitete er sich zu der Fahrt, mit ihm sein Weib und von den Hausgenossen so viele, daß sie Zehn oder Zwölf waren.

Als Egil fertig war, trat Skallagrim heraus zu ihm und wandte sich ihm zu, bevor er das Pferd bestieg.

Er sprach: „Langsam zahlst Du mir das Geld aus, das König Adalstein mir schickte, dünkt mich. Wie denkst Du es damit zu halten?"

Egil antwortete: „Bist Du in Geldnoth, Vater? Das wußte ich nicht, aber ich will Dir sofort auszahlen lassen, sobald ich höre, daß Du Etwas brauchst. Ich weiß aber, daß Du noch eine oder zwei Kisten voll Silber in Verwahrung hast."

„Mir scheint", sagte Skallagrim, „Du hast Deinen Antheil an fahrender Habe bereits erhalten. Mit Dem, was ich besitze, mußt Du mir schon gewähren, zu thun, was mir behagt!"

Egil antwortete: „Du wirst nicht der Meinung sein, meiner Erlaubniß dazu zu bedürfen; denn Du wirst Deinen Willen durchsetzen, was ich auch sagen würde!"

Darauf ritt er zu dem Gelage. Er wurde mit großer Freude dort empfangen und es wurde verabredet, daß er drei Nächte bleiben solle.

Den selben Abend, als Egil von Hause ritt, ließ Skallagrim sich sein Pferd satteln. Als die Anderen schlafen gingen, ritt er fort. Er hob sich eine sehr große Kiste zwischen die Knie. Unter dem Arm trug er einen Kupferkessel, als er fortritt. Man hält für wahr, daß er das Eine von Beidem oder Beides im Sumpf versenkt und eine große Steinplatte darübergewälzt hat. Skallagrim kam um die Mitternachtstunde heim; er ging zu seinem Bett und legte sich in seinen Kleidern nieder.

Um den Morgen, als es hell ward und man sich anzog, saß Skallagrim vorn auf dem Bettbalken und war tot. Er war so steif, daß sie ihn weder liegend noch stehend grade bringen konnten, obwohl sie nichts unversucht ließen. Da warf sich ein Mann aufs Pferd und trabte so schnell, wie er konnte, über Land nach dem Gut, auf dem Egil zu Gaste war, und sagte ihm die Zeitung.

Egil nahm seine Waffen und seinen Mantel und ritt noch den selben Abend heim nach Borg. Und sobald er vom Pferde gestiegen war, ging er in den Anbau, der rings um das Feuerhaus war und aus dem die Thüren zu den Bänken hineinführten. Da schritt Egil auf das Bett zu und faßte Skallagrim an den Schultern und beugte ihn mit Gewalt nach hinten auf den Rücken. Er legte ihn auf das Bett und verrichtete die Totenpflichten an ihm. Dann ließ er die Grabwerkzeuge nehmen und die Wand an der südlichen Seite einreißen. Als Das gethan war, nahm er Skallagrim am Kopfende und Andere nahmen ihm am Fußende und sie trugen ihn quer durch das Haus und hinaus mitten durch die eingerissene Wand. Sie trugen ihn fort, ohne innezuhalten bis unter das Naustakap; da wurde die Nacht hindurch über der Leiche ein Zelt aufgeschlagen. Am Morgen aber zur Fluthzeit ward Skallagrim aufs Schiff getragen und nach dem Digrakap gerudert. Da ließ Egil vorn auf dem Kap einen Hügel errichten; darein ward Skallagrim

gelegt und sein Roß und seine Waffen und sein Schmiedezeug mit ihm. Aber davon wird nichts berichtet, daß irgend welche Schätze zu ihm gelegt wurden. Da übernahm Egil das Erbe, Land und fahrende Habe und den ganzen Haushalt.

Wie Egil alterte und starb.

Egil Skallagrimssohn wurde ein alter Mann. Und in seinem hohen Alter ward er schwach an Gehör und Gesicht, auch steif an den Beinen. Er lebte auf dem Gut zum Moorberge bei Thordis, seiner Stieftochter, und ihrem Manne.

Eines Tages wollte Egil hinausgehen. Er ging an der Wand hin und stieß mit dem Fuß an und fiel.

Einige Weiber sahen Das; sie lachten dazu und sagten: „Abgebraucht bist Du nun, Egil, ganz und gar, da Du hinfällst, ohne daß Dich Einer stößt." Da sagte der Hausherr: „Minder spotteten die Weiber über uns, als wir jünger waren!"

Egil wurde ganz blind. Eines Tages im Winter, als es sehr kalt war, ging er ans Feuer, um sich zu wärmen. Die Wirthschafterin redete darüber, was Das doch für eine wunderliche Sache sei. So ein Mann, wie Egil gewesen sei, und liege nun den Mägden im Wege, daß sie nicht an ihre Arbeit kommen.

„Sei gut", sagte Egil, „wenn ich auch mich ans Feuer lege; wir wollen uns über den Platz einigen!"

„Steh auf", sagte sie, „geh an Deinen Platz und laß uns an unsere Arbeit!"

Egil stand auf und ging an seinen Platz. Er sprach die Weise:

„Blind um den Brand irr' ich, dessen Wort Fürsten fürchteten,
Mägde um Milde bettl' ich, dessen Ehre über Heere herrschte!"

Abermals eines Tages, als Egil ans Feuer ging, um sich zu wärmen, fragte ihn Einer, ob ihn an den Füßen friere, und warnte ihn, daß er sie nicht gar zu nah ans Feuer bringe. „Ich will es versprechen", sagte Egil; „es ist mir nicht mehr ganz leicht, meine Füße richtig zu steuern, da ich nicht sehe. Böse ist es und ganz elend, blind zu sein!" Er sprach diese Weise:

„Lang wird mir die Weile, Zitternde Witwen,
lieg' ich einsam, altkalte zwei,
altalter Mann, beide Beine mein
fern fürstlichem Schutz. härmen um Wärme sich!"

Es war gegen das Ende der Zeit Hakons des Guten, da war Egil Skallagrimssohn in den neunziger Jahren. Er war blind, aber noch rüstig. Es war Sommerszeit, als die Männer sich zum Thing bereiteten; da bot Egil seinem Schwiegersohn an, er wolle ihn auf das Thing begleiten. Der nahm Das nicht sehr bereitwillig auf. Er erzählte seinem Weibe, um was Egil ihn gebeten habe; „ich möchte, daß Du zu erfahren suchst, was unter dieser Bitte brauen mag."

Thordis suchte ihren Stiefvater auf und sprach mit ihm. Es war die größte Freude Egils, mit ihr zu reden.

Sie fragte ihn: „Ists wahr, Vater, daß Du zum Thing reiten willst? Ich möchte, daß Du mir erzählst, was Du vorhast!"

„Ich will Dir erzählen", sagte er, „was ich mir ausgedacht habe. Ich will die beiden Kisten voll englischen Silbers, die König Adalstein mir gab, mitnehmen und sie zum Gesetzesfelsen bringen lassen; und wenn es da ganz voll ist, will ich das Silber aussäen. Und Das sollte mich wundern, wenn sie es friedlich unter sich theilen; ich glaube, daß es Püffe und Ohrfeigen setzen wird; am Ende schlägt sich gar das ganze Thing darum!"

Thordis sagte: Das sei ein Hauptspaß, davon werde man erzählen, so lange das Land bebaut wird. Dann ging sie zu ihrem Mann und erzählte ihm Egils Plan.

„Das soll nimmer geschehen, daß er Dies ausführt, solch einen Streich!" sagte Der. Und als Egil mit ihm über die Thingfahrt zu sprechen kam, da rieth er ganz und gar davon ab; und Egil saß um die Thingzeit daheim. Das gefiel ihm übel; er war sehr finster.

Auf dem Moorberg hatte man Sennfahrt angesetzt und Thordis war während der Thingzeit dort. Eines Abends, als die Leute auf dem Moorberg schlafen gehen wollten, rief Egil zwei Knechte zu sich. Er hieß sie, ihm ein Pferd zu bringen. „Ich will zu Bade reiten!" sagte er. Und als Egil fertig war, ging er hinaus und hatte beide Silberkisten mit sich. Er stieg auf das Pferd und sie zogen hinunter hinter der Umwallung und vor dem Hügel hin, der da steht; dort sah man sie zuletzt. Am anderen Morgen, als die Leute aufstanden, sahen sie Egil am Waldrand östlich der Umwallung herumwanken. Das Pferd führte er hinter sich. Sie gingen zu ihm und brachten ihn heim. Niemals aber sah man die beiden Knechte wieder noch auch die Kisten. Egil selbst erzählte, daß er die Knechte umgebracht und die Kisten verborgen habe; aber wo: Das sagte er keinem Menschen.

Im Herbst darauf wurde Egil krank. Zu seinem Begräbniß ließ sein Schwiegersohn ihm prächtige Kleider anlegen und ihn nach Tjaldanes hinuntertragen. Dort wurde ihm der Hügel bereitet und Egil dareingelegt mit seinen Waffen und Kleidern.

Ende.

Als das Christenthum durch Thingbeschluß auf Island eingeführt war, wurde auch der Gutsherr zum Moorberg getauft. Er ließ eine Kirche bauen und es wird erzählt, daß Thordis den Leichnam Egils zur Kirche schaffen ließ. Und Das hat man zum Zeichen dafür: Als einst in späterer Zeit die Kirche verlegt und der Kirchplatz aufgegeben wurde, fand man unter der Altarstätte Menschengebein; das war weit gewaltiger, als sonst Menschenmaß ist. Da glaubten die Leute, aus den Erzählungen der Alten zu wissen, daß es Egils Gebein sei.

Damals war dort ein Priester, ein sehr gelehrter Mann. Der nahm Egils Schädel und stellte ihn auf die Kirchhofsumwallung. Der Schädel war zum Verwundern gewaltig. Aber noch unwahrscheinlicher war, wie viel er wog. Er war ganz wellig außen, wie eine Muschel. Der Priester wollte ausproben, wie stark der Schädel sei. Er nahm eine tüchtige Handaxt und schwang sie, so stark er mit einer Hand konnte, und schlug auf den Schädel, um ihn zu zerspalten. Aber an der Stelle, wo er ihn traf, ward er nur weiß; es gab weder eine Vertiefung noch einen Sprung. Da sah man, daß dieser Schädel von den Hieben gewöhnlicher Menschen nicht leicht zu Schaden kommen konnte, so lange noch Haut und Fleisch über ihm war. Egils Gebein ward auf dem äußeren Theil des Kirchhofes bestattet.

Von Egil stammt ein großes Geschlecht; stolze Männer, darunter viele Skalden. Das ist das Geschlecht der „Moorleute", Alles, was von Skallagrim abstammt. Es erhielt sich lange in diesem Geschlecht, daß die Männer stark waren, gewaltige Totschläger; einige aber vielwissend und weise. Aus diesem Geschlecht galten Manche für die Allerschönsten, die es auf Island gegeben hat; darunter Egils Sohn Thorstein, Thorsteins Schwestersohn Kjartan, Thorsteins Tochter Helga, die schöne, um welche die Skalden Gunnlaug Schlangenzunge und Hrafn kämpften. Aber die Meisten aus diesem Geschlecht waren häßlicher als alle anderen Menschen.

Triviale Musik.

Wie unsere gesammte Kunst, so steht auch die musikalische Produktion seit Jahren unter dem lähmenden Einfluß einer Angst, die immer mehr das frische, naive Schaffen zu vernichten droht und ein gutes Theil der modernen musikalischen Extravaganzen bereits verursacht hat: der Furcht vor dem „Trivialen.“ Ich besuchte unlängst einen feinen und klugen Musiker und erquickte mich wahrhaft an Dem, was er mir in einer guten Stunde am Flügel vorspielte: die anmuthigsten oder kraftvollsten Themen, leicht faßlich, in den Grenzen der Tonalität zum gedanklichen Abschluß gebracht und nicht durch eine überschwängliche Harmonik erstickt, klangen an mein Ohr; es war ein Genuß, wie ich ihn seit langer Zeit selbst in den berühmtesten Konzerten nicht gehabt hatte. Entzückt stellte ich die Frage, wo diese köstlich frischen, gesunden Kompositionen erschienen seien; mein Freund lächelte und sagte mit einer Mischung von Ernst und Spott: „Die werden in absehbarer Zeit überhaupt nicht erscheinen; denn ließe ich sie drucken (falls ein Verleger überhaupt solches unmoderne Zeug nähme), so wäre es um meinen guten Namen als eines neuzeitlichen Tonsetzers gethan. Man würde Das, was Sie melodische Fülle und Natürlichkeit zu nennen belieben, als Trivialität bezeichnen und mit diesem einen Vernichtungwort wäre ich auf Jahre hinaus unmöglich gemacht. Darum mögen die Sachen im Pult liegen bleiben; vielleicht kommt mal wieder eine Zeit, wo die Einfachheit Mode ist und es nicht mehr als unvornehm gilt, ausgiebige musikalische Einfälle zu haben.“

Der Mann hat leider Recht. In der That wird das musikalische Leben heute von Leuten beherrscht, die, sei es aus Absicht oder aus Mangel an Erfindung, das Wesentliche der Tonkunst in den absonderlichsten Effekten suchen, keine schlichte Melodie von acht Takten in den Grenzen einer Tonart schreiben wollen oder können, dafür aber das Kunststück fertig bringen, Stunden lange „Stimmungmusik“ zu produziren, die zwar gewiß sehr ernsthaft gemeint und mit größtem Aufwand von Klugheit und Raffinement ausgetüftelt, aber im Grunde doch unmusikalisch ist. Diese Leute haben es, zumal sie lautrufende kritische Helfer genug fanden, glücklich dahin gebracht, daß die Erfindung, der musikalische Gedanke, als nebensächlich betrachtet wird. Komponisten von Ruf thun sich Zwang an, damit ihre Werke nur ja nicht allzu klar, durchsichtig, schlichtmelodisch erscheinen und sich dadurch dem Vorwurf der Trivialität aussetzen; und die jüngsten Konservatoristen schütteln verächtlich die Künstlermähnen über jeden unmodernen Thoren, der sich einfallen läßt, zu behaupten, daß auch in der Tonkunst der Gedanke das Wesentliche sei, Form und Ausdruck aber erst in zweiter Linie stehen.

Hohe Zeit ists, daß die Angst vor dem Vorwurf der Trivialität einmal überwunden wird. So wenig ein Vernünftiger wünschen kann, die Tonkunst möge von der durch die neuere Entwickelung erlangten Farbenpracht und Bewegungfreiheit Etwas aufgeben und in eine rückläufige Bewegung eintreten, so nachdrücklich muß doch darauf hingewiesen werden, daß neben der modern-impressionistischen Musik, die in der Hauptsache als Ausdruckskunst zu gelten hat, auch die Richtung berechtigt und nothwendig ist, die sich wesentlich auf Erfindung und einfache, nicht modern-komplizirte Empfindung gründet. Das im Anfang dieses Jahres gefeierte Mozart-Jubiläum hätte uns darüber belehren sollen, wie in der Musik sich tiefstes, reinstes Empfinden mit Wohllaut, Klarheit und Formenschönheit vereinen kann.

Täuschen wir uns nicht darüber hinweg, daß unsere moderne Musik durchaus unvolksthümlich ist. Alle rauschenden Erfolge im Konzertsaal, wo Einer den Anderen hypnotisirt und schließlich ein Häuflein handfester Enthusiasten den Ausschlag giebt, können die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß die musikalischen Schöpfungen neuster Zeit, abgesehen von einigen Liedern, keine Resonanz im Volk finden. Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist längst nicht mehr Lohn, der reichlich lohnet. Nein: man will um jeden Preis originell sein, selbst um den Preis der Volksthümlichkeit. An die Stelle des treuherzigen Musikantenthumes ist die bewußte Thätigkeit des Artisten getreten, der unter dem Vorwande, dem Geist der neuen Zeit nachzuspüren, nur sich selbst in möglichst auffallender Weise zur Geltung zu bringen sucht. Und darin liegt der Kern der Sache: die Musik, die ihrer Natur nach die Kunst des Unbewußten, des Transszendentalen ist, hat sich neuerdings allzu sehr unter die Herrschaft des berechnenden Verstandes gebeugt. So kommt es, daß das nach guter neuer Musik nach wie vor verlangende Volk die Empfindung hat, man biete ihm Steine statt des Brotes und beschwere die luftigste, himmlischste aller Künste allzu sehr mit der Last von Begriffen, Absichten und dunklen Symbolen.

Der Einwand, daß die neue Zeit andere Ausdrucksformen und Ausdrucksmittel fordere, sei als berechtigt zugestanden. Aber man wolle uns nicht im Ernst einreden, daß die molluskenhafte Gestaltlosigkeit gewisser modernen Orchesterwerke, das Ueberwuchern der Begleitung über den gesanglichen Theil des Liedes, die, zum Beispiel, bei Reger zu beobachtende maßlose Uebertreibung des polyphonen und des chromatischen Prinzips mit dem Geist unserer Zeit anders zusammenhänge als durch das Bedürfniß, originell bis zur höchsten Absonderlichkeit zu sein. Auch vermag ich weder in den heulenden hohen B der straußischen „Salome“, welche die Kontrabassisten, die Saite hoch oben am Steg mit zwei Fingern fassend, erzeugen müssen, noch in den Ruthenschlägen auf das Holz der Großen Trommel, wie sie Mahler in einer seiner Symphonien vorschreibt, etwas Anderes zu erblicken als Effekte, die mit dem Geiste der Zeit recht wenig zu thun haben, ja, beinahe dem Geiste der Musik widerstreiten, weil sie die Geräusche in die Kunst der Töne einzuschmuggeln versuchen.

Das Ohr des Volkes verlangt gebieterisch nach neuer Nahrung. Der Zusammenhang zwischen dem tonkünstlerischen Schaffen und dem musikalischen Bedürfniß der Menge kann ohne Schädigung beider Theile nicht lange unterbrochen werden. Gelangt die musikalische Produktion immer mehr in ein Artistenthum hinein, so wendet sich die große Menge geringwerthigen Erzeugnissen zu und begünstigt den in Wahrheit trivialen Gassenhauer, weil er den Vorzug hat, leicht faßlich und sangbar zu sein.

So lange die Furcht vor dem angeblich Trivialen herrscht, so lange gewisse Leute aus der Noth eine Tugend machen und eine frisch dahinfließende Erfindung als unmodern und banal ablehnen, so lange der in Schillers Sinn „naiven“ Musik die „sentimentale“, die spekulative vorgezogen wird, kann die Tonkunst den Zusammenhang mit dem Volke nicht wiedergewinnen. Darum gilts, sich von dieser Furcht zu befreien. Wer sich was Rechtes einfallen läßt, wer frisch drauflos zu musiziren und eine Musik zu schreiben vermag, die für sich selber spricht und nicht erst der Krücken philosophischer oder musikhistorischer Erklärung bedarf, Der kümmere

sich nicht um das Grausen der Dusterer und nehme den Vorwurf der Trivialität für eine Weile ruhig auf sich. Denen, die an eine Umwerthung aller musikalischen Werthe glauben und überzeugt sind, daß die Tonkunst der Zukunft auf jede geschlossene Melodie, ja, sogar auf jedes feste Motiv verzichten und lediglich Stimmungmusik sein werde, ihnen sei unbenommen, auf dem von ihnen für richtig erkannten Pfad fortzuschreiten; vielleicht gelangen sie wirklich an neue, ungeahnte Ziele. Aber man höre endlich auf, einen höchst schädlichen Terrorismus dadurch auszuüben, daß man durch das Schreckenswort „Trivialität" alle Komponisten zurückscheucht, die in ihren Werken wieder den reinen musikalischen Gedanken, die Melodie, zu Ehren bringen wollen.

Dresden. Friedrich Geißler.

Anzeigen.

Die Deutsche Jahrhundert-Ausstellung in der Königlichen National-Galerie. Auswahl der hervorragendsten Bilder. Mit einleitendem Text von Hugo von Tschudi. München. F. Bruckmann A.-G. Preis: 20 Mark.

Die große Heerschau über die deutsche Malerei des neunzehnten Jahrhunderts ist beendet, und hätte der auch in Kunstdingen Höchstkommandirende die Ausstellung in der Nationalgalerie des Besuches gewürdigt, so müßte seine Paradekritik gelautet haben: Ein Sieg der nichtakademischen Kunst und eine Niederlage der offiziellen Kunstwissenschaft. Denn gerade die Bilder, die Zukunftwerthe bargen, wurden fast durchweg von Künstlern geschaffen, die nicht Professoren waren, und auch nicht an Museen, sondern an Privatleute verkauft, deren Erben sie heute für Unsummen den Museumsleitern überlassen. Welche Kostbarkeiten aber der ideale Galeriedirektor, der nie geboren wurde, mit geringem Geldaufwand zu sammeln vermocht hätte, zeigt dieser erste Band des großen Prachtwerkes über die Jahrhundert-Ausstellung, dessen vierhundert vorzügliche Abbildungen vom vielen Guten, das zu sehen war, nur das Beste bringen wollen. Man wird, die Auslese im Ganzen billigend, einzelne Fragen und Wünsche doch schwer unterdrücken. Warum fehlen die groß geschauten Bildnisse Franzens von Rohden, warum fehlt Oppenheimers Börne-Portrait? Und wenn die Biedermeierei Spitzweg zu elf Reproduktionen verhalf, durften für Pettenkofen nicht zwei, für den Bahnbrecher Marées nicht nur sechs abfallen. Weiter. Tschudis Einleitung muß Jedem, der Fingerzeigen zu folgen und Andeutungen auszudenken vermag, viel nützliche Freude bereiten. Sie stellt zwei Jugendschöpfungen Defreggers den süßlichen Anekdotenbildern des später so Gefeierten lobend gegenüber; die Jugendwerke werden aber nicht abgebildet, sondern Defregger ist durch „Speckbacher und sein Sohn", eine Vorahnung des „Salontirolers", vertreten. Warum? Waltete auch hier das Prinzip der „Kunst für Alle"? Unter Denen, die sich „um die Ausstellungarbeiten verdient gemacht haben", wird in dem kurzen, von Alfred Lichtwark unterzeichneten Referat an letzter Stelle Julius Meier-Graefe genannt, „der schon vor Beginn der Arbeiten sich mit dem Gedanken einer Jahrhundert-Ausstellung beschäftigt und zu der raschen Verwirklichung des Unternehmens beigetragen hatte." Stammt diese mühsälig konstruirte Anerkennung wirklich vom Direktor

der Hamburger Kunsthalle, an dem wir, außer einem eleganteren Stil, bisher auch die Noblesse der Gesinnung, die unparteiische Gerechtigkeit dem anders Fühlenden gegenüber schätzen konnten? Herr Meier-Graefe mag seit dem „Fall Böcklin" Vielen unangenehm sein; aber „hat er sich schon vor Beginn der Arbeiten mit dem Gedanken einer Jahrhundert-Ausstellung beschäftigt", so ist er einer der geistigen Väter des Unternehmens und durfte deshalb nicht erst nach den Volontären der Nationalgalerie, wie irgend ein gleichgiltiger Sekretär, der nur mit Spediteuren und Versicherungsgesellschaften korrespondirt hat, mit flauem Lob genannt werden. Seine ungeheure Arbeitleistung, ohne die das Unternehmen niemals so zu Stande gekommen wäre, mußte anständiger Weise nicht in einem versteckten Relativsatz, sondern an sichtbarster Stelle und ohne zage Zurückhaltung gewürdigt werden.

Dr. Emil Schaeffer.

Ave vita morituri te salutant. Roman von Waldemar Bonsels. Buchtitelzeichnung von Willi Geiger. München, E. W. Bonsels.

Das Wesen dieses Romans ist äußerste seelische Durchdringung des Gegenständlichen. Hier spricht ein Dichter in tragischsten Zusammenhängen von einem umgeworfenen Wassereimer oder von einem Erikastrauß, der am Boden liegt. Aber es ist wahrlich kein Naturalist, sondern Einer, der für die Wirklichkeit so scharfsichtig ist, weil er weiß, daß alles Vergängliche nur ein Gleichniß (oder vielmehr: daß alles noch so Vergängliche dennoch ein Gleichniß) ist. Einer, der eine ganz seltene Gabe besitzt: schöpferische Schamhaftigkeit. Während er scheinbar von den gleichgiltigsten Dingen des Alltags redet, deckt er Seelenabgründe auf.

München. Hans Brandenburg

Tagebuch von Maria Bashkirtsew. Hermann Seemann Nachfolger.

Maria Bashkirtsew, die frühverstorbene geniale Russin, hat mich von je her mächtig angezogen. Sie ist für mich die Verkörperung der so raren, so reizvollen Spezies: jungschönes Weltkind und tiefernste Künstlerin in einer Person. Als eine besondere Freude begrüßte ich es daher, als ich von Madame Bashkirtsew-mère damit betraut wurde, den letzterschienenen Band der Tagebücher, das „Journal inédit", ins Deutsche zu übertragen, und durch diese Arbeit auch mein bescheidenes Scherflein dazu beitragen konnte, den Namen Maria Bashkirtsew in Deutschland populärer zu machen. Ich darf die Tagebuchaufzeichnungen wohl um so wärmer empfehlen, als sie ja nicht meiner eigenen Feder entstammen. Eine besonders hübsche Zugabe dabei ist der anonym von ihr geführte Briefwechsel mit Guy de Maupassant. Ergreifend ist, wie in diesem papiernen Geplänkel (halb Pathos, halb Ironie) wieder und wieder ein Unterton durchklingt: die Sehnsucht einer superioren Seele nach einer ihr ebenbürtigen, ihr überlegenen Doch das Buch mag für sich selbst sprechen. Viele (zum Theil hier zum ersten Mal veröffentlichte) Reproduktionen nach Mariens Werken, Gemälden und Plastiken, lassen uns ahnen, wie viel das junge Weib bereits geleistet hatte und wie viel es noch zu leisten vermocht hätte, wenn nicht der Schwindsuchtbazillus diesem erst dreiundzwanzigjährigen Leben jäh ein Ende gemacht hätte.

Julia Virginia.

Das Peter Hille-Buch. Axel Juncker, Stuttgart.

Petrus und der Mond.

Wir standen auf einem kleinen Hügel in der Nähe der Stadt und blickten in unsere Fernen. Auf die silberdunkle Linie zeigte Petrus, die Himmel und Erde vereinte. Und er sagte: „Von dort bin ich gekommen". Und es war mir offenbar: eine wandernde Landschaft ist er, die ersehnte Heimath der Jubelnden. Und als ich zu ihm reden wollte, erreichten ihn meine Augen nicht; höher war er gewachsen als der Mond: und er hielt ihn in der Hand, den größten goldenen Reichsapfel. Ich rief: Da kamen all die Knaben, die Petrus liebten, und die Mädchen, die um ihn, wie um eine steinerne Urgestalt, Tänze tanzten, und blickten zu ihm auf. Aber er hatte den glühendsten Stern zurück in die Wolken geworfen und ein heftiger Regen ergoß sich. Wir stiegen den Hügel herab und traten unter breitlaubige Baumriesen. Die Anderen sahen wir zurück in die Stadt fliehen.

Wilmersdorf. Else Lasker-Schüler.

❦

Hedwig Hard: Beichte einer Gefallenen. Berlin, Ledermann. 3 Mark.

Als mir der erste Theil dieses Buches zugeschickt wurde, hatte ich eine gelinde Angst, eine schlechte Nachahmung der gerade in diesen Jahren erschienenen Bekenntnisse aus dem Kreise der ‚Verlorenen' zu finden. Da mich aber alle Dokumente der Menschlichkeit interessiren, las ich einige Seiten, las, — und las mich schließlich ganz hinein. Und fand hier das wirkliche Leben der Prostituirten mit seinem bunten Wechsel, seinem Auf und Nieder. Die Verfasserin, die nach dreizehn unruhigen Jahren das von ihr hochgeschätzte Glück hatte, einen Mann zu finden, bei dem sie Ruhe, Zufriedenheit und die echte Liebe kennen und empfinden lernte, die Verfasserin schont sich ganz gewiß nicht. Sie will eben ein durchaus zuverlässiges, wahres Bild von dem Leben der Gefallenen geben. Auch zwingt ihr künstlerischer Trieb sie wohl manchmal ganz unbewußt, ehrlich und rückhaltlos gegen sich selbst zu sein. Ja, ihre gar nicht gewöhnliche Begabung ist oft zu erkennen. So in den Schilderungen der Jugend und in manchen Abschnitten, in denen sie irgend ein typisches Erlebniß erzählt oder von ihren Kolleginnen spricht. Manches, das sie aus dem Arbeithaus berichtet, erinnert fast an Dostojewskijs „Aus einem Totenhaus". Und die Geschichte von dem Mann, dessen Frau gestorben ist, und so viele andere Erlebnisse der Hedwig Hard könnten von einem Maupassant herstammen.

Großlichterfelde. Hans Ostwald.

❦

Narrenspiel der Ewigen Stadt. Ausgewählte Lieder und Satiren von Belli; Deutsch von Albert Zacher. Leipzig, Richard Sattler.

Giuseppe Belli, geboren 1791, gestorben 1863, hat im römischen Dialekt und in Sonettform Satiren geschrieben, von denen er selbst sagt: „Ich wollte ein Denkmal Dessen hinterlassen, was das niedere Volk im heutigen Rom ist. Es ist ein originelles Volk, denn es zeigt in seiner Sprache, seinen Begriffen, seinem Charakter, seinen Sitten, Gebräuchen, in seinem Handeln, seinem Denken, seinem Glauben, seinen Vorurtheilen, seinem Aberglauben ein Gepräge, das es von jedem anderen Volkstyp unterscheidet. Was ich biete, wird nicht immer dezent sein, aber das niedere Volk ist einmal so; und ich schreibe, was ich fand, nieder, nicht, um es als

Muster hinzustellen, sondern, um ein getreues Bild der Wirklichkeit zu geben." Gogol und Sainte-Beuve haben den bis dahin nur dem römischen Volk bekannten Dichter für die literarische Welt entdeckt und Paul Heyse hat später einige seiner Sonette übersetzt und in der „Zukunft" veröffentlicht. Aus der von Morandi veranstalteten Sammlung, die in sechs Bänden 2335 Stück enthält, bietet uns Dr. Albert Zacher ein Kosthäppchen. Gregor XVI. kommt in diesen Liedern sehr schlecht, Pio Nono gut weg. Eine Probe:

Der Römer Wahlspruch.
Rege über nichts Dich auf;
Denn die Welt und ihren Lauf,
Selbst wenn Beide rückwärts gehn,
Kannst Du, Aermster, doch nicht drehn.

Frag' auch nicht, was nach dem Tod
Dir geschieht; denn ward, statt roth,
Weiß Dein Antlitz, stumm Dein Mund,
Macht Dich doch kein Leid mehr wund.

Was hat Christus profitirt,
Daß er sich so strapazirt
Und sogar voll Heldenmuth
Uns geopfert hat sein Blut?

Willst Du Noahs Jahre sehn,
Laß nur Alles ruhig gehn,
Treu dem Spruche froh und frisch,
Der da lautet: je m'en f . . . .

Ob das Römervolk unserer Tage noch das selbe ist wie in Bellis Zeit, kann nur der Kenner der Stadt und ihrer Menschen entscheiden.

Neisse. Karl Jentsch.

Symptome.

Selten hat sich ein großes Industriekartell coram publico in so unzureichender Kleidung gezeigt wie neulich das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat in seinem Bericht über den Geschäftsgang in den Monaten Mai, Juni und Juli 1906. Das Syndikat hat dem Bedarf nicht annähernd zu genügen, die Kohlenknappheit nicht zu hindern vermocht. Wenn Das dem mächtigsten deutschen Kartell passirt, das Jahre lang als Musterverband, dessen Organisation als unerschütterlich galt, so muß selbst der mildeste Richter fragen, ob das Vertrauen in die regulirende Thätigkeit der Syndikate noch gerechtfertigt erscheint. Daß die Nachfrage so wesentlich stärker war als das Angebot, spricht ja deutlich für die Höhe der Konjunktur; daß ein bisher so mächtiger Verband aber die Situation nicht mehr beherrscht, ist kein gutes Zeichen. Schon wird die Lage mit der in den Jahren 1899 und 1900 verglichen. Der Optimist hört nur das Gute heraus: Hochkonjunktur heute wie damals.

Der Vorsichtige denkt an die débâcle, die der Aera stürmischer Preissteigerungen, Kapitalserhöhungen und Neugründungen folgte. Das Kohlensyndikat sucht zu beweisen, daß es an dem Irrthum unschuldig war. Man denke: die böse Eisenindustrie hat dem Syndikat die Frage nach den Aussichten des Geschäftes falsch beantwortet. Im ersten Quartal dieses Jahres war der Kohlenbedarf der Eisenindustrie ziemlich gering. Vor dem Beginn des zweiten Vierteljahres hat das Syndikat gefragt, mit welchem Verbrauch etwa gerechnet werden müsse. Darauf kam die Antwort, die Beschäftigung sei zwar im Allgemeinen recht gut, doch sei eine Abschwächung der Konjunktur zu erwarten, weil der Verbrauch im Ausland etwas nachgelassen habe. Nun glaubte das Kohlensyndikat, die Nachfrage werde so bleiben, wie sie im ersten Quartal gewesen war, und konnte ihr, als sie beträchtlich stieg, nicht genügen. Ist mangelhafte Information aber ein entschuldigendes Moment? Wozu, darf man fragen, haben die Syndikate nicht nur die Produktion, sondern auch den Verkauf, durch Ausschaltung des Zwischenhandels, in ihre Hände gebracht, wenn sie trotzdem die Marktverhältnisse nicht selbst überblicken können? Dem Kohlensyndikat bleibt mindestens ein Theil der Verantwortung: es hat große Kohlenmengen ans Ausland verkauft, ohne auf den heimischen Bedarf Rücksicht zu nehmen, und hat im Verkehr mit den Hüttenzechen nicht alle Machtmittel angewandt, um die ihm nach dem Vertrag zu liefernden Kohlenmengen hereinzubekommen. Die Klage über das eigenmächtige Handeln der Hüttenzechen kehrt seit Jahren in allen Erklärungen des Kohlensyndikates wieder; zeigt im Grunde aber nur, daß es den Verhältnissen nicht mehr gewachsen ist. Geheimrath Kirdorf hat die Situation richtig erkannt und schon im Juni die Freigabe der vollen Betheiligungziffer gefordert. Aber die Versammlung der Zechenbesitzer war anderer Ansicht und Kirdorfs Forderung war gegen die Mehrheit der Syndikatsmitglieder nicht durchzusetzen.

Das Syndikat klagt auch über Arbeitermangel; seit der große Ausstand im Ruhrrevier die Gegensätze zwischen Arbeitern und Bergherren verschärft hat, spielt die Arbeiterfrage bei allen Kombinationen und Prophezeiungen ja eine große Rolle. Auch Das hat Emil Kirdorf richtig vorausgesagt; allerdings nur für das Gebiet der Eisenindustrie. In der letzten Generalversammlung der Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft wies er darauf hin, daß die Arbeiterverhältnisse im Eisengewerbe sich immer mehr zuspitzen und zu einem Konflikt drängen. Jetzt kann er die Richtigkeit seiner Prognose beinahe schon am eignen Leib spüren: der Aachener Hüttenverein Rothe Erde, der zum Concern der Gelsenkirchener Gesellschaft gehört, ist, in Folge von Streitigkeiten mit den Arbeitern, zum größten Theil stillgelegt worden. Von den viertausend Arbeitern des Hüttenvereins (der von einem Bruder Emils Kirdorf, Geheimrath Adolf Kirdorf, geleitet wird) haben achthundert gekündigt, weil sie ihre Forderungen nicht durchsetzen konnten. Die Verwaltung verlangte die Zurücknahme der Kündigung; sonst werde sie die gesammte Arbeiterschaft des Vereines aussperren. Die Arbeiter gaben nicht nach und so kam es zur Einstellung des Betriebes. Eine Machtprobe, gewiß; doch auch ein Symptom der verschlechterten Beziehungen zwischen den beiden Hauptfaktoren industrieller Thätigkeit. Daß die Lohnstreitigkeiten als eine symptomatische Erscheinung unserer Wirthschaftperiode angesehen werden und daß ihnen deshalb auch eine erhebliche Bedeutung für die Zukunft beigelegt werden muß, geht aus den Geschäftsberichten zweier Elektrizitätgesellschaften hervor, die der A. E.-G. nah stehen und deren

Berichte wohl nicht ohne Zustimmung des Geheimrathes Emil Rathenau veröffentlicht werden. Die Löhne, heißt es da, seien zwar überall wesentlich gestiegen, doch dürfe man trotzdem nicht auf dauernden Frieden rechnen. Lange war man gewöhnt, die Arbeiter, wenigstens so weit die Konjunktur in Betracht kam, als quantité négligeable anzusehen, und nur selten kam Einem der Gedanke, auch für die Dividendenpolitik könne die Arbeiterfrage einmal wichtig werden. Heute sprechen die Arbeiter gern davon, daß ohne ihre Mitwirkung hohe Dividenden nicht zu haben sind; und da sie selten direkt an den Gewinnen der Gesellschaften betheiligt werden, so schrauben sie ihre Forderungen immer mehr hinauf. Das mag gehen, so lange die hohen Dividenden wirklich verdient sind; wenn sie aber nur dazu dienen, die Aktionäre über die Zukunft der Gesellschaften zu beruhigen, dann bedroht die Steigerung der Lohnansprüche die Rentabilität der Gesellschaften.

Der Bochumer Gußstahlverein, das Eisen- und Stahlwerk Hösch, die Westfälischen Drahtwerke, die Geisweider Eisenwerke, die Aplerbecker Hütte und andere Gesellschaften haben für das am dreißigsten Juni abgelaufene Geschäftsjahr erhöhte Dividendenzahlung vorgeschlagen oder schon beschlossen. Das ist ein erfreuliches Zeichen guten Geschäftsganges; ist vielleicht aber auch von dem Wunsch diktirt, den man in das Dichterwort fassen könnte: „Pflücket die Rose, eh' sie verblüht!" Wer weiß, was das nächste Jahr bringen wird? Noch kann Niemand genau sagen, wie die neuen Handelsverträge, die höheren Zollsätze wirken werden. Bis jetzt ist noch wenig davon zu merken, weil immer noch Aufträge aus der Zeit vor der Aera „erhöhten Schutzes" zu erledigen sind. Erst wenn das Schild mit der Inschrift „Ausverkauft bis Ende 1906" verschwindet, wird ein zuverlässiges Urtheil möglich sein. Einstweilen muß man sich hüten, nur die Sonnenseite der Ereignisse zu sehen. Die Erhöhung der Dividenden ist natürlich sehr angenehm für den Aktionär; aber auch von höheren Unterbilanzen oder verringerten Einnahmen muß man sprechen. Im Bergischen Gruben- und Hüttenverein ist die Unterbilanz noch größer geworden; und die Rolandshütte in Weidenau bei Siegen, die für 1904/05 noch eine kleine Dividende zahlen konnte, ist diesmal ertraglos geblieben. Trotz diesen Symptomen sind selbst skeptische Sachverständige überzeugt, die Hochkonjunktur werde noch eine ganze Weile dauern. Das Schicksal der beiden Gesellschaften, die zu den „reinen" Hochofenwerken gehören, ist aber lehrreich. Erstens zeigt es, daß die Eisenwerke, die keine eigenen Gruben besitzen, neben den großen gemischten Betrieben einen schweren Stand haben. Neue Vereinigungen von Hütten und Zechen sind also wahrscheinlich; neue Kämpfe zwischen dem Kohlensyndikat und den Aspiranten auf die Hüttenzecheneigenschaft. Für den Montanmarkt keine erfreuliche Aussicht. Zweitens zeigt die Ertraglosigkeit der beiden Gesellschaften wiederum, daß die Macht der Syndikate allmählich zerbröckelt. Das Roheisensyndikat hat seine Preise nicht in der richtigen Weise den höheren Selbstkosten der Werke anzupassen vermocht; es ist mit seinen Preiserhöhungen stets post festum gekommen, so daß die Hütten nichts mehr davon hatten. Dann kam die unglückliche Geschichte mit der aufgehobenen, wieder beschlossenen und abermals aufgehobenen Ausfuhrvergütung, die auch nicht gerade günstig auf die geschäftliche Lage wirkte. Eine Krisenzeit, die unsere großen Kartelle kraftlos fände, würde uns aber ein sehr böses Schauspiel bescheren. Drittens erinnern die schlechten Jahresabschlüsse an die Thatsache, daß hohe Rohmaterialpreise die Vorboten nahenden Unheils zu sein pflegen. Kohle, Erze, Kupfer, Blei, Zinn,

Zink sind in letzter Zeit wesentlich theurer geworden. Bis vor einigen Monaten stiegen die Preise noch in gemäßigtem Tempo und man durfte hoffen, daß die Lehren der letzten Krisis nicht vergessen seien. Dann aber gings plötzlich im Sturmschritt aufwärts. Wiederholt sich die Erfahrung, daß der Konsum bei beträchtlich erhöhten Preisen nachläßt, so kann der Absturz noch schneller erfolgen als der Aufstieg. Vor der Krisis des Jahres 1901 wurde die vorsichtige Preispolitik des Kohlensyndikates gerühmt und auch nachher noch hieß es, diese Vorsicht habe die Wucht der Katastrophe vermindert. Heute kann man dem Verband solches Lob nicht mehr spenden: bei der Preissteigerung steht er ja vornan. Daß der Stahlwerkverband, mit Rücksicht auf die Geldverhältnisse, die den Absatz ohnehin erschweren, die Halbzeugpreise nicht noch weiter erhöht hat, wird ihm vielfach als Verdienst angerechnet. In diesem Entschluß kam wohl die Unsicherheit des Urtheils über die Marktlage zum Ausdruck; und daneben der Wunsch, für die Erneuerung des Syndikates rechtzeitig das Mögliche zu thun. Man braucht für sich gutes Wetter und läßt deshalb die Abnehmer, für die man sonst nicht allzu zärtlich sorgt, diesmal lieber ungeschoren.

Der Verein für den Verkauf von siegerländer Roheisen muß nächstens über seine Lebensdauer, das Drahtstiftsyndikat über die Erneuerung des Vertrages schlüssig werden und noch andere Entscheidungen stehen im Bereich der Syndikate bevor. Niemand weiß, wie die Organisationen aussehen werden, die künftig das Verhältniß von Angebot und Nachfrage regeln sollen. Unsicherheit auf der ganzen Linie. Die Einzelunternehmer bemühen sich, Kapitalserhöhungen und Betriebserweiterungen durchzuführen; und je stärker die einzelnen Gesellschaften sind, desto mehr fordern sie natürlich auch und desto schwieriger ist es für ein Kartell, alle Wünsche unter einen Hut zu bringen. Die Frage, ob Syndikat oder Trust, ist bei uns noch immer nicht beantwortet. Im letzten Jahr war die Stimmung eher für die Trustform. Im Grunde ists eine Geldfrage. Die Trustbildung setzt große Kapitalien voraus (siehe Gelsenkirchen-Schalke-Rothe Erde mit ihren starken Kapitalsvermehrungen), die nur auf einem leistungsfähigen Geldmarkt zu haben sind. Heute ist das Geld aber knapp. Der Wechselzinsfuß hält sich auf einer Höhe wie sonst nie um diese Zeit; und vielleicht bleibt der Satz von 4½ Prozent im Jahr 1906 der niedrigste. Dieser Umstand würde gegen die Möglichkeit von Trustbildungen sprechen; dafür spricht, daß die Banken ihre Beziehungen zur Industrie immer enger knüpfen, also von industriellen Geschäften immer abhängiger werden und den großen Gesellschaften (für die kleinen werden die Kreditverhältnisse immer unbequemer) von Jahr zu Jahr mehr Kredit geben müssen. Mancher Pessimist meint, die Gefahr dieser Intimität zwischen Großbanken und Großindustrie werde sich erst bei einer neuen Krisis enthüllen. Der Werth der industriellen Engagements hängt von der Entwickelung der Kurse, also von der Börsentendenz ab. Entstehen Verluste, so muß abgeschrieben werden (wenn die Papiere nicht schon so niedrig zu Buch stehen, daß Kurseinbußen antizipirt sind). Entwerthen sich die Industriebetheiligungen der Banken, so ist eine unvermeidliche Folge aber auch, daß der Industrie die Beschaffung neuen Kapitals für eine Weile erschwert wird. Das Verhältniß hat also auch eine Schattenseite. Doch die Banken haben diesmal von dem hohen Geldzinsfuß ansehnlichen Nutzen gehabt und können deshalb mit größerer Sicherheit als andere Aktiengesellschaften auf guten Jahresertrag hoffen.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 8. September 1906.

Katholische Ehen.

Es stünde schlimm um das französische Volk, wenn sich nicht ein Häuflein von Intellektuellen unter der Führung Brunetières auf die Seite der Kirche geschlagen hätte; denn die Lebendigkeit unseres Kulturkreises beruht, wie Ranke gelegentlich bemerkt, darauf, daß bei den europäischen Völkern niemals eine Idee die Alleinherrschaft behauptet; sobald eine mächtig wird, ruft sie Opposition hervor. Schwer genug werden die Bigotten den Vertretern von Kunst und Wissenschaft die Vertheidigung der Kirche machen; sind doch Brunetière und seine Freunde verketzert worden, weil sie in einem nur durch Indiskretion zur Kenntniß der Oeffentlichkeit gelangten Schreiben den Bischöfen den vernünftigen Rath gegeben haben, sich in die durch das Trennungsgesetz geschaffene Lage, die keinen Gewissenszwang involvire, zu fügen und die Organisation der Kultusgenossenschaften vorzubereiten. Die französischen Klerikalen, um deren sittlichen und religiösen Fonds, um deren Organisation und Presse es nach unzähligen Berichten der Kölnischen Volkszeitung jämmerlich bestellt ist, hätten alle Ursache, sich der Führung ihrer wenigen Intellektuellen anzuvertrauen, die vom besten Willen beseelt sind und sogar vielleicht in der Gläubigkeit schon über das Ziel hinausschießen, wie ich vermuthe, nachdem ich den neusten Roman von Paul Bourget, Un Divorce, gelesen habe. Seit Bourget von dem im Reich der Intellektuellen alleinseligmachenden Atheismus abgefallen ist, wird er ja wohl nur noch von Katholiken gelesen. Die Firma Kirchheim & Co. hat eine deutsche Uebersetzung veranstaltet und mir ein Exemplar der „Ehescheidung" geschickt. Ueber die Ansichten und Grundsätze, die darin vertreten werden, will ich ein paar Worte sagen; das Urtheil über den künstlerischen Werth des Romans überlasse ich den Berufenen.

Gabriele Nouet hat ganz jung den Grafen Chambault, einen brutalen

Wüstling, geheirathet. Sie hält es bei ihm nicht aus und läßt sich scheiden; der Sohn wird ihr zugesprochen. Sie heirathet den Jugendfreund Darras, der sich, von Haus aus arm, zum gut situirten Bankbeamten emporgearbeitet hat. Darras ist Freigeist, aber ein Mann von unbeugsamer Rechtschaffenheit, kantischem Pflichtgefühl, ein zärtlicher und treuer Gatte und dem Stiefsohn Lucien, den er in seinen Grundsätzen erzieht, ein gewissenhafter Vater. Einziger Sproß seiner Ehe ist eine Tochter, deren Erziehung er der Mutter überläßt. Die bleibt gläubig. Darras gestattet, daß Jeanne in der Religion unterrichtet und auf die Konfirmation vorbereitet wird. Je näher der Zeitpunkt der Feier rückt, desto schwerer fällt es Frau Darras aufs Herz, daß sie als geschiedene und wieder verheirathete Frau die Kommunion nicht mit empfangen kann. Sie wendet sich an den Pater Euvrard, einen Oratorianer, den das Jakobinergesetz von 1903 aus seiner Klause vertrieben hat und der nun in einer elenden Kammer von dem ärmlichen Ertrag wissenschaftlicher Arbeiten lebt. Sie wählt ihn zum Gewissensrath, weil er ein Mathematiker von Ruf und Mitglied der Akademie der Wissenschaften ist, von dem Darras mit Hochachtung spricht. Ihr gequältes Herz findet keinen Trost bei dem Pater. Mild in allen Fällen, wo Milde erlaubt ist, bleibt er, wie seine Kirche, in diesem Punkt starr. Gabriele dürfe die Kirche nicht hart und ungerecht schelten. Ein fürs Gemeinwohl nothwendiges Gesetz dürfe nicht zu Gunsten eines Einzelnen durchbrochen werden. „Ein Schiff liegt vor dem Hafen, den einer der Reisenden wegen hoher moralischen oder materieller Interessen anlaufen will. Auf dem Schiff sind Pestfälle vorgekommen. Die Behörden der Stadt untersagen die Ausschiffung. Wäre es nun gerecht, wäre es menschlich, wenn man den Bitten dieses einzigen Reisenden nachgäbe, auf die Gefahr, eine Stadt von hunderttausend Einwohnern zu verseuchen?" Im einzelnen Fall aber blieben die schlimmen Folgen, mit denen jede das Naturgesetz verletzende Freiheit bestraft werde, niemals aus. „Ich sah brudermörderischen Haß zwischen Kindern aus erster und zweiter Ehe, sah Eltern gerichtet und verurtheilt von ihren Söhnen und Töchtern." Das vom Pater prophezeite Unheil bricht über Gabriele herein. Der hinter des Mannes Rücken unternommene Besuch bei einem geistlichen Rathgeber zerstört den Frieden der bis dahin glücklichen Ehe; Lucien verläßt Vater und Mutter, weil sie zu seiner Verehelichung mit einer Studentin der Medizin, die ein Kind hat, die Einwilligung verweigern; er flüchtet zu seinem leiblichen Vater, der auf dem Sterbebett die Einwilligung ertheilt; Gabriele fühlt sich schuldig, den ersten Gatten der Hölle überantwortet zu haben, den sie vielleicht zu retten vermocht hätte, wenn sie bei ihm geblieben wäre; sie wird zwar durch die Nachricht, daß sich Chambault vor seinem Tod mit der Kirche ausgesöhnt habe, von dieser Gewissensangst erlöst, aber als sie nun auch von der anderen durch die jetzt mögliche kirchliche Legitimation ihrer

Ehe befreit zu werden hofft, hört sie von ihrem Mann die Erklärung, daß er sich zur kirchlichen Trauung unmöglich verstehen könne, weil sie die Beschimpfung seiner ehrenhaften Vergangenheit bedeuten würde. Gabriele bleibt zum „Konkubinat" verurtheilt, zu „lebenslänglichem Kerker", wie der Pater es nennt.

Der Pater hat Unrecht in allen Stücken. Zunächst darin, daß eine Ehescheidung aus wichtigen Gründen die grundsätzliche Unauflöslichkeit der Ehe aufhebe. Ausnahmen bestätigen die Regel; und keine Regel für die Ordnung menschlicher Dinge ist ohne Ausnahme. Die Aneignung fremden Eigenthumes bleibt Diebstahl oder Raub, auch wenn Friedrich der Große in Uebereinstimmung mit den katholischen Kasuisten erklärt, daß der Arme keinen Diebstahl begeht, der sich in extrema necessitate das Brot nimmt, das ihm als Almosen verweigert wird. Auch die katholische Kirche löst unerträgliche Ehen, verschleiert es aber mit dem Sophisma, Das sei keine Auflösung einer bestehenden Ehe, sondern nur die Erklärung, daß wegen eines obwaltenden impedimentum dirimens gar keine giltige Ehe bestanden habe. Zu diesen trennenden Ehehindernissen rechnet sie höchst vernünftiger Weise auch error und vis, erklärt also die Ehe für ungiltig, wenn sich der eine Theil in Beziehung auf die Person des anderen geirrt hat oder zur Ehe gezwungen worden ist. Das sind aber gerade die Fälle, in denen die Ehe bis zur Unerträglichkeit unglücklich auszufallen pflegt. Man braucht nur den error in persona etwas weiter zu fassen, als es den katholischen Theologen und Kanonisten beliebt, und den schriftgemäßen Scheidungsgrund des Ehebruches hinzuzunehmen, so hat man die Paragraphen 1564 bis 1569 unseres Bürgerlichen Gesetzbuches. Daß die kirchliche Ungiltigkeitserklärung wegen der Umständlichkeit und Kostspieligkeit nur für die Vornehmen und Wohlhabenden existirt, gereicht wahrlich dem kanonischen Verfahren nicht zur Ehre.

Ueberhaupt gebührt der katholischen Kirche der Ruhm, den sie sich selbst, als dem Hort der echten Ehe, zuspricht, nur in sehr geringem Grade. Die arischen Völker haben von der Zeit Homers an immer monogam gelebt und sie werden so leben, auch wenn sie sämmtlich einmal dem Atheismus verfallen sollten. Die neue Ethik geistreicher Frauen (gegen Damen muß man höflich sein, darum bleibt das Epitheton, für das ich euphemistisch „geistreich" setze, unausgesprochen) ist ein Segen für die Romanschreiber, Tragoediendichter und für die Zeitungen, weil das Publikum desto mehr nach pikanter Lecture verlangt, je philisterhaft ehrbarer es lebt (Beweis der brave Gatte und Familienvater August Bebel und die nicht weniger braven andächtigen Leser seines berühmten Büchleins), aber auf das Leben haben sie keinen Einfluß. Vielleicht bestärken sie hier und da ein leichtfertiges Weib in dem ohnehin gefaßten Entschluß, ihrem Mann fortzulaufen; sonst richtet ihr Geschwätz kein Unheil an; dem Arbeiter fällt so wenig wie dem Bourgeois und dem Junker ein, die unverbrüchliche arische Eheordnung umzustoßen.

Natürlich soll nicht geleugnet werden, daß das Christenthum dieser Ordnung in mehreren Beziehungen zu Hilfe kommt. Das Leben pendelt je nach Zeiten und Völkern um die normale Lage herum, neigt bald zu rigoristischer Strenge, ja, zu asketischem Verzicht, bald zur Lüderlichkeit; und die Kirche hat die Aufgabe, zu verhüten, daß der Pendel zu weit nach links ausschlage, etwa durch übermäßige Erleichterung der Ehescheidung die successive Polygamie herbeiführe. Die Kirche kann das Familienleben auch indirekt stützen, indem sie die Menschen züchtiger macht; thut es freilich nicht immer, und hat es am Ausgang des Mittelalters ganz und gar nicht gethan. Bis ins dreizehnte Jahrhundert haben die Päpste ihre Macht manchen gekrönten Ehebrecher fühlen lassen; unterm ancien régime, wo der Staat mächtiger war als die Kirche, hat kein Kirchenfürst (freilich auch kein lutherischer Hofprediger) gegen die Maitressenwirthschaft seine Stimme erhoben. Den feineren Seelen endlich, die religiösen Erwägungen und Motiven zugänglich sind, wirklich religiösen, nicht massiv abergläubigen, hilft sie die Beschwerden des Ehestandes tragen und veredelt sie die eheliche Gemeinschaft. Aber gerade für eine gute und brauchbare Ehegesetzgebung und Eheordnung hat sie in den Zeiten, wo sie den unvollendeten oder noch gar nicht vorhandenen Staat entweder ergänzte oder ersetzte, nur sehr unvollkommen gesorgt. Die katholische Kirche lehrt, von dem Satz der Unlöslichkeit der Ehe abgesehen, genau das Selbe, was unsere modernen Ehereformerinnen predigen: daß nämlich die wahre, echte und giltige Ehe ganz allein durch den erklärten Konsens der Brautleute zu Stande kommt, ohne sonstige Formen. Die starke Betonung dieses Wesentlichen hatte zur Folge, daß die Kirche ein zwar nicht Wesentliches, aber Hochwichtiges: die Beurkundung, versäumte, durch die allein sowohl die Rechte der Ehegatten wie die der Kinder gesichert werden können. Zwar führte sie die öffentliche Verkündung, das sogenannte Aufgebot, ein, machte aber die Giltigkeit der Ehe weder von diesem noch von der kirchlichen Einsegnung abhängig. Wo eine leidlich feste Staatsgewalt bestand, nahm die sich der Sache an. Aus der tollen Geschichte, wie sich Benvenuto Cellini an seinem Gehilfen Paul Micceri rächte, erfahren wir, daß es in Frankreich üblich war, die Eheschließung durch Notare beglaubigen zu lassen. Da demnach die Kirche die ohne Genehmigung der Eltern und ohne Zeugen geschlossenen Winkelehen für giltig erklärte, nahmen diese überhand, was die geschlechtliche Verwilderung noch verschlimmerte. Das Tridentinische Konzil leitet sein Decretum de reformatione matrimonii mit den Worten ein: „Obgleich nicht zu bezweifeln ist, daß die durch den freien Konsens der Kontrahenten geschlossenen heimlichen Ehen giltige und wahre Ehen sind, so lange die Kirche sie nicht für ungiltig erklärt, und demnach mit Recht Die zu verdammen sind, wie sie denn diese heilige Synode mit dem Anathem verdammt, die Das leugnen und fälschlich behaupten, solche Ehen, die von Kindern ohne Einwilligung der Eltern geschlossen werden, seien an

sich ungiltig und es hänge von den Eltern ab, ob sie Giltigkeit erlangen oder nicht, so hat doch die Kirche solche Ehen aus höchst gerechten Ursachen immer verabscheut und verboten." Die Reformatoren haben gegen die Unsitte nicht allein geeifert, sondern sie mit Hilfe der weltlichen Obrigkeit in den protestantischen Gebieten wirklich beseitigt; und erst nachdem Das geschehen war, ist das Tridentinische Konzil nachgehinkt mit seinem berühmten Dekret, wonach hinfüro eine giltige Ehe nur geschlossen werden könne in Gegenwart des zuständigen Pfarrers und zweier weiteren Zeugen. Die kirchliche Einsegnung war zwar von alten Zeiten her vorgeschrieben (wird doch auch bei den meisten Heiden die Ehe einer religiösen Weihe gewürdigt), aber nie ist der Kirche eingefallen, die Einsegnung für die Eheschließung zu erklären; diese erfolgt nach wie vor dem Tridentinum durch den Konsens der Eheleute. Auch der Pfarrer, der nach dem Tridentinum zugezogen werden soll und, wo nichts hindert, die Ehe in der Kirche feierlich einzusegnen hat, fungirt nicht etwa als Ausspender des Sakramentes, das die Ehe giltig mache, sondern nur als Zeuge und Beurkunder des vollzogenen Kontraktes, dem nach der katholischen Dogmatik der sakramentale Charakter anhaftet. Weil nun diese Beurkundung gewöhnlich mit der Trauung verbunden wird (es wäre ja ungehörig, wenn man den Geistlichen zweimal inkommodiren wollte, zuerst als Zeugen und dann als Segenspender), so hat sich im Volk und sogar bei den Gebildeten die falsche Meinung festgesetzt, die kirchliche Trauung sei die Eheschließung; eine kirchliche Feierlichkeit werde zur Giltigkeit der Ehe erfordert. Diese falsche Meinung wurde vom sechzehnten Jahrhundert an durch den Umstand befestigt, daß die Staatsregirungen den Geistlichen beider Konfessionen die Führung der Standesamtsregister übergaben und daß von der Eintragung in diese Register die bürgerliche Giltigkeit der Ehe abhing. Weder Manzonis Promessi Sposi haben diese Meinung erschüttert noch vermochte es die Thatsache, daß auch in Deutschland die „tridentinische Eheschließung" manchmal vorgekommen ist. Brautleute, denen von den Angehörigen Schwierigkeiten bereitet wurden, haben ein Abendessen veranstaltet, zu dem auch der Pfarrer eingeladen war, sind plötzlich aufgestanden, haben einander für Mann und Frau erklärt: und solche Ehe hat kein Papst angefochten; war sie doch coram parocho et duobus testibus geschlossen.

Aus dieser Geschichte der kirchlichen Eheschließung folgt, daß die Kirche und Pater Euvrard im Unrecht sind, wenn sie die nur vor dem Standesbeamten geschlossene Ehe für ein Konkubinat erklären und die arme Gabriele auch nach dem Tod ihres ersten Mannes noch „im Kerker" lassen. Erstens gilt das Tridentinische Dekret nur für die Länder und Gegenden, wo das Tridentinum publizirt ist, und die Kurie nahm an, daß es in den ganz oder zum größeren Theil dem Protestantismus zugefallenen Ländern nicht publizirt sei. Deshalb wurden die in der evangelischen Kirche getrauten gemischten

Paare als giltig verheirathete Eheleute anerkannt, nicht etwa, weil sie vom evangelischen Geistlichen getraut waren, sondern, weil für sie die Zeugenschaft des katholischen Pfarrers nicht erfordert wurde. Zweitens hatte doch das tridentinische Dekret nur den Zweck, der Ehe Notorietät zu verleihen, durch Beurkundung die Rechte beider Gatten zu sichern und durch die Bedingungen, an welche die Beurkundung geknüpft wird, wie die Einwilligung der Eltern, leichtsinnigen und ungehörigen Verehelichungen vorzubeugen. Sobald nun überall geordnete und feste Staatsregirungen diese Sorge übernahmen, mußten die Kirchenoberen, wenn sie nicht als Hierarchen, sondern als Christen handeln wollten, erklären: Wir haben in dieser Sache unseres Amtes gewaltet, so lange der Staat nicht vorhanden war oder seine Pflicht versäumte; jetzt sind wir für die bezeichneten Zwecke nicht mehr nothwendig, überlassen dem Staate die Beurkundung des Personenstandes und setzen nur voraus, daß die Eheleute, so weit sie gläubige Christen sind, nach der vor dem Standesbeamten vollzogenen Eheschließung sich den kirchlichen Segen holen werden. In den meisten Ländern aber haben die Bischöfe, wenn es sich um die Einführung der Civilehe handelte, sich geberdet, als hätten sie allein über die Formalitäten zu bestimmen, die einer Ehe Giltigkeit verleihen. Wer nicht glaubt, daß an einem Ort, wo das Tridentinum nicht publizirt ist, eine klandestine oder Winkelehe zweier unmündigen Kinder Giltigkeit hat (nach dem kanonischen Recht ist der Knabe mit vierzehn, das Mädchen mit zwölf Jahren ehemündig), wird mit dem Anathem belegt; wer eine bürgerliche Ehe, die mit allen Kautelen gegen Mißbrauch, Leichtsinn, Anfechtbarkeit umgeben ist, für giltig erklärt, wird aber auch verdammt. Mit tiefer Entrüstung erfüllte es mich, als in der Zeit des Kulturkampfes, den ich ja nicht billigte, das breslauer bischöfliche Amt eine geheime Verordnung erließ, wonach die Pfarrer in der Osterzeit das tridentinische Dekret verkünden sollten. Damit war nicht allein die nur bürgerlich geschlossene Ehe für ein Konkubinat erklärt, sondern es hörte auch der Stand der Unschuld für den katholischen Theil solcher gemischten Brautpaare auf, die sich in der evangelischen Kirche trauen oder, wie man nach Einführung der Civilehe sagen muß, einsegnen lassen.

Leuten gewöhnlichen Schlages ist es nicht um Wahrheit zu thun, nicht darum, durch die Wahrheit den Frieden herzustellen und gemeinsames ersprießliches Wirken zu ermöglichen; sie wollen nur streiten, Recht behalten, den Gegner ärgern und beschimpfen. Als einige Jahre darauf das tridentinische Dekret in Berlin und in Schweidnitz an die Kirchthür angeschlagen wurde, brach natürlich im protestantischen Lager ein Heidenspektakel los; aber Keinem fiel ein, sich die Thatsachen und die Rechtslage genau anzusehen und an dieser Publikation Das hervorzuheben, was wirklich nicht allein strengen Tadel, sondern entschieden Verurtheilung verdiente. Immer wieder wurde in der Presse der alte Vorwurf erneut, die Ehen der Evangelischen würden von der katholischen Kirche für Konkubinate erklärt.

Das ist nun einfach unwahr. Die katholische Kirche erklärt nicht allein die evangelischen, sondern auch die jüdischen und die heidnischen Ehen für wirkliche und giltige Ehen; das tridentinische Dekret gilt nur für die Katholiken und auch für sie, wie gesagt, nur da, wo es offiziell verkündet ist; den giltigen Ehen der Häretiker und Schismatiker kommt nach Gury sogar der sakramentale Charakter zu. Als ich Das vor zehn Jahren einmal auseinandergesetzt hatte, schrieb mir Herr Pfarrer Licentiat Thümmel: „Allerdings schreibt Gury, daß die unter Ungläubigen und Juden geschlossene Ehe eine rechtmäßige sei, aber die deutsche Ausgabe von Wesselack fügt im zweiten Theil auch die Instruktion der Pönitentiarie bei, nach der die nicht sakramentale Verbindung Konkubinat sei." Bis jetzt habe ich leider versäumt, mir diese deutsche Ausgabe zu verschaffen. Ehe ich den Wortlaut der Instruktion gesehen habe, vermag ich nicht zu glauben, daß die Kurie das alte kanonische Eherecht und das katholische Dogma von der Ehe umgestoßen haben sollte. Dem unwissenden und bigotten neunten Pius war freilich das Aergste zuzutrauen; und vom Standpunkte der Hierarchie aus wäre die Neuerung eben so zweckmäßig, wie es die Publikation des Tridentinums durch den breslauer Fürstbischof war. Die katholische Dogmatik enthält unter vielen anderen Vernunftkeimen auch den, daß sie das ewige Heil nicht unbedingt von der priesterlichen Vermittelung abhängig macht. Sie lehrt, daß im Nothfall jeder Mensch giltig taufen könne, daß nicht vom Priester, sondern von den kontrahirenden Brautleuten die Ehe geschlossen werde und daß der Mensch auch ohne priesterliche Absolution Vergebung der Sünden empfange, wenn er sie aus reiner Liebe zu Gott bereut. Demnach kann der Mensch in den drei wichtigsten Lebenslagen, beim Eintritt in die Welt, bei Schließung des Bundes, der den Fortbestand des Menschengeschlechtes sichert, und im Sterben auch ohne Priester fertig werden. Den Hierarchen aber liegt daran, den Priester als unter allen Umständen unentbehrlich hinzustellen. Pius der Zehnte, der sich nach hoffnungvollen Anfängen zu einem würdigen Nachfolger des neunten entwickeln zu wollen scheint, soll nach neueren Meldungen allen Zweifeln über die Publikation des Tridentinums ein Ende gemacht und erklärt haben, daß in Norddeutschland das Dekret gelte. Herr Pfarrer Thümmel behauptete auch, jeder eine gemischte Ehe eingehende und nur evangelisch getraute Katholik werde von dem fürstbischöflichen Erlaß als concubinarius angesprochen. Aber seit Einführung der obligatorischen Civilehe kann es ja evangelisch getraute Katholiken so wenig geben wie überhaupt kirchlich getraute Eheleute. Ein nur in der evangelischen Kirche getrauter Mann würde nicht blos von der katholischen Kirche, sondern auch vom Staate als concubinarius behandelt werden. Nicht gegen die evangelische Trauung, sondern gegen die Civilehe war der bischöfliche Erlaß gerichtet; und da der beleidigende Ausdruck concubinarius in Beziehung auf evangelisch Getraute von Katholiken

niemals gebraucht worden ist, so war der von Evangelischen erhobene Vorwurf durchaus unbegründet.

Mag Bourgets Roman literarisch ein Meisterwerk sein: der Tendenz nach ist er entschieden verfehlt. Er wird keinen vernünftigen Menschen bekehren. Eine Ehescheidung ist immer eine fatale Sache und kann sehr widrige Folgen haben (drum prüfe, wer sich ewig bindet); aber eine Ehe, wo der eine Theil seines Lebens nicht sicher ist, wo die Frau täglich mißhandelt wird, wo die Kinder verdorben werden, ist etwas viel Schrecklicheres als alle Unannehmlichkeiten, die eine Scheidung zur Folge haben kann. Die kirchliche Scheidung von Tisch und Bett aber, die beide Theile ledig zu bleiben zwingt und den Mann wenigstens verurtheilt, unzählige „Todsünden" zu begehen, ist nicht nur ein ungenügendes, sondern ein unwürdiges Auskunftmittel. Wenn sich Paul Bourget nachträglich überlegt, daß das Familienleben der protestantischen Völker, die sich seit Jahrhunderten der Möglichkeit einer gesetzlichen Trennung unglücklicher Ehen erfreuen, sicher nicht schlechter ist als das der katholischen, so wird er sein Unternehmen, das katholische Eherecht mit einem Roman zu stützen, recht überflüssig finden. Er konnte Nützlicheres thun: aus der Episode Luciens mußte er einen selbständigen Roman machen. Luciens Braut ist eine rechtschaffene Frau, deren Kopf eine verkehrte Erziehung mit allerlei verrückten Ideen, wie der von der Freien Liebe, angefüllt hat und die deshalb einem Schurken zum Opfer fällt. Bourget mußte nun zeigen, daß die Sicherung der Ehe durch gesetzliche Formen, die von modernen Närrinnen als ein unwürdiges Sklavenjoch gehaßt wird, in Wirklichkeit ein unentbehrlicher Schutz für das Weib ist und daß Niemand schlechter fahren würde als die Mädchen und die Mütter, wenn die bürgerliche Gesellschaft den Grundsatz aufstellen wollte: Formen gelten nicht.

Neisse. Karl Jentsch.

Beleidigungen.

Eins der höchsten Rechtsgüter ist, wie man sagt, die bürgerliche Ehre; und doch wird wohl mit keinem anderen im täglichen Leben so unsäuberlich umgegangen; wers nicht glaubt, möge sich nur bei irgend einem Schöffenrichter oder, wenn er sich an einen solchen Löwen nicht recht herantraut, auch bei einem einfachen Schiedsmann erkundigen. Im Grunde ist da übrigens gar nichts zu staunen: jeder leidlich temperamentvolle Mensch spricht täglich mindestens seine zwölf Beleidigungen aus oder er denkt sie wenigstens, so daß man ihm mit Hilfe eines Gedankenlesers auch zu Leibe gehen könnte. Daß die meisten davon, wie schon Freiligrath entschuldigend sagt, „nicht bös gemeint sind", hilft ihm auch nicht viel; der

Dichter fügt ja schon warnend hinzu: „Der Andre aber geht und klagt.“ Das heißt: den Injurienprozeß hat man darum doch am Halse. Und die Spielarten solcher Prozesse sind unzählig. Wie die Zahl der gehörnten Teufelchen nach den Erfahrungen des Professors Bautz in Münster Legion ist und in allen Farben, vom mattesten Taubengrau bis zum sattesten Brillantroth, schillert, so ist es auch mit den Beleidigungen: zwischen der einfachen, ungekünstelten „Schaute“, die ein Arbeiter dem anderen aufbrummt, und dem anonymen Brief oder der raffinirten Kredit-Untergrabung liegt eine Welt; und was für eine! Sehen wir uns einmal in dieser Welt um, die so Vielen Unheil gebracht hat.

Die häufigste und unzweideutigste Art der Beleidigung ist Das, was man im Volksmunde ausschließlich unter „Injurie“ zu verstehen pflegt, nämlich das Schimpfwort. Juristisch betrachtet, ist es eine „Beleidigung aus § 185 Str. G. B.“, logisch betrachtet eine abfällige Charakterisirung des Angegriffenen, ausgesprochen als Bezeugung der Mißachtung. Diese Charakterisirung kann die ganze Persönlichkeit oder auch nur einzelne körperliche, geistige oder moralische Eigenschaften des Betroffenen umfassen, sie kann in ein Schlagwort (mit Ausrufungzeichen!) zusammengedrängt oder in längere Sätze eingekleidet sein, sie kann endlich eine direkte Behauptung enthalten oder auch nur die Prämissen zu einer unabweislichen Schlußfolgerung geben, deren Ziehung dann dem Betroffenen selbst überlassen bleibt. Sehr beliebt ist die Vergleichsform („Solche Dummheit ist polizeiwidrig“ oder: „Wer so handelt, verdient . . .“); doch ist auch die bedingte Form („Wenn Einer so ein Rindvieh ist“) nicht ausgeschlossen, weil hierbei nämlich die Bedingung schon als erfüllt angenommen wird; selbst die Aufforderung zu gewissen, meist nicht gerade bequemen Handlungen fällt unter den selben Begriff. (Das historische Beispiel ist Götz von Berlichingen.) All diese Unterschiede werden für den Verletzten kaum ins Gewicht fallen und für den Strafrichter der Regel nach auch nicht. Doch bleibt die Vielseitigkeit des Ausdruckes immerhin interessant; auch macht die Auslegung manchmal unverkennbare Schwierigkeiten. Das gilt schon von den üblichen Vergleichen mit hervorragenden Repräsentanten des Thierreiches, denn man kann ein Thier von recht verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten; so beleidigt der einfache „Esel“ ohne Weiteres, der „Packesel“ nicht mehr unbedingt, und wie dann gar erst ein „Heimchen“ zu bewerthen ist, hängt sehr von den Umständen ab. Selbst anerkannte Schimpfwörter haben diese Bedeutung nicht immer: man denke nur an das im Ton höchster Anerkennung gesprochene „Luder“ oder auch an das gemüthliche „Luderchen“. Noch schwieriger wird die Sache, wenn ehrenwerthe Berufe (so namentlich der beliebte „Nachtwächter“) zur Charakterisirung herangezogen werden, ja, der Verletzte vielleicht selbst diesen Beruf ausübt. Daß man einen Schneider nicht als „Bock“, einen Schuhmacher nicht als „Pechhengst“ bezeichnen darf, ist klar. Darf man den Schuhmacher aber kurzweg „Schuster“ oder gar „Flickschuster“ tituliren? Das kommt sehr auf die Umstände an. Und gerade in solchen Berufsbezeichnungen ist das Volk unerschöpflich; man lernt als Richter sogar Berufsarten kennen, von denen man sonst kaum Etwas hört, einen „Konfusionsrath“, einen „Umstands-Kommissarius“ oder gar einen „Stippküster“ und „Schweinepriester“. Manchmal schleichen sich Nebenbedeutungen ein, wie in der Bezeichnung „feiner Uhrmacher“, die in manchen Gegenden einen Betrüger bedeutet. Auch sonst ist der Sinn gewisser dialektischen Schimpfwörter nicht immer leicht zu ermitteln. So hatte ein Schöffenrichter er-

hebliche Schwierigkeiten zu überwinden, bis er herausbekam, daß „Bärlapp“ so viel wie Pferdeschnauze (richtiger „Pärelabbe“) besagen sollte und daß man mit „Silvesterguder“ einen Schielenden (wahrscheinlich, weil er mit einem Auge schon in das neue Jahr hinüberlugt) verspottet; auch der in Frankfurt landläufige Ausdruck „Olbel“ für einen Stromer dürfte nicht Jedem bekannt sein. Ein allgemeines Schimpfwörterlexikon für das Deutsche Reich hat aber leider das Reichsjustizamt noch nicht herausgegeben. Und an dem „dringenden Bedürfniß“ kann doch nicht gezweifelt werden.

So ist schon die gewöhnliche Verbalinjurie keineswegs immer „reinlich und zweifelsohne“ für die Feststellung. Tritt nun die Thätlichkeit oder die Geberde, wie in der Form der Maulschelle, des Ausspeiens, Zunge-Herausstreckens, der „Langen Nase“ hinzu, so wird der animus injuriandi freilich schon deutlicher und kann manchmal der Worte sogar ganz entrathen, wenn auch unser Volk hierin noch lange nicht die schöne Ausdrucksfähigkeit der Neapolitaner besitzt. Aber dann ist wiederum die Grenze gegenüber der „leichten Körperverletzung“ oft schwer zu ziehen. Eine solche liegt nämlich schon vor, wenn nur ein körperliches Unbehagen verursacht ist. Das kann bei einer schallenden Ohrfeige wohl unbedenklich und ohne Sachverständigen-Gutachten angenommen werden, während ein leichter Klaps, zumal auf einen gut bedeckten Körpertheil, vielleicht kaum empfunden wird. Eben so wird Kratzen, Anspucken und Aehnliches den menschlichen Hautnerven normaler Weise sicher Mißbehagen bereiten; hat aber Jemand, wie Bülows Muster-Diplomat, ein „Fell wie ein Rhinozeros“, so wird die Sache schon wieder fraglich. Wer entscheidet da? Die zuständige Instanz natürlich.

Doch die eigentlichen Schwierigkeiten beginnen erst mit der „üblen Nachrede“ des § 186 Str. G. B., also mit der Behauptung oder Verbreitung nicht erweislich wahrer Thatsachen von ehrenrühriger Art „in Beziehung auf einen Anderen“; sie verdickt sich zur Verleumdung“ (§ 187), wenn direkt unwahre (erweislich unwahre) Thatsachen wider besseres Wissen behauptet oder verbreitet werden, und dann genügen auch Thatsachen, die nicht die Ehre, aber den Kredit gefährden.

Hier gilt es nun zunächst, den Unterschied von der vorher besprochenen „einfachen“ Beleidigung des § 185 zu finden. Er liegt nach der herrschenden Lehre in der Behauptung bestimmter Thatsachen, („von“ Jemandem), im Gegensatz zu dem Aussprechen eines allgemeinen Urtheils („über“ ihn) und darin, daß man weniger „zu“ ihm als vielmehr „von“ ihm, nämlich zu Dritten, reden will, mindestens so, daß nicht er allein es hört, sondern auch Andere ihre Freude daran haben. Deshalb fallen Beleidigungen in einer „offenen Aussprache“ ohne Zeugen oder in einem verschlossenen Brief niemals unter die Paragraphen 186 oder 187, auch wenn sie in der Behauptung konkreter Thatsachen bestehen; sie müssen dann nach § 185 bestraft werden, indem man aus der Ehrenrührigkeit des Behaupteten ein allgemeines Urtheil des Behauptenden über Den, dem er „so was zutraut“, herausdestillirt. Das umgekehrte Verfahren ist aber nicht zulässig; allgemeine Urtheile, wie „Der N. N. ist ein Lump“, können niemals als die Behauptung einer „bestimmten Thatsache in Beziehung auf den N. N.“ gelten, und mögen sie mit noch so großer Bestimmtheit, ja, vielleicht selbst mit dem Zusatz: „Er ist thatsächlich ein Lump“ ausgesprochen sein; sie fallen nur unter § 185, auch wenn sie in Abwesenheit des N. N. zu Dritten geäußert sind. Nun ist aber die Scheidelinie zwischen Thatsache und Urtheil leider nicht immer leicht zu ziehen. Wenn ich von dem Bedienten Traugott Ehrlich erzähle, er

habe seinem Herrn, dem Baron P., am einunddreißigsten Mai auf diese oder jene Weise eine goldene Uhr gestohlen, so ist Das zweifellos eine bestimmte Thatsache: auch wenn ich nur äußere, Ehrlich habe seinen Herrn bestohlen, oder auch nur, Ehrlich habe gestohlen, wird man noch das Selbe annehmen müssen. Wie aber, wenn die Aeußerung sich darauf beschränkt, daß Ehrlich ein Dieb sei, oder verblümt, daß er „seinem Namen keine Ehre mache"? Ist Das auch noch eine Thatsache oder nur ein Urtheil? Der Zweifler flüchtet zum Reichsgericht und erfährt dort (Annalen Band 8, Seite 115): „Thatsache ist das erkennbar gekennzeichnete konkrete Handeln eines Anderen mit Einschluß der bestimmenden Willensrichtung desselben"; und wenn er nun Bescheid weiß, um so besser für ihn!

Die Unterscheidung ist unumgänglich nöthig, weil man für die Wahrheit behaupteter Thatsachen zum Beweis zugelassen wird, für die Richtigkeit abfälliger Urtheile dagegen nicht. Das ist im Publikum vielfach nicht genügend bekannt. Ein Spießbürger von Bullershausen hatte von seinem Stadtoberhaupt gesagt: „Unser Bürgermeister ist das größte Rindvieh von Bullershausen." Er hoffte, den Beweis der Wahrheit führen zu können, und fürchtete nur, an dem etwas unvorsichtig gewählten Superlativ vielleicht noch zu scheitern, wurde aber belehrt, daß die geistigen Fähigkeiten des Bürgermeisters überhaupt nicht zur Erörterung standen. Zweifelhafter lag schon der Fall eines Bureaubeamten, der über einen ihm direkt Vorgesetzten gesagt hatte: „Der Geheimrath S. ist ein Gimpel; dies Roß fängt Alles verkehrt an." Er wußte zwar, daß er das „Roß" zu sühnen haben werde, und glaubte auch nicht, daß ihm der Gimpel geschenkt sei; aber den Beweis, daß der Geheimrath Alles verkehrt mache, vermaß er sich doch, zu erbringen und erwartete, dadurch eine erhebliche Strafermäßigung zu erzielen. Aber auch hier wurde der Wahrheitbeweis (zur Beruhigung des Geheimrathes) nicht zugelassen; und doch war wohl unzweifelhaft eine bestimmte Thatsache, die freilich zugleich ein Urtheil in sich schloß, behauptet worden. Weniger wird man allerdings der Auffassung eines Referendars bei der Staatsanwaltschaft beipflichten, der die Anklage gegen einen Bummler zu „bauen" hatte. Der vom Schutzmann bedrohte Bummler hatte nämlich erwidert: „Der ist belämmert!" Der Referendar sah hierin „die Behauptung einer nicht erweislich wahren Thatsache, die geeignet ist, den Schutzmann B. verächtlich zu machen oder in der Oeffentlichen Meinung herabzuwürdigen." Er fand nicht einmal bei seinem Staatsanwalt Beifall.

Liegt zweifellos eine behauptete Thatsache vor, so ist die Frage, ob sie ehrenrühriger Natur ist, oft weniger klar. Muß sich Jemand beleidigt fühlen, wenn von ihm gesagt wird, er sei bei einer bestimmten Gelegenheit „vom Stamme Anhalt" oder vielleicht gar „vom Stamme Nimm" gewesen? Ein Geldmann der Regel nach wohl kaum, ein Generalsuperintendent schon eher, während für einen Finanzminister wiederum das Wort geradezu eine ehrende Anerkennung sein kann. Ein Amtsrichter, der gern Sühneversuche machte und einen mageren Vergleich der Parteien einem dicken Erkenntniß, das er zu liefern hätte, vorzog, wurde „der reine Sühneprinz" genannt; ohne den politischen Beigeschmack dieses Wortes wäre Das wohl keine Beleidigung gewesen, da Vergleiche, zumal in Prozessen, über kleine Objekte thunlichst erstrebt werden sollen. Von einem Bäckermeister hatte sein Konkurrent gesagt, er backe nichts als „Papps und Kloßwaare". Das sollte natürlich eine Herabsetzung seiner gewerblichen Leistungen bedeuten; war es aber zugleich eine

Ehrenkränkung? Solche zweifelhafte Fälle ließen sich ins Ungemessene häufen, besonders wenn man die mannichfachen Gattungen von Ehre, die der Jurist kennt und nach Bedarf schützt, mit heranzieht: da giebt es eine „allgemein menschliche" und eine „bürgerliche" Ehre, diese wieder als „gemeine" und „vorzügliche", eine „höhere" und „niedere" Standesehre, eine Berufs-, Gewerbe- und Klassen-Ehre, eine Alters- und Geschlechts-Ehre und noch andere Ehr-Abstufungen mehr, von denen selbst Sudermann schwerlich einen Begriff hat. Und all diese Ehrensorten werden mit Argusaugen bewacht und doch täglich auf die Hühneraugen getreten.

Wo der Wahrheitbeweis zugelassen wird, bereitet die Frage, ob er im einzelnen Fall als erbracht anzusehen ist, natürlich oft Schwierigkeiten; doch liegen diese mehr auf thatsächlichem Gebiet und das „semper aliquid haeret" spielt hier eine große Rolle. Die juristische Schwierigkeit trägt aber erst der § 192 hinein, nach dem auch der Beweis der Wahrheit nicht vor Strafe schützt, wenn das „Vorhandensein einer Beleidigung" (nach der herrschenden Meinung: die beleidigende Absicht) aus der Form oder aus den begleitenden Umständen der Aeußerung hervorgeht. Man darf also auch dem bestbestraften Dieb seine Zuchthausjahre nicht ohne genügende Veranlassung vorhalten oder nachsagen und man darf selbst dann nicht sagen, er habe „gestohlen wie ein Rabe". Der höhnische Beigeschmack verdirbt hier den schönsten Wahrheitbeweis. Nun liegt aber die Sache auch nicht immer so klar wie in solchen Schulfällen. Die Sprache des täglichen Lebens hat viele Wendungen geprägt, deren ursprünglich sarkastische Färbung kaum noch zum Bewußtsein kommt (man denke etwa an Worte wie „Langfinger", „Messerheld", „Schürzenjäger") und der gemeine Mann nimmt es mit der Wahl seiner Ausdrücke überhaupt nicht so genau; und gar erst die „gemeine Frau"! Man muß deshalb mit der Herleitung der Beleidigungabsicht aus der Form der Aeußerung vorsichtig sein, zumal mitunter auch berechtigte Entrüstung oder familiäre Beziehungen die Anwendung der schärferen Form selbst da ganz angebracht erscheinen lassen, wo die farblosere Ausdrucksweise der korrekten Amtssprache „sachlich genügt" hätte. Wir sind eben im gewöhnlichen Leben nicht Diplomaten, die eine grobe Lüge eine „unvorsichtige Behauptung" und einen Lumpen eine „nicht ganz einwandfreie Persönlichkeit" nennen. Nur praktische Lebenserfahrung und genaue Prüfung des einzelnen Falles kann hier die richtige Begrenzung des animus injuriandi geben.

Damit betrete ich schon ein Gebiet, auf dem die Schwierigkeiten der Beleidigung-Theorie ihren Höhepunkt erreichen, nämlich das der vielumstrittenen „berechtigten Interessen". (Man könnte sie fast „berüchtigte" nennen.) Wer diese „wahrnimmt", bleibt nach § 193 straflos, so lange ihm nicht wiederum die beleidigende Absicht nachgewiesen wird; selbst wissentliche Verleumdungen darf er nach der Praxis des Reichsgerichtes unter diesem Deckmantel begehen, wenn die Umstände danach sind, wenn, zum Beispiel, ein Angeklagter, um sich selbst weißzubrennen, die Belastungzeugen anschwärzt. Damit nähern wir uns freilich bedenklich der jesuitischen Lehre von der Heiligung der Mittel durch den Zweck. Uebrigens weiß Niemand genau, wo die berechtigten Interessen anfangen und wo sie (wenn überhaupt) aufhören. Nur da, wo sie der harmlose Laie vielleicht am Ehesten suchen würde, nämlich bei der Besprechung allgemeiner Mißstände durch die Presse, sind sie nach feststehender Rechtsprechung entschieden nicht; denn sie müssen den Redenden irgendwie persönlich angehen; ein „uferloser Altruismus" wird nicht.

geschützt. Sonst sind sie aber auch überall, sie schweben in der Luft, wie wohlthätige Bazillen, und ein Vertheidiger, der sie nicht bei jeder Beleidigung auf den ersten Blick herausfindet, kann sich getrost sein Lehrgeld, einschließlich sämmtlicher Nebenaufwendungen für studentisches Auftreten und Paukerei zum Examen, wiedergeben lassen. Freilich ist ein kleiner Haken dabei: die beleidigende Aeußerung muß „zur" Wahrnehmung berechtigter Interessen gethan sein und nicht etwa nur „bei Gelegenheit" dieser Wahrnehmung, denn Gelegenheit macht bekanntlich nicht nur Diebe, sondern auch Injurianten, und wenn sie „günstig" ist, wie in der Hohlen Gasse von Küßnacht, so wird der Landvogt, den man eigentlich nur anzuschießen brauchte, gleich ganz zur Strecke gebracht. Aber damit hört dann auch die straflose Nothwehr auf.

Ein genaueres Eingehen auf den Begriff und die Umgrenzung der berechtigten Interessen und auf die Besonderheiten der zugleich erwähnten „Beleidigungen durch die Presse" ist leider im Rahmen dieser Besprechung unmöglich; beide Materien sind zu einem Umfang angeschwollen, daß sie eigentlich nur noch von Spezialisten bewältigt werden könnten und, wenn sie der Medizin angehörten, sicher schon solche gefunden hätten. Hoffen wir, daß sie ihnen auch in der Justiz erstehen.

Als eine Besonderheit verdient noch erwähnt zu werden der Fall einer auf der Stelle erwiderten Beleidigung (§ 199 Str. G. B.): hier können beide Beleidiger für straffrei erklärt werden oder nach Umständen auch nur einer von beiden, und zwar selbst das „Karnickel, das angefangen hat". Die Beleidigung theilt diese Eigenthümlichkeit mit der leichten Körperverletzung (§ 233); beide können sogar gegen einander in dieser Weise kompensirt werden, denn vom Schimpfwort zur Maulschelle ist ja nur ein Schritt, — und selbst ein solcher ist manchmal nicht erst erforderlich. Die Schöffenrichter machen übrigens von dieser Kompensationbefugniß bei den Streitigkeiten gewöhnlicher Leute nur ungern Gebrauch; sie meinen, daß man diesen Leuten die süße Gewohnheit des Schimpfens und Hauens nicht allzu bequem machen dürfe, da sie sonst überhaupt nicht mehr vom Injuriengericht wegzubringen wären. Im Uebrigen erzeugt die Bestimmung auch interessante Zweifelsfragen, so namentlich die, ob die Beleidigung durch einen unter dem Schutz der parlamentarischen Redefreiheit stehenden Abgeordneten auch von dem Angegriffenen straflos erwidert werden kann. Das Reichsgericht hat die Frage verneint, weil in dem Heranziehen der ersten Beleidigung zur Kompensation ein „Verantwortlichmachen" des Abgeordneten zu finden sei; diese Entscheidung hat aber vielfach Widerspruch gefunden. Aehnlich liegt der Fall der Erwiderung einer durch ein strafunmündiges Kind zugefügten Beleidigung. Er ist sehr häufig, da der Erwachsene hier zugleich ein (ihm aber nicht zustehendes) Erziehung- und Züchtigungrecht auszuüben glaubt. Die Praxis hält eine Kompensation für zulässig, weil gegenüber dem Kind nur die Bestrafung, nicht schon die bloße Verantwortlichmachung ausgeschlossen ist. Zweifelhaft ist ferner die Begrenzung des Begriffes „auf der Stelle", wobei das Fortdauern des unmittelbaren psychischen Eindruckes der ersten Beleidigung maßgebend sein soll; wie lange dieser anhält, wird aber wiederum individuell sehr verschieden sein. Man wird daher im gegebenen Fall gut thun, seinen Eindruck auch entsprechend zum Ausdruck zu bringen, wenn man sich den Schutz des § 199 Str. G. B. sichern will.

Die Bestrafung der Beleidigung erfolgt bekanntlich nur auf Antrag des

Verletzten oder seines gesetzlichen Vertreters; ist ein Beamter in Ausübung seines Berufes oder „in Beziehung auf diesen" beleidigt, so kann auch die vorgesetzte Behörde den Strafantrag stellen. Das ist, beiläufig bemerkt, die einzige juristische Besonderheit der im Volk so bekannten und gefürchteten „Beamtenbeleidigung"; thatsächlich kommt allerdings als Charakteristikum hinzu, daß bei ihr die Staatsanwaltschaft wohl ausnahmelos die öffentliche Anklage erhebt und daß die Strafe meist schärfer sein wird. Uebrigens werden mindestens drei Viertel der Beamtenbeleidigungen bei Festnahmen oder ähnlichen unangenehmen Akten begangen und jeder etwas energische Schutzmann wird im Lauf der Jahre damit gespickt, wie der Heilige Sebastian mit Pfeilen. Bekannt ist der Fall des Studenten, der auf die Worte: „Sie sind mein Arrestant!" dem Schutzmann erwiderte: „Nein, Sie sind meiner!" und diese Behauptung dann einleuchtend damit rechtfertigte, daß Jener, wenn er ihn arretire, doch der „Arrestant", er selbst aber der „Arrestat" sein müsse. Das hat aber in die Schutzmannssprache noch immer nicht Eingang gefunden.

Der Strafantrag muß binnen drei Monaten seit Kenntniß der Beleidigung gestellt werden; wenn das Ehrgefühl bis dahin nicht reagirt hat, so kann man seinen verspäteten Aufwallungen allerdings wohl die Anerkennung versagen, da sie meist nur andere Motive verbergen. Nur bei „wechselseitigen" Beleidigungen (die nicht mit den „auf der Stelle erwiderten" gleichbedeutend sind) kann, wenn der Eine klagt, der Andere trotz Ablauf der Antragsfrist noch Widerklage erheben, um die ausgleichende Gerechtigkeit zur Geltung zu bringen. Im Uebrigen bildet die verwickelte Lehre vom Strafantrag, seiner Form und Zurücknahme, seiner Stellung durch Bevollmächtigte, seinem Verhältniß zur Verjährung u. s. w. ein juristisches Ziergärtlein, in dem noch manche schöne Streitfrage als stacheliges Kaktuspflänzchen gedeiht.

Interessanter für die Allgemeinheit ist jedoch die vielfach gestellte Frage, ob Beleidigungen bei uns überhaupt hinreichend gesühnt werden. An den nöthigen Instanzen dazu fehlt es wahrlich nicht: während ein Mord oder eine Brandstiftung nur das Schwurgericht und allenfalls das Reichsgericht beschäftigen und kein den Thatbestand erschöpfend wiedergebendes Erkenntniß erzeugen, läuft der „Brummochse", mit dem der Handlanger A. den Maurer B. beehrt hat, geduldig durch drei Instanzen, bis er beim Oberlandesgericht durch fünf ältere Richter zur wohlverdienten Ruhe gebettet wird; dazu muß aber erst zweimal der ganze Neubau als Zeuge vernommen und in drei Urtheilen eingehend ausgeführt sein, daß der Angeklagte trotz seinem Leugnen in der That von einem Brummochsen gesprochen hat, daß dieser Brummochse nach Lage der Sache nur der Privatkläger sein kann, daß die beleidigende Natur der Aeußerung dem Angeklagten völlig bewußt gewesen ist, daß der „Brummochse" zwar die Erwiderung auf ein „Mondkalb" war, aber schwerer wiegt als ein solches, daß seine Heraufbeschwörung durch keine wirkliche oder vermeintliche Wahrnehmung berechtigter Interessen geboten war, daß seine unrichtige Wiedergabe im Strafantrag als „Heuochse" diesen Antrag nicht ungiltig macht, daß er mit fünf Mark Geldstrafe nicht zu hoch gesühnt ist, zumal Angeklagter schon einmal einen Kollegen mit „Rindvieh" titulirt hat, — und vielleicht noch manches andere Wissenswerthe mehr. Und diese ganze erquickliche Arbeit leistet sich der Staat sogar meist unentgeltlich, so zu sagen aus reiner Liebe zur Sache, da die Kosten fast nie beizutreiben sind und statt der Geldstrafe die Haft „abgebrummt" wird, so daß Fiskus außer der Zahlung der Zeugengebühren auch

noch den Angeklagten mindestens einen Tag durchzufüttern hat. Und dabei sagt man noch, daß von den Vergehen gegen die Ehre nicht genug Wesens gemacht wird? Ja, Wesens genug; aber, wie das Beispiel zeigt, nicht am richtigen Ort und in der richtigen Weise. Denn während Bagatellen, wie es die meisten Injurien in den unteren Gesellschaftschichten sind, durch eine unpraktische Prozeßgesetzgebung zu Haupt- und Staatsaktionen aufgebauscht werden, versagt wirklichen Ehrenkränkungen gegenüber der Strafapparat nur zu oft. Die mannichfachen Kautelen des Verfahrens bieten dem Angeklagten und seinem Vertheidiger überreiche Gelegenheit, dem Verletzten peinliche Situationen zu bereiten und ihm nun erst recht Etwas anzuhängen. Hier wäre zu reformiren; nur soll man nicht hoffen, dadurch das Duell zu beseitigen. Diese ultima ratio der Verletzten hat, wie jeder Erfahrene weiß, noch andere Wurzeln als solche, die man durch Gesetzesparagraphen abgraben kann.

Zum Schluß noch eine Frage, die man eigentlich als die erste erwarten konnte: Wer kann überhaupt beleidigt werden? Natürlich jeder lebende Mensch (der Verstorbene als solcher nicht, der Embryo, obwohl man ihn als „Wechselbalg" im Voraus brandmarken könnte, eben so wenig); aber auch der Lebende nur in seiner konkreten Individualität. Es genügt nicht, daß man ihn entweder unter unerkennbarem Pseudonym vollständig abkonterfeit oder bei eben so unerkennbarer Identität seinen Namen mißbraucht. Der erste Fall ist bei zeitgenössischen Romanen oft genug zur Sprache gekommen, der zweite in drolliger Weise bei Gelegenheit der „poetischen" Reklamen einer einst sehr bekannten berliner Waffenhandlung. Dort war nämlich geschildert, wie zwei Börsenmänner von Strolchen überfallen wurden, und das Verslein begann mit den Worten: „Im Wagen fuhren Meyer und Cohn; sie sprachen von Börse in lebhaftem Ton." Worauf dann im Thiergarten zwei Strolche den Wagen anfielen; aber Cohn zeigt sich der Sachlage gewachsen, denn: „Er zieht den Revolver, der niemals versagt; tot liegen die Strolche, Gott sei es geklagt!" Hierdurch fühlte sich eine Firma „Meyer & Cohn" (in Berlin soll es solche Firmen geben) getroffen und erhob Privatklage: sie fand namentlich eine Beleidigung in dem „Gott sei es geklagt", wodurch das Unterliegen der Strolche gar noch bedauert werde, während der Angeklagte einwandte, daß der Verlust zweier (wenn auch verfehlter) Menschenleben immer beklagenswerth sei. Diese interessante Streitfrage kam leider nicht zu endgiltiger Beantwortung, weil die Identität der Privatkläger mit den in dem Vers Genannten überhaupt zweifelhaft blieb; denn auch das darüber befindliche Bild zeigte zwar typische, aber keine individuelle Portraitähnlichkeit. Allzu viele Meyers und Cohns konnten sich getroffen fühlen.

Noch zweifelhafter ist die Frage, ob ganze Personen-Einheiten, Behörden, Innungen, juristische Körperschaften u. s. w., beleidigt werden können. Die Praxis, im Einzelnen schwankend, erfordert hierzu nicht nur das Bewußtsein einer gemeinsamen Ehre in der Personen-Gemeinschaft und deren Anerkennung im bürgerlichen Leben, sondern auch eine gewisse individuelle Geschlossenheit, wie sie etwa dem Offiziercorps eines bestimmten Regiments, nicht aber den Offiziercorps im Allgemeinen eigen sein würde. Nach dieser Auffassung könnte ich, zum Beispiel, auch meinen Leserkreis nicht beleidigen, selbst wenn ich — was Gott verhüten möge! — jemals die Absicht dazu haben sollte.

Otto Reinhold.

Der Hoftheaterdramaturg.

Eine wichtige Frage für den Chef eines großen Hoftheaters ist die Besetzung des Dramaturgen-Postens. Für die Hauptaufgabe dieser großen Kunstinstitute (Das sollten sie wenigstens sein), nämlich die Konservirung der klassischen Werke, allerdings nicht; denn so weit die Hoftheater nur „Museen" sein sollen, wie sie der Herausgeber der „Zukunft" treffend genannt hat, bedürfen sie eines Dramaturgen überhaupt nicht, da ja die Klassizität doch wohl bei den leitenden Faktoren als bekannt vorausgesetzt werden muß. Aber die großen Hoftheater erhalten alljährlich Hunderte von Theaterstücken, die nicht nur der trivialen Unterhaltung dienen sollen, sondern zum großen Teil höhere künstlerische Ziele verfolgen. Die Absender erwarten natürlich eine Antwort. Sind es Schriftsteller, die sich durch irgendwelche literarische Leistung schon einen Namen gemacht haben, so erwarten sie sogar eine motivirte Antwort, nämlich im Fall der Ablehnung; im anderen Fall freilich sind sie so bescheiden, sich mit der einfachen Meldung der Annahme zu begnügen. Der Chef eines großen Hoftheaters nun, der etwa selbst sich mit Produktion abgegeben haben sollte (was doch immerhin möglich ist), weiß genau und fühlt namentlich genau, welches Quantum von Fleiß, Vorstudien, ununterbrochener Gedankenarbeit, fortwährender Umwälzung und Umarbeitung in schlaflosen Nächten unter selbstquälerischen Zweifeln und in rastlos ohne Lebensgenuß durchsorgten Tagen oft genug an einem dramatischen Produkt hängt; er weiß auch, daß der Autor in der Zeit nach der Einsendung mit fieberhafter Spannung dem Tag der Entscheidung entgegenharrt, daß unter Umständen ein Lebensschicksal an einer Entscheidung hängen kann. Im vollen Bewußtsein seiner Verantwortung hat der Chef eines großen Kunstinstitutes eine Antwort zu ertheilen, die seine Namensunterschrift trägt, also seine persönliche Ueberzeugung ausdrückt. Ist er nun im Stande, diese Ueberzeugung sich zu verschaffen? Kann er Hunderte von eingesandten Stücken lesen, so aufmerksam, wie es nöthig ist, wenn er sich ein Bild von ihrer Aufführbarkeit machen soll? Kann er die besten Stunden seiner Arbeitzeit, die ungestörtesten, sorgenfreisten Stunden hierfür verwenden, wie es doch erforderlich wäre? Unmöglich! Der tägliche praktische Dienst, die administrativen Geschäfte, die finanziellen Schwierigkeiten (von den höfischen ganz abgesehen) nehmen seine Zeit fast ganz in Anspruch; die Stunden sind selten, die er ununterbrochen in voller Aufmerksamkeit einem Stücke widmen kann. Und doch muß auch diese Arbeit pflichtgemäß absolvirt werden. Also muß er dafür einen Vertreter bestellen, für den er verantwortlich bleibt: dieser Stellvertreter ist der Hoftheaterdramaturg.

Von welcher Art pflegen nun diese Dramaturgen zu sein? Die ich während fünfundzwanzigjähriger Hoftheaterleitung kennen gelernt habe (ich will ihre Namen schonen), waren entweder Leute, die nach alten ästhetischen Re-

zepten untersuchten, ausschieden und dieses Geschäft ohne Berührung mit dem Leben der Welt und seinen drängenden Fragen in stiller Klause besorgten, also quasi die Arbeit eines fleißigen Holzwurmes verrichteten, oder Leute, die alle Urtheile über ein draußen schon gegebenes Stück aus den Zeitungen zusammenlasen und dem Chef in einem zurechtgemischten Brei vorsetzten; ich fand aber auch Herren, die ihre nach persönlicher Vorliebe (oder schlimmer noch: persönlichen Interessen) abgefaßten Urtheile dem Intendanten zur Unterschrift vorlegten. Die Chefs, die über einige Menschenkenntniß verfügten, also das Treiben der Hoftheaterdramaturgen durchschauten, wie Botho von Hülsen, ließen sich zwar dramaturgische Referate über die einzelnen Stücke einliefern, hüteten sich nach trüben Erfahrungen aber, diese Referate den Autoren zu senden, und erfanden ein einheitliches Formular, in dem schön lithographirt ungefähr stand: „Die Intendanz bedauert, Ihr Schauspiel nicht aufführen zu können, weil es ihr für die Hofbühne nicht geeignet erscheint". Dieses Schema bürgerte sich ein: Mit solcher Floskel sind nun zwar unangenehme Repliken abgeschnitten, die sich an ein motivirtes Urtheil knüpfen können; aber der Sache selbst ist damit nicht gedient. Denn vielleicht sind unter den vielen eingehenden Dramen auch ein paar werthvolle und gewiß ist manches darunter, das nur einer gewissen Nachhilfe oder Nachfeilung bedürfte, um werthvoll zu werden. Den Verfassern solcher Dramen wäre mit einer sachlich aufklärenden Antwort offenbar wesentlich zu dienen.

Woher kommen die Dramaturgen? Akademisch gebildete Männer müssen es sein, der Doktor-Titel muß sie zieren, sie sollen auch im Stande sein, ein Referat, einen amtlichen Brief, eine offiziöse Mittheilung an die Zeitungen in gutem Stil abzufassen; ferner wird die Fähigkeit verlangt, journalistische Angriffe auf die Leitung des Hoftheaters journalistisch abzuwehren. Da diese Pflicht wichtig werden kann, wird das Amt des Dramaturgen meist einem früheren Kritiker übertragen, dessen spitze Feder geachtet oder gar gefürchtet wurde. Die spitzesten Federn pflegen aber schnell recht stumpf zu werden, wenn sie in ein Bureau gerathen. Das Bureaukratische ist ungemein mächtig, wirkt ansteckend und Kritiker, die vorher nach Blut rochen, werden aus Metzgern Lämmer, wenn sie die Beamtenluft eine Weile geathmet haben. Da ihr persönlicher Literatenehrgeiz im Dramaturgenamt keine Befriedigung mehr findet, so fangen sie allmählich an, die Verantwortung zu scheuen, die aus der Empfehlung von neuen, vielleicht noch nirgends aufgeführten Dramen ihnen erwächst, wenn diese Stücke durchfallen. Nach dem uralten Beamtenprinzip: „Meine Ruhe will ich haben" verfahren sie dilatorisch, warten ab, wie sich eine Novität an diesem und jenem Theater macht. Wird er zur Abgabe schriftlicher Gutachten genöthigt, so weiß ein pfiffiger Dramaturg sich auf alle Fälle zu decken: er spricht meist weder klar für die Annahme noch deutlich für die Ablehnung, sondern läßt sich Hinterthüren offen. Ein lediglich analytischer Geist, wie ihn die meisten Theaterrezensenten besitzen, mögen sie auch noch

gründlich ästhetisch-philosophisch vorgeschult sein, mag die Quantität ihres Wissens, selbst die Qualität sehr zu loben sein, wird, meiner Erfahrung nach, nie den Grad von Intuition besitzen, der erforderlich ist, um ein Theaterstück als Ganzes vor sich auf der Bühne zu sehen. Dazu gehört die Fähigkeit zur Synthese. Der eigentliche Kritiker wird die Fehler, die Schwächen eines aufzuführenden Stückes aus der Lecture wohl erkennen, aber fast immer so vergrößern, daß er für die Vorzüge des Werkes kein Auge mehr hat und nicht erkennt, daß bei guter Darstellung die Vorzüge die Fehler überwiegen müssen. Da es aber fehlerlose Werke nicht giebt, bleibt die Arbeit solches Dramaturgen fast immer negativ. Ich halte deshalb die Berufung eines Theaterkritikers ins Dramaturgenamt im Allgemeinen für falsch.

Wem soll nun aber der mit Arbeit überhäufte Chef die Beurtheilung und die Auswahl der Stücke übertragen? Denn ganz ohne Novitäten kann auch ein Hoftheater kaum bestehen. Es giebt viele Chefs, die sich auch hierin ganz auf ihre Regisseure verlassen. Sie haben wenigstens eine längere Theaterpraxis hinter sich und damit den Blick für Aufführbarkeit und Bühnenwirkungen. Aber der Regisseur ist fast immer auch Schauspieler; und da kommt dann das Allzumenschliche an den Tag. Der Blick des Regisseurs, der Schauspieler ist, sucht fast ausnahmelos die Speckseite: die „gute Rolle". Ein Stück erscheint ihm aufführbar, wenn es ihm eine gute Rolle bietet, unaufführbar, wenn es eine gute Rolle für einen Konkurrenten hat. Eine Ausnahme pflegt er nur dann zu machen, wenn etwa eine Rolle für eine der Protektion bedürftige, wenn auch nicht immer würdige jüngere Kollegin herausschauen sollte. Der schlimmste Fall freilich tritt, wie neuste Erfahrung lehrt, erst ein, wenn ein aktiver Schauspieler selbst Leiter und Dramaturg in einer Person ist. Damit wird Reineke zum Vorstand eines Hühnerhofes gemacht.

Wesentlich schwerer wiegt das Urtheil eines erfahrenen Regisseurs, der nicht mehr selbstSchauspieler ist, der aber entweder mit einer guten Vorbildung zur Bühne kam oder als Autodidakt sich solche angeeignet hat; ein solcher Mann kann seinem Chef wohl nützliche Rathschläge geben. Er wird sie ästhetisch vielleicht nicht genügend motiviren, aber instinktiv, aus seinem Theaterblut, seinem Theatergefühl, seiner Theaterkenntniß heraus, meist das Richtige treffen.

Die besten Dramaturgen, die ich persönlich kennen gelernt habe, waren Laube und Dingelstedt, also Schriftsteller von Bedeutung und zugleich Theaterleiter ersten Ranges. Insbesondere besaß Laube eine so außerordentliche Arbeitkraft, daß er nach ermüdenden Proben persönlich alle eingesandten Novitäten wirklich las und, wenn sie ihm nur einigermaßen werthvoll erschienen, auch mit motivirtem Urtheil zurücksandte, wobei er eine an Grobheit grenzende Aufrichtigkeit offenbarte: er hat vielen Schriftstellern von Talent damit weitergeholfen. Freilich hatte er auch keine administrativen Geschäfte neben seinen

artistischen auf dem Hals. Dingelstedt und Laube preisen, heißt eigentlich, Eulen nach Athen tragen. Da ich aber selbst unter Dingelstedt (von Laube empfohlen) in Weimar drei Jahre lang als Intendanten-Lehrling mir die Sporen verdient habe und die erste Einführung der shakespearischen Königsdramen mitmachte, darf ich wohl aus Erfahrung sagen, daß er nicht nur ein außerordentlich tüchtiger Theaterchef war, sondern auch ein Dramaturg, wie er sein soll. Ich erinnere nur an die Uraufführung von Hebbels Nibelungen in Weimar. Er gönnte stets in erster Linie dem Autor sein Recht, hatte volles Verständniß für die innerste Komposition eines Werkes und trieb die Hauptwirkungen auf der Bühne meisterhaft heraus. Den Schauspielern gestattete er nie, die Oekonomie eines Stückes zu übertreten, wies ihnen ihre Aufgaben im Rahmen des Ganzen präzis an und konnte ihnen die Hauptzüge eines Charakters klar vor Augen stellen, wenn auch nicht, wie Laube, die Rolle vorsprechen. Nie fiel ihm ein, das Ausstattungwesen, das er mit feinstem Geschmack und Takt, mit gründlichsten bildnerischen Kenntnissen ordnete, zur Hauptsache zu machen und den Dichter hinter den Dekorateur und Maschinenmeister zu stellen. Dagegen besaß er nicht, wie Laube, die Unermüdlichkeit des einpaukenden Schulmeisters, nicht die pedantische Gründlichkeit eines Regie-Bureaukraten. Dazu war er zu sehr Stimmungmensch. Wenn man ihm von oben zu viele Schwierigkeiten aufthürmte oder ihn persönlich verletzte, konnte er die Zügel eine Weile mit größter Gemüthsruhe hinwerfen, sicher freilich, sie stets wieder aufnehmen zu können. In seiner letzten weimarer Zeit, da er schon mit Wien verhandelte und Ilm-Athen herzlich satt hatte, fragte ich ihn eines Tages, warum er so selten im Theater zu sehen sei. Er antwortete, indem er seine langen Bartkotletten strich: „Das Repertoire ist mir zu schlecht!" Notabene: das Repertoire, das er selbst gemacht hatte.

Auch Wilbrandt hat als Dramaturg des Hofburgtheaters manchen guten Griff gethan (Einführung des Richters von Zalamea). Dr. August Förster hatte in langjähriger Regiethätigkeit die Postulate des Theaters genau kennen gelernt; er starb leider zu früh. Dr. Max Burckhard hatte sich eben gut eingearbeitet, als die oberste Hofstelle den Zeitpunkt für gekommen erachtete, ihn hinauszumanövriren. Die Leistungen der neusten berliner Dramaturgen habe ich nicht genügend studirt, um über sie zu urtheilen; jedenfalls aber werden dort Bühnenwerthe geschaffen, was um so verdienstvoller ist, als es sich um Privatunternehmen handelt. Ob der jetzige Leiter des Hofburgtheaters sich nach sechs Jahren noch hineinfinden wird, erscheint mir fraglich; er kam aus der vorhin geschilderten Klasse der lediglich analysirenden Kritiker und ist wohl zu wenig produzirender Schriftsteller, um die nothwendigste Eigenschaft zu besitzen: die klare Vorstellung, wie ein noch nicht aufgeführtes Theaterstück auf der Bühne aussehen wird.

München. Generalintendant a. D. Dr. Julius von Werther.

1806.

II.*) Was das Schwert verlor.

Sire, Votre Majesté sera vaincue. Elle traitera avant un mois dans une situation différente; et d'ailleurs, que V. M. me permette de le Lui dire, ce n'est pas pour l'Europe une grande découverte que d'apprendre que la France est du triple plus populeuse et aussi brave et aguerrie que les Etats de V. M." Napoleons Antwort auf des Königs Brief; sie ist vom zwölften Oktober datirt, von dem Tage, da der Kaiser an Talleyrand schrieb: „Fast nichts spricht für Preußens Erfolg; seine Generale sind große Dummköpfe; man begreift nicht, wie der Herzog von Braunschweig, dem man doch Talent zuschreibt, die Operationen dieser Armee auf so lächerliche Weise leiten kann." Das Urtheil ist ungemein hart, aber leider wahr. „Alle aufgefangenen Briefe, meldet er Lannes, zeigen, daß der Feind den Kopf verloren hat. Sie berathen Tag und Nacht und wissen nicht, was sie thun sollen." Auch Dies war wieder durchaus wahr und selbst Goltz, der in seinem (soeben in neuer Auflage erschienenen) Buch über die Katastrophe mehr bemäntelt, als man billigen kann, spricht von den „endlosen Diskussionen, den Irrgängen dieses verhängnißvollen Kriegsrathes." Es ist schwer, sich ein Bild von der Rathlosigkeit und Konfusion zu machen, die im Hauptquartier herrschte.

Von Vertrauen war nirgends die Rede; nicht in den oberen, nicht in den unteren Graden. „Was man thun müßte", seufzte Scharnhorst, „Das weiß ich; was man thun wird, wissen die Götter." Und mit den selben Worten fast stöhnte Gneisenau: „Was die Franzosen thun werden, weiß ich; was wir, weiß ich nicht. Ich habe den Angriff längs der Saale längst vorhergesagt. Allein ich seufze in den niederen Graden und mein Wort gilt nicht. Das Herz ist mir beklemmt, wenn ich die Folgen bedenke. O Vaterland, selbstgewähltes Vaterland!" Von Rüchel, den Clausewitz, wie man weiß, „eine aus lauter Preußenthum gezogene Säure" nennt, liest man die Sätze: „Ich wünsche, ich könnte die Augen schließen, das Nachdenken verlernen. Ein Feldherr, der nicht des Sieges gewiß ist, ist schon halb geschlagen. . Wenn Das noch lange dauert, dann werde ich melancholisch oder furieux. Ich exercire, manövrire, um bei mir und meinen Truppen kein ennui aufkommen zu lassen. . Man denke sich einen mächtigen Willen, den wir zu bekämpfen haben, die Zügel alle in einer festen Hand; man denke sich auf der anderen Seite so viele Sinne, so viele Köpfe: und Keiner, der den Muth hat, die Verantwortung eines Entschlusses auf sich zu nehmen. Was wird das Ende sein? Der, mit dem Gott es gut meint, wird den Fall des Vaterlandes nicht überleben!" Und im Angesicht des Feindes, am elften Oktober, kam, wie Gentz erzählt, eine Abordnung von Offizieren zum General Kalckreuth und bat ihn, das Oberkommando der Armee zu übernehmen. Selbst bei den Truppen war das Vertrauen geschwunden. „Der Zustand der Armee am Abend des Zehnten war schon ein trauriger. Bei den hohenlohischen Truppen hatte die Verwirrung einen Grad erreicht, daß man sagen kann, die Leitung sei dem Hauptquartier aus den Händen geglitten. Sicherlich wußte dort im Augenblick Niemand genau, wo sich die einzelnen Theile des Heeres befänden." So spricht Von der Goltz; und Marwitz, auf den er sich hier zweifellos stützt, ergänzt noch: „Sein (Hohenlohes) ganzer

*) S. „Zukunft" vom ersten September 1906.

Heertheil war ihm aus der Hand geglitten und er unvermögend, darüber zu disponiren." Trostloser noch sah es bei Tauentzien und den Sachsen aus. „Als wir abends zehn Uhr unweit Roda eintrafen, war der Weg durch eine Masse von Gera nach Jena ziehender Bagage dergestalt versperrt, daß Alles liegen bleiben mußte. Eine militärische Aufstellung war schon der Natur des Terrains wegen unmöglich, überdies hatten die Sachsen seit sechsunddreißig, Tauentziens Truppen seit sechzig Stunden gefastet, wonach man ihren Zustand ermessen möge. Ohne Zweifel wäre ein einziges französisches Kavallerieregiment hinreichend gewesen, das Ganze auseinanderzusprengen. General Zeschwitz, der Führer der Sachsen, befand sich körperlich und geistig in einer Verfassung, die ihn für den Augenblick unzurechnungsfähig machte. Als ich (Marwitz) nach Mitternacht aufbrach, um nach Jena zurückzukehren und seine etwaigen Befehle erbat, kannte er mich (der seit zwölf Stunden kaum von seiner Seite gekommen) nicht mehr und äußerte zuletzt: Sagen Sie dem Fürsten, daß ich in solcher schrecklichen Verlegenheit bin, daß ich weder aus noch ein weiß." Das war am Zehnten. Und während am Elften in Weimar (Louis Ferdinands Tod war eben bekannt geworden und hatte aufs Tiefste gewirkt) die Offiziere der Hauptarmee zu Kalckreuth liefen, ging in Jena, unter Hohenlohes Augen, Schmähliches vor. „Als wir uns eben zu Tisch gesetzt", erzählt sein Adjutant, „stürzte ein Diener mit der Nachricht herein, die Franzosen seien in der Stadt. Der Fürst blieb ruhig, seine Umgebungen aber eilten auf die Straße, wo bereits grenzenlose Verwirrung herrschte. Einige Regimenter der von Roda kommenden Sachsen waren durch die Stadt gezogen und eben befand sich ihre Artillerie auf der Saalbrücke, als der blinde Lärm vom Andrängen des Feindes entstand. Alles begann, zu jagen, und fuhr dadurch so in einander, daß die ganze Masse unbeweglich stand. Sofort schnitten die Stückknechte die Stränge ab und eilten, Geschütz und Munitionwagen zurücklassend, mit den Pferden davon; eine große Zahl Infanteristen der durchmarschirten Regimenter, die sich in der Stadt nach Lebensmitteln zerstreut hatte, warf Gewehr und Patronentasche weg." Grund: „Einige von Saalfeld gekommene Verwundete, die vermöge unserer elenden Einrichtungen keine Lazarethpflege fanden, waren bei dem schönen Wetter auf die nahen Berge gegangen, wie man glaubt, um Kartoffeln zu suchen. Diese hatten den blinden Lärm verursacht, dessen üble Folgen nur mit großer Mühe zu beseitigen waren". „Außerhalb der Stadt", erzählt Höpfner, „waren alle Wege und Felder mit weggeworfenen Gewehren, Bayonnetten, Taschen besät; in den Gräben steckten umgeworfene, von der Mannschaft verlassene Geschütze; in Lobeda fand man zwei vernagelte sächsische Kanonen. Preußen hatten sächsische und Sachsen preußische Bagage geplündert." „Wie außerordentlich", bemerkte Lettow-Vorbeck dazu, „hatten die vorangegangenen Ereignisse auf die Gemüther der erschöpften und ausgehungerten Soldaten gewirkt! Ein ähnlicher Fall dürfte sich kaum in der ganzen Kriegsgeschichte finden." Die Sache war noch nicht vergessen: da gabs einen neuen Zwischenfall. Die Sachsen, die ohnehin nur ungern mitthaten, ließen Hohenlohe erklären, „daß sie, wenn sie bis Mittag nicht mit Brot und Fourage verpflegt seien, am nächsten Morgen abmarschiren würden." Zeschwitz verlangte außerdem noch die Gewißheit, „daß er mit seinem Corps nicht für fremdes Interesse kämpfen müsse, während man die Staaten seines Dienstherrn auf eine unverantwortliche Weise dem Feinde preisgegeben habe." Das geschah, während Lannes den Land-

grafenberg besetzte; Jena war damit in Napoleons Hand, der Uebergang über die Saale gesichert. Clausewitz, „der größte aller militärischen Schriftsteller, Scharnhorsts genialster Schüler" (Goltz), hat darüber sehr hart geurtheilt. „General Tauentzien (der seit Louis Ferdinands Tode die Avantgarde führte) räumte Jena zu früh und zog sich auf dem Dornberg zu weit zurück. Er suchte mit seinem preußischen Instinkt die Ebene und glaubte, nichts Besseres thun zu können, als die garstigen unbequemen Abhänge des Saalethales den Franzosen zu überlassen und in die Ebene des Plateaus zurückzugehen, daß er mit Echelons, wie sich gebührt, den Feind wieder angreifen könne. Denn Das hatte man ja hunderttausendmal gelehrt, empfohlen und gepredigt, daß der Angriff im Krieg immer das Beste sei und großen Vortheil gebe, daß den preußischen Truppen diese Gefechtsform ganz besonders zusage; ein Angriff mit Echelons war aber gewissermaßen die sublimirte preußische Taktik, womit Friedrich der Zweite die Oesterreicher bei Leuthen geschlagen hatte; ein solches Manöver mußte in den gefährlichsten Momenten gebraucht werden. Ein solcher Moment war aber hier, also ließ der General Tauentzien die Saale Saale sein und zog sich am Dreizehnten zurück, um am Vierzehnten im dicken Nebel mit Echelons wieder vorzugehen, nachdem man dem Feind, wie vor alter Zeit wohl zu geschehen pflegte, Zeit und Raum gegönnt hatte, sich in Schlachtordnung zu stellen." Hohenlohe, der die Bedeutung der Position erkannte, sammelte Truppen und rückte wieder vor. „Ein leichter und glänzender Sieg", erzählt sein Adjutant, „lag vor uns, der Angriff sollte eben beginnen. Da kehrt der unselige Massenbach, welchen der Herzog von Braunschweig höchst unsanft angelassen und wegen seiner Umtriebe scharf bedroht hatte, mit dem Befehl zurück: der Fürst solle keinenfalls angreifen, sondern zur Sicherung der Hauptarmee den Lauf der Saale bis Kamburg besetzen und hier drei Tage stehen bleiben." Hohenlohe that, wie Eulenspiegel gethan hätte: auch er ließ die Saale Saale sein, griff nicht an (obwohl, wie Marwitz mit Recht bemerkt, „dies Verbot auf den gegenwärtigen Fall gar keine Anwendung finden konnte") und ging nach Dornburg, um zum Schutz der Saale dort das Nöthige anzuordnen. Dabei wurde ein französischer Ordonnanzoffizier, Herr von Montesquieu, aufgegriffen und mit nach Kapellendorf genommen. Er hatte den citirten Brief Napoleons an den König und bat, unverzüglich ins Hauptquartier zu dürfen. Natürlich ohne Erfolg. Er mußte mit Marwitz, der ihn zu beaufsichtigen hatte, die Schlafstube theilen. „Als auf meine Veranlassung zwei Betten gebracht wurden, fragte er verwundert: Comment? Vous voulez vous coucher? ‚Pourquoi pas ici au quartier général?' Ah, ne le faites pas! ‚Eh pourquoi non?' Vous ne connaissez pas l'Empereur. Il n'est pas loin d'ici, il sera sur vous, avant que vous y pensez. ‚Eh bien, il y en a assez devant nous qui veillent.'" Heute noch pocht der Zorn in den Schläfen, wenn mans liest. Und während Napoleon die ganze Nacht auf dem Landgrafenberg bei der Vorhut ist und Alles überwacht, Alles ordnet, schläft, zwei Stunden davon, das preußische Hauptquartier den sorgenlosen Schlaf der Gerechten!

Lange freilich hat das Glück nicht vorgehalten. In der Frühe des Vierzehnten, ehe der Hahn noch zum dritten Mal krähte, dröhnten die Kanonen durch den Nebel. Marwitz treibt die Adjutantenpflicht zum Fürsten. „Nach einigem Aufenthalt", hat er später erzählt, „während dessen die Kanonade immer stärker ward, fand ich meinen Franzosen am offenen Fenster. Vous avez été chez le Prince?

Que dit-il? Il n'est pas encore à cheval? ‚Tous les arragements sont pris, il partira tantôt.' Nach einigem Hin- und Herreden fuhr er heraus: Ne vous y fiez pas! C'est l'Empereur! Toute hésitation doit finir: il a couché à Jéna. Ich antwortete zwar ruhig lügend: ‚Nous le savons', ging aber doch gleich zum Fürsten und bat um die Erlaubniß, nach dem Lager zu reiten und zu erforschen, was man dort vom Gang des Gefechts wisse." Tröstliches war nicht zu melden; das Gefecht, das gestern durch den verrückten Massenbach verhindert wurde, war in vollem Gang und Hohenlohe hatte, um acht Uhr früh, schon den Kopf verloren. „Um diese Zeit", sagt Höpfner, „war denn auch endlich der Fürst nach dem Infanterielager gekommen." Aber nicht als Feldherr. „Er machte sich", bemerkt Von der Goltz, „wie um seine innere Unruhe zu beschwichtigen, dauernd bei der Division Grawert zu schaffen." *) Und, ergänzt der Adjutant, „that Wunder persönlicher Tapferkeit; die Anstrengungen während der Schlacht beraubten ihn der Stimme." Statt endlich für ein vernünftiges Zusamenwirken seiner Truppen zu sorgen, läßt er, wie Lettow bemerkt, „sich durch die Einzelheiten des Kampfes so in Anspruch nehmen, daß er gedankenlos einer Entscheidungschlacht zutreibt, in der ihm die schlaffen Zügel der Führung mehr und mehr aus der Hand gleiten." Selbst Varnhagen, der auch fürs Unzulänglichste sonst immer noch ein Wort der Anerkennung übrig hat, ist an der Grenze des Verstehens angelangt und rügt, daß „hier die Feldherren sorglos, unvorbereitet, ohne Plan und Uebersicht in den Kampf geriethen und sich bis zuletzt der verderblichsten Täuschung überließen."

Den Gang der Schlacht zu beurtheilen, ist nicht Laiensache. Außerdem: ein Schlachten wars, nicht eine Schlacht zu nennen. „Erst 8000, dann 5000, dann 25 000, dann 12 bis 15 000 Mann hatten je eine kleine, abgeschlossene Schlacht für sich geschlagen, ohne Zusamenhang, unter Ausführung einzelner ruhmvoller, aber nutzloser Bravourstückchen. Sie waren, eine Gruppe nach der anderen, einem stärkeren Feinde erlegen." So urtheilt Goltz, im engen Anschluß an Clausewitz und Höpfner.

*) Da alle Werke bei der Schilderung dieser Vorgänge auf die zuverlässigen Schilderungen von Hohenlohes Adjutanten Marwitz zurückgehen, sei die Quelle gezeigt: „Unsere Division Grawert stand mit dem rechten Flügel (Grenadier-Bataillon Hahn, Regiment Hohenlohe) dicht an Kapellendorf; sie brachen die Zelte ab und erklärten, auf Befehl des Generals Grawert abzumarschiren. Die übrigen Regimenter waren schon nicht mehr da; ich jage durch den Nebel weiter und finde endlich die ganze Division im Vorgehen, um Tauentzien aufzunehmen. Auf meine desfallsige Meldung bestieg der Fürst im vollen Zorn das Pferd. Erst nah am Gefechtsplatz holten wir die schnell marschirende Kolonne ein, die auf persönliches Kommando Hohenlohes Halt machen mußte. Da die Hintersten sogleich, die Vordersten später, die Spitze aber vielleicht gar nicht hielten, riß die ganze Division auseinander und Alles stand in einzelnen Zügen wie im Finstern. Glücklicher Weise kam alsbald General Grawert zurückgesprengt, scheltend, daß sie den Marsch unterbrochen. Es gab eine Explikation mit dem Fürsten, welcher einsah, daß diese Bewegung (Grawert hatte die Tête links schwenken lassen) die einzige sei, wodurch wir dem Feind eine Front entgegensetzen konnten, da er sonst von hinten in unser Lager gedrungen wäre. Sie wurde also fortgesetzt. Hohenlohe selbst kommandirte: Marsch!" Mit solchen Adjutantenarbeiten brachte er die kostbarste Zeit hin.

Hohenlohe, sagt Scharnhorsts genialer Freund, „verlor nicht allein die Schlacht, sondern er wurde auch, was fast ein unerhörter Fall ist, auf dem Schlachtfelde selbst völlig aufgerieben. Er hätte vernünftiger Weise seinen Rückzug auf Apolda und von da auf Buttstädt nehmen sollen, um sich mit der Hauptarmee leichter vereinigen zu können. Er nahm ihn aber auf Weimar, von wo ein Theil der geschlagenen Armee nach Erfurt gerieth, der andere die Richtung nach Frankenhausen, Sondershausen und Nordhausen nahm. Hätte der Fürst jene Rückzugslinie gehalten, so würden sich seine Trümmer an die geschlagene Arme des Herzogs bei Buttstädt angeschlossen haben und die Auflösung wäre weniger groß geworden. In dem ganzen Vorgang dieses Kriegszwischenaktes ist an dem Fürsten nichts zu loben als sein Muth und guter Wille."

Hohenlohe hatte sich selbst und sein braves Heer zu Grunde gerichtet. „Er war während des ganzen folgenden Tages in Stumpfsinn versunken; er sah sich selber nicht mehr ähnlich, vermochte nicht die mindeste Anordnung zu treffen und verfiel bei Tennstädt in einen todähnlichen Schlaf." So hat ihn sein Adjutant gesehen. Preußens Unglück aber wollte, daß seine Rolle noch nicht zu Ende war; der Schande von Jena mußte die Schmach von Prenzlau noch folgen.

Ruhmloser noch als für Hohenlohe war der vierzehnte Oktober für die Hauptarmee unter des Herzogs von Braunschweig Befehl. Hohenlohe war wenigstens von einer Uebermacht und von Napoleon selbst erdrückt; die Hauptarmee erlag Davout mit seinem viel schwächeren Corps. „Demüthigend ist es", schrieb nachher Gneisenau, „zu bekennen, daß wir dem Feind an Zahl überlegen waren, allein darum nicht weniger wahr. Die Schuld hieran trägt der Herzog von Braunschweig und der Feldherrn-Nimbus ist von seinem sowie mehreren anderen Häuptern verschwunden." „Die Hauptschuld", sagt noch, hundert Jahre danach, Von der Goltz, „trifft auch hier die Führung. Sie hatte es zu Wege gebracht, daß, trotz der bedeutenden Ueberlegenheit im Ganzen, die preußischen Truppen in den entscheidendsten Augenblicken der Schlacht mit der Infanterie in der Minderzahl fochten. Die Krone aber wurde diesem Verfahren durch den Nichtgebrauch der Reserven, durch den frühen Verzicht auf den Sieg aufgesetzt. Wäre die Heeresreserve, wie die ursprüngliche Absicht war, über Eckartsberga vorgegangen und dann, als der Kampf begann, über Lisdorf im Marsch geblieben, so hätte die Schlacht nicht verloren gehen können." Und eben so hat Clausewitz geurtheilt: „Man versäumte, die achtzehntausend Mann Reserve des Generals Kalckreuth zu gebrauchen, um die Schlacht zu wenden, die unter diesen Umständen unmöglich zu verlieren war." Leider that auch der König nicht, was die Pflicht heischte. Bald nach Beginn der Schlacht wurde der Herzog von Braunschweig tötlich verwundet. „Als Chef des Generalstabes", meint Höpfner, „wäre es Sache des Obersten Scharnhorst gewesen, dem König zur Seite zu stehen." Das ist nicht richtig; und Lehmann bemerkt ganz mit Recht: „Sache des Königs wäre es gewesen, den Oberbefehl entweder selbst in einer jeden Zweifel ausschließenden Form zu übernehmen oder einem Anderen anzuvertrauen. Er that weder das Eine noch das Andere. So hörte denn alle Einheit des Kommandos auf; im Grunde that jeder General, was er wollte." Scharnhorst, der sich schon seit einigen Tagen mit dem Herzog förmlich erzürnt hatte,*)

*) Rüchel sahs voraus. Am vierten September schrieb er: „Nun verliere ich auch Scharnhorst. Für mich ist es ein großer, unersetzlicher Verlust. Sein Blick

wurde vom Herzog nach dem linken Flügel geschickt. „Reiten Sie doch geschwind hin und sehen Sie zu, was es dort giebt; ich mache Sie für Alles, was dort geschieht, verantwortlich.“ Aehnlich scharf hat der Herzog nur noch zu seinen Opponenten Massenbach und Hohenlohe gesprochen; und der Befehl „mußte nach den Mißhelligkeiten der letzten Tage von jedem Feinfühligen als Verbannung ausgelegt werden.“ (Lehmann). Scharnhorst hat sich dort ungemein tapfer geschlagen und es ist keine Frage, daß nur durch sein zähes Festhalten die Niederlage nicht, wie bei Jena, zur Vernichtung wurde. „Ich habe“, schrieb er am zwanzigsten Oktober an den Obersten von Kleist, „die Infanterie viermal vorgeführt, den Feind zweimal übers Schlachtfeld hinausgetrieben, den in Rücken gedrungenen Feind zurückgetrieben und so das Schlachtfeld behauptet, bis der rechte Flügel völlig geschlagen war. Ich darf wiederholen, daß nur ich allein einen umständlichen Bericht über Das, was auf dem linken Flügel geschehen ist, geben kann, indem ich nur allein während des ganzen Gefechts nicht von dem ersten Treffen gewichen bin.“ Dort wurde er auch verwundet. Hätte Jeder, wie er, seine Pflicht gethan, so hätten wir in unserer Geschichte einen häßlichen Flecken weniger. Nicht ohne Rührung läßt sichs lesen: „Als gemeiner Musketier passirte der Generalquartiermeister des preußischen Heeres das Dorf Poppel, einer der Letzten, die das Schlachtfeld verließen.“ Napoleon aber, der im Lob Karge, schrieb an seinen Marschall: „Mon cousin, je vous fais mon compliment de tout mon cœur sur votre belle conduite. Je regrette les braves que vous avez perdu; mais ils sont morts au champ d'honneur.“

„Zwei verlorene Schlachten an einem Tag“, schrieb Gneisenau, „unter so nachtheiligen Umständen, waren auch für Preußen eine zu harte Prüfung. Was Europa auch davon glauben mochte, so war diese Monarchie dennoch kein militärischer Staat.“*) Und noch sechs Monate danach dachte er mit Grauen und

und seine Gaben wiegen eine halbe Armee auf und wir kennen und verstehen uns so gut. Dabei wird er im großen Hauptquartier durchaus wenig nützen. Es ist keine passende Positon für einen Mann wie er. Er ist viel zu modest und kommt gegen die Schreier nicht auf und auf der anderen Seite auch wieder zu bestimmt, als daß sich der Herzog mit ihm vertragen wird.“ So, genau so ists gekommen. Er hat keinen Einfluß gehabt, sich bald mit dem Herzog entzweit und wurde vom Chef nicht einmal über Alles auf dem Laufenden gehalten. Scharnhorst hat Das schwer verwunden und kam noch nach Jahren darauf zurück. Hatte übrigens auch, wie er seiner Tochter schrieb, Rüchel sehr ungern verlassen.

*) Zwölf Jahre vorher schon hat Katharina II an Grimm geschrieben: „Mais qu'est-ce donc que ces Don-Quichotte de Germanie? Cela se ruine à tenir des troupes, cela s'égosille à les exercer, et quand il s'agit d'en faire usage, leurs Altesses Sérénissimes prennent le large avec ou sans leurs troupes.“ Und den Sieg der Schablone nahm Mancher schon wahr. Im November 1805 schrieb Hauterive an Talleyrand: „Sous le Grand Frédéric, la Prusse était la première puissance militaire de l'Europe; aujourd'hui, elle est la dernière. Or, quelle histoire parle honorablement des armées prussiennes depuis la guerre de sept ans? Les gazettes entretiennent régulièrement les oisifs d'Europe des revues de l'armée prussienne. Vaines apparences! . . . De toutes les puissances qui existent aujourd'hui, elle est

Wuth der erlebten Fluchtnacht. „Wir haben viel Sonderbares erlebt. Die Franzosen sind tüchtig gelaufen, hinter uns her. Bei Saalfeld bekam ich einen Schuß an das Bein und machte meinen Rückzug hinkend. Bei Jena focht ich zu Pferde und stellte noch die letzten Truppen aus, aber zuletzt lief ich mit den Anderen davon; in guter Gesellschaft mit Fürsten und Prinzen. Das waren Gräuel! Tausendmal lieber sterben, als Dies wieder erleben. Aber, aber: unsere Generale und Gouverneure! Das wird wunderliche Zeilen geben in der Geschichte!"

Die wunderlichen Zeilen sind gekommen und kein Ministerwort wird sie aus der Geschichte tilgen. Denn sie sind berechtigt.

Den Oberbefehl sollte der Herzog von Braunschweig führen. Eine unglücklichere Wahl war nicht zu treffen. Alle Eigenschaften für das Amt fehlten ihm und an seine Fähigkeiten hat kein Mensch von Urtheil geglaubt. Schon 1783 sprach Katharina de „cet abominable Duc de Brunswick." „Vous ai-je jamais dit (fragt sie Grimm), que feu Bauer disait ici à qui voulait l'entendre que cet homme-là n'était rien moins qne ce qn'on croyait qu'il était, et qn'à la première occasion qui se présenterait il perdrait la réputation qu'il avait?" Drei Monate später: Le général Bauer m'a dit plns d'nne fois que quand cet héros dn siècle se retrouverait à la tête d'une armée, on verrait qn'il s'en fandrait de beaucoup, qn'il n'est pas l'homme qu'on l'avait cru." Und über den Feldzug in der Champagne, dessen kläglicher Verlauf, nach Goltz und Sybel, seiner „komplizirten Natur" zuzuschreiben ist, konnte sie den Witz machen: „Mais quelle horrenr et quelle cacade que ce duc de Brunswick est allé faire! Cette Champagne pouilleuse va devenir fertile par le fumier qu'ils y ont laissé." Nach Reiche galt er als tapferer Mann, der sich „als Feldherr aber überlebt" habe, „matt und ohne Kraft" sei. Hardenberg fand ihn „für kleinliche Rücksichten des Hofmannes empfänglicher als für das Große, Kräftige" und erzählt, daß er „ohnerachtet seines mehr als siebenzigjährigen Alters die Weiber nicht entbehren konnte und eine französische Schauspielerin, Mademoiselle Duquesnoi, mit sich führte." „Ah, Madame", schrieb er aus Marienwerder an die Königin, „Votre Majesté s'est rappelé ce que je lni ai dit un jonr sur le duc de Brunswick. Si le Roi m'avait consulté, je l'aurais conjuré à genoux de ne plus confier son salut à ce prince, qne je crois connaître mieux que personne." Gentz, der den Herzog in Erfurt besuchte, fand „in seiner Haltung, seinen Blicken, Bewegungen und Sprache etwas durchaus Unbefriedigendes, Machtloses,

celle qui, avec les plus beaux déhors et les plus helles apparances de consistance et de vigueur, est la plus avancée dans la carrière de la décadence. Elle est hors du principe qui l'a fondée et qui la fait exister ... Le prestige de son existence, maintenu quelque temps encore par des souvenirs récents et par des exercises d'ostentation, ne résistera pas à la dangereuse et funeste épreuve d'une guerre forcée. Le jour où la Prusse aura en vain essayé tous les honteux subterfuges de la politique timide pour éviter la guerre, elle combattra à la fois pour l'honnenr et pour l'existence . . O grand Frédéric! À dix-huit ans de toi, voilà ce qu'on fait de cette armée que tu avais prise tant de peine à former, que tn avais animée de ton génie et converte de ta gloire!"

Unheil Verkündendes. Eine übertriebene Bescheidenheit, die man kaum anders denn als reine Affektation deuten konnte, und übertriebene Furcht vor jeder öffentlichen Beurtheilung waren vorherrschend. Endlich ging er auf den Gesprächsstoff ein, aber nur, um alle Maßregeln zu beklagen, die man ergriffen habe, mit Bonaparte den Weg der Unterhandlung zu versuchen; höchst alltägliche, ja, sogar lächerliche Redensarten aus dem Munde eines Mannes, der mehr als jeder andere diese trügerischen Ideen gepflegt und unterstützt hatte. Ich versuchte, der Unterhaltung einen entschiedeneren Charakter zu geben, allein ohne Erfolg. Er wiederholte immer nur, und zwar in einer Weise, die mich ganz aus der Fassung brachte: ‚Vorausgesetzt, daß kein großer Fehler gemacht wird.‘ Als ich mir nun die Freiheit nahm, ihm zu sagen: Euer Durchlaucht, Jedermann muß in der That hoffen, daß unter einer Leitung wie der Ihrigen kein Fehler begangen wird, antwortete er: ‚Ach! ich kann kaum für mich stehen! Wie können Sie verlangen, daß ich für Andere bürgen soll?‘ Ich überließ mich den düstersten Betrachtungen über alles Das, was ich während dieser Zusammenkunft erfahren und in der nächsten Zukunft vor mir zu sehen glaubte.“ Ungünstiger noch hat Clausewitz geurtheilt: „Er war geistreich, voll Kenntnisse und Kriegserfahrung, aber von frischem Muth und stolzer Gleichgiltigkeit gegen das Unglück war keine Spur in ihm. Er wäre geeignet gewesen, schwierige Verhältnisse glücklich zu umsteuern, wenn es ihm nicht auch an dem Muth gefehlt hätte, das Steuerruder zu ergreifen. So aber fiel seine Reputation in Trümmer und er ging, wie die Anderen, in kleinlichem Interessespiel auf. Er überschlug sich in Vorsicht, an Muth fehlte es ihm durchaus und sein Charakter hatte sich in der ihm von Natur gewordenen Richtung zu kluger Gewandtheit fort ins Kleinliche ausgebildet. Er hatte das Wesen und Betragen eines verbindlichen Hofmannes bis zur Karikatur angenommen. Diese kleinliche Gewandtheit, diese übertriebene Biegsamkeit verhinderte ihn, über Menschen und Umstände herrisch zu gebieten und da er Dies nicht konnte, so konnte er auch in den vorhandenen Umständen das Heer nicht mehr mit Glück anführen. Zum Befehlshaber eines ganzen Heeres gehört Selbstvertrauen und Machtvollkommenheit; jenes versagte er sich selbst, diese wußt er Anderen nicht zu entreißen. Niemals hat er im Lauf des Feldzuges den Muth gehabt, zu dem Fürsten Hohenlohe in dem bestimmten und klaren Ton eines Befehles zu reden, sondern ihm stets einen viel größeren Spielraum gelassen, als sich mit einer ordentlichen Kriegführung vertrug.“ Er sollte die Führung des Ganzen haben; der König wollte mitgehen und nahm den Feldmarschall Möllendorff, die Generale Phull, Zastrow und Köckeritz, den Obersten Kleist und die Herren Beyme und Haugwitz, Lombard und Lucchesini mit. „Der Herzog von Braunschweig, statt sich über dieses Gefolge zu entsetzen, war vermuthlich heimlich sehr froh darüber. Er war sehr alt geworden und so verzagt, daß er nicht den Muth hatte, nach Berlin zu gehen, sondern blos nach Halle kam, weil er durch diese Distinktion noch deutlicher machen wollte, daß er das Heer blos als Feldmarschall befehligen, nicht als Fürst am Krieg Theil haben wollte. So hält sich der Furchtsame an einem Strohhalm; und der Strohhalm ist das beste Maß der inneren Angst.“ Gneisenau spricht in seiner Denkschrift von der „Unfähigkeit des Herzogs, einen soliden Feldzugsplan zu entwerfen, der seinem Alter so gewöhnlichen Unentschlossenheit, seinem Feldherrnunglück und dem Mißtrauen der Armee in ihn“; und Scharnhorst bezeugt, daß vor Allem „die Art,

wie er das Kommando betrieb, keine schnellen und keine schnelle Ausführung der Entschlüsse zuließ." Dazu kam, daß seine körperliche Hinfälligkeit eine kräftige Kriegführung ausschloß*); kam zweitens noch die Anwesenheit des Königs. „Wenn ein Monarch", sagt Hardenberg, „nicht selbst ein großer General und fähig ist, den Befehl seines Heeres in der That selbst zu führen, so ist seine Gegenwart bei demselben allemal schädlich; sie öffnet der Kabale das Thor und lähmt mehr oder weniger den eigentlichen Feldherrn."

Kabale hats denn auch reichlich gegeben. Von einer einheitlichen Leitung war nie die Rede und Hohenlohe und Massenbach haben im Widerspruch das Menschenmögliche geleistet. Sie hatten, nach Clausewitz, „eingestandenermaßen die Absicht, sich bis auf einen gewissen Grad unabhängig vom Herzog zu machen und Grundsätze aufzustellen, die man nicht einmal für einen General gelten lassen könnte, der, zehn oder zwanzig Meilen entfernt, auf einem ganz anderen Kriegstheater kommandirte. Niemals sind sie ordentlich in die Idee des Herzogs eingegangen, haben innerlich stets eine andere Richtung gehabt und sind, wie ein falsch gestelltes Schiff, nur mit großer Noth und Mühe fortgezogen worden. Bis zu einem offenbaren Ungehorsam haben sie es zwar niemals kommen lassen; aber ihr ewiger Widerspruch, ihr beständiges Lamentiren über Verblendung und Unwissenheit mußte natürlich ein an sich so schwach bestelltes Kommando noch schwächer machen. Der König wurde am Ende mißtrauisch, der Herzog täglich zaghafter, des Berathens war kein Ende, die Unentschlossenheit wuchs mit Riesenschritten." Eindringlich mahnte Scharnhorst, der die Gefahr erkannte: „Es kommt im Krieg weniger darauf an, was man thut, als daß es mit der gehörigen Kraft und Einheit geschieht." Doch er wurde nicht, wurde nie gehört. Was in der Brust dieses Stillen beim Erleben dieses Elends vorging, hat die Welt nie von ihm vernommen. Und wir habens doch erfahren. „In den Kriegsgerichten," erzählt Treitschke, „war sein Urtheilsspruch immer der strengste, schonunglos hart gegen Zagheit und Untreue."

... „Aus einem Fabius", hatte Friedrich der Große einst an den Marschall von Sachsen geschrieben, „kann immer ein Hannibal werden; aber ich glaube nicht, daß ein Hannibal im Stande ist, das Verfahren eines Fabius zu befolgen." Auch diesmal hat Hannibal nicht wie ein Fabius gehandelt; doch Karl Wilhelm Ferdinand ist als Kunktator gestorben.

---

*) Von der Goltz sucht Dies, gestützt auf Müffling und das Tagebuch eines quidam ignotus Wachholz, zu bestreiten und spricht von seiner „außergewöhnlichen Rüstigkeit." Er konnte wissen und weiß auch, daß Müffling keinen Glauben verdient und sich hier so gut wie 1815 (man vergleiche Bernhardis „Geschichte Rußlands", I, 533—36; 542—43) Entstellungen der Wahrheit geleistet hat; daß Clausewitz ihn „recht alt geworden" nennt und Scharnhorst, ders ja wohl wissen muß, ausdrücklich sagt: „Der Herzog war am Dreizehnten abends schon sehr schwach, die Fatiguen der vorhergehenden Tage, die Geistesanstrengungen und die Besorgnisse über die Lage, in der sich die Armee befand (durch seine Schuld, wenn ich nicht irre), haben alle seine Kräfte erschöpft." Mademoiselle Duquesnoi aber, die entscheidende Auskunft geben konnte, hat vermuthlich keine Memoiren hinterlassen. Muß Einer wie Robert Guiscard aussehen, um keine „außergewöhnliche Rüstigkeit" mehr zu besitzen?

Steglitz. Karl Schnitzler.

Die Wünschelruthe.

Ein Kapitel aus der transszendentalen Psychophysik.*)

Schwer glaubliche Erscheinungen so lange zu bezweifeln, bis sie wissenschaftlich, also in einer Weise konstatirt sind, die jeden Einwurf ausschließt: Das ist ein Recht jedes ernsthaften Forschers. Die Zweifelsucht aber, die bei uns groß geworden ist, hat einen ganz anderen Charakter. Sie besteht bei den Ungebildeten darin, daß sie nichts von Dem glauben, was über ihren Verstandeshorizont geht (und ihren subjektiven Horizont verwechseln sie mit der objektiven Grenze der Naturmöglichkeiten); bei den Gebildeten dagegen darin, daß sie Alles verwerfen, was nicht in ihr mit großer Mühe und Arbeit gewonnenes System paßt. Die gebildeten Zweifler sind am Schwersten zu bekehren; sie sind von der Richtigkeit ihres Systems in der Regel so fest überzeugt, daß sie von den Thatsachen, die ihm widersprechen, nicht einmal Kenntniß nehmen. Professoren, die zu spiritistischen Sitzungen eingeladen sind, werden meistens nicht einmal dann hingehen, wenn man ihnen, wie es einst von meiner Seite geschah, im Voraus die Erlaubniß ertheilt, alle Anordnungen während der Sitzung selber zu treffen. Der Zweifel, wenn er auf bloßer Unkenntniß der Thatsachen beruht, hat keinen wissenschaftlichen Werth. Mit dem Ignoriren von Thatsachen bringt man es nur zum Ignoranten. In solchen

*) Auf Wilhelmshöhe hat der Kürassieroberst z. D. Prinz Hans Carolath dem Kaiser die Wirkung der Wünschelruthe demonstrirt; und den Kaiser, seine Frau und sein Töchterlein soll die Demonstration zu staunender Bewunderung hingerissen haben. Privatangelegenheit. Seitdem aber bekomme ich täglich mindestens einen Brief, in dem ich gefragt werde, ob ich nicht nächstens einen Artikel über die Wünschelruthe veröffentlichen werde. Habe ich schon gethan, liebe Damen und Herren; schon vor dreizehn Jahren und etlichen Wochen. Da die Sache Euch aber erst jetzt interessirt, sollt Ihr den Artikel heute noch einmal lesen. Du Prel, der ihn schrieb, war ein Gläubiger; einer der klügsten und gebildetsten Kirchenväter des Okkultismus. Müssen wir ihn deshalb belächeln? Fast Jeder hat allerlei Glauben, der den Nachbar lächerlich dünkt. Hast Du bisher das ganze Pfund geglaubt (so ungefähr sagt Anzengrubers Landstraßenpantheist), dann kannst Du die paar Loth auch noch hinnehmen. Ueber die Wünschelruthe wurde schon in alter Zeit viel geredet. Vom gezwieselten Ast eines Haselnußstrauches oder Kreuzdornes war sie zu schneiden; wer sie richtig hielt und die vorgeschriebenen Formeln hersagte, konnte von der Schlagruthe, Feuerruthe, Springruthe Erfolg hoffen. Quellen aufspüren, Erzadern und andere unterirdische Schatzkammern finden, Blitzgefahr abwehren, Verbrecher am Kragen packen. Besonders wirksam sollten die Ruthen sein, die von einem nackten Mann in der zwölften Stunde der Weihnacht geschnitten waren. Jetzt ist die Sache bequemer geworden; man braucht sich weder Schnupfen noch Durchfall zu holen, sondern kann Metallruthen aus der Fabrik beziehen. Ob Prinz Carolath mit Metall oder mit einem Zweig arbeitet, ist noch nicht bekannt geworden. Am rechten Glauben fehlts ihm jedenfalls nicht. Er weiß sich nicht nur im Besitz des sichersten Blitzableiters, sondern hat auch geschrieben: „Ich habe schon einer Unmenge von Menschen zu gesundem Schlaf verholfen, indem ich ihnen nachwies, daß sich ihr Bett über einer unverschlossenen Wasserquellader befand; es genügte, dem Bett einen anderen Platz zu geben." Daß man mit der Ruthe Quellen finden könne, haben selbst so gescheite Männer wie der Wasserbautechniker Geheimrath

Fällen sollte man daher von Zweifel gar nicht reden, sondern das Ding als Das bezeichnen, was es ist: als Unwissenheit. Wie sehr aber in unseren Tagen gerade dieser sogenannte Skeptizismus verbreitet ist, davon habe ich mich vor einigen Jahren in sehr drastischer Weise überzeugt, und zwar mit Bezug auf die Wünschelruthe.

Im Anfang unseres Jahrhunderts nämlich gab es in verschiedenen Gegenden Europas Leute, die mit Hilfe der Wünschelruthe unterirdische Wasseradern zu finden wußten und dafür sehr berühmt waren. Die Sache machte damals so großes Aufsehen, daß Professor J. W. Ritter, Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften in München, nach dem Gardasee reiste, um dort den berühmten Ruthengänger Campetti aufzusuchen. Er nahm ihn mit nach München zurück und stellte vor einer von der Akademie ernannten Kommission Versuche an. Von seinem Bericht liegt leider nur der erste Theil gedruckt vor.*) Ich bin nicht näher über die Streitigkeiten orientirt, in die er sich verwickelt fand; aber Entdecker dieser Art haben von je her und überall mit jenem Gelehrtenskeptizismus zu kämpfen gehabt, der den brutalen Naturthatsachen nur Theorien und apriorische Negationen entgegensetzt. Das scheint auch Ritters Schicksal gewesen zu sein. Wie er sagt, stellte sich „etwas ganz Eigenes ein, das bei den Pferden allerdings seinen Namen schon hat und auch bei den Gelehrten in nichts besteht, als daß sie absolut nicht weiter wollen."

Franzius geglaubt. Mit einem Lächeln ist die Sache also wohl nicht abzuthun. Du Prel hat auch in diesem Fall versucht, seinen Glauben durch die Berufung auf naturwissenschaftliche Erfahrungthatsachen plausibel zu machen. Ein interessantes Buch, das er nicht nennt, trotzdem es sein Thema ziemlich früh behandelt hat, heißt „Die Wahrsagung aus den Bewegungen lebloser Körper unter dem Einfluß der menschlichen Hand" und ist vor etwa vierundvierzig Jahren von Carus Sterne veröffentlicht worden. Mit Beraz, dem berühmtesten Quellenfinder, den Du Prel erwähnt, hat in Baden der Minister des Innern so üble Erfahrungen gemacht, daß er 1888 öffentlich vor ihm warnen zu müssen glaubte. Die stärksten Argumente hat gegen die Wirksamkeit der Wünschelruthe der kieler Professor Leonhard Weber vorgebracht; auf diesem Felde, schrieb er, sei für die Naturwissenschaft sicher nichts Brauchbares zu ernten. Und gegen Franzius haben vier Geologen erklärt: „Was die Ruthengänger vorgeben, sind zum Theil kindliche, unkontrolirbare und unkontrolirte Behauptungen, zum Theil bewußte oder unbewußte Unwahrheiten, mit denen die Wissenschaft bisher nichts anfangen konnte. Die bisherigen Untersuchungen zeigen, daß es sich hier um unbewußte, sogenannte ideomotorische Muskelbewegungen handelt, die durch Einbildung zu Stande kommen. Wir können bezeugen, daß aus vielen Beispielen des vergangenen Jahrhunderts, besonders aus Frankreich, der Nachweis erbracht worden ist, daß die Wünschelruthe mit der unterirdischen Wasservertheilung nichts zu thun hat. Leider hat dieser Nachweis viele Millionen gekostet." Jetzt suchen zwei preußische Landräthe, die Herren von Uslar und von Bülow-Bothkamp, in Deutsch-Südwestafrika mit der Wünschelruthe nach Quellen; wenn sie recht viel Wasserstellen finden, werden ihnen nicht nur unsere Soldaten dankbar sein. O tempora, o mores! In Peterhof werden, unter dem Patronat einer montenegrinischen Prinzessin, die Geister befragt, ob man die Reichsduma noch länger ertragen oder auflösen solle; und in Berlin, wo der Spiritismus schon wieder die Hofmode von gestern ist und selbst im Großen Generalstab nur noch von schüchternen Herzen gepflegt wird, interessirt man sich für die Wunder der Wünschelruthe.

*) J. W. Ritter: Der Siderismus. Tübingen, Cotta 1808.

Ritter war Professor der Physik; und als solcher war er sich klar darüber, daß von einer zauberischen Kraft der Wünschelruthe selbst nicht die Rede sein kann. Wenn sie in den Händen des Ruthengängers durch ihre Neigung gegen den Erdboden die Existenz unterirdischer Wasseradern anzeigt, so kann Das nur daran liegen, daß fließendes Wasser als Elektrizitäterreger anzusehen ist, daß ferner der menschliche Nerv (das feinste Reagens der Natur, das wir kennen) bei manchen Individuen sich für solche Einwirkungen empfänglich zeigt und daß sich die vom fließenden Wasser ausgehende Kraft durch den Organismus hindurch in räumliche Bewegung der gehaltenen Ruthe umsetzt. Die vermeintliche Eigenschaft der Ruthe muß also in eine Eigenschaft des Ruthengängers verwandelt werden, und eben weil es sich dabei um ein naturwissenschaftliches Phänomen handelt, hat Professor Ritter Recht, zu sagen: „Wirklich gehören nachgerade Individuen wie Campetti eben so gut zu einem physikalischen Kabinet wie Luftpumpe und Elektrisirmaschine, — und noch nöthiger".

Es war nun meines Erinners 1887, daß ich Ritters „Siderismus" aus der münchener Staatsbibliothek entlieh. Ich erhielt das Exemplar, das Ritter selbst, mit einer Dedikation versehen, der Bibliothek zum Geschenk gemacht hatte, und dieses Exemplar war zwar gebunden, aber noch nicht aufgeschnitten. Es hatte also achtzig Jahre in der Bibliothek gelegen, ohne von Einem der Vielen gelesen zu werden, die in dieser Zeit die Wünschelruthe für einen Aberglauben erklärten, deren Skeptizismus aber eben nur Unwissenheit war.

Ungefähr ein Jahr später wurde ich von einem Freunde, der sich im Süden aufhielt, ersucht, den seitdem verstorbenen, damals aber in München lebenden Quellenfinder Beraz aufzusuchen und mit ihm in Unterhandlungen zu treten. Es sollte in einem neu eingerichteten Kurort, wo es an Wasser fehlte, nach Quellen gesucht werden. Jener Freund nun gab mir den (bei mir ganz überflüssigen) Rath, Gelehrte über Beraz nicht zu befragen. Ich suchte ihn auf; und während ich in seinem Zimmer auf ihn wartete, besah ich mir einige an der Wand hängende Bilder. Darunter war auch das Portrait eines Herrn, in dem mir Beraz, als er eingetreten war, seinen Großvater von mütterlicher Seite, den Professor Ritter, vorstellte. Ich mußte natürlich die Frage stellen, ob er identisch sei mit dem Verfasser des „Siderismus", und da sie bejaht wurde, war mir klar, daß Beraz, durch diese Schrift und vielleicht hinterlassene Manuskripte seines Großvaters auf die Sache aufmerksam gemacht, bei sich selbst die Fähigkeit des Ruthengängers entdeckt habe. Die von mir eingeleiteten Unterhandlungen zerschlugen sich dann aus Gründen, über die ich nicht näher orientirt bin. Daß aber Beraz die Fähigkeit des Ruthengängers besaß, ist bewiesen durch die Zeugnisse, die ihm ausgestellt wurden. Ich habe selbst einmal mit einem Augenzeugen eines Versuches gesprochen, wobei Beraz eine Quelle in der Tiefe von 80 Fuß angab, die bei 83 Fuß Tiefe gefunden wurde. Ich bezweifle nun allerdings nicht, daß auch Mißerfolge bei Beraz vorgekommen sein werden, aber eben so wenig, daß schon manche aufgeklärte Gemeindevertretung große Summen verschlenderte, um Wasser in Städte zu leiten, die es mit Hilfe eines Quellenfinders viel billiger haben konnten.

Von der Wünschelruthe ist schon seit ältesten Zeiten die Rede und das Problem will noch immer nicht zur Ruhe kommen. In den Zeitschriften „Sphinx" und „Psychische Studien" und in den „Proceedings of the Society for psy-

chical research" tauchen immer wieder Berichte auf. Es ist hier nicht meine Absicht, solche Berichte zusammenzustellen oder praktische Anleitungen zu geben: die in der Anmerkung angegebenen Schriften*) genügen, um jeden Leser erkennen zu lassen, daß die Wünschelruthe ein sehr interessantes und sogar sehr wichtiges wissenschaftliches Problem ist. Aber die früheren Jahrhunderte konnten es nicht lösen, weil ihnen die Experimentalphysik mangelte, und unser Jahrhundert löst es nicht, weil die Naturwissenschaften immer mehr atomisirt werden und, wie schon Ritter geklagt hat, „mit der Ausdehnung des Details viele Wahrheiten ihren Tod fanden."

Wenn die Untersuchungen wieder aufgenommen und mit den großen Hilfsmitteln der modernen Wissenschaft zu Ende geführt werden, wird sich herausstellen, daß sich die Wünschelruthe in den Händen vieler Menschen dreht und etwa einer unter einem Dutzend die nöthige Sensitivität besitzt; es wird sich aber auch herausstellen (und nur auf diesen Punkt aufmerksam zu machen, ist hier meine Absicht), daß das Problem nicht nur physikalischer Natur ist. Ich bin davon erst neuerdings durch eine mir zukommende Nachricht wieder überzeugt worden.

Im August des vergangenen Jahres erhielt ich von einem Privatdozenten der Physik einen Brief, aus dem ich Einiges anführe: „Ich möchte Sie nämlich um gefällige Auskunft in einer das Okkulte berührenden Frage bitten. Ein Freund, ein richtiger ungläubiger, positiver Mecklenburger, schrieb mir nämlich heute Folgendes: Er besitzt ein Gut in Mecklenburg, das Wassermangel hat, wiewohl zu erwarten ist, daß cirka 100 Fuß tiefer Wasser zu finden sei. Er wollte der Kosten wegen nicht bohren lassen, da er nicht wußte, wo. Neulich, bei einer Sitzung des Aufsichtrathes einer Eisenbahngesellschaft, kam die Rede darauf und der Vorsitzende erzählte, daß der Direktor einige Quellen durch die (meinem Freund unbekannte) Wünschelruthe entdeckt habe. ‚Ich lachte, aber man lachte mich aus; man versichert, es sei unabänderliche Thatsache.' Der Direktor kam schließlich zu ihm, durchsuchte das ganze Gut mit der Gabel von Holz, deren Enden er mit beiden Händen faßte, wobei er die Hände auf die Knie stützte, ‚und ich sah mit eigenen Augen die Spitze der Gabel sich zu Boden senken und vermochte mit eigenen kräftigen Händen die Enden nicht aufzuhalten.' Da soll also Wasser sein; und nun möchte er schon bohren lassen, will sich aber vorher über das ihm (und mir) unerklärliche Phänomen noch Raths erholen. Er bittet mich um eine Erklärung; ich weiß keine vernünftige, naturwissenschaftliche." Inzwischen ist nun der Mecklenburger belehrt worden, und zwar dadurch, daß er sich selbst als Ruthengänger entpuppte. Er

---

*) Aratin: Beiträge zur literarischen Geschichte der Wünschelruthe, München, 1807. — J. G. Zeidler: Pantomysterium, Halle, 1700. — Le Brun: Histoire critique des pratiques superstitieuses, Amsterdam 1733. — M. T*** (Thouvenel) Mémoire physique et médicinal, montrant les rapports évidents entre les phénomènes de la baguette divinatoire, du magnétisme et de l'électricité, 1781. — Tristan: Recherches sur quelques effluves terrestres, 1826. — L. W. Gilbert: Kritische Aufsätze über die in München wieder erneuerten Versuche mit Schwefelkiespendeln und Wünschelruthen, 1808. — M. E. Chevreul: De la baguette divinatoire, 1854. — Vallemont: La physique occulte ou traité de la baguette divinatoire, 1696. — C. Amoretti: Physikalische und historische Untersuchungen über die Rabdomantie. 1809.

hat darüber an jenen Privatdozenten berichtet; und auch aus diesem Bericht will ich Einiges anführen: „Ich liege auf einem hohen Rücken, 30 Meter über dem Wasserspiegel des Sees, inmitten der Steine einer Endmoräne; und da will ich das Risiko nicht laufen, auf die Granite zu kommen und Tausende zu Versuchen auszugeben. Aber anderswo hat man nach meinen Angaben gebohrt und gutes Wasser gefunden. Ja, sagen Sie (die ja auch Recht haben mögen): warum sollt Ihr denn da kein Wasser finden? An anderen Stellen hättet Ihr es auch gefunden! Mag sein. Der, dem ich die Sache nachgefühlt habe, der Direktor einer Eisenbahn, ein Pionierhauptmann a. D., hat aber festgestellt, daß da, wo er Wasseradern angab, Wasser gefunden wurde, wenige Meter davon nicht eine Spur; hier auf 5 bis 20 Meter, dort auf 50 und mehr nichts. Ich selber habe zu Tage tretende Quellen, deren Austrittsort mir unbekannt war, gefunden, nachdem ich mehrere hundert Meter davon angefangen habe, nach der Wasserader zu suchen, und zwar mehrmals an verschiedenen Stellen. Begegnete man nicht ungläubigen Gesichtern, würde man nicht so und so oft sogar höhnisch ausgelacht, es müßte der Staat die Sache in die Hand nehmen und auf mehreren größeren Terrains im Verein mit einem Ruthengänger nach Wasser bohren, hundertmal, tausendmal, um auf diese Weise festzustellen, ob Etwas an der Geschichte ist oder nicht. Ein Privatmann kann Das der Kosten wegen nicht; und für die Allgemeinheit wäre es vom höchsten Werth. Meine Frau, meine Eltern, Verwandte von mir, Fremde, verschieden im Alter, Geschlecht und Temperament, haben die Stelle passirt, in welcher die Ruthe in meinen Händen sich neigt. Nicht eine Spur haben sie bemerkt. Aber bei meiner Tochter ging sie energisch nach unten. . . . Einen drolligen Fall erlebte ich noch; den will ich Ihnen noch kurz erzählen. In der umfangreichen Literatur, die ich über die Sache befragte, fand ich natürlich auch die Behauptung, daß die Ruthe auf Metalle schlägt. Ich versuchte Das, lasse meine goldene Dose zwanzig Schritte von mir hinlegen und gehe, die Ruthe in den Händen, langsam darauf zu. Wie auf Kommando neigt sie sich über der Dose nach unten. Unzählige Male wiederholte ich Das. Als ich mit dem Hauptmann K. wieder zusammenkomme, sage ich ihm, ohne ihm mitzutheilen, daß ich überhaupt, noch weniger, daß ich speziell diese Versuche gemacht habe, ob er schon Fälle erlebt habe, in denen seine Ruthe Metalle anzeigte. ‚Unsinn!‘ sagte er. Einige Herren waren mit uns. Es wird zugeredet, den Versuch zu machen, es wird eine Ruthe geschnitten vom Appelboom, da ein anderes Gewächs nicht in der Nähe war; ich nehme sie: und prompt senkt sie sich über meiner Dose. Der Hauptmann zwinkert verschmitzt mit den Augen. ‚Das kann ich auch‘, meint er. Jawohl, er konnte es, aber machte es nur sehr ungeschickt. Nein, sage ich, Hauptmann; kein Mumpitz zwischen uns; ganz ernst sollen Sie den Versuch machen. ‚Na, ernst gehts eben nicht‘, erwiderte er, versuchte es noch einmal: und es ging wirklich nicht. Und als ich darauf die Ruthe in die Hand nahm, gings auch nicht. Am nächsten Tage besuchten wir Beide allein die Strecke. An einer Station hatten wir Aufenthalt. Hauptmann, sage ich, versuchen wir die Ruthe noch einmal auf meiner Dose. ‚Aber, bester Herr, die Sache geht nicht.‘ Nein, sage ich. ‚Schön, versuchen wir es noch einmal.‘ Ich selbst schneide eine Ruthe, Weide war es, lege meine Dose auf die Erde, trete etwa fünfzehn Schritte zurück, gehe unter Beobachtung aller Vorsichtmaßregeln und meiner Muskeln und Nerven los: und die Ruthe neigte

sich gravitätisch zur Erde, als sie über der Dose stand. Der Hauptmann lacht, macht es: und die Ruthe neigt sich nicht. Ich werde ärgerlich, mache es noch einmal: und die Ruthe war auch tückisch und thats nicht. Wie oft aber hat sie es seitdem gethan! Erklärung?"

Als ich nun um diese Erklärung ersucht wurde, gab ich sie dahin, daß nicht nur der objektive Einfluß ein veränderlicher sei, daß, zum Beispiel, bei naßkaltem und regnerischem Wetter, vielleicht wegen des veränderten Zustandes der atmosphärischen Elektrizität, die Wirkung ausbleibt, sondern auch die subjektive Disposition des Ruthengängers. Eine der Ursachen aber, die diese Disposition verändern, ist psychischer Natur; sie heißt Autosuggestion. Bei dem Hauptmann neigte sich die Ruthe über Wasser, weil er daran glaubte; über Metall nicht, weil er Das für „Unsinn" hielt. Beobachtet wurde dieses psychische Phänomen schon von den älteren Berichterstattern, aber bei ihnen finden wir auch meist eine falsche Auslegung. Pater Le Brun fand zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in Grenoble und Umgebung die Wünschelruthe vielfach in Gebrauch. Er leugnete die Thatsachen nicht, schrieb sie aber dem Satan zu. Von diesem Urtheil erhielt Fräulein Olivet, eine Ruthengängerin, Kunde und suchte in ihrer Gewissensangst den Pater auf. Er rieth ihr, den Gebrauch einzustellen und Gott um die Gnade zu bitten, diese Gabe, wenn der Satan daran Antheil habe, von ihr zu nehmen. Sie bereitete sich durch Einsamkeit und Empfang der Kommunion vor und sprach dann das Gebet. Nachmittags versteckte man verschiedene Metallstücke im Garten; sie ging mehrmals darüber, aber die Ruthe blieb unbeweglich. Man brachte dann die Metalle in die Nähe der Ruthe: vergeblich. Man ging zu einem Brunnen, wo die Ruthe früher heftig geschlagen hatte; diesmal blieb sie ruhig.*) Die Autosuggestion that also ihre Schuldigkeit. Le Brun hätte diese Erklärung um so leichter finden sollen, als er selbst berichtet, daß sich die Ruthe über Metall und Wasser nur dann senkt, wenn Metall und Wasser gesucht werden, nicht aber, selbst beim Vorhandensein dieser, wenn man andere Gegenstände sucht. Als man zwei verschiedene Geldstücke auf die Erde warf, drehte sich die Ruthe in der Hand eines Mädchens immer nur über das von ihr bezeichnete, über das andere nicht.

Das Problem gewinnt nun ein ganz anderes Ansehen, wenn man sieht, daß die Autosuggestion nicht nur den wirklichen physikalischen Einfluß hemmen, sondern auch den nicht vorhandenen ersetzen kann. In einem an den Philosophen Malebranche gerichteten Brief heißt es bei Le Brun, daß die Ruthe zu den verschiedensten Zwecken verwendet werden, daß man Fragen an sie stellen kann, die sie durch Neigung oder Stillstand bejaht oder verneint. Davon ist auch anderswo so viel die Rede, daß ich wenigstens mich nicht entschließen kann, die Gesammtheit dieser Berichte zu verwerfen.**)

Bedenken wir nun die körperlichen Symptome, die oft bei Ruthengängern eintreten: Beschleunigung des Pulses, Schweiß, Ohnmacht, dann aber die merkwürdigen Wirkungen des psychischen Faktors, so werden wir dahin kommen, den Zustand des Ruthengängers als mehr oder minder ausgesprochenen Somnambu-

*) Le Brun: Lettres qui découvrent l'illusion des philosophes sur la baguette.

**) Menestrier: Philosophie des images énigmatiques. (1692) 827.

lismus zu bezeichnen. Auch diese Einsicht ist nicht neu. Sie findet sich bei Schelling,*) ja, schon im Anfang des Jahrhunderts ausführlich begründet.**) Damit ist das Phänomen der Wünschelruthe aus seiner Isolirtheit befreit. Es reiht sich den vielen anderen Arten an, Verborgenes zu finden, und es ist kein Geringerer als der berühmte Chemiker Chevreul, der es in Verbindung mit dem Tischrücken bespricht.

Alle okkulten Kräfte des Menschen haben ein gemeinschaftliches Merkmal. Das Grundphänomen ist immer ein auf unser Unbewußtes geschehender Einfluß. Wir sind in das Naturganze, in dem Alles auf Alles wirkt, eingegliedert; aber der größte Theil der erfahrenen Einflüsse bleibt uns unbewußt, nur ein geringer Theil führt mit Hilfe der Sinne, deren Anzahl wie Leistungfähigkeit beschränkt ist, zu bewußten Wahnehmungen. Die okkulten Phänomene bestehen nun darin, daß diese Einflüsse, die beim normalen Menschen unterhalb der Empfindungschwelle bleiben, ausnahmweise über diese gehoben werden und im Bewußtsein auftauchen. In welcher Form es geschieht: Das hängt ganz und gar von der Beschaffenheit des Organs ab, auf das die Einwirkung geübt wird. Die okkulte Kraft kann sich, wie jede Naturkraft, in jede andere, wiederum okkulte oder auch normale Kraft verwandeln. Darin eben zeigt sich, daß aller Okkultismus nur unbekannte Naturwissenschaft ist, daß also der Naturforscher, der ihn vernachlässigt, sich selber im Licht steht. Bei der Wünschelruthe verwandelt sich die okkulte Kraft, die den Ruthengänger beeinflußt, in räumliche Bewegung. Die Ruthe für sich allein würde nichts anzeigen. Wird sie aber von einem Sensitiven gehalten, so setzt sich der durch seinen Organismus strömende Einfluß in räumliche Bewegung der von ihm gehaltenen Ruthe um. Ich habe an einem sehr quellenreichen Ort gesehen, wie die von einem Manne mit aller sichtbar angewendeten Kraft seiner Armmuskeln zurückgehaltene Ruthe sich dennoch in seinen Händen drehte. Daß der Bewegung der Ruthe Empfindungen im Organismus vorhergehen, zeigt sich auch darin, daß verschiedene Ruthengänger der Ruthe gar nicht bedürfen und aus den Empfindungen in ihren Füßen auf die Anwesenheit, Tiefe und Mächtigkeit der Wasser- oder Metalladern schließen.

Indem nun Chevreul in seiner Schrift über die „baguette divinatoire" die Bewegungen der Wünschelruthe mit dem Tischrücken in Verbindung bringt, hat er in den Vorgang des Tischrückens einen tiefen Blick gethan. Im Kurs befindlich ist allerdings noch immer die oberflächliche Ansicht, daß die Bewegung des Tisches eine mechanische sei, zusammengesetzt aus den minimalen Muskelbewegungen der auf dem Tisch liegenden Hände. Davon ist aber keine Rede. Die Bewegung erfolgt auch dann, wenn die Verbindung des Tisches mit den Händen der Experimentirenden durch Stricke vermittelt wird, die (wohlgemerkt: nicht gespannt!) gehalten werden. Oft auch tritt sie ohne jede Berührung oder Verbindung ein. Endlich hat Reichenbach diese mechanische Theorie der Bewegung experimentell widerlegt. Er sagt: „Als ich von dieser merkwürdigen Erscheinung Kunde erlangte, mußte es mir in die Augen springen, daß hier das Od eine große Thätigkeit übernimmt. Ich ließ es einen meiner ersten Versuche sein, das Tischrücken in der Dunkelkammer zu veranstalten. Hier konnte ich den Gang der Odbewegungen

*) Schellings Werke. I, 7. 487—497.

**) Archives du magnétisme animal. V 193—213.

durch sein Leuchten beobachten und der verborgenen Ursache um ein Bedeutendes näher rücken als alle Jene, welche das Tischrücken nur am Tage vornahmen." Reichenbach versammelte in seiner Dunkelkammer zuerst sechs, dann acht Sensitive, und nachdem sie so lange in der Finsterniß geweilt hatten, bis sie Odlicht sahen, setzte er sich mit ihnen um einen Tisch. Es ergab sich, daß von allen auf dem Tisch liegenden Händen aus den Fingerspitzen Lichtstreifen ausströmten, daß die Oberfläche des Tisches in einen Lichtstreifen gerieth, den Richard Wagner „wabernde Lohe" genannt hätte, daß das Leuchten des Tisches mit dem Beginn der Bewegung bedeutend an Intensität zunahm und bis zu Regenbogenfarben sich steigerte u. s. w.*)

Aus den Fingerspitzen strömt also eine Kraft aus, die, auf den Tisch übertragen, in räumliche Bewegung sich umsetzt. Das ist auch der Vorgang bei der Bewegung der Wünschelruthe. Wenn über einem quellreichen Ort der Ruthengänger in einer Dunkelkammer stände, so würde die Bewegung der Ruthe sich mit odischem Leuchten verbunden zeigen und ein sensitiver Beobachter, vielleicht der Ruthengänger selbst, würde sich davon durch den Augenschein überzeugen.

Nun hat sich bekanntlich das Tischrücken im Verlaufe der letzten Jahrzehnte zum Tischklopfen, also zu einer orakelhaften Verwendung der Tische entwickelt; und eben so hat sich schon vor zweihundert Jahren der ursprüngliche Gebrauch der Wünschelruthe erweitert, da man sie nicht blos zur Entdeckung von Wasser und Metall, sondern verborgener Dinge überhaupt verwendete. Schon damals wurde konstatirt, daß der autosuggestive Einfluß stärker ist als der physikalische; daß sich bei dieser orakelhaften Verwendung die selbe unbewußte Intelligenz der Experimentirenden einmischt wie beim Tischklopfen; daß aber der Ruthengänger die für alle okkulten Phänomene unerläßliche Vorbedingungung erfüllen muß: an seine Fähigkeit zu glauben. Jeder Zweifel wirkt als Gegensuggestion mit einer das Phänomen hemmenden Kraft, und wie es damals bei dem Fräulein Olivet der Fall war, so jüngst bei dem erwähnten Mecklenburger. Man wußte aber auch schon vor zweihundert Jahren (die Citate sind bei Chevreul zu finden), daß man die Wünschelruthe über alle möglichen Dinge befragen kann, über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, wie heute den Tisch; daß sie auch auf in Gedanken gestellte Fragen antwortet, wie der Tisch, und daß, wie wiederum beim Tisch, das Orakel sehr häufig lügt.

Aus dieser Unverläßlichkeit des Orakels schloß man damals auf dämonische Einflüsse und hielt solche Versuche für unerlaubt. Heute schließt man daraus auf absichtlichen Betrug der Medien und hält solche Versuche für überflüssig. Im Unrecht war man damals so gut wie heute. Wenn ein Orakel bald lügt, bald richtig aussagt, so ist es, wenn dabei die Ziffer der Wahrscheinlichkeitrechnung ungefähr eingehalten wird, allenfalls noch möglich, an Zufall oder Betrug zu glauben. Wenn aber bei den richtigen Aussagen jedes Detail eintrifft, dann sind solche oberflächliche Erklärungen ausgeschlossen und die sonstige Unverläßlichkeit der Orakel dispensirt uns nicht von der Untersuchung, sondern gehört mit zu deren Objekt.

Um zu zeigen, daß allerdings ein Problem vorliegt, das zu leugnen nicht Skeptizismus, sondern Unwissenheit verräth, will ich schließlich noch kurz zwei Fälle erwähnen. Der eine Bericht stammt aus dem siebenzehnten Jahrhundert und es

*) Reichenbach: Der sensitive Mensch. II. 121—126.

wurde die Wünschelruthe verwendet; der andere aus der jüngsten Zeit und es wurde der Tisch verwendet, in beiden Fällen, um Aufschlüsse über verborgene Dinge zu erhalten.

Im Jahr 1692 wurden in Lyon in einem Keller ein Weinhändler und seine Frau ermordet. Die Polizei, damals auf Aufklärung noch keinen Anspruch erhebend, wendete sich an den Bauern Jacques Aymar, der als Ruthengänger berühmt war und der versprach, vom Thatort angefangen, die Spur des oder der Mörder verfolgen zu können; und er verfolgte sie wirklich unter Begleitung von Polizeiorganen. Die Ruthe gab ihm an, wo die Mörder gegangen waren, wo sie sich aufgehalten und gegessen, wo sie gesessen, welche Gegenstände sie in Gebrauch genommen hatten. Die Verfolgung ging durch das halbe Frankreich. Der eigentliche Mörder schien über das Meer entkommen zu sein; sein Genosse aber wurde ergriffen, auf dem ganzen Wege, den man zurückging, erkannt, gestand schließlich Alles und wurde hingerichtet. Diese kurze Darstellung kann natürlich leicht kritisirt werden. Nicht so die ausführlichen Originalberichte; sie stammen vom Chef der Polizei, vom Staatsanwalt, vom Alterspräsidenten der lyoner Aerzte und von einem Advokaten; man findet sie bei Le Brun, der sein Buch an die Pariser Akademie einsandte. Das hätte nun damals ein sehr guter Anlaß werden können, die dämonische Erklärung des Phänomens fallen zu lassen; denn ein Teufel, der einen Mörder entdecken hilft, ist denn doch ein absonderlicher Geselle. Hätte man aber dann noch einige logische Gedankenoperationen vollzogen, die der Menschheit so schwer fallen, so hätte schon damals in der Geschichte des Okkultismus die Phase begonnen, die seit vierzig Jahren vor unseren Augen abläuft, wobei es aber noch immer nicht entschieden ist, ob die Mittheilungen unserer Orakel nur eine Dramatisirung unserer eigenen okkulten Kräfte sind oder aus fremder Quelle stammen oder ob Beides vorkommt und nur der Trennungstrich noch nicht fest gezogen ist.

Das nächstbeste Beispiel stellt den Leser vor das Problem. Ich entnehme das Nachfolgende der sehr verdienstvollen, weil kritisch gehaltenen Zeitschrift „Annales des sciences psychiques", wo es ausführlich und unter Beibringung aller wünschenswerthen Zeugenaussagen dargestellt ist. Dr. Gudrick, seine Frau und zwei Freunde, Cottnam und Hollon, benutzten einen kleinen Tisch als Orakel. Cottnam hatte einen schwerkranken Freund, Baris, dessen Tod, auch nach Ansicht des behandelnden Arztes, innerhalb der nächsten Tage zu erwarten war. Das Orakel war jedoch anderer Ansicht und kündigte an, daß der Kranke erst in vierzig Tagen, am achten Oktober morgens, sterben und daß Cottnam die Nachricht durch den Telegraphen erhalten werde. Ein paar Tage später befand sich Cottnam in einem anderen Hause in anderer Gesellschaft und wieder wurde ein Tisch als Orakel benutzt. Die Intelligenz, die sich mittheilte, nannte sich Ben Walker (ein Freund Cottnams, von dessen Ableben Dieser noch gar nichts erfahren hatte), behauptete, vor drei Tagen verstorben, aber noch unbeerdigt zu sein, und setzte, über Baris befragt, dessen Tod ebenfalls für den achten Oktober an. Am anderen Tage erfuhr Cottnam durch die Zeitung, sein Freund Walker sei gestorben, das Leichenbegängniß aber sei bis zur Ankunft seines Sohnes verschoben worden. Nach Ablauf der vierzig Tage aber erhielt Cottnam die telegraphische Nachricht, Baris sei am achten Oktober, morgens sechs Uhr gestorben.*) Der Leser mag nun selbst entscheiden,

*) Annales des sciences psychiques. I. 231—237.

ob in diesem Beispiel, dem noch tausend andere angereiht werden können, dramatisirtes Fernsehen des Experimentators oder Mittheilung eines Verstorbenen stattfand. Jedenfalls unterscheidet sich diese Befragung eines Tisches nicht wesentlich von der Befragung der Wünschelruthe, wie sie schon vor zweihundert Jahren in Anwendung gekommen ist, um über verborgene Dinge Aufschlüsse zu erhalten.

Das Phänomen der Wünschelruthe gehört also der transszendentalen Physik an; und ich bezweifle durchaus nicht, daß dieses Mittel, Wasserquellen und Metalladern zu entdecken, wieder in Gebrauch kommen wird, wenn nicht ein noch zuverlässigeres gefunden werden sollte. Das Phänomen der Wünschelruthe gehört aber auch der transszendentalen Psychologie an; und es ist immerhin von historischem Interesse, in ihr einen Vorläufer jener Orakelbefragung zu erkennen, die sich heute bis zum automatischen Schreiben der Medien entwickelt hat.

Dr. Karl du Prel.

Die Erwartung, das alte Mittel werde wieder in Gebrauch kommen, war nicht unberechtigt. Du Prel hat die Erfüllung seines Wunsches freilich nicht mehr erlebt. Jetzt blüht das Geschäft. Wer anderthalb Mark einschickt, erhält eine ff. Wünschelruthe aus Gußstahldraht und kann versuchen, ob auch ihm das Moseswunder gelingt. Franzius, dessen Bekehrung das größte Aufsehen gemacht hat, ist von dem bothkamper Bülow dem alten Glauben gewonnen worden. Er hat in Kiel, fast auf den Centimeter genau, die Stellen gefunden, die auch von anderen Ruthengängern schon als wasserhaltig bezeichnet worden waren. Und er war (das alte Konvertiteuschicksal) von der Richtigkeit der Lehre so felsenfest überzeugt, daß auch offenbare Mißerfolge ihn nicht beirren konnten und er ruhig den Vorwurf hinnahm, durch seine Experimente gegen die hehre Hoheit der Wissenschaft gesündigt zu haben. Und er blieb auch unter den Zünftigen nicht ganz einsam. Der zürcher Geologe Professor Heim bekundete, er habe Personen gefunden, denen der Nachweis von Wasserstellen mit Hilfe der Wünschelruthe gelungen sei. Auch die Möglichkeit, ein Muskelkrampf (der sich einstelle, sobald der routinirte Ruthengänger Wasser wittere und dadurch unruhig werde) könne eine Hebung oder Senkung der Ruthe bewirken, ist in der Diskussion schon erwähnt worden. Der grazer Professor Alfred Birk hat (in der Neuen Freien Presse) über die Theorie der Wünschelruthe gesagt: „Geheimnißvolle Strahlen, deren Wesen noch nicht ergründet ist, werden von dem fließenden Wasser ausgesandt, erregen die Nerven empfindlicher Menschen und üben eine mehr oder minder mächtige Wirkung auf die hölzerne oder eiserne Ruthe in der Hand solcher Auserwählten. Es ist eine bekannte Thatsache, daß fließendes Wasser im Boden elektrische Ströme erzeugt. Uebersehen darf aber nicht werden, daß die Erscheinungen bei der Wünschelruthe ganz eigenartig sind und in ihren Wirkungen von allen Strahlen abweichen, die wir bisher kennen. Das wäre nun wohl kein Grund, die Wünschelruthe überhaupt von der Hand zu weisen. Die Wirkungen der Röntgen- und Radium-Strahlen waren uns vor wenigen Jahrzehnten auch noch völlig unbekannt. Die bisherigen Versuche (darin haben die Gegner Recht) bieten noch keine Anzeichen und geben noch keine Berechtigung, solche Strahlungen als bestimmt vorhanden anzunehmen; aber gerade deshalb wieder hat auch Franzius volles Recht, um wissenschaftliche Prüfung der Erscheinungen zu bitten. Wer weder für noch wider ist und nicht Lust hat, mit eigenen Händen und Nerven zu prüfen und zu proben, muß ruhig die Zeit abwarten, da die Wissenschaft auf positiver Grundlage ihre Entscheidung finden wird. Es ist wohl kein Zweifel, daß zwischen Himmel und Erde noch

Manches besteht, von dem sich unsere Schulweisheit nichts träumt; und es dünkt mich ungerecht und unberechtigt, Erscheinungen kurz abzuthun, weil unser heutiges Wissen sie nicht beglaubigen kann und weil sich der Humbug an sie herandrängt und sie ausnützt. Wohin wäre die Wissenschaft gerathen, wenn sie vor jedem Marktschreier und jedem Schwindler sich scheu zurückgezogen hätte?" Das klingt immerhin anders als der Fehderuf der vier Geologen, die 1903 wider Franzius schrieben: „Die Wünschelruthe kann von einem ernsthaften und wissenschaftlich denkenden Menschen, der ein einigermaßen entwickeltes Verantwortlichkeitgefühl besitzt, nur als Aberglaube, als auf Einbildung und Täuschung beruhend zurückgewiesen werden. Wir fühlen keine Veranlassung, auf abergläubige und längst widerlegte Behauptungen weiter einzugehen." Als 1694 das erste Buch über die Wünschelruthe erschien, hätte der „aufgeklärte" Deutsche (den's schon damals gewiß gab) wohl nicht geglaubt, daß 1904 ein Landrath auf Reichskosten mit diesem Zauberstab umherziehen, ein Reiteroberst ihn dem Deutschen Kaiser demonstriren werde... So. Ungefähr weiß der Leser nun, wie die Sache heute liegt. Und hat die Wahl, ob er glauben, leugnen oder abwarten will. Vielleicht versucht man, zur Abwechselung, in Berlin nächstens einmal, mit der Wundergerte einen guten Reichskanzler zu finden.

❦

Die Natur hat uns das Schachbrett gegeben, aus dem wir nicht hinaus wirken können noch wollen; sie hat uns die Steine geschnitzt, deren Werth, Bewegung und Vermögen nach und nach bekannt werden; nun ist es an uns, Züge zu thun, von denen wir uns Gewinn versprechen. Dies versucht nun ein Jeder auf seine Weise und läßt sich nicht gern einreden... Es ist eine schlimme Sache, die doch manchem Beobachter begegnet, mit einer Anschauung sogleich eine Folgerung zu verknüpfen und Beide für gleichgeltend zu achten... Es wird eine Zeit kommen, wo man eine Pathologische Experimentalphysik vorträgt und alle jene Spiegelfechtereien ans Tageslicht bringt, welche den Verstand hintergehen, sich eine Ueberzeugung erschleichen und, was das Schlimmste daran ist, durchaus jeden praktischen Fortschritt verhindern. Die Phänomene müssen ein- für allemal aus der düsteren empirisch-mechanisch-dogmatischen Marterkammer vor die Jury des gemeinen Menschenverstandes gebracht werden... Das unmittelbare Gewahrwerden der Urphänomene versetzt uns in eine Art von Angst; wir fühlen unsere Unzulänglichkeit; nur durch das ewige Spiel der Empirie belebt, erfreuen sie uns. Der Magnet ist ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben; dadurch wird es denn auch ein Symbol für alles Uebrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen brauchen .. Die Natur auffassen und sie unmittelbar benutzen, ist wenig Menschen gegeben; zwischen Erkenntniß und Gebrauch erfinden sie sich gern ein Luftgespinnst, das sie sorgfältig ausbilden und darüber den Gegenstand zugleich mit der Benutzung vergessen. Die Natur hat sich so viel Freiheit vorbehalten, daß wir mit Wissen und Wissenschaft ihr nicht durchgängig beikommen oder sie in die Enge treiben können... Die Kreise des Wahren berühren sich unmittelbar; aber in den Intermundien hat der Irrthum Raum genug, sich zu ergehen und zu walten... Es gehört eine eigene Geisteswendung dazu, um das gestaltlose Wirkliche in seiner eigensten Art zu fassen und es von Hirngespinnsten zu unterscheiden, die sich denn auch mit einer gewissen Wirklichkeit lebhaft aufdringen... Lichtenbergs Schriften können wir uns als der wunderbarsten Wünschelruthe bedienen: wo er einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen... Das schädlichste Vorurtheil ist, daß irgend eine Art Naturuntersuchung mit dem Bann belegt werden könnte. Goethe.

Amerikanische Eisenbahnen.

Wer die Behauptung wagt, amerikanische Eisenbahnpapiere seien deutschen Kapitalisten nicht zur Geldanlage zu empfehlen, hört sicher die Antwort, die wirthschaftliche Entwickelung der Vereinigten Staaten gehe noch immer rasch vorwärts, also sei für die alten und für neue Transportwege die beste Chance gegeben; über schlechte Einnahmen werde eine amerikanische Eisenbahngesellschaft kaum jemals zu klagen haben. Das Alles ist richtig; widerlegt aber nicht die Thatsache, daß der Erwerb von Aktien amerikanischer Bahnen riskant ist. Die Bahngesellschaften haben drüben ungeheure Kapitalien zu verzinsen, hängen meist eng zusammen, werden von den großen Machern kontrolirt und der Durchschnittseuropäer findet sich in diesem Netz von Interessengemeinschaften gar nicht zurecht. Und natürlich sorgen die Manager der großen Eisenbahndeals nur für die eigene Tasche und fragen den Teufel danach, ob auf der anderen Seite des Atlantischen Ozeans irgendwo Besitzer amerikanischer Eisenbahnpapiere leben. Charakteristisch für die Willkür dieser Großen waren jetzt wieder die Dividendenerklärungen zweier amerikanischen Bahnen, der Union Pacific und der Southern Pacific. Zunächst wurden nur die Jahresabschlüsse der beiden Gesellschaften veröffentlicht; von einer Dividende war an diesem Tag noch nicht die Rede. Zwei Tage später hieß es dann, die Union Pacific werde eine Halbjahresdividende von 5, die Southern eine von $2\frac{1}{2}$ Prozent geben. Die Folge dieser Erklärung war an der new-yorker Börse eine Hausse, die auch in Europa weiterwirkte. In Wallstreet, wo man doch an Skrupellosigkeiten gewöhnt ist, wüthete man nun aber über diese seltsame Behandlung. Stand an dem Tag, wo die Abschlußziffern veröffentlicht wurden, die Dividende etwa noch nicht fest? Undenkbar. Wahrscheinlich sollten zuerst die Eingeweihten von ihrer Kenntniß profitiren, um Baissepositionen in Ordnung zu bringen oder Hausseengagements einzugehen; dann durften auch die Anderen erfahren, was vertheilt werde. Hauptmacher ist bei diesen Gesellschaften Herr E. H. Harriman, ein Theilfürst im Reich amerikanischer Eisenbahnen. Nach den Mackay, Gould und Vanderbilt kamen die Harriman und Hill. Ihre Spezialität: Verschmelzung von Eisenbahngesellschaften, Erfindung neuer „Eisenbahnsysteme". Mit einem dieser Systeme, der Northern Securities Company, haben sich die amerikanischen Gerichte einst liebevoll und erfolgreich beschäftigt, als Roosevelts Feldzug gegen die Trusts begann. Cela n'empêche pas les sentiments. Wer recht viele Bahnen „kontrolirt", ist drüben heute ein großer Mann.

Interessant ist auch die Steigerung der Dividenden. Die Union Pacific-Bahn, die vor zwölf Jahren in Konkurs gerathen war, hat erst 1900 wieder angefangen, auf ihre Stammaktien Dividende zu zahlen; in den letzten Jahren warens 4, 5 und 6 Prozent. Jetzt ist die Dividende plötzlich um 4 Prozent erhöht worden. Selbst amerikanische Spekulanten schüttelten den Kopf, als sies hörten; denn der Zuschlag wird nicht etwa als Extra-Dividende vertheilt, sondern die Dividendenbasis ist einfach von 6 auf 10 Prozent erhöht worden. Die Verwaltung ist also gezwungen, 10 Prozent als den Normalsatz festzuhalten, wenn sie ihr Unternehmen nicht in Mißkredit bringen will. Der Aktionär rechnet fortan mit 10 Prozent als mit einer ziemlich festen Verzinsung. Um so lästiger Verpflichtung zu entgehen, vermeiden vorsichtige Verwaltungen möglichst lange die Erhöhung der Basis und zahlen den Ertragsüberschuß lieber als Zuschlag zur Dividende aus. Warum hats-

Harriman diesmal nun anders gemacht? Auch mit 8 Prozent wäre die Union Pacific die Bahn gewesen, die von allen die höchste Dividende zahlt; aber der Abstand zu den beiden Hill=Bahnen, der Northern Pacific und der Great Northern, die 7 Prozent vertheilen, mußte auffälliger sein, um den Vorrang Harrimans weithin sichtbar zu machen. Wenn die Union Pacific ihre Dividende erhöhen wollte, mußte aber auch die Southern Pacific, deren halbes Stammaktienkapital im Besitz der Union Pacific ist, eine zahlen. Das hatte sie, für die common shares, noch nie gethan. Die kühnsten Hoffnungen rechneten für dieses Jahr auf 3 Prozent. Sie zahlte aber 5. Das fiel noch nicht allzu sehr auf. Die Southern Pacific hat, bei 2,12 Millionen Dollars Reserven für Verbesserungen und bei einem um über 45 Prozent gegen das Vorjahr höheren Gewinnvortrag, auf ihr Stammaktienkapital von 200 Millionen Dollars etwa 9½ Prozent rein verdient, könnte also bequem eine noch höhere Dividende geben. Vergleicht man diesem Abschluß den der Union Pacific=Bahn, so sieht man zunächst, daß der von 18,82 auf 25,22 Millionen Dollars gestiegene Ueberschuß nicht ausgereicht hätte, um die Dividende für die Stammaktien von 6 auf 10 Prozent zu erhöhen. Das war nur auf Kosten der Reserven möglich. Folge: die Gesellschaft tritt mit einem von 7,22 auf 1,64 Millionen verringerten Saldovortrag in das neue Geschäftsjahr. Die 4½ Millionen Dollars, die der Union Pacific in diesem Jahr aus ihren 90 Millionen Stammaktien der Southern Pacific zufließen, bleiben für die Rentabilität der Gesellschaft also recht wichtig. Daß „führende“ Gesellschaften, um ihre Position behaupten zu können, von anderen gespeist werden müssen: auch dieser Zug gehört zum Bild amerikanischen Eisenbahnwesens. Bei Northern Pacific und Great Northern und bei dem Concern der Pennsylvaniabahn ists eben so. Die Großspekulanten wahren sich die Möglichkeit, eine Gesellschaft gegen die andere auszuspielen. In dieser Jonglirkunst hat Rockefeller den Weltrekord erreicht. Das Publikum steht ahnungslos vor solchen Transaktionen; und müßte sie doch verstehen, um zu wissen, was es von seinen amerikanischen Papieren zu halten hat. Nach der Verzinsung zu fragen, gilt für altmodisch. Thäte mans öfter, so käme man leichter zu dem Entschluß, die Hände von Papieren zu lassen, die man doch nicht kontroliren kann. Union Pacific haben sich bisher mit ungefähr 3¼ Prozent verzinst und werden nun 5 Prozent geben. Die selbe Quote wird künftig auf die Stammaktien entfallen. Andere Bahnen, wie Northern Pacific und Great Northern, zahlen bei hohem Kurs eine noch niedrigere Rente auf ihre Aktien. Ist da die Frage nach der Qualität amerikanischer Papiere nöthig? Mir scheint: schon ein Blick auf ihre Rentabilität genügt.

Einzelne amerikanische Eisenbahngesellschaften (Canada Pacific, Great Northern) besitzen Erzgruben und große Landstrecken; haben also Aussicht, nebenbei noch viel Geld zu verdienen. Die Stabilität ihrer Einnahmen wird dadurch natürlich gemindert; auf ein Jahr einträglicher Verkäufe folgt ja immer mal eins, wo das Geschäft stockt. Der an Staatsbahnen gewöhnte Deutsche sieht staunend auf diese ganze Betriebsart; auf das Gewirr konkurrirender Linien wie auf den Luxus der Pullmanwagen. Roosevelt wünschte die Errichtung eines Eisenbahnaufsichtamtes; doch vermuthlich wird weder er noch einer seiner Nachfolger gegen die Macht der großen Eisenbahnverbände Wirksames durchsetzen. Sint ut sunt, aut non sint: auch die Yankeemagnaten könnten so sprechen. Die Riesenkapitalien, die beim Bau und Betrieb der Bahnen verwendet werden, sträuben sich gegen jede staatliche Kontrole.

In absehbarer Zeit wird sich die Entwickelunglinie deshalb kaum ändern; nur wird die Zahl der herrschenden Gruppen sich vermindern, da der Auffaugungprozeß sobald nicht enden wird. Die amerikanischen Eisenbahnen umfassen jetzt ungefähr 330 000 Kilometer; 250 000 davon sind im Besitz von zehn Gruppen. Außer den Hill- und Harrimangruppen ist zu nennen: das New York Central-System, das der Familie Vanderbilt gehört; der Pennsylvania-Concern, der sich durch kaum zu befriedigenden Kapitalbedarf auszeichnet (erst neulich sind ja für diese Bahn in Frankreich 50 Millionen Dollars aufgenommen worden, die aber noch nicht ausreichen); das Morgan-System; und, als größte Gruppe, die Rockefeller-Gould-Bahnen. Irgend ein Prominenter hält überall die Fäden in seiner Hand. Nur wer diese Persönlichkeiten kennt, kann die Entwickelung einigermaßen voraussehen und die spekulativen Bewegungen verstehen. Harriman gilt für einen Spekulanten von großer Energie und Klugheit, dem man wohl zutrauen kann, daß er sein Ziel, die Union Pacific-Bahn zur Leiterin eines Systems von ungefähr 50 000 Kilometer Bahnlänge zu machen, erreichen wird. Seine Fähigkeiten (er war vor ein paar Jahren noch einfacher broker) liegen allerdings auf finanziellem Gebiet; wenn er eine große Organisation schaffen will, muß er also ein starkes Verwaltungtalent neben sich dulden. An den Kursschwankungen werden die Börsen spüren, ob und in welchem Tempo Harrimans Pläne sich der Verwirklichung nähern. Ein wichtiger Schritt (ob vorwärts, wird die Zukunft lehren) war die Erhöhung der Dividendenbasis der Union Pacific. Abzuwarten ist nun, in welchem Maß die Southern Pacific sich ergiebig zeigen wird. Wenn diese Kuh keine Milch giebt, stehts schlimm um die Union Pacific.

Nicht alle mächtigen Faiseurs sind drüben nur Spekulanten. Diese Leute sehen über ihre Nasenspitze hinaus und treiben manchmal Kulturpolitik großen Stils. Der Gould-Trust hat mit der Kansas City, Mexico and Orient Railway, der Stillwell-Gesellschaft, ein Bündniß geschlossen, das eine kürzere Verbindung zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean schaffen soll. Die Gould-Linie beherrscht die Verbindungen zwischen New York und Kansas City; die Stillwell-Linie wird von Cansas-City nach dem mexikanischen Hafen Topolobambo führen. Der Weg vom Atlantischen zum Stillen Ozean soll um ungefähr 500 englische Meilen verkürzt werden. Für Deutschland ist dieses amerikanische Eisenbahnunternehmen von besonderem Interesse, weil die Hamburg-Amerika-Linie daran betheiligt ist. Sie wird von Topolobampo aus, dessen Hafen für die größten Seeschiffe tief genug ist, nach Ostasien fahren; sich für die Zukunft also, da sie ja auch von Hamburg nach New York und von Ostasien nach Hamburg Schiffe gehen läßt, einen Handelsweg um die Erde sichern. Von nicht geringer Bedeutung für die Zukunft einzelner Eisenbahngruppen wird der geplante Bau einer neuen Linie New York-Pittsburg-Chicago werden, der mit den Gould-Linien und dem Pennsylvania-Concern konkurriren wird. Der Unternehmer, Joseph Ramsey, war Präsident einer Gould-Linie und ist von Jay Gould auf den Sand gesetzt worden. Jetzt will er sich dadurch rächen, daß er zunächst von New York nach Pittsburg und dann weiter nach Chicago eine Bahn baut, die alle vorhandenen pennsylvanischen Linien schlagen soll. Da wirds also bald einen erbitterten Konkurrenzkampf zwischen der neuen Trunk-Linie und den das Gebiet des pennsylvanischen Kohlendistriktes beherrschenden alten Gesellschaften geben. Dieser Kampf wird den Europäer endlich vielleicht erkennen lehren, daß auch für Eisenbahnspekulanten Amerika das Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 15. September 1906.

Kolonialwaaren.

Im November 1905, als Herr Dr. Wiegand, der Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd, die ihm vom Kaiser angebotene Nachfolge Stuebels abgelehnt hatte und der Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg zum Leiter der Kolonialabtheilung ernannt worden war, sagte ich hier: „Der Erbprinz soll als Regent von Koburg und Gotha ein achtbares Verwaltungtalent gezeigt haben. Die deutschen Kolonien kennt er nicht; hat sich für Kolonialangelegenheiten öffentlich bisher auch nicht interessirt. Da eine Reise nach Afrika heutzutage eine kurze Spazirfahrt ist, sollte man unsere von schwerem Gebresten heimgesuchten Kolonien nicht einem Mann anvertrauen, der sich aus Büchern, Karten, Berichten erst mühsam ein Bild von ihnen machen muß. Wunderlich ist auch der Gedanke, daß ein dem (internationalen) höchsten Adel Angehöriger dem frisch gefürsteten Kanzler untergeben sein, ein dem König von England nah Verwandter das deutsche Interesse gegen Britanien wahren soll. Eine seltsame Wahl. Vielleicht war sie das Resultat zweier Wünsche, die ein Weilchen unvereinbar schienen. Des Wunsches, einen Mann, der einst an die höchste Spitze treten könnte, im grellen Licht der Oeffentlichkeit und namentlich auch im Parlamentsfeuer einzuexerziren; und des anderen, einen gefährlichen Konkurrenten auf dem unbequemen Posten eines Kolonialgeschäftsleiters rasch und ruhmlos verbraucht zu sehen. Wer Stuebels Erbe antritt, müßte schon von besonderem Kaliber sein, wenn er hoffen dürfte, von diesem Sorgenstuhl aus einst den Kanzlersitz erklettern zu können." Rasch und ruhmlos ist der Erbprinz verbraucht worden. Wahrscheinlich versucht mans auf minder schwierigem Terrain noch einmal mit ihm (vielleicht in Straßburg; Radolin kann ja auch nicht ewig in Paris leben; mit einem tüchtigen Botschaftrath haust

sichs drüben jetzt ziemlich angenehm und der Name Hohenlohe hat da aus Chlodwigs Zeit noch guten Klang). Die Kolonialgeschäfte aber hat er nur neun Monate geleitet; und ging in dieser bösen Skandalzeit dreimal auf Urlaub. Meinetwegen mag man ihm das ovidische Wort nachrufen: Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas. Kraft und Verständniß fehlten völlig. Wer den Erbprinzen hörte, mußte glauben, wir steckten in dem schlechtesten aller Kolonialgeschäfte und könnten uns nur durch knausernde Pfennigfuchserei aus der Klemme helfen. Hörte einen Mann, der an die Zukunft unserer Kolonien selbst nicht recht glaubt und diesen Glauben deshalb Anderen nicht zu suggeriren vermag. Der bald Staatssekretär heißen und schon deshalb keine mächtige Partei ärgern wollte. Der gar nicht wußte, worauf es in Afrika eigentlich ankommt. Er konnte, als Erbprinz besonders leicht, Herrn Erzberger (der natürlich nicht, wie hier neulich verdruckt war, einundzwanzig, sondern einunddreißig Jahre alt ist) beim Patriotismus packen oder den Landgerichtsrath Gröber, den Schutzpatron des jungen Herrn Matthias, bitten, das Anklagematerial der Regirung zu überlassen und erst loszuschlagen, wenn sich herausgestellt habe, daß von ihr die Ausrodung des Unkrautes nicht zu hoffen sei. Und hatte, wenn dieser Appell an das Staatsbürgergefühl unerhört blieb, schon eine Trumpfkarte in der Hand. Er durfte Herrn von Puttkamer, dessen Arbeitleistung alle Interessenten loben, nicht wegen einer längst verjährten Weibergeschichte über Bord drängen; den skrupellos Verdächtigten nicht ersuchen, nach zwanzigjährigem Tropendienst in der ungünstigsten Stunde seinen Abschied zu fordern, damit das Reichskolonialamt bewilligt werde. Nicht dulden, daß in Kamerun das Gerücht entstand, ein schwarzer Lümmel, der sich draußen Prinz nennen lasse, habe den Gouverneur gestürzt. Daß die Akwa-Leute triumphirend durchs Land zogen, der gescheite und loyale Oberhäuptling Manga Bell von ihrem Anhang insultirt und zur Flucht gezwungen wurde; in Duala, wo eine Compagnie von der Schutztruppe in Garnison liegt, eine Polizei-Compagnie für Ordnung sorgen soll und drei Mann mit aufgepflanztem Seitengewehr den bedrohten king zu schützen vermocht hätten. Er mußte den Gouverneur, gegen den nichts Erweisliches vorgebracht werden konnte als die kindische Cousinengeschichte, wieder nach Buea schicken; wenigstens für ein paar Monate noch; schon um den Destillen-Akwa und seinen braven Knaben Mpundo zu lehren, daß sie nicht über den Kopf des höchsten Beamten Gewalt haben. Mußte im Reichstag sein und in die Debatte eingreifen, als der Oberst von Deimling gescholten wurde. Durfte den Bau der Eisenbahn Kubub-Keetmanshoop nicht mit der Frage verknüpfen lassen, wann ein Theil der Truppen (und

welcher) in die Heimath zurückkehren solle. Sich nicht mit dem täglichen Zeitunglobe bonae voluntatis begnügen und nur leidvoll stöhnen, während ringsum, ohne irgendwie zureichenden Grund, von einem „Panama deutscher Kolonialpolitik“ geschwatzt wurde. Genug. Der Erbprinz mußte gehen, weil er nicht bleiben konnte. Mußte; auch wenn der Kaiser nicht gefunden hätte, für einen seinem Haus Verwandten sei die Arbeit zu unreinlich geworden. Mußte; weil er sich ohnmächtig fühlte; weil die Noth der Zeit einen Anderen heischte. Er hat in den letzten Wochen seines kolonialamtlichen Lebens eifriger als vorher gearbeitet, sich redlich mit Berichten und Eingabekonzepten geplagt und wurde von den ihm Untergenenen, militärischen und civilen, fast einstimmig gepriesen. Als ein fleißiger und freundlicher Herr. Immer wieder als der Mann mit dem guten Willen. Das genügte leider nur nicht. Vorwärts führende Gedanken wurden vergebens erwartet; vergebens der Muth, die zähe Kraft eines schöpferischen Kopfes, der mehr sein will als der polirte, blinkende Kuppelknopf auf dem Prunkpalaste der Bureaukratie. Unter dieser Spitze (die Abschiedsrede hats wieder gezeigt) wären alle Personalveränderungen in der Kolonialabtheilung unwirksam gewesen. Erni konnte, beim besten Willen, das Lied nicht blasen.

Sein Nachfolger ist Herr Bernhard Dernburg, der fünf Jahre lang die Darmstädter Bank geleitet hat. Endlich eine politische Nachricht, der man sich freuen darf. Seit Jahr und Tag habe ich hier oft gesagt, eine verständige Leitung der Kolonialgeschäfte sei erst zu erwarten, wenn ein Bankmann ihnen eine moderne Organisation geschaffen habe. Daß Einer aus der vordersten Reihe bereit sein werde, das onus jetzt auf sich zu nehmen, wagte ich kaum zu hoffen. Der Entschluß kann auch Herrn Dernburg nicht leicht geworden sein. Als Erster Direktor der Darmstädter Bank verdiente er ungefähr eine Viertelmillion jährlich; reduzirt nun also, wenn ihm das Gehalt des Staatssekretärs bewilligt wird, seine Einnahmen auf den sechsten Theil; und hat sechs Kinder. Natürlich konnte er von seinen drei Dutzend Aufsichtrathsstellen keine behalten; hat, bevor er die Amtsgeschäfte übernahm, auch all seine Industriepapiere verkauft. Selbst wenn er sich an der Spitze seiner Bank, die, bei der Ueberfülle ihres Behanges (Niederlassungen, Pools, Kassen), mit ihren 154 Millionen Mark gegen die allergrößten Concerns schwer aufkommen kann, nicht mehr ganz behaglich gefühlt hätte, wärs immerhin noch, wie man zu schreiben pflegt, „ein patriotisches Opfer“. Soll mans andächtig bestaunen? Sind wir so bettelarm, daß wir Halleluja singen müssen, weil ein rüstiger Mann, ohne dem Profit nachzufragen, sich mit der Verwaltung eines Reiches bebürdet? Ein Reich ists; der Flächenraum, auch der nutzbare, mindestens dreimal größer als der unserer Hei-

rath. Und ein selbständiger Leiter der Kolonialabtheilung kann in diesem weiten Gebiet verschiedener Kultur zeigen, was er vermag. Ist die Lust, so ins Weite und Künftige wirken zu können, denn kein Ersatz für das Bischen Mammon? In England hat sich Niemand gewundert, als Chamberlain seine privatim einträglicher zu verwerthende Kraft in den Dienst der res publica stellte. Herr Dernburg ähnelt in manchem Wesenszug dem Manne von Birmingham. Er hat nicht das glatte Wesen einzelner Bankkollegen, zeigt nicht Jedem eine höflich grinsende Miene und war an der Börse deshalb nicht sehr beliebt. Schroff und rücksichtlos, hieß es; und viel zu hitzig. Daß er seiner Bank schnell die Betheiligung an fast allen großen Geschäften erkämpft habe, war nicht zu bestreiten. Doch er sollte nicht vorsichtig genug sein, zu wild; von der stürmenden Phantasie sich mehr beherrschen lassen, als einem soliden Kaufmann zieme. Ob diese Anschuldigung zu begründen wäre, kann ich nicht beurtheilen. Und wenn sie erwiesen würde: die Eigenschaften, die dem Bankdirektor gefährlich waren, könnten im Reichsdienst recht nützlich werden. Da fehlts nicht an Hemmungen; nur an Initiative. Ein Phantast könnte allenfalls seinen Aufsichtrath mit sich reißen (auch nicht ganz leicht, wenn die Herren Kaempf und Geheimrath Oppenheim drin sitzen); niemals den Bundesrath und den Reichstag. Rücksichtlosigkeit und allzu wilder Wagemuth wird Denen übrigens beinahe immer nachgesagt, die in coupirtem Gelände manövriren müssen. Ein Direktor der Deutschen Bank kann das Ererbte ruhig ausbauen und sich nur da engagiren, wo der Erfolg ziemlich sicher scheint. Ein Direktor der Darmstädter Bank hat nur die Wahl, ob er sein Schwert rosten lassen oder sich ins Getümmel stürzen will, wo große Beutestücke, doch auch Kopfwunden zu holen sind. Darf, wenn er nicht auf jede Expansion verzichten will, das Fürchten nicht lernen. Waren die italienischen Geschäfte, auf die sich die Deutsche Bank in ihrer Jugend einließ, weniger riskant als die so hart getadelten Transaktionen, in die Dernburg die Darmstädter Bank riß? Die Herren Gwinner, Mankiewitz, Roland-Lücke, Klönne könnten heute vielleicht nicht so ruhig schlafen, wenn der junge Sohn der hessischen Juristenfamilie nicht so wirksam für das im Kampf ums Dasein bedrohte Kreditinstitut gearbeitet hätte. In Italien, in den Vereinigten Staaten (Northern Pacific), in Wien (Siemens-Lueger; ein auch politisch schwer zu konstruirendes Geschäft mit der christlich-sozialen Gemeinderathsmehrheit). In all diesen Fällen hat Herr Dernburg so ungewöhnliche Kraftproben gegeben, daß die Leiter der Deutschen Bank ernstlich erwägen mußten, ob sie ihm, zu dem fast ans Direktoriale streifenden Gehalt, nicht auch den Titel des Direktors bieten sollten. Sie ließen ihn ziehen. Ungern nahm er die Offerte der Darmstädter Bank an.

Die ihn damals wie den Retter aus höchster Noth empfing. Wer noch vor dem vierzigsten Lebensjahr aus eigener Kraft auf solche Höhe gelangt ist, gehört sicher nicht zum Durchschnitt; muß im Ausleseprozeß als der Tauglichste bewährt sein. Herr Dernburg ist klug, energisch und zäh. Das Stärkste in ihm scheint dem Fremden die Fähigkeit zu rascher Konstruktion. Die mag dem Dreißiger das Vertrauen Georgs von Siemens erworben haben, der, bei allem Kynismus, doch ein Kulturpolitiker großen Stils war und in der Wahl seiner Helfer selten gröblich geirrt hat. Dieser junge Mann, mag er sich gesagt haben, sieht oder wittert früher als Andere, was aus einer Sache werden kann; wie ein Bruch einzurenken, aus Trümmern ein wohnliches Haus zu bauen ist; daß er zu tollkühnem Optimismus neigt und nicht gern die Möglichkeit eines bitteren Endes in seinen Kalkul setzt, ist kein Unglück, so lange ich ihn an der Kandare habe. Seitdem ist Herr Dernburg (der auch die subtilere Arbeitweise des Herrn Fürstenberg in der Nähe sah) den Schülerjahren entwachsen. Im Verkehr mit den feinsten Köpfen der Industrie und Finanz ruhiger und skeptischer geworden. Enttäuschungen sind ihm nicht erspart worden, haben ihm aber das fröhliche Selbstvertrauen nicht geraubt, das dem Steuernden über Klippen hinweghilft. Slevogts Portrait, das die Berliner Sezession im vorigen Jahr ausgestellt hatte, giebt ziemlich viel vom Wesen des Mannes. In der Rohseidenjacke ein stämmiger, leider schon etwas zu fetter Rumpf. Der dem flüchtig Hinblickenden herkulisch scheint. Bald aber melden sich Zweifel. Ist die Muskulatur dieses Leibes so stark wie seine Fassade? Der Mann im Innersten so robust wie das sichtbare Kleid seines Wesens? Die Antwort ist schwer zu finden. Die breiten, blassen Flächen des Gesichtes, die der braune Bart kleidsam schmälert, sind fast bewegunglos. Der erste Eindruck dennoch: ein derber bâcleur d'affaires. Nur, bis die gerötheten Lider sich vom Auge heben. Von einem Auge, das an Herrn Hugo Stinnes, Dernburgs Verbündeten im luxemburger Handel, erinnert. Einem Auge, das sich gern zwingen möchte, kalt zu blicken, das aber wie eines Apostels leuchten, wie eines Amfortas feucht schimmern kann. In Haltung und Rede keine Spur von Pose. Ein fühlbarer Widerwille gegen sorgsam gefügte Sätze. Ein Streben, sich nüchtern zu geben, keine Ecke und Kante zu verbergen und nur im Bereich der matters of fact heimisch zu scheinen. Jedes witzige Wort wird wie eine Konzession gewährt, die man, als nicht zur Sache gehörig, eigentlich bereuen müßte. Ruhig fließt die Rede, sucht oft, um nicht putzsüchtig zu wirken, den trivialsten Ausdruck; auch wenn sie große Gegenstände berührt. Transvaal oder Meriko, das deutsche Kali- und Braunkohlengebiet oder die Pontinischen Sümpfe: man redet drüber, regt sich aber nicht auf. Wozu? Ueberall

läßt sich was leisten; und was gemacht werden kann, wird gemacht. Zu erzwingen ist Brauchbares aber nicht. Hübsch abwarten. „Meine Haupterfolge danke ich nicht meinem Kopf, sondern meinem Hintern; ich sitze auf den schlechten Sachen, bis sie gut werden". So sprach Siemens. So, nur noch etwas derber, Rothstein, der den Ehrgeiz hatte, für die Doublette Georgs genommen zu werden. Ungefähr so könnte auch Dernburg sprechen; und wäre zufrieden, wenn man ihn nach solcher Rede für den nüchternsten banker hielte. Drum entschleiert er das verrätherische Auge nicht gern. Neigt den Kopf seitwärts und bemüht sich, schlau und kühl, aus einer Winkelöffnung, in die Welt zu gucken. Doch merkt der Beobachter rasch, daß diese Ruhe erkünstelt, die Banalität des Ausdruckes von bewußter Absicht erzwungen ist und daß in diesem Schädelgewölb die Phantasie rastlos arbeitet. Merkt auch (wenn er Ohren hat), wo plötzlich die Hemmung versagt und das blitzschnell assoziirende Vermögen jeder Schranke zu spotten scheint. Eine merkwürdige Mischung von Positivismus und Fabulirsucht. Der Sohn eines Weltklugen, der die natürliche Pfiffigkeit in allen Kulturprovinzen zur Weisheit zu wandeln versucht, mit realer Macht rechnen, alle Pathetik belächeln gelernt hat; und einer zarten, einsamen Seele, die über feinen Büchern sann oder ins Blau hinauf träumte. Die Fassade hat Manchen getäuscht. I have that within which passeth show. Einfach ist dieser Mann nicht; mit einem Schlagwort nicht zu decken. Die Allure des gegen alle Pfeile und Schleudern gepolsterten Phlegmatikers dient nur als Schutzhülle. Und das röthliche Lid verhängt dem Späher die Flamme.

*

„Ich bin Kaufmann, meine Herren; und werde Sie deshalb mit Dem, was man in diesem Hohen Haus große politische Gesichtspunkte zu nennen pflegt, so selten wie möglich behelligen. Die nationale Bedeutung der Kolonien kennen Sie. Einen, der sie nicht kennt, noch heute nicht anerkennt, würde ich durch die schönste Rede nicht bekehren. Sie wissen auch, was manche Missionare und was unsere Soldaten drüben geleistet haben. Wenn im Ernst, nicht beim fröhlichen Redeturnier, einmal die Frage an Sie gestellt würde, ob wir das mit harter deutscher Arbeit urbar gemachte, mit dem Blute deutscher Menschen gedüngte Land aufgeben wollen: nur Wenige unter Ihnen, glaube ich, würden mit Ja antworten. Doch dünkt mich, daß wir die Kolonien nicht erworben haben, um einem Niggerhaufen unsere Flagge zu zeigen und ihn, wenn er sie nicht gehorsamst salutirt, mit kleinem Kaliber über die Grenze zu jagen; auch nicht, um das Christenthum zu verbreiten, dessen seelische Hoheit und sittigende Macht ich (vielleicht gerade weil es in meiner Familie noch nicht zu dem alten, kaum mehr beachteten Hausrath gehört) zu schätzen weiß, das aber erst auf

einer bestimmten Entwickelungsstufe, unter der Herrschaft bestimmter Lebensbedingungen, dem Menschen zum inneren Bedürfniß wird und das der Fromme nicht zum Gaukelspiel schwarzer Schlauköpfe erniedert sehen mag. Wir müssen Kolonialkriege führen, wenn wir, durch eine Verletzung unserer Ehre oder unserer Interessen, dazu gezwungen werden. Wir wollen Jeden schützen, der den Beruf erweist (nicht nur: selbst in sich fühlt), dem Evangelium Seelen zu werben. Und wie die militärische und die bürgerliche Behörde gewissenhaft trachten wird, nur tüchtige, zuverlässige Männer, nicht verkrachte Existenzen, hinüberzuschicken, so, hoffe ich, werden auch Sie zu Ihrem Theil dafür sorgen, daß fortan nicht mehr ungebildete und ungeschickte Leute auf unserem Boden die milde Lehre Christi predigen. Die erste Stimme gebührt drüben aber nicht dem Offizier, dem Beamten, dem Missionar, sondern dem Landwirth, dem Industriellen, dem Kaufmann. Weil ich dieser Ueberzeugung bin, habe ich das Amt angenommen, als dessen Inhaber ich heute zu Ihnen spreche. Forschen Sie nicht, ob ich konservativ oder liberal sei, mich den Wünschen des Centrums oder der Sozialisten anschmiegen wolle. Ich bin auf diesem Posten nur Geschäftsmann. Meine, wie ich hoffe, nicht unpatriotische Absicht ist, in den Kolonien auf anständige, rationelle Weise dem Reich Geld zu verdienen und unser Lager von Allem zu befreien, was als drug und drawback unter Seufzern von Jahr zu Jahr weitergeschleppt worden ist.

Deshalb ist meine erste Pflicht, die wichtigsten Kolonien selbst zu sehen. Wir modernen Kaufleute trauen gern nur unserem eigenen Auge und hüten uns vor Geschäften, die wir nicht kennen. In den Berichten interessiren uns eigentlich nur die kahlen Ziffern; und auch die werden erst durch Anschauung lebendig. Wenn Sie mir nicht heute schon unzweideutig zeigen, daß mein Programm Ihnen nicht paßt, werde ich, im Einverständniß mit dem Herrn Reichskanzler, morgen die laufenden Geschäfte wieder an Herrn Geheimrath Seitz abgeben und mit dem nächsten Dampfer nach Afrika fahren. Sachverständige halten sich bereit, mit mir zu reisen. Festmähler und Galareden sind verbeten. Ich wünsche weder Empfänge noch Begeisterungvorschüsse. Ich komme Studirens halber und werde auch die höchsten Beamten der Schutzgebiete höflich ersuchen, mich die Gegenstände meiner Studien selbst wählen, die mir nöthig scheinende Auskunft selbst einholen zu lassen. Im Flug ist das Ziel, das ich mir gestellt habe, nicht zu erreichen; wer in Togo oder Ostafrika durch bekränzte Thüren schreitet, einen Blick in die Missionschule wirft, mit Turnern oder Sängern einen Schoppen leert und wieder an Bord klettert, kennt das Land noch lange nicht. Wahrscheinlich erst nach einem Jahr werde ich wieder vor Ihnen stehen.

Dann aber auch in den Winkeln Bescheid wissen, die Männer, die drüben für das Reich und für die Mehrung seines Nationalvermögens arbeiten, kennen und im Stande sein, Ihnen zu sagen, was ist. Und die Kolonisten werden dann nicht mehr zweifeln, daß die in Deutschland Regirenden sich ernstlich um sie kümmern. Das ist nicht unwichtig. Nur in einer Heimath fühlt der Deutsche sich wohl.

Wenn ich von unseren Kolonien gar nichts wüßte, also riskirte, nach meiner Rückkehr Ihnen sagen zu müssen, daher sei nichts zu holen, hätten Sie das Recht, hätten sogar die Pflicht, solches unsichere Experiment abzulehnen. So stehts aber nicht. Auf völlig unbekanntem Boden habe ich nie ein Geschäft begonnen; auch die Sanirungen, von denen Sie vielleicht gehört haben, stets nur da versucht, wo sie mir, unter richtiger Fürsorge, möglich schienen. Dieser Gewohnheit würde ich um keinen Preis, Rang oder Titel entsagen. Ich will hinübergehen, um die Eigenart unserer sehr verschiedenen Schutzgebiete, das Detail unserer Verwaltung und Wirthschaft erkennen zu lernen, bin aber sicher, daß ich im Ganzen nicht enttäuscht werden kann. Ohne den festen Glauben an den Nutzen unserer überseeischen Arbeit stünde ich heute nicht hier; und dieser Glaube stützt sich auf sorgsame Ermittlungen. Mit der Auswanderung in die Kolonien ist noch kein Staat zu machen; wird vielleicht auf Jahrzehnte hinaus keiner zu machen sein. Unser bester Besitz sind Plantagenkolonien. Wir haben mit Tabak und Kaffee einstweilen ziemlich schlechte Erfahrungen gemacht; gute in der letzten Zeit namentlich mit Kautschuk und Sisalhanf; ich habe auch die Zuversicht, daß ein nach moderner Methode betriebener Bergbau uns lohnende Ergebnisse liefern wird. Was die Viehzucht, die Oelbaum-, Mais-, Kakao-, Baumwolle- und Kopra-Kulturen, der Handel mit Elfenbein, Häuten, Palmenprodukten eingebracht haben, erfahren Sie aus den Handelsbilanzen. Riesenziffern finden Sie da nicht; können Sie auch nicht erwarten. Wer ernten will, muß säen. Wer bei der Aussaat knausert, darf sich nicht wundern, wenn die Ernte dürftig ausfällt. So denkt der Landwirth; und der Kaufmann sagt, daß man an den Geschäftsunkosten nicht knickern und nicht hoffen darf, da viel zu verdienen, wo man wenig hineingesteckt hat. Das Vorurtheil, alles in unsere Kolonien getragene Geld sei verloren, ist thöricht; die Privatleute, die immerhin schon eine Viertelmilliarde hinübergetragen haben, werdens Ihnen bestätigen. Unsere Kolonialbilanz sieht doch etwas anders aus, als der Herr Abgeordnete Erzberger sie in seinem Buch darzustellen bemüht war. Kolonialwirthschaft ist kein Geschäft, das man vom Medio zum Ultimo abwickeln kann. Und hat nicht auch in der Heimath manches Unternehmen, gerade von den größten manches, dem Greis erst den Gewinn gebracht, den der Jüngling zu-

chen ging? Geduld wird nöthig sein, viel Geduld noch, meine Herren. Das britische Vorbild kann sie uns spät zur Theilung der Erde Gekommene lehren. Wenn Sie am nächsten Donnerstag Resultate sehen wollen, dann schicken Sie mich lieber gleich wieder fort. Ich bin nicht Beamter und falle mit meinem Programm.

Ich verspreche Ihnen kein Dorado (viele Engländer glauben freilich, unsere südwestliche Kolonie könne eins werden). Nur die Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes, der in zwei Erdtheilen Erfahrungen gesammelt hat und auch den Bedürfnissen der Verwaltung nicht ganz so fremd gegenübersteht, wie Mancher von Ihnen wohl fürchtet. Eine große Bank ist ein Staat mit Budget, Ressorts, Parlament und Oeffentlicher Meinung; und wer im Aufsichtrath großindustrieller Unternehmungen vornan gesessen hat, kennt das Dickicht der ‚sozialen Fragen' und war gewiß auch einmal genöthigt, mit politischen und religiösen Stimmungen zu rechnen. Drüben ist das Gebiet und die Differenzirung größer. Landwirthschaft, Bergbau, industrielle Anfänge, Schule, Kirche, militärische und bürgerliche Verwaltung: von der Heimath aus ist das Alles nicht so leicht zu übersehen; und dabei habe ich die oft heiklen Forderungen internationaler Politik noch nicht erwähnt. Deshalb lautet der erste Satz meines Programmes: Schmälerung der Kompetenz, also auch der Verantwortlichkeit. Den Grundriß der Politik haben, nach dem Geist der Reichsverfassung, die Verbündeten Regirungen in Gemeinschaft mit Ihnen, meine Herren, zu bestimmen und meine Aufgabe kann nur sein, als zum Bundesrath Bevollmächtigter beiden Instanzen das zur Erkenntniß des Thatbestandes nöthige Material zu liefern. Wo es sich um internationale Fragen handelt, muß das Auswärtige Amt und dessen höchster Chef, der Herr Reichskanzler, entscheiden. Im Einvernehmen mit ihm werde ich Sie auch bitten, mich von jedem Zusammenhang mit der Militärverwaltung zu lösen. Nicht aus persönlichen Gründen. Ich könnte begreifen, daß es, nach der historischen Ueberlieferung aus großer deutscher Zeit, dem Stabsoffizier schwer würde, vor dem noch nicht ergrauten Kaufmann, ders nicht einmal bis zum Lieutenant gebracht hat, stramm zu stehen und ihm, an dessen militärischem Verständniß er zweifelt, ‚ganz gehorsamst' Meldungen zu machen. Doch diese Schwierigkeit wäre nicht unüberwindlich. Gehört aber das Oberkommando der Schutztruppen organisch zur Kolonialabtheilung? Sollen drei Geheime Räthe, unter denen meinetwegen ein Wirklicher Geheimer sein mag, nach Anhörung des Stabschefs über Krieg und Frieden, Strategie und Taktik bestimmen? Und wie viel kostbare Zeit bei dem Hin und Her zwischen Generalstab und Kriegsministerium, Oberkommando und Kolonialabtheilung verloren wird, haben die letzten Jahre

uns allzu deutlich gezeigt. Wir müssen die Fläche, auf der Reibungen möglich sind, verkleinern. Krieg ist ein nothwendiges und erziehlich wirkendes Uebel, nicht der normale Zustand in unseren Kolonien. Das Oberkommando der Schutztruppe gehört ins Ressort des Kriegsministers. Lieferungverträge sind in den Proviantämtern und Corpsbekleidungämtern abzuschließen, wo es an Sachverständigen nicht fehlt. Auch von den Kosten der Schutztruppe muß unsere Bilanz befreit werden. Die Kolonien sind Reichsland, wie Elsaß-Lothringen; das aus dem Defizit nie herausgekommen wäre, wenn es seine Armeecorps selbst bezahlen müßte. Was zum Schutz, zur Vertheidigung der Reichslande unerläßlich ist, hat das Reich zu tragen. Sie dürfen nicht sagen: Südwestafrika kostet uns seit dem Beginn des Bantuaufstandes eine Viertelmilliarde und ist erst, wenn es die wieder eingebracht hat, ein Aktivposten in unserer Kolonialbilanz. Sie müssen sagen: Die südwestafrikanischen Aufstände haben die Kosten der Reichslandesvertheidigung um eine Viertelmilliarde erhöht. Soll ein Reichsland dem Feind geräumt werden? Nein? Dann darf das Reich auch die Kosten der Vertheidigung nicht auf das Budget der unmündigen Tochter abwälzen. Ich tauge nicht zum Kommandanten und will weder mit der Verantwortlichkeit für militärische Beschlüsse noch mit deren finanziellen Folgen belastet sein. Und die Offiziere werden sich freuen, wenn sie mit uns Civilisten dienstlich nichts mehr zu thun haben. Durch solche Trennung wird auch draußen die Gelegenheit zu Friktionen zwischen Offizieren und Beamten seltener werden.

Was bleibt uns? Als Wesentlichstes: Verwaltung und Wirthschaft. Die Verwaltung muß, in der Centrale und draußen, modernisirt werden; darüber sind wir Alle einig. Auf die Stühle der Juristen und Kameralisten werde ich Praktiker setzen, Industrielle, Techniker, Bergingenieure, Kaufleute, erfahrene Männer aus der Marine; an die Schreibtische der Herren ‚Hilfsarbeiter‘ geschulte Buchhalter. Unsere Geschäftsberichte und Bilanzen sollen so klar sein, daß der rabbiateste Generalversammlungschreier nichts daran zu mäkeln fände. Daß drei oder sechs berliner Unterschriften nöthig sind, wenn auf Samoa Schreibpapier, in Togo ein neues Pult angeschafft, in Kamerun ein Bretterzaun errichtet werden soll: dieser Idealzustand kann ja nicht ewig währen. Die Polizeiordnung der schönen Stadt Halle ist sicher vortrefflich; ob sie gerade für Südwestafrika taugt, wäre immerhin zu erwägen. Die Gouverneure, für deren Auswahl ich dem Reichskanzler verantwortlich bin, müssen selbständiger werden; nicht verpflichtet sein, um jeden Quark nach Berlin zu schreiben. Erstes Gebot: Du sollst weder Akten anlegen noch Reglements erlassen, wenns irgendwie zu vermeiden ist. Mündliches Verfahren.

Telephon. Gehts gar nicht anders, Alarmirung der Schreibmaschinistinnen. Schnelle und kurze Erledigung aller Eingänge. Auf meine Reise nehme ich Leute mit, die in jedem Gouvernement eine moderne Organisation nach kaufmännischem Muster einrichten können. Und werde drüben jedem Beamten einschärfen: Du bist hier, um Deinen Landsleuten das Leben und das Geschäft zu erleichtern, und mußt, statt selbstherrlich zu regiren und Kastenzonen abzugrenzen, Alles wegräumen, was diese Männer hindern könnte, neue Werthe zu schaffen. Diese Werthe braucht das Reich; uns kann es entbehren.

Das Reich selbst kann nicht allzu oft als Großunternehmer auftreten. Unsere wirthschaftlich wichtigste Aufgabe wird sein, durch die Garantie sicherer Verzinsung (und durch andere Mittel, die nur in verschwiegenem Dunkel wirken) Kapital hinüberzuziehen und dem Handel die Wege zu öffnen. Dazu sind Eisenbahnen unentbehrlich. Fragen Sie die englischen Konquistadoren und Großhändler: ohne Eisenbahnen keine heute noch nützliche Kolonisation. Das schreckt Sie, meine Herren? Ich kenne keine afrikanische Bahn, die nicht nach ziemlich kurzer Zeit rentabel geworden ist. Lassen Sie sich die Bilanzen der lenzischen Gesellschaften vorlegen, wenn Sie es nicht glauben. Mit Eisenbahnbauten müssen wir anfangen; sonst fahren die Nachbarn im Schnellzug an unseren Ochsenkarren vorüber und lachen uns aus. Sparsamkeit kann die schlimmste Verschwendung sein: diese alte Lehre konnten Sie jetzt wieder in Swakopmund und auf dem Baiweg finden. Wir brauchen Häfen und Docks. Brauchen Zolltarife, die den Handel ermuntern, nicht lähmen. Bewährte Bergbaubeamte müssen den Boden untersuchen. Jeder Pflanzer, Unternehmer, Händler muß sicher sein, daß am Sitz der Behörden Gutachter und Berather nicht fehlen. Land- und Minengesellschaften, die nichts thun, das Land unkultivirt lassen und die wir zur Arbeit nicht zwingen können, nützen uns nicht. Nie wieder dürfen Verträge geschlossen werden, die das Reich in solche Nothlage bringen; die früher geschlossenen sind zu prüfen und, wenn sie rechtlich nicht anfechtbar sind, abzulösen. In der Wahl der Mittel würde ich dabei, als Vertreter des Reichsinteresses, nicht ängstlich sein. Ein Joch, wie es, zum Beispiel, die South West Africa Company in der Zeit bureaukratischer Geschäftsunkenntniß uns auferlegt hat, kann nach meiner Ueberzeugung, ein starkes und stolzes Volk auf die Dauer nicht dulden. Die Eingeborenen sind zunächst an Arbeit zu gewöhnen; erst labora, dann ora, hat Wissmann gesagt. Labora: Das muß auch für Jeden von uns die Losung werden. Auch bisher ist gearbeitet worden; nur war diese Arbeit vielleicht nicht immer so produktiv, wie sie zu wünschen wäre. Wir brauchen uns nicht darum zu kümmern, ob im Kasino der Oberlieutenant

Hinz mit dem Assessor Kunz Krakeel gehabt hat. Müssen aber die Stellen kennen, wo Etwas zu pflanzen, zu erschürfen, zu erhandeln ist; vor falschen Wegen warnen und die richtigen mit potenten Männern bevölkern. Müssen die zu lange verstaubten Kolonien verwalten wie ein Mustergut, eine moderne Industriegesellschaft. Wollen Sie es auf dieses Programm mit mir wagen? Dann müssen Sie sich entschließen, auf Jahre hinaus (natürlich unter Wahrung Ihres in jedem Haushaltsjahr zu übenden Bewilligungrechtes) Geld für Meliorationen aus dem Reichssäckel zu nehmen. Und dürfen sich trotzdem nicht wundern, wenn der Goldregen noch eine ganze Weile auf sich warten läßt. Ich fordere erstens Geld, zweitens Geduld, drittens die Anerkennung der (doch wohl unbestreitbaren) Thatsache, daß Afrika, daß der Bismarck-Archipel und die Samoa-Inseln nicht zwischen dem Fritzendenkmal und dem Großen Stein liegen, also auch nicht nach unsern Rechtsbegriffen und Sittlichkeitnormen zu beurtheilen, mit unserem Kalkulatorenrothstift zu censiren sind. Wenn Sie mir diese drei Wünsche erfüllen, verspreche ich Ihnen noch immer nicht viel. Nur die ganze Kraft eines Kaufmannes, dem manches Geschäft von nicht geringem Umfange gelungen ist. Und, ohne Furcht, wortbrüchig zu werden, noch etwas nicht Unbeträchtliches: daß in künftigen Kolonialdebatten nicht nur von Mißhandlungen, Geschlechtsabenteuern, Fehlschlägen und Spagatzöpfen die Rede sein soll, sondern in erster Reihe von verständig konstruirten und vortheilhaft abzuwickelnden Geschäften. Denn schließlich sind wir ja übers Weltmeer gegangen, um drüben auf honorige Art Geld zu verdienen."

*

So (ungefähr) müßte der neue Herr sprechen. Excellenz Dernburg wirds gewiß viel besser machen; doch schon mit so nüchterner Rede, glaube ich, würde er sich rasch eine Mehrheit. Unter Denen, die ölige Phrasen nicht mehr vertragen. Kredit bringt er nicht mit; und findet über sich Keinen, der ihn gewähren könnte. Doch er hat auch als Bankdirektor niemals, wie behendere Leute so oft, auf Kredit gelebt. Mußte immer bar, mit Leistungen, zahlen. Arbeiten kann er. Sich so in eine Sache verbeißen, daß kein Lockruf und keine Pferdekraft ihn davon wegbringt. Auch zäh und grob sein, heißts. Das ist kein Unglück. „Ein Genie", wird man sagen. Sagte es von Hansemann, wenn er einem Sozius oder Konsorten die Thür wies; von Siemens, wenn er, zwischen zwei Rauchwolken, auf Gott und die Welt pfiff. Der Enthusiasmus des Mannes, der nun das größte Spiel seines jungen Lebens beginnt, muß, für ein Weilchen wenigstens, die Leute mitreißen. Balzac hat ihn geahnt und Zolas Saccard ist unmoderner und schäbiger als er. Ob er über die Bindfäden

der Schreibstuben stolpern, in die Mausfallen der Bureaukratie tappen wird? Leicht lebt sichs in dieser Luft nicht. Der Herr Geheimrath hat selbst Miquel, manchmal selbst Bismarck die Amtsstunden vergällt. „Unmöglich, Excellenz. Das würde gegen den Paragraphen 777 verstoßen." Und die Diener schmunzeln niederträchtig, wenn der Chef die Unterschrift an die falsche Stelle setzt oder das Zimmer so vollgequalmt hat, daß der eintretende Mandarin entsetzt zurückprallt. Sehr klug, daß der Bankdirektor sich sofort zum Wirklichen Geheimen Rath, zur Excellenz machen ließ. Sonst würden die überlebenden Aktenhüter ihn huldvoll auf die Schulter klopfen. „Kommt Alles mit der Zeit, lieber Direktor; und wo ich aushelfen kann: stets zu Ihrer Verfügung! Meinen Sie eigentlich, daß man jetzt sacht Russen kaufen könnte?" Die Excellenz hats besser. Direkter Vortrag beim Reichskanzler, ohne Umweg durch die dunkle Tschirschkyche; und zum Bundesrath bevollmächtigt. Kommt das Reichskolonialamt, dann kann dem Direktor kein Staatssekretär aus dem Tshin vorgesetzt werden; und bleibts bei der Kolonialabtheilung, dann hat der Wirkliche Geheime die Macht und die Würde der Chefs oberster Reichsämter. Noch viel klüger wärs, wenn er sich ausgemacht hätte, daß er an der Beseitigung der Skandalosa, an der Aufräumungarbeit nicht mitzuwirken braucht.

Die gerade erwartet aber die Oeffentliche Meinung von ihm. „Er soll saniren." Die Kolonialpolitik, nicht die Kolonialabtheilung. Dafür mag der Gerichtshof und die Disziplinarkammer sorgen. Wer die Abschiedsrede des guten Erbprinzen liest, dieses fleißig ausgefeilte Stück leerer Rhetorik, kann freilich glauben, die Schöpferkraft der Durchlaucht habe nur versagt, weil das Kolonialamt abgelehnt und so viel Arges enthüllt worden sei. Eine holde Selbsttäuschung. Der Langenburger hatte mindestens so viel Bewegungfreiheit wie ein Staatssekretär; konnte mit den „Enthüllungen" bald fertig werden und brauchbare Gehilfen finden. Daß der Erbprinz in neun Monaten nicht die kleinste Talentprobe, nicht einen vorwärts führenden Gedanken produzirte, lag in ihm, nicht in den Verhältnissen. Es ging nicht. Das sah schließlich auch der in Norderney Regirende ein; und ließ mit dem Direktor der Darmstädter Bank verhandeln, ehe Erni ahnte, daß er das Quartier räumen solle. Als Alles in Ordnung war und der Kanzler als Taufgast in Berlin zu weilen geruhte, kams zu der Unterredung, „in deren Verlauf der Kolonialdirektor bat, sein Abschiedsgesuch befürworten zu wollen". Nun soll rasch aufgeräumt und ausgeräuchert werden; denn in der zweiten Oktoberhälfte kehrt der neue Herr heim.

Ist der Schutthaufe gar so hoch? Das Ermittlungverfahren gegen den Major Fischer ist noch nicht beendet; schon jetzt aber recht zweifelhaft, ob ein

Zusammenhang zwischen Tippelkirchs Darlehen und Fischers Dienstpraxis nachweisbar sein wird. Im schlimmsten Fall: ein Mann über Bord; einer von all den tüchtigen und gescheiten Offizieren, die im Oberkommando und in der Schutztruppe ihren schweren Dienst thun. Merkwürdig ist, daß der Gesandte Stuebel und der Oberst Ohnesorg, deren Aufsichtführung als völlig unzulänglich erwiesen ward, unangefochten bleiben. Die personalia turpia (und anderer Kleinkram) sind in drei Wochen bequem zu erledigen. Dann noch drei wichtige Posten: Woermann, Tippelskirch, Podbielski. Woermann ist der Hauptinteressent des südwestafrikanischen Kolonialgeschäftes. Ein ganzer Mann und ein Kaufherr, wie er in alten Hansebüchern steht. Die Hamburger sagen ihm das Wort nach: „Ich wäre ein Esel, wenn ich einem Arbeiter eine halbe Mark über den Lohn gäbe, zu dem er mich zwingt." Ohne die Tünche der sozialen Heuchelei, würde Bismarcks Urtheil lauten. Ein Mann von beträchtlicher Lebensleistung und prachtvoller Einheit des Wollens. Aus Dem hat das Kulturbewußtsein keinen feigen Lispler gemacht. Seit drüben Krieg ist, verdient er zum ersten Mal ordentlich am Reich. Sollte er Tag und Nacht beten, daß Friede werde? Sich seinen kostspieligen Apparat, der lange nichts Rechtes eingebracht hatte, nicht so theuer bezahlen lassen, wie es irgend zu erreichen war? Wenn das Vaterland in Noth wäre, würde er vor Opfern nicht zagen. Doch im Reichshaushalt versickern die Summen, um die sichs hier handelt. Ists meine Schuld, daß Ihr Swakopmund versanden ließet? Meine, daß der Gegenkontrahent ein Tropf ist?.. Das, scheint mir, wird bei uns immer vergessen: für die schlechten Verträge und hohen Preise ist nicht der Kaufmann haftbar zu machen, der sie vorgeschlagen, sondern der Kunde, der sie ruhig hingenommen hat. Auf diesen mildernden Umstand könnte sich auch Herr Horst von Tippelskirch berufen. „Er hat hundert Prozent Dividende gegeben!" Richtig; einmal dreißig und einmal hundert. Aber er hatte mit kleinem Kapital (dreihunderttausend Mark) einen ungemein großen Umsatz erzielt (drei Millionen): konnte also, bei dem normalen Gewinn von zehn Prozent, auf das Kapital seiner G. m. b. H. hundert Prozent auszahlen. Und vorher war das Geschäft schlecht gewesen. Zu bedenken bleibt auch, wie viel in Südwest durch das Klima, die Transport- und Lagerverhältnisse ruinirt wird. Offiziere und Kolonialbeamte haben mir gesagt: Tippelskirch hat gut geliefert und sein Preiszuschlag entsprach nur seinem Risiko. Andere haben anders gesprochen. Jetzt aber hören wir nur die Konkurrenten, die natürlich Alles viel besser und billiger geliefert hätten. Jedenfalls haben beide Männer, der Rheder und der Armeelieferant (die schließlich, Ihr Tugendbolde, doch Geschäfts-

leute sind), sich aus der Kolonie nicht nur Verdienst geholt, sondern, wie alle Sachverständigen zugeben, sich auch um sie Verdienste erworben. Dürften also nicht wie Halsabschneider und Einbrecher behandelt werden. Bleibt Herr von Podbielski. Der noch schlimmer behandelt wird; als hätte er beim Skat gemogelt. Mit Fischer hat er finanziell nichts zu thun gehabt. Daß er an der Firma Von Tippelskirch & Co. betheiligt war, wußten wir Alle. Wußte der Kanzler. Wußte der Kaiser, der ihm, im Einverständniß mit Chlodwig Hohenlohe, erlaubt hat, sein Geld dort zu lassen. Und dem vom Kollegen Bülow der Meute Hingeworfenen jetzt die sichtbarste Satisfaktion gegeben hat. Der Minister war mit seiner Frau bei der Taufe des jüngsten Prinzen, hat dem Kaiser Vortrag gehalten und während der Manövertage dessen ältesten Sohn geherbergt. Einem unsauberer Praktiken Verdächtigen hätte solche Sonne wohl nicht geleuchtet. „Wir können Pod jetzt nicht als Schuld anrechnen, was wir selbst ihm zugestanden haben. Wenn er Fehler gemacht hat, wirds die Untersuchung lehren. Einstweilen liegt nichts gegen ihn vor. Wers anders ansieht, mag wohl um die eigene Popularität und Stellung mehr besorgt sein, als einem Staatsmann ziemt." Ein gerechtes und vernünftiges Wort. Das Aergerniß (über das hier ja das Nöthige offen gesagt worden ist) konnte vermieden werden. Den, ders ahnunglos gab, soll man nicht als Verbrecher anprangern. Wie wars denn im Fall Boetticher? Ein Staatssekretär hatte von Großkapitalisten eine Summe empfangen, die er nie aus eigenen Mitteln zurückzahlen konnte, und hatte sie benutzt, um den von einem Anderen der Staatskasse zugefügten Schaden zu ersetzen. Damals schwiegen die nun so Tugendsamen; oder schalten Den, der gezwungen ward, die Verschuldung ans Licht zu bringen. Jetzt wollen sie dem Agrarier, dem Junker an die Kehle. Neben den Podbielski und Puttkamer sind die Wilden dann wieder mal bessere Menschen. Auch für Klassenkämpfe gilt das grausame Kriegsrecht. Nur, scheint mir, ist der Minister lange genug durch die Spießruthengasse gelaufen. Er hat als Hüter der preußischen Landwirthschaft, Domänen und Forsten Geld in einer Firma gehabt, die dem Reich Kolonialwaaren liefert. Wie viel Geld? Diese nicht unwichtige Frage ist in all den Monaten noch nicht gestellt worden. Vierzigtausend Mark sollens sein; und 1904 dreizehntausend, 1905 vierzigtausend gebracht haben. Ein stattlicher Profit; der in den Jahren der Hochkonjunktur mit Kapital und glücklichem Griff aber auch von der Börse zu holen war. Und ist Tippelskirch wegen des excellenten Theilhabers in der Wilhelmstraße anderen Armeelieferanten vorgezogen worden, dann muß der gewissenlose Begünstiger an den Schandpfahl, nicht der Husarengeneral. Ergebniß: In der

Kolonialabtheilung war kein Mensch, der den Vortheil des Reiches zu wahren und Geschäfte zu machen verstand. Jetzt ist Einer da, den der Schlauste nicht schröpfen wird. Straft die Schuldigen; alle, nicht nur die kleinen, wehrlosen. Und dann kommt aus Zank und Stank endlich zu fruchtbarer Arbeit.

Der schlimmste Fehler wird im Gelärm kaum erwähnt; einer, der das Reich in jedem Monat mehr kostet, als der Firma Tippelskirch ihr Privileg in Jahren einbringen könnte. Kaiser, Generalstab, Erni, Oberkommando: Alle hielten im Mai und halten noch heute den Bau der Bahnstrecke Kubub-Keetmanshoop für dringend nöthig. Das Vieh verreckt in der Sandwüste, die Truppen können nicht auskömmlich ernährt werden, die Operationen stocken; und die Ochsenkarrentransporte kosten monatlich anderthalb Millionen Mark, die zum größten Theil in die Kapkolonie zu den Briten wandern. Vor zwei Jahren, im Oktober 1904, hat Generallieutenant von Trotha nach Berlin telegraphirt, der Bahnbau sei zur Sicherung des Südens unerläßlich. Im Januar 1906 wurde der Bau der Linie Lüderitzbucht-Kubub begonnen. Den Reichstag noch im Sommer einberufen? Lieber nicht. Lästige Interpellationen; und der Kanzler fühlt sich in Norderney gerade sehr wohl. Diesmal die selbe Geschichte. Deimlings Depeschen werden immer dringlicher. Er kommt ohne die Bahn Kubub-Keetmanshoop nicht vorwärts. In Berlin rührt sich nichts. Der Kanzler badet. Als die Vorlage in dem verärgerten Reichstag abgelehnt worden war, hatte der Kaiser, bei der Elbregatta, dem Abgeordneten Dr. Semler, der ihm vorgestellt wurde, nicht die Hand gereicht; sie, wie Einzelne gesehen haben wollten, zurückgezogen, als er die Worte „Mitglied des Reichstages“ hörte. „Daß mein Kaiser mir nicht die Hand giebt, hat mich tief getroffen.“ Auf nach Norderney! „Ich will mir die Strecke selbst ansehen und, wenn ich die Nothwendigkeit des Bahnbaues erkenne, im Reichstag mit aller Kraft dafür eintreten.“ Wunderschön; Sie sollen auf Ihrer Privatreise sogar eine Militäreskorte haben. „Aber ich bedinge mir die vollste Freiheit des Urtheils für etwa erforderliche Publikationen aus.“ Aber natürlich, lieber Herr Doktor! . . Er ist schon unterwegs. Sollen wir wirklich warten, bis er zurück ist? Hundert gegen Eins ist zu wetten, daß der Reichstag die Vorlage nicht wieder ablehnt. Warum wird er nicht einberufen? Der Kanzler ist ja kerngesund und ungemein gesprächig. Der Kanzler, der die Verantwortlichkeit für diesen schlimmsten Fehler nicht ablehnen kann (Oberstlieutenant Quade hats, ohne ein unsachliches Wort, in einem Artikel jüngst bündig bewiesen) und der sich deshalb vielleicht in extremis entschlossen hat, einen Kaufmann als Helfer herbeizurufen. Darüber wollen wir uns einen Augenblick wenigstens freuen. Ein moderner Geschäftsmann im Bundesrath! Manche Dummheiten sind unwahrscheinlich geworden.

Schule und Christenthum.

Als das Christenthum sich im römischen Reich auszubreiten begann, hatten die Schulen der höheren Stände sich von der Grundlage griechischer Bildung zur Höhe entwickelt. Die Kinder der niederen Klassen eigneten sich bei schlecht bezahlten Lehrern nur die nothwendigsten Kenntnisse an; der Staat fand nicht nöthig, sich einzumischen. Seit aber ein Kaiser den Ausspruch gethan hatte, die Fähigkeit, lesen zu können, sei die oberste aller Tugenden, und seit ein Besuch der Rhetorenschulen als Vorbedingung für den Eintritt in öffentliche Aemter galt, drängten sich Knaben und junge Männner zum Unterricht, der außer der Kunst des Lesens und Schreibens vor Allem der Kunst schöner Rede gewidmet war. Wir könnten diese Erziehung eine parlamentarische nennen, denn sie baute sich auf den Grundsatz, den Libanius in das Wort faßte: „Da Du gut zu sprechen verstehst, so verstehst Du auch, gut zu befehlen.“ Einfluß üben und Befehlsgewalt über Andere erreichen: Das war das Ziel der altrömischen Erziehung. Der persönliche Werth eines Mannes bestand allein in der Rolle, die er im öffentlichen Leben spielte. Die Redekunst wurde nach griechischem Vorbild gelehrt; mit den Dichtern und Philosophen, aus deren Werken sich dem Knaben die Welt der schönen Form erschloß, drängten sich die Bilder und Mythen der Götter in die jugendliche Phantasie, auch als die Tempel schon geschlossen, die heiligen Haine verödet waren. In den Schriften der Kirchenväter finden wir manche Klage darüber, daß den Kindern das Heidenthum eingeprägt werde und daß Dichterweisheit Teufelsweisheit sei.

Wie heute die Geistlichkeit mit allen Mitteln gegen das Eindringen der Naturwissenschaft in das Gebiet der Schule ankämpft, so stemmte sie sich in den ersten christlichen Jahrhunderten gegen die Gewalt der hellenischen Poesie, mit der alles praktische Wissen innig verknüpft war. Die Gebildeten, deren das junge Christenthum so sehr bedurfte, waren erfüllt vom Geist Homers, von Ciceros Gedanken, von den Lehren eines Plato und Aristoteles. Was sie in der Schule hörten, lasen und in schöner Rede wiederholen mußten, stand in einem seltsamen Gegensatz zu Allem, was sie in der Gemeinde vernahmen. Die staatlich anerkannte Religion, der die Eltern und auch die Lehrer angehörten, fand keine Heimstätte im Garten der Bildung, in dem noch Jahrhunderte lang die Feste Minervas gefeiert wurden. In diesem Zwiespalt liegt der Grund, daß unsere gesammte europäische Bildung von den getrennten Strömen hellenistischen Geistes und christlicher Ueberlieferung genährt wurde; denn die neue Religion, die Sitten und Staatsverfassung änderte, konnte nicht die Schulen der gebildeten Stände unterjochen, sondern mußte sich mit der „klassischen“ Welt auf andere Weise abfinden. Das Verhältniß von Kirche und Schule war der erste Kompromiß, den das Christenthum schloß, um aus

der Religion der Armen und Verlassenen zur herrschenden Kirche des Abendlandes zu werden. Tertullian begann die Reihe Derer, die für sich und ihre Gemeinde den Weg der Verständigung suchten; denn er sah ein, daß weltliche Bildung für das Leben nothwendig sei und ohne Bücher nicht erlangt werden könne. Das Buch war aber heidnisch, es bewahrte alle Weisheit der Väter im hellenischen Gewand und reichte sie nur im Namen der Olympier und ihrer Sänger. Niemals zeigte sich die Gewalt des geschriebenen Wortes so groß, so mächtig, so unabänderlich. Es war ein trauriger Ausweg, daß dem christlichen Lehrer befohlen wurde, den Schülern die Schönheit der Form zu preisen und den geistigen Inhalt des also Bewunderten zu verdammen. Die Götterbilder glitten in die Seele der Jugend, denn das kindliche Gemüth ist offen für alles Schöne. Christen kamen auf den Gedanken, die Bücher für den Unterricht selbst zu schreiben und Dichter wie Philosophen durch diesen Ersatz aus der Schule zu verbannen; aber das Unternehmen scheiterte an der Entwickelung der neuen Lehre. Damals erklärte der Historiker Sokrates ohne Umschweif: „Aus den Heiligen Büchern kann man die Kunst der Rede nicht erlernen, aber man bedarf ihrer, um die Wahrheit gut zu vertheidigen."

Die Schriften der Apostel und der Kirchenväter zeigten sich der gebildeten Welt zuerst in einem barbarisch schlechten Latein. Die Verbreiter des Christenthumes waren zunächst weder philosophisch noch literarisch hoch genug gebildet, um ihre Lehren einem verwöhnten Publikum ästhetisch vortragen zu können. Sie sprachen zu einfachen Leuten in einfacher Form, wie es heute die guten Landgeistlichen und die Franziskaner in ihren berühmten Volkspredigten thun, vielleicht auch wie geschickte Arbeiterführer in politischen Versammlungen. Ihre Reden mochten noch so verständig dem Zweck entsprechen: sie boten dem Unterricht keine Grundlagen, der den vollendeten Stil nicht entbehren konnte. In Zeiten der Decadence, wie in den Jahrhunderten des römischen Kaiserreiches, überwiegt stets die äußere Eleganz; dem Spiel der Worte wird übermäßige Wichtigkeit beigelegt. Die Verachtung, die das soziale Christenthum anfangs dem eleganten Leben, dem eleganten Stil in Schrift und Rede entgegenbrachte, mußte verschwinden, sobald es auch am Hof und in der Gesellschaft zu herrschender Stellung gelangte. Vater und Sohn Apollinarius, Gelehrte, Grammatiker und Rhetoren aus Syrien, übersetzten die Bücher Mosis in ein episches Gedicht von vierundzwanzig Gesängen, um den Homer zu ersetzen, sie schrieben Oden, Tragoedien und Komoedien für den christlichen Hausgebrauch und brachten die Schriften der Apostel in Dialoge, um Plato aus der Schule zu verdrängen. Aber das tendenziös Gewollte versagt immer, wenn es mit Dingen in Konkurrenz tritt, die durch uralte Bewunderung geheiligt sind. Die Bücher sind selten und lassen sich nicht improvisiren, in denen die Jugend ehrfurchtvoll ein Beispiel erblickt, ehe die

Erklärungen der Lehrer die reine, unbefangene Freude schädigen. Ohne Machtgebot, von selbst erheben sich im Lauf der Zeiten Dichtungen zu klassischen Werken, wie bedeutende Männer der Geschichte zu Heroen.

Die poetische Schönheit der hebräischen Poesie vermochte nicht auf Männer zu wirken, die an klare Sprache und logischen Satzbau gewöhnt waren. Unter den Gläubigen hätte es außerdem in den ersten Jahrhunderten für Sünde gegolten, den Maßstab eines Schönheitkanons an die Offenbarungen zu legen und ästhetisches Wohlgefallen daran zu finden. Der Heilige Hieronymus, der die Dichter des Alterthumes liebte, aber auch des Hebräischen mächtig war, begriff die Harmonie der Psalmen und schrieb: „David ist unser Pindar, unser Alkäos, unser Horaz, unser Catull!“ Er lehnte sich auf gegen die weit verbreitete Ansicht, daß die Christen von Analphabeten und Rüpeln angeführt würden, und gab unter dem Titel „De viris illustribus“ einen christlichen Plutarch heraus. Aber auch er kehrte immer wieder zu den „Quellen geistiger Freuden“ zurück, aus denen er in der Jugend getrunken, und konnte nicht vergessen, was er aus Plato und Homer, aus Cicero und Vergil gelernt hatte. Als ihm die Eiferer seine klassische Bildung vorwarfen, rief er: „Wie könnt Ihr verlangen, daß ich meine Jugend aus dem Gedächtniß verliere! Ich schwöre, daß ich die Philosophen nicht mehr aufgeschlagen habe, seit ich die Schule verließ. Aber ich gestehe, daß ich sie gelesen habe. Muß ich denn Lethe trinken, um mich ihrer nicht mehr zu erinnern?“

Der Gegensatz zwischen Christenthum und antiker Bildung war größer und schwerer zu überwinden als der Gegensatz zwischen antiker und christlicher Moral. Da sich die sittlichen Begriffe des Alterthumes überlebt hatten und die Götter als Idole der Andacht abgenützt waren, fand der neue Glaube wohlvorbereiteten Boden. Nur die Schule, die sich selbständig abseits von der sozialen Straße entwickelte, blieb durch Jahrhunderte dem zunehmenden Einfluß der Kirche verschlossen und vereitelte den Plan aller leidenschaftlichen Gottesstreiter, das Heidenthum bis auf die letzte Erinnerung von der Erde zu vertilgen. In der großen Mauer, die zwischen den Zeiten aufgerichtet wurde, blieb eine Pforte. Sie war übersehen worden und führte ohne Umweg in den Raum, der zur Jugenderziehung diente. Als man sie gewahrte, gab es keine Möglichkeit mehr, sie zu verrammeln und zu verriegeln, denn alle Götter, alle Dichter, alle Philosophen hatten die Trümmer des Vergangenen bereits in die neue Wohnung der Menschheit getragen.

So entstand die ernste Frage, die mehr als ein Jahrtausend Kirche und Wissenschaft beschäftigte: Wie vereint sich Weltweisheit und Glaube, Götterpracht und Christenstrenge bei der Schulerziehung des Kindes? Die Sitten, die Feste, die Darstellungen der Bildenden Kunst dienten zum Beispiel, denn sie zeigten, daß mit Klugheit und Entgegenkommen das Ziel zu erreichen sei.

Aus den Feinden der Götter und Dichter wurden die Mönche deren Kustoden; sie nahmen ihnen langsam das blühende Leben und ließen sie in ihren Studirstuben austrocknen. Mit wechselndem Glück kämpfte die Kirche um die Schule. Das klassische Alterthum, dessen Gestalten mit jeder Frühlingssonne die verdorrten Glieder zu neuem Leben rundeten, suchte immer wieder der strengen Sündenlehre Herr zu werden, sobald ein abtrünniger Lehrer die Jugend begeisterte. Wenn sich auch heute der Kampf um die Schule weniger um Götterideale und humanistische Bildung dreht als früher, so sind es doch im Grunde die selben Verhältnisse, die am Anfang der christlichen Aera den Zustand eines sogenannten „faulen" Friedens heraufbeschworen. Wie man seit den Gesprächen des Minucius Felix beweisen wollte, daß die Philosophen von Plato bis auf Seneca nichts Anderes als die kirchlichen Lehren verkündeten, wenn auch in etwas befremdlicher Hülle, so suchte man sich später mit den Weltsystemen der Naturforscher abzufinden.

Die Gegenwart hat einen Punkt erreicht, wo wieder die Gegensätze auf einander stoßen. Ein Blick auf die Zeit, in der Kirche und Schule nicht zusammenkommen konnten, lehrt, daß die Trennung der beiden Mächte tiefinnerlich ist und daß ihre Arbeitgemeinschaft immer nur künstlich herbeigeführt wurde. Als die Philosophie zur Dienerin der Theologie herabstieg und keine Wissenschaft sich an die Oeffentlichkeit wagen durfte, ehe ein päpstliches „Placet" ausgesprochen war, stand der Unterricht in Europa auf der niedrigsten Stufe. Mit der freigewordenen Wissenschaft erhob er sich wieder; und was auf den Hochschulen ausgesät war, konnte Früchte in der Jugenderziehung reifen. Die Pädagogen scheinen aber nicht viel aus der Vergangenheit gelernt zu haben; nur wenigen ist klar, daß ihre große Aufgabe nicht darin besteht, der Kirche Handlangerdienste zu leisten, sondern darin, die Ideale zu hüten und zu verkünden, die neben der Kirche von Alters her grünten und blühten. Ein Gegensatz, der zum Konflikt führt, zeigt sich nur dann, wenn Unduldsamkeit auf der einen oder auf der anderen Seite Uebergriffe wagt. Dann kehrt die Kampfesstimmung wieder, die das Große nicht fördert und das Schöne verachtet. Wir haben den Untergang einer Civilisation vor Augen als machtvolle Warnung vor einseitigem Eifer und schmählicher Unduldsamkeit. Da erscheint es wahrhaft unbegreiflich, daß der drohende Schatten einer Reaktion noch immer weit hinein in das Sonnenland unserer Bildung ragt. Muß denn das Christenthum immer noch unduldsam sein? Tatian steht als lächerliche Figur vor unseren Augen, weil er die griechischen Dichter für Meister des Lasters erklärte und wünschte, daß ihre Werke untergingen. Das mag uns trösten, wenn wir Menschen sehen, denen moderne Forschung und Weltanschauung ein Gräuel ist, wie den Männern der ersten Jahrhunderte die lebensfrohe Antike.

München. Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Gogol.

In der „Zukunft" las ich neulich einen interessanten Artikel von Lew Tolstoi über Pascal. Der Artikel wird der russischen „Intelligenz" gewiß nicht gefallen. Das weiß Graf Lew Nikolajewitsch besser als jeder Andere. Mit der „Intelligenz" hat er auf ewig gebrochen, seit er sich erdreistete, ein so niederschmetterndes Urtheil über die erste Duma zu fällen. Das werden ihm die „intelligenten" Russen, die so eifrig an der Rebarbarisirung Rußlands arbeiten, niemals vergessen. Und nun erst der Artikel über Pascal! Graf Tolstoi rehabilitirt den Glauben, die Religion! Nieder mit dem Ketzer!

Aber der Artikel, mit dem Lew Nikolajewitsch die Bewunderer Pascals so plötzlich überrascht hat (wohl die Frucht der Lecture des erst jetzt ihm bekannt gewordenen Denkers) hat noch ein anderes hervorragendes Interesse durch den verblüffenden Vergleich, den Graf Tolstoi zwischen Pascal und Gogol zieht. „Ich glaube", sagt er, „an Gogol habe ich Pascal verstanden."

Um diese Parallele zu verstehen, muß man das Verhältniß der russischen „Intelligenz" zu Gogol kennen. Der geniale russische Humorist hatte an seinem Lebensende den Stab über seine Werke gebrochen und sich in seinen „Briefen an meine Freunde" als Prediger religiöser Moral entpuppt. „Der Mann ist verrückt geworden": so lautete alsbald das unwiderrufliche Urtheil der „Intelligenten", die sich einen hervorragenden Mann nur als einen kurzsichtigen Materialisten vorstellen können. Was Tolstoi in seinem Artikel darüber sagt, ist vollständig wahr. Gogols wundervolle, so schön und klar geschriebene „Briefe an meine Freunde" wurden vom „intelligenten" Rußland als wahnwitzige Hirngespinnste nicht mehr gelesen und über die vermeintliche „psychische Krankheit Gogols" besteht bereits eine kleine Literatur. Die Gegenbeweise werden einfach nicht beachtet.

Nun läßt sich nicht leugnen, daß Gogol ein psychologisches Räthsel ist, dessen Lösung einige ernstere Denker Rußlands bereits versucht haben. Jetzt tritt an dies Räthsel auch Tolstoi heran. Er hat Pascal gelesen und in ihm nicht nur den Mann der Wissenschaft, sondern auch einen religiösen Geist gefunden. „Gerade so wie Gogol!" Der Gedanke ist der eines richtigen Russen, dem die „Gogolfrage" in seinem literarischen Bewußtsein stets gegenwärtig ist. Ein Schritt weiter: und Lew Nikolajewitsch „versteht Pascal an Gogol", aber auch Gogol an Pascal. Die drei media comparationis, die Graf Tolstoi in beiden Schriftstellern findet, sind: Ruhmsucht, Enttäuschung, religiöse Moralpredigt. Auf den ersten Blick eine sehr bestechende Parallele. Wie jeder Vergleich, hinkt aber auch dieser. Und nicht nur wegen der „ganz verschiedenen Eigenschaften", die Tolstoi in Beiden ganz richtig konstatirt, sondern auch wegen des Objektes der „Enttäuschung", das Tolstoi als „Ruhm-

sucht" bezeichnet. Ob Das für Pascal zutrifft, lasse ich dahingestellt. Für Gogol trifft es, nach meiner Meinung, entschieden nicht zu.

Gogol ist das größte humoristische Genie Rußlands, wenn man unter Genie einen Mann versteht, der Neues und Dauerndes schafft. Gogol hat Neues geschaffen. Niemand vor ihm hat das ganze russische Leben so fein empfunden, so wahrhaftig dargestellt, so humoristisch beleuchtet. Gogol hat Dauerndes geschaffen. Die von ihm ins Leben gerufenen Typen der russischen Gesellschaft, des russischen Volkes, der russischen Gutsbesitzer, der alten russischen Kaufmannschaft und des russischen Beamtenstandes sind unsterblich. Gerade so wie die englischen Typen von Dickens, wie Reuters Typen vom deutschen platten Lande. Gogol erscheint als der Größere, weil er ein ungemein größeres und reichhaltigeres Gebiet vor sich hatte als Dickens und Reuter; aber der Grundcharakter seines literarischen Talentes ist fast genau der selbe: der einer gutmüthigen Humoristik. Das ist auch der Grundcharakter seiner bedeutendsten Nachfolger in der russischen Literatur: Ostrowskis und Tschechows. Ostrowski hat überhaupt nichts Neues zu schaffen vermocht: er hat nur talentvolle Variationen über Gogols Typen aus der moskauer Kaufmannswelt geliefert.*) Und Tschechow (in seinen kleinen Erzählungen und Einaktern) stammt in grader Linie von Gogol ab. Freilich wollte Tschechow sich später zum russischen Weltschmerzdichter hinaufschwingen. Das gelang ihm nicht, da er nur Humorist und nichts weiter sein konnte. Genau das Selbe wie Tschechow ist auch Gogol widerfahren; nur hat Jeder auf seine Weise sich das Lebensende bereitet.

Gogol war als genialer Humorist geboren. Nach hohem Ruhm hat er nicht getrachtet; er war zunächst froh, wenn seine lustigen kleinrussischen Erzählungen sich lustige Leser zu verschaffen wußten. Wenn er sich seinem Talent einfach hingegeben hätte, so wären seiner Feder Meisterwerke des Humors zu danken. Es kam aber anders. Neben dem geborenen Humoristen saß schon früh in Gogol der Moralist, der Prophet, der über Rußlands gesellschaftliche Gemeinheit trauernde Patriot. Ein Jeremias, der für seine große Mission nichts als die Feder eines genialen Humoristen zur Verfügung hatte! Das ist Gogols (und Tschechows) Tragoedie. Das wäre auch die Tragoedie von Dickens und Reuter gewesen, wenn die Beiden in sich den Beruf gespürt hätten, die Geißel gegen ihre verrotteten Mitmenschen zu schwingen.

Gogol war sich des inneren Widerspruches bewußt. Er sagte sich aber: „Gott hat Dir die Gabe der Komik gegeben. Die Satire ist eine Art der Komik. Du mußt Satiriker werden, wie Juvenal einer war. Die Gemeinheit der russischen Gesellschaft soll unter Deinen satirischen Peitschenhieben zucken und bluten. Schreibe einen satirischen Roman: dann wirst Du Deine heilige

*) Es ist zu bedauern, daß Ostrowski in Deutschland fast ganz unbekannt geblieben ist. Vielleicht, weil er zu einseitig national ist.

Mission erfüllt haben.“ Gesagt, gethan! Gogol setzt sich mit dem tiefsten Ernst an seine „große Lebensarbeit“: die „Toten Seelen“; er merkt aber nicht, daß er, statt der beabsichtigten beißenden Satire, eine Reihe der köstlichsten humoristischen Bildnisse russischer Gutsbesitzer schafft. Der erste Theil des Romans ist fertig. Er läßt ihn erscheinen und wartet auf die niederschmetternde Wirkung seiner „Satire“. Die „Toten Seelen“ erzielen aber, als humoristisches Meisterwerk, ungeheure Heiterkeit. Ganz Rußland begrüßt lachend sein ihm so plötzlich erwachsenes humoristisches Genie. Gogols Freunde, die auch in den „Toten Seelen“ nur ein humoristisches Epos gesehen hatten, drangen nun in Gogol, er solle so rasch wie möglich den zweiten Theil seines „Lebenswerkes“ fertig machen. Ganz Rußland werde ihm dafür danken. Die lieben Freunde hatten auch schon das Geheimniß vom „zweiten Theil“ ausgeplaudert; und nun wurde Gogol von allen Seiten bestürmt, den „berühmten zweiten Theil“ ja recht bald erscheinen zu lassen.

Und Gogol? Er war einfach niedergeschmettert. Niemand hatte sein Lebenswerk verstanden. Von seiner „beißenden Satire“ hatte Niemand Etwas gemerkt. Und er hatte gehofft, daß man „in seinem Lachen seine verborgenen Thränen“ spüren werde. Welche grausame Enttäuschung! Und gar erst der „zweite Theil“! Er hatte ihn ganz anders entworfen, als es die tachende Menge von ihm nun erwartete. Statt der im ersten Theil negativen sollte der zweite Theil positive Typen bringen; auf die Satire sollte die Moral folgen; der erste Theil zeigte uns die russische Gesellschaft, wie sie ist, der zweite Theil hatte uns zu zeigen, wie diese Gesellschaft sein sollte; dann hätte Gogol seine ihm von Gott auferlegte Mission erfüllt. Und nun war Alles so anders, so ganz anders gekommen! Er wird von Allen als der größte Humorist begrüßt und Niemand sieht in ihm den Bußprediger. Niemand hat sich in den von ihm erschaffenen Typen erkannt, Niemand sich über diese Typen empört; Alle haben nur gelacht. Welche Ungerechtigkeit, welche Kurzsichtigkeit der Menge!

Und doch hatte die Menge diesmal Recht gehabt. Es war wirklich unmöglich, Gogols „Thränen in seinem Lachen zu spüren.“ Das Lachen war zu gemüthlich und das „Milieu“ seiner Typen war so eingehend und liebevoll humoristisch geschildert, daß man schon vor Lachen geweint hatte, ehe man an den „gemeinen, verrotteten“ Typus herantrat, der dann auch wieder so komisch geschildert erschien, daß man abermals vor Lachen weinen mußte. Diese natürlichen Lachthränen hatte Gogol durch sein „Lebenswerk“ erzielt; von den Thränen aber, die er selbst bei seiner Arbeit geweint hatte (hatte er sie wirklich bei der Arbeit und nicht vielmehr in den Pausen geweint?), war bei den Lesern nichts zu merken.

Gogol gab aber nach diesem ruhmreichen Mißerfolg die große Absicht nicht auf, seine Mitmenschen moralisch zu retten. Ja: sie hatten den hohen

Zweck seiner „Toten Seelen“ im ersten Theil nicht erkannt. Im zweiten Theil werden sie ihn klar vor Augen sehen; denn da wird die satirische Maske abgelegt und der Autor wird ganz ernst zu seinen Lesern sprechen. Freilich werden sie in ihren Erwartungen getäuscht sein, da sie nichts die Lachmuskeln Reizendes finden werden. Desto besser! Sie sollen endlich aufhören, zu lachen; denn sie leben in einer bitter ernsten Zeit. Das sollen sie jetzt einsehen.

Und Gogol ging nun, mit betrübter Seele, aber voll Hoffnung, an die Arbeit. Hier erwartete ihn aber eine neue Enttäuschung. Er wußte wohl, daß er den so rasch erworbenen Ruhm beim Erscheinen seines „zweiten Theiles“ einbüßen werde, hoffte aber, ihn durch die Gediegenheit seiner ernsten Arbeit wiederzuerlangen. Doch je mehr er sich den Zwang auferlegte, ernst bleiben zu wollen, um so klarer wurde ihm das Bewußtsein, daß es ihm wider die Natur gehe, einen ernsten Roman zu schreiben. In einer kurzen Abhandlung, einem wissenschaftlichen (etwa historischen) Artikel, in seinen Briefen konnte er ganz ernst sein; überall da, wo von ihm sein Verstand, nicht sein Talent in Anspruch genommen wurde; sobald er sich aber zur rein künstlerischen Arbeit hinsetzte, konnte er beim besten Willen nur humoristisch wirken; und wenn er durchaus ernst werden wollte, wurde er einfach langweilig und man merkte, daß es kein freies künstlerisches Schaffen, sondern Zwangsarbeit war. Das merkten auch die wenigen Freunde, die den zweiten Theil der „Toten Seelen“ zu hören oder zu lesen bekamen. Das merkte aber sehr bald auch der Künstler selbst.

Nun war es aus mit seinem Lebenswerk. „Possenreißer“ wollte er nicht sein und zum Propheten fehlte ihm das „flammende Wort“. Er beschloß, sein künstlerisches Schaffen aufzugeben und seinen von Gott ihm auferlegten Beruf als verfehlt zu betrachten. Er vernichtete den zweiten Theil seines Lebenswerkes und gab statt dessen seine „Briefe an meine Freunde“ heraus, in denen er in einfach schönen Worten seine wahre Seele, seinen innigen Glauben an Gott, seine heiße Vaterlandliebe ausgesprochen hatte.

Diese „Briefe“ erregten sofort nach ihrem Erscheinen eine allgemeine Entrüstung der russischen „Intelligenz“, an deren Spitze damals (in den dreißiger und vierziger Jahren) Wissarion Bjelinskij stand, der talentvolle, aber grundsatzlose Literaturkritiker, der Vater der Nihilisten von 1860. Gogol wurde von ihm, wegen der religiösen Tendenz seiner „Briefe“, mit dem Bann belegt; zuerst als Verräther, dann als Verrückter.

Das war Gogols tragisches Los. Er hat sich in seinem Talent geirrt. Er hat sich Satiriker geglaubt und war nur Humorist. Von „Ruhmsucht“ aber war bei ihm keine Rede. Seine Enttäuschung entsprang nicht der Erkenntniß, daß der Ruhm nichtig sei, sondern der Erkenntniß, daß sein Talent für den ersehnten Prophetenberuf nicht tauge. Dem Glauben an Gott ist er

aber sein ganzes Leben lang treu geblieben. Er schrieb später nicht mehr, zog sich zurück und verkehrte nur mit wenigen Auserlesenen. „Diese Auserlesenen“, sagen unsere russischen Intellektuellen, „haben ihn vollends verrückt gemacht.“

Anders gestaltete sich das tragische Los Tschechows. C'est exactement la même chose, seulement c'est tout-à-fait le contraire.

Gogols Freunde riethen dem Humoristen, Humorist zu bleiben, und Gogol gehorchte ihnen nicht. Tschechows Freunde aber riethen ihm, sein eigentliches Feld zu verlassen und der Dramatiker des russischen Weltschmerzes zu werden: und leider ließ er sich von ihnen dazu verleiten. Nun ist es aber mit dem Weltschmerz eine eigene Sache. Weltschmerz mit einer Aussicht ins Jenseits, wie der Weltschmerz Pascals oder Gogols, hat seinen festen Grund und Boden in der Lehre des Nazareners. Weltschmerz ohne Glauben ist ein aussichtloses Trampeln in einem garstigen Morast. Das war Tschechows Weltschmerz.

Tschechow hatte sich als Humorist einen hübschen Namen gemacht, als seine Freunde von der liberalen „Intelligenz“ ihm zusetzten, er solle doch nach einem höheren Ziel streben und für die Sache der Freiheit, der Reformen arbeiten. Nun lag aber das politische Gebiet dem guten Anton Tschechow völlig fern. Er begnügte sich deshalb, gerade wie Gogol, damit, das irdische Leben als ganz niederträchtig und gemein darzustellen, ohne auch nur anzudeuten, auf welche Weise man diesem trostlosen Zustand ein Ende machen könnte. Und so entstanden seine Weltschmerz-Komoedien „Die Möwe“, „Onkel Wanja“, „Die drei Schwestern“ und ein paar andere, wo die komischen Figuren einfach köstlich sind, die Handlung des Stückes aber nichts ist als ein sinnloses Herumtappen ohne Anfang und ohne Ende. Das sahen denn auch bald Tschechows Freunde ein und behaupteten nun, das Drama brauche überhaupt keine Handlung; brauche nur Stimmung. Daß das Drama von Handlung lebt, verschwiegen sie. So wurde denn aus Tschechows Dramen ein wunderliches Gemengsel von drolligem, urwüchsigen Humor und langweiliger, hoffnungsloser Weltschmerz-Sentimentalität. Und der arme Tschechow starb (an der Schwindsucht), ohne sich aus dem fatalen Irrthum befreit zu haben. Gogol war glücklicher. Er hatte seine endliche Zuflucht im Glauben gefunden; Tschechow aber hatte diese Zuflucht nicht.

In der ganzen internationalen Literaturgeschichte wird kaum eine Parallele zu den Erlebnissen Gogols und Tschechows zu finden sein. Wo ist der dritte große Humorist, der sein Talent zu anderen, seinem Wesen, dem Humor, völlig fremden Zwecken verwenden wollte und dabei zu Grunde ging?

Zwischen Gogols und Pascals Los aber einen Vergleich ziehen, hieße, die grundverschiedenen Charaktere der beiden Männer völlig mißdeuten.

Paris. Wladimir Gringmuth.

Selbstanzeigen.

Knud Hjortö: Zwei Welten. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen. Stuttgart, Axel Junckers Verlag

Der Romanleser par excellence wird dieses Werk nicht hoch bewerthen; das gedanklich-psychologische Moment überwiegt darin. Besonders hinweisen möchte ich auf das Buch, weil das Mißtrauen deutscher Leser gegen die Ueberfülle an importirter skandinavischer Literatur längst erwacht ist und weil Hjortö nicht verdient, unter diesem Mißtrauen mitzuleiden. „Zwei Welten“ kann mit seinen Gedankenschönheiten und seinen künstlerisch feinen Details auch in Deutschland ernstes Interesse beanspruchen. Mit männlich-sicherer Kraft und Konsequenz beleuchtet Hjortö das Eheproblem von einer bestimmten Seite. Zwei stolze, selbständige Menschen begehren und wählen einander zur Ehe. Vieles fesselt den Einen an den Anderen, ohne daß der zündende Funke der großen Leidenschaft aufleuchtet. Die kühle, an sich selbst ermüdende Vernunftkultur Niels Grandlevs wird heftig angezogen von junger, in Leben und Zukunft hineinjauchzender, hineinschreiender Mädchen-Barbarei; und die kleine Barbarin Helga kommt dieser Kultur und ihrem Träger gern entgegen und nimmt von ihr an, was ihr dienlich sein kann. In dem Denker lebt zugleich der begehrende Mann, den seine Kultur hindert, zum „Kraftbanditen“ zu werden. „Eroberung ist stets von einer gewissen Unterjochung begleitet; und er hatte kein menschliches Recht dazu, sie so nah an sich zu ziehen, daß ihr freies Wachsthum gehindert wurde. Er wußte, was Seele ist, und er schauderte vor Seelenzwang zurück wie vor einer unnatürlichen Sünde.“ Helgas Selbständigkeit, ihr instinktiver Widerwille gegen vertrauten Verkehr mit anderen Menschen, ihre eigene künstlerische Veranlagung: all Das dient zur Verschärfung des Konfliktes. Lange schwankt sie zwischen Grandlev und ihrem Selbst. Der Mann ist ihr nicht das „Absolute“. Helga: „Darf man sich verheirathen, wenn man mit einer ganzen Menge in sich umhergeht, davon man nicht weiß, was daraus werden soll?“ Grandlev: „Ob man es darf, weiß ich nicht; doch man thut es allgemein und die ganze Menge wird zu einer Menge Kinder.“ Grandlev empfindet die Schwierigkeit darin: „Der Mann zu sein, der Etwas thun oder sagen muß, das helfen kann Das Wort zu finden, das in ein grübelndes Mädchengemüth als die Lösung des von ihm selbst nicht verstandenen Räthsels fallen kann, ist eben so leicht, wie in tiefster Dunkelheit nach der Scheibe zu schießen.“ Die Worte versagen. „Physische Erotik hilft über Vieles weg, aber reicht auf die Dauer auch nicht aus; denn eine Frage, der Kraft innewohnt, will beantwortet sein und ein Problem, das ohne Antwort hinwelkt, hinterläßt ein Loch in der Seele.“ Mit großer, weit ausblickender Kunst malt Hjortö den Kampf dieser beiden Seelen, die einander anerkennen und wieder verleugnen, sich für einander aufopfern möchten und wieder einander trotzen. Intellektuell das Höchste erreicht Hjortö in der scharfsinnigen Selbstanalyse des Helden, die Niels Grandlev an das Ergebniß heranführt: „Unsere Ehe kann nicht unter der Annahme fortgesetzt werden, womit sie begonnen wurde: daß Du (Helga) genug an mir hättest oder daß ich doch mehr für Dich bedeutete als irgend etwas Anderes. Diese Auffassung ist durch die Erfahrung widerlegt worden. Du sollst mich für Das nehmen, was ich bin: Etwas neben Deiner Kunst, nichts Ganzes. Was ich Dir zu bieten habe, ist nicht viel; die Hand, die ich nach Dir ausstrecke,

ist nicht warm, aber auch nicht schlaff oder gänzlich gleichgiltig. Bist Du wirklich mit so wunderbarer Kraft an mich festgewachsen, an mich, den halbdürren Baum der Weisheit? Ich, der so viel zu wissen meinte, ich weiß nichts in dieser Frage, die das Leben eines Menschen betrifft." Herbe Resignation ist das gemeinsame Los dieser beiden „Doppelmenschen, für die es keine ganze Leidenschaft giebt, die nichts Sicheres über das Glück wissen, aber einander nie mehr enttäuschen können."

Hermann Kiy.

Nackt-Kultur. Erstes Bändchen: Allgemeines, Fußpflege. Steglitz, H. Pudors Verlag. 2 Mark.

Aus der modernen Naturwissenschaft leite ich die Forderung der Nacktheit ab. Wenn der Mensch ein echtes Wirbelthier ist und alle anatomischen Merkmale des Affen hat, so ist anzunehmen, daß die Natur den Menschen wie alle anderen Säugethierarten mit vollkommener Hautorganisation als der natürlichen Kleidung geschaffen hat. Auch vom Standpunkte des religiösen Glaubens ist aber nicht einzusehen, warum Gott das vollkommenste Wesen so geschaffen haben sollte, daß es den Thieren das Fell abziehen muß, um sich damit zu bekleiden. Aber ist eine Kultur, eine Fortsetzung unseres Kulturlebens ohne Kleider möglich? Diese Frage soll im dritten Bändchen der Serie beantwortet werden. Einstweilen wird nur daran erinnert, daß die Natur keine Sprünge kennt und daß sich der Umschwung von der Kleiderkultur zur Nackt-Kultur ganz allmählich vollziehen wird.

Steglitz. Dr. Heinrich Pudor.

Der gläserne Gott. Vier Novellen. Axel Juncker, Stuttgart. 3 Mark.

Eine Probe:

Die Hochzeit der Giuditta Carra-Verrucci, die nun Signora Moretti hieß, hatte stattgefunden. Lothar besuchte sie in ihrem Palazzo in Neapel. Es war ein dunkler, frostig pompöser Bau aus dem siebenzehnten Jahrhundert, ein Bau, dessen mit wuchtigen Putten und gewundenen Säulen geschmücktes Thor sich in enger Gasse zwischen ärmlichen, Feuchtigkeit ausschwitzenden Miethhäusern erhob. Ein morscher, alter Diener, der ein Trinkgeld zu erwarten schien, wie der Aufseher einer Privatsammlung, öffnete ihm. Die verstaubte breite Steintreppe, riesenhafte, schwarz gewordene Gemälde an grautgetünchten Wänden, zerbrochene Scheibencarreaux in schmalen, hohen Fenstern ließen kaum vermuthen, daß dieses Grab ehemaligen Wohlstandes der Schauplatz einer jungen Ehe war. Ueberall lag eisig feuchter Moderhauch. Lothar wurde in einen Raum mit unwirthlichem Steinboden geführt. Zu der gewölbten Decke mit mythologischen, ganz roh erneuerten Fresken, zu den hohen Barockthüren mit den übertrieben stark profilirten Frontons paßte schlecht die dürftige moderne Einrichtung, die in einem Haushaltungbazar zusammengekauft schien. Ein muschelförmiges Sofabruchstück, einige zusammenklappbare Leinwandstühle bildeten das Hauptmobiliar in dem für moderne Wohnbedürfnisse viermal zu großen Raum. Um den dünnen kleinen Teppich zwischen den Möbeln mußten sich die Füße der Sitzenden streiten. Einiges in Stein gebildete Obst auf dem Mitteltisch war die Hauptannehmlichkeit für die Sinne, falls man von der an die Wand gemalten Thür absah, aus der eine feurig blickende Frau unaufhörlich in das Zimmer zu treten schien. Signora Moretti ließ nicht warten. Sie

kam in einem mondän gearbeiteten tea-cosy von billigem mauvefarbigen Stoff. Ihr Gesicht war wenig verändert. Sie hatte sich die mädchenhafte Scheu abgewöhnt, die sie früher nicht übel spielte. Die neue Rolle paßte besser zu ihr; so war der Reiz des Kontrastes verschwunden. „Ah, mon ami, c'est vous! Comme vous êtes gentil de vous souvenir de nos beaux jours à Sorrente.“ Es war räthselhaft, warum sie Französisch sprach. Sehr schnell verfiel sie wieder in ihr neapolitanisches Italienisch und redete ihren Besucher mit voi an. Sie spielte krampfhaft die Dame von Welt und schien Lothar sehr zu ermuthigen, den nun fälligen Wechsel einzulösen. Wenn ihn die bizarr verderbte Giuditta des Sommers verwirrt hatte, so belustigte ihn kaum ihr neues Stadium provinzialer Versumpfung nach pariser Schablone, wie sie sich in so vielen spanischen, italienischen und Balkansalons wiederholt. „Wir sind jeden Donnerstag Abend für unsere Freunde zu Haus“, sagte sie; „aber wer mich allein treffen will, muß um Fünf kommen, in der Dämmerung, entre chien et loup.“ Sie sprach noch ein seltsames Wort aus, das vielleicht five o'clock heißen sollte.

Oskar H. Schmitz.

Münchhausen und Klarissa. Ein berliner Roman. Titelzeichnung und Vignetten vom Verfasser. Oesterheld & Co., Berlin. 3½ Mark.

Als ich im Jahr 1889 mein erstes Buch, „Das Paradies, die Heimath der Kunst“, herausgegeben hatte, „gründete“ ich auch gleich eine Zeitschrift für „neue Kunstziele“. Die erste Nummer dieser Zeitschrift ist „natürlich“ niemals erschienen; das Programm der Zeitschrift wurde aber gedruckt. Und es kommt mir heute fast vor, als wäre ich in meinem ganzen Schaffen niemals über das Programmatische hinausgekommen; mir ist, als hätte ich immer wieder nur das Programm „für die neuen Kunstziele“ geschrieben. Und auch mein neuer Roman ist eigentlich abermals nur das Programm für die neuen Kunstziele. Demnach wird man sagen, ich hätte nur ein einziges Talent: das, mich immer zu wiederholen. Man thut mir aber bitteres Unrecht, wenn man mir Das sagt. Was ich im „Paradies der Kunst“ anno 1889 nur in flüchtigen Umrissen ahnte, habe ich in den vielen späteren Jahren auszubauen versucht. Und ich glaube, Dieses und Jenes ist mir doch so klar geworden, daß es suggestive Kraft haben könnte. Und ich glaube, daß die Leser meines Münchhausen-Romans jetzt mit Leichtigkeit begreifen werden, wie ich meine neuen Kunstziele zu erreichen gedenke. Ich will nicht durch Nachbildung, sondern durch freie Komposition der Sinneseindrücke Das schaffen, was man als „neue Kunst“ bezeichnen kann. Bevor man sich aber ein Urtheil über diese „radikalphantastische Richtung“ bildet, thut man mir wohl den Gefallen und liest erst, was ich in meinem Münchhausen-Roman geschrieben habe. Mir lag durchaus nicht daran, nur einen kleinen Scherz zu veröffentlichen; ich wollte endlich etwas Grundlegendes bieten. Mir ist die Kunst, die das Daseiende einfach kopirt, ein Gräuel. Ich lehne die mir banal erscheinende Theorien des Naturalismus und Impressionismus ab. Ich behaupte, daß der allergrößte Theil der gesammten europäischen Kunstthätigkeit für den Orkus reif ist. Und dabei kommt es mir thatsächlich vor, als wenn ich in meinem Münchhausen-Roman etwas Neues biete, das besser ist als das für den Orkus Reife. Erst nach der Lecture versuche man, mich anzugreifen.

Paul Scheerbart.

Hausmanns Galilei.*)

Galileo Galilei vor dem Konzil: das Motiv als solches hatte den Maler Friedrich Karl Hausmann längst schon interessirt. Den Maler verführten die bunten Ornate der vielen, auf einem verhältnißmäßig kleinen Raum vereinigten Kirchenfürsten; und der junge Kunstrevolutionär berauschte sich an der Gestalt des Muthigen, der einer erlauchten, auf alte Lügen schwörenden Versammlung die neue Wahrheit entgegendonnert. Hausmanns früheste, von überschäumendem Temperament erfüllte Galilei-Skizze entstand auch bereits in seinen ersten pariser Tagen, als Erinnerungen an belgische Historienbilder sich in seiner Seele mit Eindrücken verschwisterten, die Hausmann vom Kolorismus eines Delacroix empfing. Die chaotische Wirrniß in der Komposition dieses Entwurfes, die Kopf an Kopf gedrängten Priester, auf die vom Seitenfenster her ein greller Lichtstrahl fällt: in Alledem offenbart sich ein Schüler der Gallait und De Bièfoe. Doch ohne die Anregung durch den pariser Rubens hätte Hausmann mit der Farbe allein Galileis geistige Isolirung nicht auszudrücken vermocht. Die ganz in düsteres Schwarz gehüllte Gestalt des Forschers nimmt die hellste Stelle des Bildes ein; von diesem farbigem Höhepunkt aus schwächt sich die Intensität des Lichtes nach beiden Seiten hin ab und der Thron des Großinquisitors ist von nächtigem Dunkel umschattet. Diesem Farbenkontrast mit seiner handgreiflichen Symbolik, der die Wirkung des Ganzen bestimmt, hat Hausmann mancherlei koloristische Gegensätze untergeordnet; aber es sind ihrer zu viele und so findet das Auge keinen Ruhepunkt in diesem Farben-Tohuwabohu. Hausmann selbst erkannte die Fehler dieser Skizze und sein gereiftes Urtheil korrigirte sie in Rom durch eine andere. An dem zweiten Entwurf überrascht eine kühle Helligkeit, die den Farbenkontrasten ihre Schärfe nimmt; auf das Unterstreichen des Gegensätzlichen verzichtete Hausmann ganz; während er früher auf möglichst viele von einander verschiedene Farben bedacht war, strebte er, nach seinen eigenen Worten, jetzt nur nach dem „Vielerlei in der Einheit“, nach „Tonreichthum“.

Das große Bild sollte die glänzende Komposition und Farbendramatik der ersten Skizze mit den Vorzügen der zweiten, vor Allem mit ihrer Raumgestaltung verbinden. In der „Stanza della segnatura“, vor den Fresken Raffaels war Hausmann sich über die Aufgabe der Architektur in einem Bilde klar geworden. Sie sollte durch die Harmonie edler Verhältnisse das von der bunten Bewegtheit der Handlung ermüdete Auge beruhigen, sollte, ohne die Gestalten zu erdrücken, durch die Verbindung von imponirender Massigkeit und wohlgegliederter Rhythmik der Szene den Charakter des Feierlich-Grandiosen geben. Darum verlegte Hausmann die Handlung von ihrem historischen Schauplatz, der gothischen Kirche von Santa Maria sopra Minerva, in einen für solche Zwecke besser geeigneten Centralbau der Spätrenaissance, wobei er die „vollendet schöne Gliederung des Raumes“ und besonders die „herrlichste Anordnung des Lichtes“ seinen Plänen dienstbar

*) Ueber das Werk und die Persönlichkeit des Malers Friedrich Karl Hausmann veröffentlicht der Kunsthistoriker Dr. Emil Schaeffer Ende September (bei Julius Bard in Berlin) ein Buch, dem ich, auf Wunsch des Autors, hier ein Fragment entnehme. Ich hoffe, daß es der sorgsam vorbereiteten und liebevoll ausgeführten Studie Leser wirbt.

machte. Ein schwerer Teppich aus weißem Brokat, der dem ganzen Raum seine Tiefe und dem Purpur der Kardinäle davor eine neutrale Folie giebt, scheidet die Apsis mit ihren goldenen, im Sonnenglanz aufglühenden Mosaiken von dem eigentlichen Tribunal, dem bis zur halben Höhe dargestellten Kuppelraum. Hier haben, eine Runde bildend, Galileis Inquisitoren sich gelagert; und zwar kleidete Hausmann die Bischöfe des äußersten Vordergrundes in dunklere Trachten als jene, die dem Angeklagten zunächst sitzen. Die zweite, den Hintergrund umfassende Kreishälfte scheint vollends wie von Licht überfluthet. Die graue Marmorwand zur Rechten des Großinquisitors, der weiße Teppich mit seinen goldenen Streifen, die Kanzel mit ihrer gleißenden Kosmatenarbeit, das jubelnde Roth im Ornat der Kardinäle, das Weiß der Chorknaben und Benediktinermönche, die mit Edelsteinen geschmückten Mitren und mit Gold durchwirkten Pluviali der Bischöfe, die vielen, überall eingestreuten gelben, rosa- und orangefarbigen Bänder, der schilfgrüne Bodenbelag auf der Estrade: all diese Lichtwogen strömen leuchtend in und über einander. Und doch haftet der Blick nur an dem ganz in Schwarz gehüllten Galilei, der allein auf der dunklen, unbedeckten Steinfliese steht und an dessen düsterer Gestalt sich die brausende Helligkeitsfluth zu brechen scheint. Das Gerippe dieses tragischen Farbenspieles wird von einer Menge koloristischer Episoden umkleidet, die bezeugen, daß Hausmann seine ganze Erfahrung diesem riesengroßen und doch an keiner Stelle uninteressanten Gemälde zukommen ließ. Man betrachte das rothe Barrett auf dem grünen Teppich rechts vorn, die von Juwelen strahlende Mitra, die so lustumflossen gegen das zarte Grün der Estrade steht; man achte darauf, wie auf diesem Podest das blanke Weiß der priesterlichen Ornate, bei den Geistlichen der zweiten Sitzreihe in das mildere der Benediktinerkutten übergehend, im Brokat des Teppichs leise verklingt. Solche Feinheiten, deren man rasch ein Dutzend aufzählen könnte, erheben, was die Malerei an sich betrifft, Hausmanns Galilei vielleicht zum besten deutschen Historienbild; aber auch dem Geistigen des Themas bleibt es wenig schuldig. Nicht jeder dieser hundertsechsundzwanzig Geistlichen trägt auf seinen Schultern einen „Charakterkopf“; aber was immer unter dem weiten Gnadenmantel der Kirche sich zusamendrängt, den Fanatiker, der funkelnden Auges sein „crucifige eum“ in die Halle brüllt, den gedankenlos gutherzigen Mönch, den Asketen mit seinen vom Wachen und Hungern abgezehrten Armen, Prälaten von anmaßender Dummheit und gedankenloser Indolenz, schlichte Beter, Diplomaten und Patriarchen voll strenger Milde: Alle berief Hausmann zu diesem Tribunal und Jeder stellt sich auf seine besondere Weise dem großen Ketzer gegenüber. Dabei strebte Hausmann, da er sich nun einmal zu dem Historienbild entschlossen hatte, auch nach historischer Treue. Zu Haufen geschichtet, lagen in seinem Atelier Kostüm- und Portraitwerke; er studirte Medaillen des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts und übernahm endlich, um dem Bilde den Reiz des Zuverlässigen zu sichern, in seine Darstellung berühmte Portraits; in erster Linie Van Dycks Kardinal Bentivoglio und Tizians Paul den Dritten.

Auch von den Schwächen des Werkes muß aufrichtig gesprochen werden. Daß Niemand, der nicht weiß, was sich am zweiundzwanzigsten Juni des Jahres 1633 in der römischen Kirche von Santa Maria sopra Minerva zugetragen, seinen Inhalt versteht: diesen Mangel theilt Hausmanns Galilei mit allen Historienbildern, die, statt Malerei Illustrationen bietend, ja sämmtlich einen gelehrten Betrachter er-

fordern. Aber die schwächliche Haltung Galileis, der weniger an einen vom heiligsten Glauben erfüllten Bekenner als an die beschwörenden, warnenden oder verfluchenden seriösen Bassisten der Donizetti-Opern gemahnt, an ihr trägt Hausmann allein die Schuld. Und doch wieder auch nicht. Hausmann wollte schildern, wie Galilei, nachdem er eben die Irrlehre des Kopernikus von der Drehung der Erde um die Sonne feierlich abgeschworen, von seinem Gewissen gepeitscht, sich hoch aufrichtet und seinen Peinigern das „Eppur si muove“ entgegengenschleudert. Galilei hat diesen Satz nie gesprochen, der nach der Meinung des Historikers Isidoro del Lungo „una postuma vendetta della coscienza umana“, die verspätete Rache der geknechteten Gewissensfreiheit bedeutet. Der italienische Rassengeist, der auch das „L'Italia farà da sè“ oder „Ci siamo e ci resteremo“ ersann, hat diese Worte einem legendarischen Galilei in den Mund gelegt, um so in der Lebenstragoedie Galileis den Höhepunkt grell zu beleuchten. Erfüllt vom romanischen Pathos, müssen sie durch den Künstler, der den Klang der Stimme nicht malen kann, in eine große, eine unvergeßbare Geberde umgesetzt werden. Und gerade diese Geste, auf die Alles hier ankommt, vermochte Hausmann, der Germane, nicht zu gestalten. Man wende vom Galilei den Blick auf eine noch in Olevano entstandene Zeichnung Hausmanns und betrachte da besonders die verhutzelte Greisin, ihre Haltung, ihren Gesichtsausdruck. Mit wenigen, kaum andeutenden Strichen erzählte Hausmann hier von einem Leben, das nur Mühe und Arbeit gewesen. Auch darin liegt Pathos; aber das stille, nach innen gewandte Pathos der Germanen, das gestenlose. Die Deutschen bedürfen ihrer ungelenken Arme nicht zum Ausdruck von Gemüthsbewegungen. Als die nordischen Künstler des sechzehnten Jahrhunderts sich das Geberdenpathos der Südländer aneignen wollten, verwandelten sie, was bei den Italienern als Wahrheit empfunden wurde, in Phrasen. An der Unmöglichkeit, das spezifisch Romanische durch die Mittel eines deutschen Temperamentes auszudrücken, ist auch die Figur des hausmannischen Galilei gescheitert. Den Künstler selbst hat diese Gestalt nie befriedigt. „Könnte ich nur den Galilei fortlassen“, seufzte er oft genug beim Malen des Bildes . . .

In Köln erregte Hausmanns Bild zunächst schon um seines Formates willen ungeheures Aufsehen. Dann wurde sein Schöpfer katechisirt, und während die Protestanten einem Apostel des lutherischen Gedankens zujubelten, schloß die Kritik eines „führenden“ katholischen Blattes mit dem zornigen Ruf: „Pfui, Herr Hausmann, Pfui!“ Trotzdem wurde der Galilei des Gescholtenen zum Ankauf für das eben zu gründende kölner Wallraf-Richartz-Museum vorgeschlagen. Hausmann, der Ueberglückliche, bereitete wegen der Kaufsumme keine Schwierigkeiten; schon sollten die verschiedenen Unterschriften den Handel rechtsgiltig machen: da trat Eduard von Steinle der gerade das Treppenhaus des neuen Museums ausmalte, gewappnet mit der Autorität eines in ganz Deutschland gefeierten Namens, gegen Hausmann auf den Plan. In Köln, erklärte der Nazarener, der zu Hausmanns Unglück auch der Ankaufskommission angehörte, im deutschen Rom dürfe nicht ein Bild hängen, das fromm gesinnten Männern tagtäglich neues Aergerniß geben müsse. Sein Wille geschah. Um ihren Rückzug vor den Protestanten zu maskiren, erstand die Museumsverwaltung Pilotys „Galilei im Kerker“, ein Gemälde, an dem zwar Künstler, gewiß aber nicht gläubige Seelen Anstoß nehmen konnten. Steinle, der Direktor des Städelschen Institutes in Frankfurt, kannte Hausmann persönlich; er wußte, daß es die-

sem Maler stets nur um die Kunst, niemals um eine Tendenz zu thun gewesen, er wußte, daß in Hausmanns Atelier die Sorge heimisch war, daß Hausmann, sollte er nicht um die Frucht eines sechsjährigen Schaffens betrogen sein, diesen Galilei verkaufen müsse. Und dennoch hat der milde Marienmaler einem Künstler, den er achtete, den Pfad zur ruhsamen Existenz verrammelt. Steinle ging hin und malte heiteren Herzens wieder eine Madonna, die aus ihrer Gnadenfülle lächelnd herniederschaut auf Sünder und Gerechte.

Diese Niederlage angesichts der gesammten deutschen Kunstwelt warf Hausmann zu Boden. Sein Galilei war eine „Brotarbeit" gewesen; aber er hatte doch mit diesem Gemälde sein Bestes zu bieten versucht: und nun wollte Niemand es haben. Wer würde das Bild denn jetzt noch kaufen, da doch Jedermann wußte, daß die hervorragendsten Künstler darin kein Zierstück eines Museums erblickten? Ein Privatmann würde das riesenhafte Werk nie erstehen und alle Kunstvereine hielten sich gewiß an das „Nein" der kölner Jury. Hausmann sandte den Galilei von Ort zu Ort. Nach ein paar Jahren wurde das Bild zu einem Spottpreis von der hamburger Kunsthalle angekauft. Kraft zu neuer Arbeit fand Hausmann nicht und vor dem Hunger schützte ihn allein die Thätigkeit für eine frankfurter lithographische Anstalt; er zeichnete Illustrationen zu Märchenbüchern, entwarf Kartenspiele und Deckelmalereien. Da starb in Hanau der Direktor Pelissier und man trug Hausmann die Leitung der Kunstschule an. Eine kurze Berathung mit dem Onkel (die Mutter war schon lange tot): und Hausmann erklärte, es werde ihm eine Ehre sein, in Hanau der Nachfolger seines verewigten Lehrers zu werden.

Dr. Emil Schaeffer.

Banken.

Die Dresdener erhöhen ihr Kapital, die Darmstädter verlieren ihren Direktor: Das war, außer der Kapitalsvermehrung der Schiffahrtgesellschaften und der Fusion Phoenix-Hoerde, der Hauptgesprächsstoff der Börse in der ersten Septemberwoche. Vielleicht wäre über die beiden zuerst genannten Themata in weniger stiller Zeit nicht so viel geredet worden. Daß der Concern Dresden-Schaaffhausen sein Kapital vermehren werde, war nach den letzten Jahresbilanzen nicht mehr zweifelhaft; die Ankündigung wurde in den Ordentlichen Generalversammlungen erwartet Ueberaschen konnte eigentlich nur die für die Veröffentlichung des Beschlusses gewählte Zeit. Der Herbst bringt dem Geldmarkt gewöhnlich starke Anforderungen, die zum Theil durch die Vorbereitungen auf die Jahresabrechnungen bedingt sind. Der Frühling ist deshalb für neue Emissionen dieser Art geeigneter als das Jahresende. Allerdings hat in letzter Zeit die Spannung auf dem Geldmarkt nachgelassen; darauf konnte Herr Gutmann sich berufen, als er die längst geplante und nothwendige Transaktion ans Licht brachte. Aber die Geldverhältnisse konnten künstlich ein Bischen verbessert worden sein: auch der Kurs der Bankaktien schien kurz vor der Publikation des Erhöhungbeschlusses ja steigen zu wollen. Die dadurch be-

wirkte gute Laune der Spekulation wich freilich, als man das Spiel durchschaut hatte. Der ehrliche Chronist kann nur die Thatsache verzeichnen, daß die Börse den Beschluß der Dresdener Bank und des Schaaffhausenschen Bankvereins, ihr Kapital um 40 Millionen zu erhöhen, mit deutlichem Unwillen aufgenommen hat. Die Einzahlungen sind ja erst im nächsten Frühjahr zu leisten; aber die Ankündigung wirkt natürlich schon jetzt. Entweder wollten die Leiter der beiden Banken anderen Instituten zuvorkommen und deshalb nicht länger warten; oder um die Liquidität der Bilanzen steht es so schlecht, daß man nicht länger warten konnte. Nach den zuletzt veröffentlichten Bilanzen hatte bei der Dresdener Bank der nicht aus den greifbaren Aktiven zu deckende Betrag der Verpflichtungen schon die stattliche Höhe von rund 271 Millionen erreicht (gegen 210 im vorigen Jahr); und beim Schaaffhausenschen Bankverein war eine Erhöhung von 121 auf 181 Millionen zu konstatiren. Daß sich das Mißverhältniß zwischen liquiden Mitteln und Verbindlichkeiten im Lauf dieses Jahres nicht verringert hat, ist anzunehmen; die Engagements in Effekten und Konsortialbetheiligungen mögen wohl noch beträchtlich gestiegen sein. Man konnte nicht warten; neues Geld war dringend nöthig.

Das gilt aber auch für andere Großbanken, die in der Zeit der Hochkonjunktur neue Papiere emittirt und der Industrie höhere Kredite gegeben haben. Die starke Beschäftigung der Industrie, die ja auch nach dem Beginn der neuen Zollaera nicht nachgelassen hat, und die damit verbundene Geldvertheuerung werden in den nächsten Bankabschlüssen zu mehr oder minder klarem Ausdruck kommen. Höhere Einnahmen, vielleicht auch noch höhere Dividenden (vielleicht; nach den Dividendenerhöhungen des Jahres 1905 ists nicht sicher), aber verschlechterte Liquidität. Wahrscheinlich hören wir noch von anderen Banken, daß sie ihr Kapital vermehren. Eine ganze Weile ists ja her, seit wir solche Botschaft vernahmen. Das einzige Institut, das am Ende des vorigen Jahres Junge Aktien ausgab, war die Deutsche Bank. Im August 1905 hatte die Mitteldeutsche Kreditbank ihr Kapital erhöht; im Juni die Nationalbank; im Januar 1905 die Kommerz- und Diskontobank. Bei der Diskontogesellschaft sind dreißig Monate, auch bei der Darmstädter Bank sind zwei Jahre seit der letzten Ausgabe neuer Aktien vergangen; bei der Berliner Handelsgesellschaft schon fast drei Jahre. Inzwischen haben die Geschäfte sich ohne Pause vermehrt und ausgedehnt; neue Niederlassungen sind gegründet worden; auch der Konzentrationprozeß hat Fortschritte gemacht, freilich langsamer als in den vorausgegangenen Jahren. Da die geschäftlichen Beziehungen der Banken sich erweiterten und die Zahl ihrer Kunden wuchs, ist die Summe der fremden Kapitalien, die in den Instituten arbeiten, stark angeschwollen. Das bedingt aber die Vermehrung des eigenen Kapitals; sonst würde das Mißverhältniß zwischen Kreditoren, Depositen und Accepten auf der einen und dem Aktienkapital auf der anderen Seite so groß, daß die finanzielle Position der Banken gefährdet werden könnte. Bei jeder neuen Kapitalserhöhung entsteht natürlich die Frage, ob die Banken auch künftig lohnend genug beschäftigt sein werden, um dem Aktionär die ungeschmälerte Dividende sichern zu können. Daß die Ausgabe neuer Aktien auf Mißtrauen stößt, ist begreiflich: sie erschwert ja die Rentabilität. Sehen wir uns die Ziffern einmal an. Dresden-Schaaffhausen wird jetzt über eine zu verzinsende Kapitalmasse (einschließlich der Reserven) von rund 408 Millionen verfügen; bei der Deutschen Bank ergeben Aktienkapital und Reserven 297 Millionen; bei der Diskontogesellschaft 227; bei der Darmstädter Bank 184;

bei der Berliner Handelsgesellschaft 129. Bei sechs Banken finds also 1245 Millionen. Dieser Betrag scheint freilich klein neben den Summen, die in der Industrie angelegt sind. Von der deutschen Industrie, der sie einen großen Theil ihrer Kapitalien zur Verfügung stellen, soll den Banken ja auch in Zukunft das Heil kommen. Doch haben vorsichtige Bankdirektoren natürlich nicht Alles auf die eine Karte gesetzt. Auf dem ganzen Erdball suchen sie neue, gangbare Wege. Der dresdener Concern, der an den in- und ausländischen Unternehmungen der Internationalen Bohrgesellschaft (die neulich gegründete Deutsche Mineralölindustrie-Aktiengesellschaft in Berlin vereinigt die Interessen der Bohrgesellschaft und die der Deutschen Petroleum-Aktiengesellschaft) betheiligt ist, hat die Deutsch-Südamerikanische Bank gegründet und ist, zusammen mit der Nationalbank für Deutschland, an der Deutschen Orientbank betheiligt. Die deutschen Auslandbanken haben an Bedeutung gewonnen, seit die Entwickelung der großen Kreditinstitute im Inland immerhin begrenzt erscheint. Der Gründung der Deutsch-Südamerikanischen Bank war die der Deutschen Centralamerika-Bank vorausgegangen, die unter dem hohen Patronat der Deutschen Bank erfolgt ist. Dieses Institut hat auch in der Deutsch-Ueberseeischen Bank eine Vermittlerin für Geschäfte in Argentinien, Chile, Mexiko, Peru, Bolivia. Ferner gehört sie zum Concern der sieben an der Deutsch-Asiatischen Bank betheiligten Institute. Die Brasilianische Bank für Deutschland steht zur Diskontogesellschaft in Beziehungen; eben so die Bank für Chile und Deutschland, die Banca Generala Romana und die Banque de Crédit in Sofia. Die beiden afrikanischen Banken, die Deutsch-Westafrikanische und die Deutsch-Ostafrikanische, gehören sowohl zum Concern der Dresdener Bank als auch zu dem der Deutschen und der Diskontogesellschaft.

Merkwürdig ist, daß die Bank, deren Erster Direktor soeben an die Spitze der deutschen Kolonialverwaltung berufen wurde, sich bis jetzt weder an der Gründung eines überseeischen Bankunternehmens betheiligt hat noch überhaupt nennenswerthe Beziehungen zu fremden Bankinstituten besitzt. In den letzten Jahren hat sie sich nur an der Umwandlung des alten bukarester Bankhauses Marmorosch, Blank & Co. in eine Aktiengesellschaft und bei der Gründung der Banc of Abessynia betheiligt. Jetzt hat die Deutsche Bank noch eine Mexikanische Bank für Handel und Gewerbe (unter Ausnahme der bisherigen Filiale der Deutschen Ueberseeischen Bank in Mexiko) gegründet. Das wirkte fast wie eine Verhöhnung des Institutes, dem seit mehr als fünfzig Jahren das Recht zusteht, sich Bank für Handel und Industrie zu nennen. Vielleicht wollte man sich von vorn herein gegen Konkurrenzversuche der dernburgischen Darmstädter Bank schützen? Die Gefahr, daß der Wettbewerb auch in den überseeischen Bankgründungen allzu hitzig wird, ist nicht gering zu schätzen. Manche Auslandbank hat hohes Lehrgeld zu zahlen gehabt; ihrer Aufgabe, den deutsch-überseeischen Handel zu fördern, sind diese Banken im Allgemeinen aber gerecht geworden. Dieser erfreuliche Zustand kann aber nur dauern, wenn die Institute einander draußen nicht, wie leider jetzt schon recht oft in der Heimath, den Bissen vom Mund wegzuschnappen versuchen. Wie wird sich nun der neue Kolonialdirektor zu den kolonialen Bankunternehmungen stellen? Wird er trachten, mit dem Gelde der Großbanken die Kolonien zu fördern? In den ersten Tagen wurde an diese Frage nicht gedacht. Man bestaunte nur das große Ereigniß, daß ein Bankdirektor, der noch nicht einmal lumpiger Kommerzienrath war und dessen Knopfloch nicht der kleinste Rothe Adler zierte, über Nacht zum Wirklichen Geheimen Rath, zur Excellenz ge-

worden war. Bernhard Dernburg hats erreicht; und man darf ihm, trotzdem seine Einnahmen sich so wesentlich verringern, gratuliren. Besonders dazu, daß er dem Schicksal entronnen ist, die nächste Bilanz der Darmstädter Bank vor den Aktionären vertreten zu müssen. Paris war eine Messe werth; die Befreiung von Deutsch-Luxemburg und Heldburg ist mit einer Einbuße von zweihundertausend Mark jährlich nicht zu theuer bezahlt. Einstweilen kann der „Beförderte" lachen.

Herr Dernburg ist zu gescheit, um an den kindlichen Lobliedern, die einzelne Begeisterte ihm sangen, Freude zu empfinden; er hat vielleicht, mit Byron, gedacht: „I awake one morning and found myself famous." Daß er ein sehr begabter, sehr energischer und sehr temperamentvoller Herr ist, kann Niemand bestreiten. Die Behauptung, Herr Fürstenberg habe Dem, der den Eintritt Dernburgs in die Berliner Handelsgesellschaft vermittle, hunderttausend Mark geboten, klingt freilich ein Bischen komisch; und nicht nur, weil neben Walther Rathenau kaum ein Platz für den auch noch jugendlichen Direktor der Darmstädter Bank gewesen wäre. Dernburg hat Leben in den Palast am Schinkelplatz gebracht; den Aktionären sind auch höhere Dividenden als in früheren Jahren, unter Kaempfs und Riessers Leitung, gezahlt worden. Die Uebernahme der Firma Robert Warschauer & Co., die Aufnahme der Bank für Süddeutschland, die Angliederung der Breslauer Diskontobank und der Ostbank für Handel und Gewerbe in Posen, die Errichtung der Bayerischen Bank für Handel und Industrie in München fallen in die Regirungzeit Dernburgs. Gewiß sehr anerkennenswerthe Leistungen; aber auch Deutsch-Luxemburg und Heldburg gehören zu dieser Aera. An Schatten fehlts also nicht. Manche Bankherren können das Wort Deutsch-Luxemburg heute noch nicht aussprechen, ohne, laut oder in Gedanken, hinzuzufügen: „Ein Skandal!" Ob Dernburg allein die Schuld an diesem Skandal trägt, darüber gehen die Meinungen auseinander. Jedenfalls war die Errichtung der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerksgesellschaft an sich ein groß angelegtes Unternehmen, das seinen Schöpfer als einen Mann von Thatkraft und weitem Blick zeigte. Dernburg giebt sich, wie Franz Moor, mit Kleinigkeiten nicht gern ab. Das hat er bei der erfolgreich durchgeführten Sanirung der Sandenbanken und der Pommerschen Hypothekenbank bewiesen. Da winkte Ehre und reicher Gewinn; als „ärztliche Autorität" hat mans heutzutage ja überhaupt recht gut.

Wird Dernburgs Rücktritt der Darmstädter Bank schaden? Als ihre vorige Bilanz veröffentlicht wurde, erregte die ungewöhnlich starke Anspannung (die Engagements in Effekten und Konsortialbetheiligungen machten rund 80 Prozent des Aktienkapitals aus) allgemeines Entsetzen. Damals bekam Dernburg nicht solche Lobsprüche zu hören wie jetzt. Dieses Ergebniß der Jahresarbeit, so hieß es, sei die Folge zügelloser Wildheit. Nun ist die Bank den Stürmer und Dränger los. Doch die Spuren seines Wirkens werden nicht so leicht zu verwischen sein; und es fragt sich, ob die Klitzing und Simson, die Dernburgs Erbe antreten, mit Deutsch-Luxemburg und Heldburg fertig werden können. Ein neuer Mann ist noch nicht sichtbar. Und man muß annehmen, daß die Darmstädterin an den ihr jetzt Entrissenen nicht immer zärtlich zurückdenken wird. Der Aufsichtrath hat sich für den Scheidenden denn auch nicht in Unkosten gestürzt. Herr Kaempf fand keinen Anlaß, den Diktator in der Abschiedsstunde emphatisch zu feiern. Dem neuen Kolonialdirektor wurde draußen zugejubelt, dem Direktor der Darmstädter Bank drinnen ein Begräbniß zweiter Klasse bereitet.

Ladon.

Notizbuch.

Ueber den am achtzehnten August hier veröffentlichten Briefwechsel zwischen Herrn von Holstein und mir ist ziemlich viel geschrieben worden; noch mehr geredet. Diese öffentliche Aussprache hat Manchen überrascht, Manchen geärgert. Die Beiden, wurde gewispert, haben sicher schon ältere Beziehungen; sonst wäre der ruhige Ton ihrer Briefe nicht zu erklären. Von den selben Ehrenwerthen gewispert, die vorher, als sie, in der heißesten Zeit des Marokkohandels, solche „Beziehungen" zu merken wähnten, den Wirklichen Geheimen Rath mit rührender Zärtlichkeit davor gewarnt hatten. Diese Geschichtenträger irren; weil sie längst verlernt haben, Einfaches einfach zu sehen, und sich gar nicht vorstellen können, daß ein Publizist nur sagt, was er für richtig hält, nur seinem eigenen Wollen Worte sucht. Ich habe niemals Beziehungen zum Herrn von Holstein gehabt, weder direkte noch indirekte, und, bis ich seinen Brief erhielt, nicht geahnt, ob er je eine von mir geschriebene Zeile gelesen habe. Das zu erwähnen, dünkt mich Pflicht, weil ich auch den aus dem Dienst Gedrängten nicht mit der Verantwortlichkeit für irgend ein Urtheil belastet sehen möchte, das hier über Zustände und Personen gefällt worden ist. Das enthüllte Schauspiel ist immerhin der Betrachtung werth. Fürst Bülow fragt Herrn von Holstein, obs wahr sei, daß er mit mir gemeinsame Sache mache. Herr von Holstein glaubt, daß ich von dem um den Geheimrath Hammann geschaarten Grüppchen gegen ihn beeinflußt werde und ihn verleiten möchte, Staatsgeheimnisse auszuplaudern; ihn also ans Messer liefern will. Und als der Briefwechsel veröffentlicht ist, heißts (nicht weit von dem selben Grüppchen): „Falle, Durchlaucht! Die Beiden haben ihre Kochtöpfe schon lange auf einem Feuer." Als Symptom gehört auch solcher Tratsch zum Ganzen. Lehrreich war der Blick in die Presse. Von rühmlicher Konsequenz war die Vossische Zeitung. Da stand über den Briefwechsel, dessen Inhalt den großen londoner, pariser, newyorker, wiener Blättern ausführlich telegraphirt wurde, kein Sterbenswort. Da darf nur gedruckt werden, daß ich der verruchteste Kujon auf dem Erdrund bin, und die wichtigste Nachricht würde unterdrückt, wenn die Mittheilung zwänge, mich in anderem Zusammenhang zu nennen. Das ist ein Standpunkt. Die Vorstellung, ein Redakteur sei verpflichtet, ohne Ansehen der Person alles Wissenswerthe seinen Lesern zu melden, habt Ihr hoffentlich in der Kinderstube gelassen. Was ist denn wissenswerth? Etwa, was Herr von Holstein über sein Verhältniß zu Bismarck, über seine Mitwirkung an der internationalen Politik des Deutschen Reiches, über die Art seiner Entlassung zu sagen hat? Unsinn; jede Rede, die der Herr Rektor Kopsch oder Herr Müller-Meiningen in einem Bezirksverein hält, ist viel wichtiger. So urtheilt auch die leitende Intelligenz des Berliner Tageblattes. Wenn der Wirkliche Geheime Rath am Tag vor seinem Rücktritt Herrn Levysohn zu sich berufen hätte, wäre in der Jerusalemerstraße laut gejubelt worden. Aber der Mann ist ja nicht mehr im Amt. Ist also „eine ziemlich gleichgiltige Person", die nicht eine einzige „Thatsache von politischem Belang" vorbringt, sondern nur „Coulissenklatsch". Und: „Die ‚Zukunft' lebt von einem kleinen Ausschnitt aus der Vergangenheit". Eine für die Vermögensverhältnisse solcher Leute ansehnliche Witzleistung; nicht wahr? Natürlich werden weder die von Holstein noch die von mir angeführten Thatsachen auch nur mit einer Silbe erwähnt; ohne Schambedenken aber den Lesern vorgelogen, ich hätte Holsteins Brief „mit einer Wichtigkeit behandelt, als handle sichs um ein historisches Dokument." Ueber das Tageblatt (das sogar die „geschätzten Mitarbeiter" verachten) ist ja Neues nicht mehr zu sagen... Auch da, wo mein Bemühen fast immer die unfreundlichste

Beurtheilung fand, las ich diesmal, die beiden Briefe „enthielten nicht unwichtige Beiträge zur Geschichte der letzten Jahrzehnte" (Münchener Neuste Nachrichten und Allgemeine Zeitung; Germania; Weserzeitung; Hannoverscher Courier u. s. w.; die Provinzpresse ist im Allgemeinen sachlicher und anständiger als die hauptstädtische.) Der Redakteur der Frankfurter Zeitung findet wenigstens Holsteins Mittheilungen interessant; über meine Antwort, die neun Seiten füllte, sagt er: „Harden hat an diesen Bericht verschiedene Bemerkungen geknüpft, die aber nicht von sonderlicher Bedeutung sind." Diese Antwort wurde an den meisten Stellen verschwiegen. Daran bin ich gewöhnt. Auch nach dem dresdener Parteitag wurde jede Schimpfrede, doch kein Wort meiner Abwehr gedruckt. Thut nichts. Auf dem Heft steht zwar: „Nachdruck verboten." Aber Jeder nimmt, was ihm paßt, und hehlt, was ihm nicht paßt. Ist der Leser überzeugt, daß Herr von Holstein mich mit der Wucht seiner Argumente vernichtet hat: optime. Auf dem nächsten Kongreß begeistert man sich dann für die Würde der Presse. In der Täglichen Rundschau, deren Leser aus Holsteins Brief ein paar Sätze kennen lernten, von meiner Antwort aber nichts erfuhren, wurde behauptet, Holstein habe „nach seinem Ausscheiden schon mehrfach mit ihm bisher nicht bekannten Vertretern großer Zeitungen Fühlung zu nehmen versucht." Herr von Holstein bestreitet sehr entschieden die Richtigkeit dieser Behauptung; deren Zweck war, vorsichtig anzudeuten, nur ich hätte mich zu solcher „Fühlung" hergegeben. Ueber den Geschmack soll man nicht hadern. Einem von mir Angegriffenen werde ich stets das Recht zur Gegenrede einräumen; nie aber, wie der Redakteur der Täglichen Rundschau den Oberstlieutenant Quade, ohne zuverlässiges Beweismaterial einen tüchtigen, mit Arbeit überlasteten Offizier öffentlich einer Niederträchtigkeit zeihen. In der Staatsbürgerzeitung (die, glaube ich, jetzt noch unter anderem Titel erscheint) stand, erwiesen sei durch den Briefwechsel, „daß Hardens Aussagen nicht aus reinen Quellen fließen". Sehr nett. Meine Zeugen waren: Otto, Herbert und Wilhelm Bismarck, Bucher, Schloezer, Schweninger; der Redakteur der Staatsbürgerzeitung schöpft gewiß stets aus reineren Quellen. Ein anderer Meinungmacher, der vorher behauptet hatte, mein „Material" stamme aus Gesindestuben, wirft mir jetzt „Indiskretionen" vor; ich habe kein Wort gesagt, das ich nicht sagen durfte. Die Schriftstellerei, meinte Schlegel, ist, „je nachdem man sie treibt, eine Infamie, eine Ausschweifung, eine Taglöhnerei, ein Handwerk, eine Kunst, eine Tugend". Der Blick auf die Zeitungausschnitte in Sachen Holstein gegen Harden hat mich wieder mal alle Sorten von Schriftstellerei erkennen gelehrt. Die pia anima des Professors Delbrück findet Herrn v. Holstein indiskret, unlogisch, seine Sprache „subaltern"; erschrickt darüber, daß ein solcher Mann „lange Zeit den stärksten Einfluß auf den Gang unserer auswärtigen Politik gehabt hat"; und stellt, mit der schönen Objektivität des deutschen Gelehrten, fest, daß die „Zukunft" das „Organ des diplomatischen Klatsches" ist. Der selbe Politikus, der von seiner Höhe so verächtlich auf den subalternen Holstein herabschaut, schreibt gleich danach, das Ergebniß des Marokkostreites sei für Deutschland „so vortheilhaft gewesen, wie es nur verlangt werden konnte; diese Auffassung wird durch den jetzigen Besuch König Eduards in Friedrichshof bestätigt; Niemand zweifelt daran, daß die Zusammenkunft der Souveraine als der symbolische Ausdruck für die Besserung der politischen Beziehungen der beiden Länder anzusehen ist, und möglicher Weise haben sogar positive Verabredungen stattgefunden." (Sicher. Acht Tage nach der Zusammenkunft sagte der englische Ministerpräsident, der sich zugleich mit Eduard in Marienbad aufhielt, zu einem Journalisten, der König habe von dem Besuch noch kein Wort mit ihm gesprochen.) Wenn Herr von Holstein so klar

denken und so wundervoll schreiben lernt, kann auf seine alten Tage noch Etwas aus ihm werden; einstweilen wird er vielleicht antworten: „Selbst im Auswärtigen Amt zweifelt Niemand daran, daß wir in Algesiras eine böse Niederlage erlitten haben und daß von einer politischen Bedeutung des Besuches, den Onkel Eduard der Prinzessin Friedrich Karl von Hessen gemacht hat, im Ernst nicht die Rede sein kann." Nicht so spaßhaft wie die Predigt ex cathedra ist der (in einzelnen Zeitungen unternommene) Versuch, zu zeigen, daß ich in der Beurtheilung der deutsch-französischen Krisis geirrt habe. Ich hatte geschrieben: „Das Kolonialabkommen vom April 1904 brachte zunächst nur die friedliche Auseinandersetzung zweier Regirungen, nicht die Verständigung zweier lange entfremdeten Völker. Die wäre noch heute vielleicht nicht erreicht, wenn, nach Delcassés Sturz, Herr von Flotow, als Vertreter des beurlaubten Fürsten Radolin, nicht (am sechsten Juni 1905) die Note auf den Quai d'Orsay getragen hätte, die brüsk von Frankreich die Annahme des Konferenzplanes verlangte und die Republik beschuldigte, mit Marokko verfahren zu wollen wie einst mit Tunis. Seit diesem Junitag blühte Englands Weizen; war der alte Gallier-groll aus den Tagen des Mädchens von Orleans vergessen; die entente cordiale mehr als ein ausgefülltes Vertragsformular. Zum ersten Mal fühlte das französische sich zum britischen Volk hingezogen und verlobte sich ihm mit stillem Schwur." Das soll falsch, nach Delcassés Rücktritt die Gefahr vorüber gewesen sein. Wer so spricht, kennt die Vorgänge und die Stimmungen nicht. Mit der nahen Möglichkeit eines Krieges rechnete die französische Regirung besonders in der Adventszeit des Jahres 1905 und im Januar 1906. (Damals waren die Mittelmeergeschwader Englands und Frankreichs auf der Fahrt nach Brest und La Rochelle.) Die politisch wichtigsten Wendungen brachte der sechste Juni, wo Rouvier, der den Beginn geschäftlicher Verhandlungen erwartete, die heftige berliner Note empfing, und der Tag, an dem, während der Konferenz, in Berlin beschlossen wurde, einen beträchtlichen Theil der deutschen Forderungen fallen zu lassen. An diesem Beschluß hat Herr von Holstein nicht mitgewirkt, ist also nicht mitschuldig daran, daß, zum ersten Mal in einem internationalen Streit, das Deutsche Reich vor Aller Augen zurückwich. Daß die Juninote der Ausdruck seines Wollens war, glaube ich heute noch. Die Entwickelung der Dinge ist hier übrigens so ausführlich dargestellt worden, daß Neues darüber nicht mehr zu sagen ist. Charakteristisch und zum Thema gehörig ist noch eine Aeußerung Schloezers, die mir aus Italien mitgetheilt wird. Der lübische Historiker und Diplomat sagte 1891 zu einem Journalisten: „Seit Bismarck weg ist, macht sich der jüngste Kardinal mausig. Der Respekt ist fort. Nun muß man als alter Kerl dreimal mehr rennen und springen, im heißen August die Treppe Berninis (im Vatikan) hinaufkeuchen und erreicht doch nichts. Dann sagen die Berliner: Der Schloezer wird alt!" Schließlich will ich noch erwähnen, daß in der Frankfurter Zeitung der Leibschreiber des Fürsten Bülow behauptet hat, Chlodwig Hohenlohe habe seinen Nachfolger vor Holstein (und dessen Freund Fischer, der die Kölnische Zeitung in Berlin vertrat) gewarnt. Da Hohenlohe ein Vierteljahrhundert lang (wie auch seine jetzt veröffentlichten Tagebücher zeigen) mit Holstein recht intim gewesen war, klingt die Erzählung nicht sehr wahrscheinlich. Jedenfalls hat die Warnung nicht gewirkt: denn Graf Bülow wollte Herrn von Holstein zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes machen und hat ihm noch im Januar 1906 die Politische Abtheilung unterstellt.

* * *

Der Brief einer Dame; auch über ein hier schon behandeltes Thema:

„Das Grab Karls des Großen ist wieder einmal geöffnet worden; diesmal hat man die Grabtücher entnommen, die, wie ich in den Tageszeitungen las, für das Studium des Kunstgewerbes jener Zeit von lehrreicher Bedeutung sind. Wer lacht da? Ueber

Karl den Großen als ‚germanischen‘ Fürsten sind die Ansichten wohl sehr getheilt; ich wenigstens kann ihm den Bluttag von Verden an der Aller nicht vergeben. Doch er hat sich deutschen Boden für seine letzte Ruhstatt erwählt; diese Stätte sollte uns unverletzlich sein; heute mehr noch als in grauer Vorzeit den alten Germanen. Die Paladine des großen Karl hätten klüger gehandelt, wenn sie den Toten im Strombette des Rheines beim Nibelungenhort bestattet hätten. Der Gothenherzog Alarich braucht unsere neugierige Zeit nicht zu fürchten; ungestört ruht er schon fünfzehnhundert Jahre im Busento. Welche Aussichten eröffnen sich einem betriebsamen Industriellen, wenn er Bettdecken, den Grabtüchern Karls nachgebildet, in die Mode bringt! Vielleicht sehen wir beim five-o-clock tea berliner Kommerzienräthinnen bald solche Tischdecken als das Allerneuste, Allervornehmste. Und wer bürgt dafür, daß nicht nach einigen Jahrhunderten das uns Allen heilige Grab des Gewaltigen im Sachsenwalde von müßiger Neugier durchwühlt wird?“

* * *

In einem Gespräch mit Franzosen hat der Kaiser neulich bedauert, daß man, ohne vorher ein Examen bestehen zu müssen, Redakteur werden könne. Der gute Märker Theodor Fontane dachte anders über den Werth der Examina. Am achten Juni 1878 schrieb er an seine Frau: „Erst neulich sagte ein ernsthafter Mann, wir seien die Vorderchinesen. Das ist richtig. Einer wird dreimal oder siebenmal examinirt: und nun weiß er nicht blos Alles, nun kann er auch Alles. Bei jeder Entbindung, bei jedem verrenkten Fuß wird Einem klar, was bei der ewigen Studirerei herauskommt. Wissen ist gut, als Unterstützung, Förderung und Aufklärung im Praktischen; wenn es aber die Praxis ersetzen soll, so ist es keinen Schuß Pulver werth. Selbst in der Armee, dem Besten, was wir haben, fängt die Sache an, gefährlich zu werden; Jeder generalstäblert, schlägt Schlachten auf dem Papier und kann keine Sektion über den Rinnstein führen. Alles immer von höchsten Gesichtspunkten aus, Alles im Zusammenhang mit Wissenschaft und Ewigkeit; und das Kleine, das recht eigentlich das Leben ausmacht, geht darüber verloren. Grenzenlose Fadheit und Flachheit gähnt Einem überall entgegen und der gebildete Durchschnittsmensch, der Examenheilige, macht einen unsagbar tristen Eindruck.“

* * *

Eine merkwürdige Geschichte hat sich zwischen Kiew und Berlin abgespielt. Ende August stand in den Zeitungen, Wilhelm der Zweite habe den Grafen Witte nach Wilhelmshöhe oder Homburg eingeladen. In einem Telegramm baten nun die kiewer Konservativen den Kaiser, nicht durch seine Gnade den Mann auszuzeichnen, „den ganz Rußland einstimmig als den Urheber all seines Elends ansieht, als den Nährvater der terroristischen Bewegung, die der Fanatismus und die Tücke des vom Grafen Witte protegirten jüdischen Volkes entfesselt hat.“ Solche Telegramme (die ein Urtheil des Monarchen über einen fremden Minister provoziren) werden sonst nicht beantwortet. Diesmal kam eine Antwort. Im Auftrag des Staatssekretärs von Tschirschky telegraphirte der petersburger Botschaftrath von Miquel an die Kiewer, der Deusche Kaiser habe niemals die ihm von „tendenziösen Zeitungen“ zugeschriebene Absicht gehabt. Tendenziöse Zeitungen? Die Nachricht stand in den der Regirung ergebensten Blättern. Daß sie dementirt wurde, war gut (auch ich hatte vorher hier das Dementi für nöthig erklärt); das feierliche Telegramm aber, in dem Graf Witte eine nicht verdiente Unfreundlichkeit sehen mußte, war mindestens überflüssig. Wenn ers abschicken wollte, mußte Herr von Tschirschky seinen Herrn vor dem Verdacht schützen, er stimme den parteipolitischen Motiven der Kiewer zu. Die Pflichten internationalen Verkehres sind eben doch nicht so leicht zu erlernen.

* * *

Frau von Stephan, die Witwe des Organisators unserer Reichspost, schreibt mir, ihr Mann habe niemals (wie hier erzählt worden war) Geld entliehen, sei also auch keinem Menschen je Geld schuldig geblieben; jede andere Angabe sei unrichtig.

* * *

Ein Mitarbeiter des Berliner Lokalanzeigers hatte sich in der letzten Augustwoche auf den Weg nach dem holländischen Seebad Noordwijk gemacht, um die für die Kunstgeschichte offenbar ungemein wichtigen Thatsachen festzustellen, ob die Tänzerin Duncan ein Kind erwarte und ob sie dem Vater des Kindes ehelich verbunden sei. Er fand das Paar. Der Mann, ein sehr begabter englischer Maler, empfing den Eindringling artig, sagte ihm, Fräulein Duncan schlafe und habe, auch wenn sie wach sei, nicht die Gewohnheit, mit Fremden über Privatangelegenheiten zu reden; zeigte ihm sogar seine neusten Skizzen. Das genügte dem Mann aber nicht. Der wollte wissen, ob die Tänzerin schwanger sei und ob sie auf dem Standesamt die Erlaubniß zu solcher Veränderung ihres Leibesumfanges erworben habe. Da ers nicht erfuhr, setzte er sich hin und schrieb einen langen Artikel, der das Paar schalt und höhnte. Dieser Artikel erschien am zweiundzwanzigsten August im Lokalanzeiger. Skandalöseres habe ich kaum jemals gelesen. Der Mann thut, als sei er zu einer Enquete über das Privatleben der Tänzerin von Amtes wegen befugt, und denunzirt sie, mit der gehörigen Vorsicht, versteht sich, außerehelichen Geschlechtsverkehres. Das wird gedruckt. Unter dem Artikel stand der Name Paul von Szczepanski. Ich bin neugierig, ob die Journalisten den Mann ächten, neugierig, welche Verleger ihm die Gelegenheit zur Fortsetzung seiner journalistischen Thätigkeit bieten werden.

* * *

Prozeß Mühe. Ein zweiundzwanzigjähriger Mann, seit fünf Vierteljahren Lieutenant im Dritten bayerischen Chevaulegersregiment, spielt, trinkt, hurt und häuft so in kurzer Zeit eine für seine Verhältnisse ungeheure Schuldenlast. Diesem Lieutenant Mühe ist der im selben Regiment stehende dreiundzwanzigjährige Lieutenant Herzog Ludwig Wilhelm in Bayern befreundet. Er übernimmt für Mühe Bürgschaften im Gesammtbetrag von hundertachtzigtausend Mark. Hunderttausend werden von anderer Seite gedeckt; achtzigtausend bleiben an dem Herzog hängen, dessen unerfahrene Jugend durch Vorspiegelung falscher Thatsachen zur Uebernahme der Bürgschaft verleitet worden sein soll. In dem daraus entstehenden Strafverfahren wäre der Herzog, nach § 206 der Militärstrafgerichtsordnung, in seiner Wohnung als Zeuge zu vernehmen. Kann auf dieses Privileg verzichtet werden? Die Mehrheit der Kriminalisten antwortete bisher: Nein. In Bayern ist dennoch darauf verzichtet worden. Der Herzog kommt, wohl auf höheren Befehl, zu der Hauptverhandlung und der Gerichtshof beschließt, ihn als Zeugen zu vernehmen. Der junge Herr trägt die Uniform seines Regimentes. Ich citire nun wörtlich den Bericht der Münchener Neusten Nachrichten (Nr. 385): „Der Vorsitzende, Oberstlieutenant z. D. Fuchs, eröffnete die Verhandlung mit der Bemerkung: ‚Ich mache das Publikum darauf aufmerksam, daß Seine Königliche Hoheit Herzog Ludwig Wilhelm in Bayern den Verhandlungen anwohnt'. Das Gericht beschloß darauf die Vernehmung des jungen Herzogs. Bei seinem Eintritt erhoben sich die Richter und das Publikum ... Im Anschluß an diese Vernehmungen wurde dem Herzog seine Aussage zur Unterschrift vorgelegt. Der Verhandlungführer begleitete diesen Akt mit den Worten: ‚Eure Königliche Hoheit bitte ich unterthänigst, die Eidesformel zu unterzeichnen'. Anklagevertreter: ‚Eine Frage muß ich immerhin noch stellen. Es wird nämlich von der Gegenseite behauptet, daß die Bürgschaft von sechzigtausend auf siebenzigtausend Mark erhöht worden sei. Das

sei auf speziellen Wunsch Eurer Königlichen Hoheit geschehen, da Sie selbst auch Geld gebraucht hätten'. Verhandlungsführer: ‚Ich halte diese Frage nicht für sachgemäß'. Anklagevertreter: ‚Dann habe ich noch eine Frage. Haben Eure Königliche Hoheit zu dem Angeklagten in näheren Beziehungen gestanden als nur in kameradschaftlichen?' Verhandlungsführer: ‚Ehe ich diese Frage zulasse, bitte ich, sie doch näher zu präzisiren'. Anklagevertreter: ‚Ich greife nur der Vertheidigung vor, die behauptet, daß so freundschaftliche Beziehungen zwischen Seiner Königlichen Hoheit und dem Angeklagten bestanden hätten, daß Seine Königliche Hoheit ausdrücklich erklärt habe: Für jeden Anderen würde ich nicht unterschrieben haben'. Verhandlungsführer: ‚Ich habe Bedenken, diese Frage zu stellen'. Vertheidiger: ‚Ich muß allerdings an Königliche Hoheit die Frage richten, ob Sie nicht auch ein gewisses Interesse an der Geldbeschaffung durch die Bürgschaften hatten, weil ein Theil des Geldes an Königliche Hoheit selbst zu zahlen war.' Verhandlungsführer: ‚Das Gericht lehnt alle diese Fragestellungen und eben so die von der Vertheidigung beantragte Verlesung des Briefwechsels zwischen Seiner Königlichen Hoheit und dem Angeklagten als nicht zur Sache gehörig ab.'" Sehr geschickt wird kein Unbefangener diese Haltung des Gerichtshofes nennen; sie fordert zu Mißdeutungen geradezu heraus. Der Herzog (der, nach der Behauptung des Vertheidigers, auch den angeklagten Lieutenant manchmal angepumpt haben soll) erklärte unter seinem Eid, er habe für vollkommen ausgeschlossen gehalten, daß er auf Grund der Bürgschaften jemals in Anspruch genommen werden könne. Die Frage, ob er nicht einsehe, daß ihn, als großjährigen Mann, seine Unterschrift binde, wurde nicht gestellt; auch die andere nicht: ob er sich über den unsinnigen Verbrauch seines Freundes Mühe denn niemals Gedanken gemacht habe. In dem sonst ziemlich belanglosen Prozeß (dem leider größere Spielerprozesse folgen werden) war die Vernehmung des Herzogs interessant. Die Häupter des Hauses Wittelsbach werden sich künftig das Milieu wohl genauer ansehen, in dem ein junger Prinz wichtige Lebensjahre schutzlos verbringen soll.

* * *

Als Prinz Heinrich von Preußen in Amerika war, hielt Herr Ridder von der New Yorker Staatszeitung, als Vertreter der deutsch-amerikanischen Presse, eine Tafelrede. Ich glaubte, der Herr sei Journalist, und adressirte an ihn einen Offenen Brief, der hier gedruckt wurde. Doch Herr Hermann Ridder ist nicht Journalist, sondern Advertising Manager. Er hat, wie mir aus Amerika geschrieben wird, zuerst für ein katholisches Wochenblatt Inserate gesammelt, dann Antheilscheine der Staatszeitung erworben und seine geschäftlichen Talente diesem großen Blatt gewidmet. In Deutschland sind die Inseratenchefs noch nicht hoffähig. Herr Ridder ist im wilhelmshöher Schloß vom Deutschen Kaiser empfangen worden. Wie kam er zu solcher Ehre? Der Kaiser legt den höchsten Werth auf gute Beziehungen zu dem Präsidenten Roosevelt (der uns ja auch manchen nicht unerheblichen Dienst geleistet hat). Die New Yorker Staatszeitung bekämpft den Präsidenten heftig. Sie ist demokratisch, Roosevelt republikanisch. Ueber die politischen und wirtschaftlichen Zustände der Vereinigten Staaten konnten die gebildeten Deutsch-Amerikaner, die jeder Dampfer übers Meer bringt, dem Kaiser genauere Auskunft geben als Herr Ridder. Der hat Wilhelm einen „genialen Geschäftsmann" genannt. Dieses Urtheil kannten wir seit drei Jahren schon aus dem Buch des Geheimrathes Goldberger; da stand, die Amerikaner hielten den Kaiser für the greatest business man. Wer hat Herrn Ridder zu der Ehre verholfen, nach der die Mosse, Scherl, Lessing vergebens langen? Herr von Holleben durfte nicht Botschafter bleiben, weil er verdächtigt worden war, für die Demokraten gegen die Republikaner Stimmung gemacht

zu haben (er glaubte vielleicht, von den Demokraten sei eher eine Revision des Zolltarifes und ein Handelsvertrag für Deutschland zu erreichen). Der Herr aber, der Manager des den Republikanern und Roosevelt feindsäligsten deutschen Blattes ist (und es als „Herausgeber" zeichnen darf) ist vom Kaiser empfangen worden. Hollebens Nachfolger ist Specky, den wir mit Stolz den Unseren nennen. Der darf Roosevelts Pferde reiten. Und müßte eigentlich wissen, wo die Feinde des großen Phraseurs zu suchen sind. Doch die Wahlen des Kongresses und des Präsidenten nahen. Wird Roosevelt wiedergewählt? Vielleicht hat Speckys Scharfblick schon jetzt auf die Karte der Demokraten gesetzt.

* * *

Aus dem Lokalanzeiger: „Zwei Manöver-Wohnpavillons hat sich der Kaiser zur Benutzung während der Kaisermanöver bauen lassen. Sie sind aus Asbestplatten zusammengesetzt und in allen Theilen zerlegbar; es sind darin Wohnzimmer, Schlafzimmer, Speisesaal, Wirthschafträume und Unterkunft für die Bedienung enthalten. Man hat zwei derartige Gebäude hergestellt, damit, während das eine abgebrochen wird, inzwischen das andere schon an der neuen Stelle, wo der Kaiser eintrifft, aufgebaut sein kann."

* * *

Am fünften März 1890 sagte Wilhelm der Zweite: „Ich sehe in dem mir überkommenen Volk und Land ein von Gott mir anvertrautes Pfund, welches, wie schon in der Bibel steht, zu wahren meine Aufgabe ist. Ich gedenke, nach Kräften mit dem Pfunde so zu wirthschaften, daß ich noch manches andere hoffentlich werde dazulegen können. Diejenigen, welche mir dabei behilflich sein wollen, sind mir von Herzen willkommen, wer sie auch seien; Diejenigen jedoch, welche sich mir bei dieser Arbeit entgegenstellen, zerschmettere ich." Am zwanzigsten Februar 1891: „Ich weiß sehr wohl, daß zu der Jetztzeit versucht wird, die Gemüther zu ängstigen. Es schleicht der Geist des Ungehorsams durch das Land: gehüllt in schillernd verführerisches Gewand, versucht er, die Gemüther meines Volkes und die mir ergebenen Männer zu verwirren; eines ganzen Ozeans von Druckerschwärze und Papier bedient er sich, um die Wege zu verschleiern, die klar zu Tage liegen und liegen müssen für Jedermann, der mich und meine Prinzipien kennt. Ich lasse mich dadurch nicht beirren. Brandenburger: Ihr Herr spricht zu Ihnen! Folgen Sie ihm durch Dick und Dünn auf allen den Wegen, die er Sie führen wird. Sie können versichert sein: es ist zum Heil und zur Größe unseres Vaterlandes." Am vierundzwanzigsten Februar 1892: „Es ist ja leider jetzt Sitte geworden, an Allem, was von der Regirung geschieht, herumzumäkeln. Unter den nichtigsten Gründen wird den Leuten ihre Ruhe gestört. Wäre es dann nicht besser, daß die mißvergnügten Nörgler den deutschen Staub von ihren Pantoffeln schüttelten? Ihnen wäre ja dann geholfen und uns thäten sie einen großen Gefallen damit. Ich habe die felsenfeste Ueberzeugung, daß unser Alliirter von Roßbach und Dennewitz mich nicht in Stich lassen wird. Brandenburger: zu Großem sind wir noch bestimmt und herrlichen Tagen führe ich Euch entgegen. Lassen Sie sich durch keine Nörgeleien den Blick in die Zukunft verdunkeln. Mein Kurs ist der richtige und er wird weiter gesteuert!" Im Oktober 1905: „Wir leben in einer Zeit, in der jeder wehrhafte junge Deutsche bereit sein muß, für das Vaterland einzutreten. Wie es in der Welt steht mit uns, haben die Herren gesehen. Darum das Pulver trocken, das Schwert geschliffen, das Ziel erkannt, die Kräfte gespannt und die Schwarzseher verbannt!" Am achten September 1906: „Dem Lebenden gehört die Welt und der Lebende hat Recht. Schwarzseher dulde ich nicht; und wer sich zur Arbeit nicht eignet, Der scheide aus!"

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 22. September 1906.

Kritik der Sprache.*)

Ich habe mir redliche Mühe gegeben, zu bessern, was mir mangelhaft und besserungfähig schien. An vielen Hundert Stellen habe ich den prägnanteren, den einfacheren oder überzeugenderen Ausdruck, das stärkere oder das mildere Wort gesucht. An hundert Stellen sind bisher übersehene Sätze alter Denker und Ergebnisse neuer Forscher hinzugekommen.

Ich vertraue, ich habe einen Richtweg geschlagen zu einer Philosophie. Zur Erkenntnißkritik, welche Kritik der Sprache ist. Andere mögen nachrücken, mögen versuchen, in der gleichen Richtung eine via regia zu bahnen zur Erkenntnißkritik, die nur Kritik der Sprache sein kann. Oder giebt es eine solche bequeme via regia zur Philosophie eben so wenig wie zur Mathematik?

Das Erscheinen der zweiten Auflage sagt, daß viele Einzelne tapfer meinem unbequemen Richtwege schon folgen.

Zwischen der Bearbeitung dieser zweiten Auflage und der Drucklegung der ersten liegen nur fünf Jahre. Doch zwischen der heutigen Stunde und der Niederschrift oder gar der Konzeption vieler Ausführungen liegt eine viel längere Zeit, nicht selten eine Zeit von mehr als dreißig Jahren. Manches Urtheil, manche Wortfolge aus der ersten Niederschrift waren unverändert stehen geblieben, mit denen ich unzufrieden war. So war es mir wie eine Befreiung, bei Gelegenheit der Umarbeitung hier eine Vorstellung revidiren, dort ein hartes Wort gegen Menschen tilgen zu können. Nur in den Grund-

*) Der erste Band von Mauthners „Beiträgen zu einer Kritik der Sprache“ erscheint in den letzten Septembertagen (bei Cotta) in zweiter Auflage. Des sichtbaren Erfolges werden sich Alle freuen, die das Werk und dessen Schöpfer lieben. Dem ersten Band („Zur Sprache und zur Psychologie“) hat Fritz Mauthner ein Vorwort gegeben, dessen Veröffentlichung seine Freundlichkeit mir anheimgestellt hat.

gedanken brauchte ich nirgends nachzugeben; in meiner Sache, in der unpersönlichen Vertretung meiner sprachkritischen Lehren, bin ich eher noch härter geworden.

In dem großen Haufen von Besprechungen meines Werkes finde ich nur fünf oder sechs Aufsätze, deren Verfasser eine Beziehung zu meinen Gedanken hergestellt haben. Ganz abgesehen natürlich davon, ob diese Beziehung freundlich oder unfreundlich war. Die Hauptmasse der Besprechungen ging an den Grundgedanken des Werkes vorüber. Daß die Kritik der Sprache ein Beitrag zur Erkenntnißtheorie, ein philosophisches Werk sei: dieser kleine Umstand sogar war den meisten Kritikern entgangen. Wie denn mein Werk, weil im Titel das Wort „Sprache" vorkommt, in Bibliotheken und Katalogen unter der Rubrik „Philologie" steht. Einige fachmännische Kritiker, welche philosophischen Inhalt ahnten, weil sie ganze Kapitel nicht verstanden, bewiesen durch ihre philosophische Kritik, daß sie in ihren philosophischen Studien über die übliche Beschäftigung mit dem Kleinen Schwegler nicht hinausgekommen waren.

Für jeden aufklärenden, rügenden, mäßigenden Hinweis der Männer, die auf meinem Boden standen oder ihn betraten, war ich aufrichtig verpflichtet. Denen, die meine Sprache nicht verstehen wollen oder nicht verstehen können, würde mich auch eine Antwort nicht verständlich machen.

Nur auf zwei Vorwürfe möchte ich schon hier antworten. Für Diejenigen, welche nur das Vorwort lesen wollen und nicht das Buch. Denn beide Vorwürfe würden doch wohl durch das Buch besser entkräftet als durch einleitende Versicherungen. Die zwei Vorwürfe: daß ich kein Fachmann sei und daß ich nur Negation, nur nihilistische Skepsis biete und kein positives erkenntnißtheoretisches System.

Auf den Vorwurf, kein Fachmann zu sein, möchte ich gern, langsam emporsteigend, wie von drei oder vier wachsenden Stockwerken aus, antworten. Nur daß ich mich auf dem niedersten Stockwerk zurückhalten muß, das Gelächter zu dämpfen, das laut und übermüthig hervorbrechen will. Ich habe nämlich den Vorwurf, kein Fachmann zu sein, auch von solchen fachmännischen Beurtheilern vernommen, die meine Untersuchung werthvoll, nützlich, anregend finden und dann beinahe wohlwollend hinzufügen: „Nur schade, daß er kein Fachmann ist!" Im Sinn solcher Herren bin ich nämlich wirklich kein Fachmann. Ich habe keinen Lehrauftrag. Mir wird für meine Arbeit keine Berufung und kein Titel. In dem wissenschaftlichen Betrieb, wie er nicht nur auf den Hochschulen des deutschen Sprachgebietes seit langer Zeit üblich ist, habe ich kein regelrechtes curriculum vitae hinter mir und keine Karriere vor mir. Im Sinn so wohlwollend bedauernder Herren bin ich wirklich kein Fachmann. Ich kenne nicht die lokalen Verhältnisse der einzelnen Universitäten des deutschen Sprachgebietes und ihrer Fakultäten. Kenne aus der Praxis

nicht die Polytechnik der Universitäten. Ich habe das Alles nicht studirt; ich hatte niemals Zeit dafür. Ich bin kein Fachmann. Noch schlimmer. Von vielen Gelehrten, deren Arbeiten ich auf ihren Werth prüfen mußte, weiß ich armer Autodidakt wahrhaftig nicht, in welcher Universitätstadt sie leben; ich weiß von Dem oder Jenem nicht, ob er überhaupt noch lebt, ob er noch zu „berücksichtigen" ist. Das ist das deutlichste Zeichen des Dilettantismus. Denn ein Dilettant ist, wer seine Arbeit aus Liebe thut, aus Liebe zur Arbeit, eben zu der Arbeit, die er thut.

Ich steige etwas höher, werde etwas ernsthafter und fahre fort. Gewiß: ich bin nicht Fachmann in den vielen Wissenschaften, die ich zur Begründung und zur Exemplifizirung meiner Gedanken heranziehen mußte. Ich bin kein Fachmann auf dem Gebiete der Logik, Mathematik, Mechanik, Akustik, Optik, Astronomie, Pflanzenbiologie, Thierphysiologie, Geschichte, Psychologie, Grammatik, indischer, romanischer, germanischer, slavischer Sprachwissenschaft u. s. w. Ich habe vor vielen Jahren einen Ueberschlag gemacht. Ich brauchte für meine Arbeit Kenntnisse aus fünfzig bis sechzig Disziplinen, in welche gegenwärtig Welterkenntniß auseinanderfällt. Für jede dieser Disziplinen braucht ein fähiger Kopf mindestens fünf Jahre, um sich auch nur die Grundlagen fachmännischen Wissens anzueignen. Ich hätte also etwa dreihundert Jahre rastloser Arbeit nöthig gehabt, bevor ich mit der Niederschrift meiner eigenen Gedanken beginnen durfte; denn meine Gedanken haben die Unbequemlichkeit, daß sie die Möglichkeit von Welterkenntniß nicht durch das Mikroskop einer einzigen Disziplin betrachten. Ich bin nicht arbeitscheu. Ich hätte ja gern die dreihundert Jahre darangesetzt, wie man denn bei einer Aufgabe von solcher Größe das Maß des menschlichen Lebens nicht in Betracht zu ziehen pflegt. Aber ich sagte mir: Es ist das Schicksal wissenschaftlicher Disziplinen (wenige ausgenommen), daß ihre Sätze und Wahrheiten selbst nicht dreihundert Jahre alt werden, daß ich also nach dreihundertjähriger Arbeit immer nur in der zuletzt studirten Disziplin Fachmann gewesen wäre, ein Dilettant in den Disziplinen, deren Studium auch nur zehn oder zwanzig Jahre zurücklag, ein Ignorant in allen übrigen. So mußte ich mich entschließen, auf Fachmännischkeit in allen Hilfswissenschaften meiner Arbeit zu verzichten; mußte mich bescheiden, in dreimal neun schweren Jahren aus allen diesen Hilfswissenschaften eben nur so viele Kenntnisse anzueignen, wie mir gerade für die Erreichung meiner Aufgabe nöthig schien.

Meiner Aufgabe. Ich hatte eine. Ich bin kein Fachmann. Eine selbst gestellte, große, neue Aufgabe: die Kritik der Sprache. Und ich steige in meiner Antwort wieder etwas höher und will ganz ernsthaft sein. Wollte ich meinen Gedanken, daß Welterkenntniß durch die Sprache unmöglich sei, daß Wissenschaft von der Welt nicht sei, daß Sprache ein untaugliches Werkzeug sei für

die Erkenntniß, wollte ich diesen Gedanken, erschöpfend und überzeugend, klar und lebendig, nicht logisch und wortspielerisch, wachsen lassen und darstellen, so mußte ich als Kritiker der Sprache eben diese Sprache kennen in ihren Tiefen und Höhen, mußte dem Volke aufs Maul sehen können und den Forschern folgen können in ihr Ringen um die wissenschaftlichen Begriffe. Auf allen Gebieten wissenschaftlicher Arbeit mußte ich die Prinzipien der Arbeit, der Methode, der besonderen Logik oder Sprache verstehen lernen. Und keiner der kleinen Kärrner auf irgend einem der beschränkten Arbeitgebiete hat in seiner Gottähnlichkeit vielleicht so stark wie ich das Gefühl empfunden: die Prinzipien und die besondere Sprache jeder Disziplin sind nicht völlig zu verstehen ohne Durcharbeitung des gesammten Schutt- und Arbeitfeldes. Nicht mehr lachend: in bitterster Resignation mußte ich mir jeden Tag sagen, daß ich nicht gern bei den Prinzipien stehen blieb, daß ich gern weiter gedrungen wäre, nicht blos ein Spazirgänger in den Wissenschaften. Aber ich durfte nicht verweilen, wenn ich meine Arbeit leisten wollte. Bei keiner Disziplin durfte ich als Fachmann verweilen. Ich habe keine Rechenschaft darüber zu geben, ob mir Das leicht fiel oder schwer.

Nur will es mir scheinen, daß diese Arbeit, die meine eigene war und meine eigene Aufgabe dazu, doch nicht ganz fruchtlos war, daß aus dieser Arbeit mindestens zu den vielen anderen Disziplinen, in denen ich nicht Fachmann bin, eine neue Disziplin hinzugekommen ist. Kritik der Sprache. Die Schriften mehren sich, in denen von der Kritik der Sprache als von einem neuen wissenschaftlichen Gebiete die Rede ist. Daß von den neuen Fachleuten dieser neuen Disziplin der eine die Priorität für sich in Anspruch nimmt, weil er vor Jahren einmal geschrieben hat: „Ja, ja, die Sprache!“, daß der andere die Kritik der Sprache hoch stellt und mich selbst sehr niedrig taxirt: Das thut doch eigentlich nichts zur Sache. Ich glaube immerhin, in dem neuen Fach, auf dem neuen, ungerodeten Boden fleißig vorgearbeitet zu haben; und wenn ich ehrgeizig wäre, so könnte ich den Wunsch aussprechen, für die Disziplin, die ich geschaffen habe, als Etwas wie ein Fachmann angesehen zu werden. Es ist aber ganz recht und eigentlich fast teleologisch verwendbar, daß Das erst später geschehen wird.

Und da ich die Frage der Priorität nun einmal heiter gestreift habe, so will ich gleich gewissenhaft, fast pedantisch, einige Schriften anführen, in denen der Gedanke oder doch die Wortfolge „Kritik der Sprache“ schon zu finden war. Auf Hamann, Fritz Jacobi und Hebbel ist im Werk selbst schon gebührlich hingewiesen. Ein Schulprogramm vom Dr. Busse (Berlin 1844, Realgymnasium) ist überschrieben: „Ueber Kritik der Sprache“. Ein sehr lesenswerther Essay (fast ein Buch) von R. Haym (Artikel „Philosophie“ in Ersch und Grubers Encyklopädie, 1848) bringt gegen das Ende folgende

Sätze: „Indem die Gebilde der Spekulation auf ihrem (der Sprache) Boden erwachsen, sind sie zunächst aus ihr zu erklären und auf sie zu reduziren. Die Sprache wird dadurch das nächste Kriterium für die Kategorien der Spekulation. Die vergleichende Grammatik wird für die neue Philosophie das Gegenstück der Logik in der alten und die Kritik der Vernunft verwandelt sich in die Kritik der Sprache." Eine Doktor-Dissertation von Siegmund Levy (Bonn 1868) betitelt sich: „Kants Kritik der Reinen Vernunft in ihrem Verhältniß zur Kritik der Sprache". Bei Busse und Levy wird Niemand einen Schimmer von Dem finden, was meine Leser mit mir unter „Kritik der Sprache" verstehen. Das überraschende Wort Hayms ist aus seiner gründlichen Beschäftigung mit Hamann, Herder und Humboldt zu erklären.

Nicht so sicher fühle ich mich bei der Abweisung des zweiten Vorwurfes: daß ich kein positives, kein rundes System biete und daß ich unsystematisch darstelle. Denn ein unbesiegbar schmerzliches Gefühl sagt mir, daß wenigstens der zweite Theil dieses Vorwurfes nicht unberechtigt sei. Das hängt gewiß mit den eben vorgetragenen Thatsachen zusammen. Ein besserer Kopf, dessen Wissen nicht Stückwerk wäre, der die Studienarbeit von dreihundert Jahren, ohne zu altern oder zu sterben, geleistet hätte und die Frucht dieser Arbeit unveraltet als präsentes Wissen besäße, ein solcher Kopf hätte sich nie wiederholt, hätte sich nie widersprochen, hätte nie einen Umweg gemacht, hätte fein ordentlich alle Belege auf sein Paragraphenwerk vertheilt. Ich bin da nur wenig ironisch. Ich kenne die Schwächen meines Werkes, die wahrscheinlich die Schwächen meiner Arbeitweise sind. Meiner subjektiv nothwendigen, für diese meine Aufgabe vielleicht objektiv nothwendigen Arbeitweise. Ich bin mir bewußt, viel freier von der Sprache zu sein, als mein Buch sein kann. Ein großes Haus zu bauen, hatte ich mir vorgesetzt, aus einem neuen Material, in einem neuen Stil. Jede Linie des neuen Stils hatte ich selber zu zeichnen, jeden Stein des neuen Materials hatte ich selbst aus einem Felsen zu brechen. Ich weiß, ich weiß es am Besten, daß die Architektur des Ganzen arg dabei gelitten hat. Mag ein glücklicherer Nachfolger das echte Material und die ehrliche Zeichnung zu einem symmetrischen Bau verwenden. Da: die Tonne für die fachmännischen Walfische.

Die saubere Systematik der Darstellung gebe ich also preis. Nicht aber gebe ich die Verpflichtung zu, ein System zu bieten in der Kritik der Sprache.

Das war ja der tragische Fluch großer Philosophen, daß sie sich von falschen Vorbildern bestimmen ließen, ein System zu bringen in die flackernden Flammen ihrer Gedanken. Ein Fluch, der lächerlich wurde in den Bestrebungen der Geschichtschreiber von Philosophie, der ordentlichen Männer, die System bringen wollten in die Folge von Systemen. Die Veden bieten kein System. Orient? Platon bietet kein System, der Grieche. Steckt ein

System in der Welt, die unsere Sprachen verstehen und beschreiben wollen? Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Gewiß aber steckt in der Welt kein menschliches, kein wissentliches, kein sprachliches System. Noch hat man die Pflanzen, noch hat man die Thiere nach keinem natürlichen System geordnet. Nur nach einem künstlichen, menschlichen, sprachlichen. Steckte in dem Zusammenhang aller Stoffe und Kräfte ein menschliches Weltsystem und könnten wir mit den Begriffen und Urtheilen der armen Menschensprache an die Stoffe und Kräfte der Natur heran, dicht heran, zum Greifen nah, daß wir die Erscheinungen mit den Zangen unserer Worte fassen könnten, ja, dann besäßen wir freilich ein adäquates System der Welterkenntniß durch Sprache. Die Untersuchung aber, die eben die ewige Unnahbarkeit zwischen Wort und Natur beweisen hat, die Untersuchung, die ein menschliches, ein sprachliches System in der Welt nicht zu erblicken vermag, kann kein System der Welterkenntniß bieten, kann darum vielleicht nicht einmal von der Darstellung des Verhältnisses Systematik verlangen.

Jedermann hat die Fehler seiner Vorzüge. Glücklich genug, wenn ich die Vorzüge meiner Fehler gehabt habe.

Wer Sprachkritik treiben will, ernsthaft und radikal, Den führen seine Studien unerbittlich zum Nichtwissen. Der Forscher auf kleinem Gebiet muß sich auf die Forschungergebnisse der Nachbargebiete verlassen. Gerade aber auf die Grundbegriffe, auf die Prinzipien oder Elemente der großen Wissensgebiete ist kein Verlaß. Unbewiesen sind die obersten Sätze der Mathematik und der Mechanik, der Chemie und der Biologie. Undefinirt sind alle obersten Begriffe. Und mit diesen obersten Sätzen und Begriffen muß die Sprachkritik arbeiten. Daher mag es kommen, daß die Männer keine Systematiker waren, die in ihrer Weltanschauung zuerst sprachkritische Ahnungen äußerten. Vico und Wilhelm von Humboldt waren keine Systematiker. Der genialische Sprachkritiker Hamann haßte und verachtete die Eitelkeit, „gleich Systeme zu machen."

„Diejenigen Studirenden, deren Bücher allezeit sehr richtig gestellt sind, in deren Stube es allezeit ordentlich und aufgeräumt aussieht, so, daß jedes seinen eigenen Nagel hat, haben eine gewisse Art von Einbildungskraft, welche dem Verstande und dem Gedächtnisse ganz zuwider ist." Der ausgezeichnete Menschenkenner Huart hat diesen Satz geschrieben, der junge Gelehrte Lessing hat ihn so übersetzt. In der halbverschollenen „Prüfung der Köpfe".

Ein System also kann Sprachkritik nicht sein, ihrem Wesen nach nicht. Nur der Vortrag meiner Gedanken hätte wohl, wie gesagt, ordentlicher werden können, wenn ich über einen besseren Kopf verfügte als den meinen. Und auch manche Ueberhebung des Ausdruckes wäre besser fortgeblieben. Ich verfüge aber auch über kein reineres Herz als das meine.

Es gab in den Monaten der Umarbeitung hochmüthige Stunden, im

denen ich die Macht fühlte, erdenfeste und erdennahe Mystik mit himmelheiterer und himmelferner Skepsis zu verbinden, in denen ich meine Aufgabe gelöst zu haben glaubte: Unmöglichkeit von menschlicher Welterkenntniß zu lehren. Denn unsere vielgerühmte Beherrschung der Natur ist nur Ausbeutung der Natur, ohne Verständniß. Wie das Alterthum seine Sklaven ausbeutete, ohne das Menschliche in ihnen zu erkennen. Ein Lehrer mußte kommen, Achtung vor dem wimmernden Menschen zu predigen. Unser Geständniß des Nichtwissens wird Achtung vor der sprachlosen Natur lehren. Es gab demüthige Stunden, in denen alle aufreibende Arbeit an sprachkritischen Aufgaben nur geringwerthig erschien gegen die Thätigkeit von Männern, die kämpfend im Leben stehen, gegen das Bemühen der Naturwissenschaft, der Menschheit mehr Lebensfreude, einem armen Kinde ein dickeres Butterbrot zu verschaffen. Und ich könnte nicht einmal sagen, ob die hochmüthigen oder die demüthigen Stunden die besseren waren.

Ich könnte nach so ernsten und erregenden Stunden der Selbstprüfung und Zerknirschung, der Selbstgerechtigkeit und Beichte nicht in die Niederungen einer persönlichen Antikritik hinabsteigen. Die Antworten wären zu leicht. Ein unbeträchtlicher Gelehrter, der noch nie einen eigenen Gedanken vorgetragen, der immer nur aus den Büchern ansehnlicherer Forscher seine Büchlein systematisch zusammengezupft hat, wirft mir vor, viele meiner Urtheile über heute angesehene Herren seien absprechend. Ich möchte ihm nicht gern erst erwidern: Absprechen ist nicht so leicht wie abschreiben. Ein gründlicher Fachmann, den ein Kollege mahnte, sich mit den Gedanken meiner Sprachkritik auseinanderzusetzen, rief in menschlich begreiflicher Entrüstung aus: „Soll ich meine Kollegienhefte verbrennen?“ Ich möchte darauf nicht gern mit einem einfachen „Jawohl“ antworten.

An dieser Stelle, wo Persönlichstes zu Wort gekommen ist, wollte ich noch Zweien danken, ohne deren starke und schlichte Hilfe ich einige Jahre von Krankheit und Arbeit schwerlich überstanden hätte. Nennen darf ich aber nur meinen Bruder Gustav, der mir öffentlichen wie privaten Dank bei Lebzeiten verwehrt hätte; jetzt aber ist er seit drei Jahren tot. Und den anderen Dank, der im ersten Vorwort zu Wort kam, möchte ich erneuern.

Freiburg i. B. Fritz Mauthner.

Das Grundgesetz der Bewegung.

Es giebt keinen anderen Weg zur Erforschung der uns zugänglichen Wahrheit als die Beobachtung und die vorsichtige, logische Folgerung aus gesicherten Erfahrungen. Vorstellungen und Lehrsätze, die nicht auf Erfahrung basiren oder aus richtigen Thatsachen durch fehlerhafte Schlüsse abgeleitet sind, erweisen sich früher oder später als unhaltbar, nachdem sich gezeigt hat, daß die von ihnen abgeleiteten Deduktionen mit unbestreitbaren Thatsachen in Widerspruch geraten. An einem solchen unheilbaren Geburtfehler leidet nun eine ganze Reihe von Vorstellungen über Materie und Bewegung, Vorstellungen, die früher allgemein angenommen waren und auch heute nicht wenige Anhänger zählen; und auch sie müssen über kurz oder lang ihrem unausweichlichen Schicksal verfallen.

Eine dieser Vorstellungen ist die vom leeren Raum. Auf Grund der alltäglichen Erfahrung haben sich die Begriffe des „leeren" Zimmers, der „leeren" Kasse, des „leeren" Glases eingebürgert und mit Hilfe eines falschen Analogieschlusses spricht man noch immer vom „leeren" Raum, obwohl man weiß, daß die eben namhaft gemachten Räume nicht leer, sondern mit Luft erfüllt sind. Dann hat man eine Glasglocke luftleer gemacht und gefunden, daß Lichtstrahlen durch sie eben so passiren wie durch luftvolle Räume; und da man zwingende Gründe besaß, die Lichtstrahlen auf eine Wellenbewegung in einer überaus feinen und beweglichen Materie zurückzuführen, kam man zu dem Schluß, daß auch die luftleeren Räume keine leeren Räume im wahren Sinn des Wortes sein können, und bezeichnete die unsichtbare und unwägbare Materie, die man als sicher bestehend und alle Körper durchdringend annehmen zu müssen glaubte, mit dem Namen „Aether" oder „Lichtäther".

Damit war aber der „leere Raum" noch immer nicht aus der wissenschaftlichen Sprache beseitigt. Für alle Substanzen nämlich, die man nicht nur theoretisch erschließen, sondern direkt beobachten und der Masse nach durch die Wage bestimmen kann, also die festen, flüssigen und gasförmigen Stoffe, hält es die Wissenschaft für ausgemacht, daß sie nicht kontinuirlich sind, sondern aus kleinen unsichtbaren Teilen (Molekülen) bestehen; und wenn diese Materien in Schwingungen gerathen, denkt man sich eben diese beweglichen Theilchen abwechselnd einander genähert und wieder von einander entfernt. Wenn man aber Gründe hat, anzunehmen, daß zwischen den Massentheilchen eines jeden wägbaren Körpers eine alle Gefäßwände durchdringende und daher nicht wägbare Substanz vorhanden sein müsse, die auch in Schwingungen gerathen und dabei abwechselnd verdichtet und verdünnt werden könne, so war der Analogieschluß kaum zu umgehen, daß auch dieser imponderable Aether, wie die wägbaren Stoffe, aus diskreten Theilchen (den Aetheratomen) zusammengesetzt sei;

und wenn man nun fragt, was sich zwischen diesen hypothetischen Körperchen befinden solle, so erhält man von vielen Physikern zur Antwort, daß diese sich eben in einem leeren Raum bewegen.

Aber auch in dieser modifizirten und reduzirten Gestalt muß die Annahme eines leeren Raumes als eine zugleich transszendente und unhaltbare Vorstellung zurückgewiesen werden. Wer nach den Gründen fragt, wegen deren man sich zu einer solchen Annahme entschließen soll, bekommt gewöhnlich zur Antwort: Wenn man zwischen den Aetherkörperchen keinen leeren Raum annehmen dürfte, dann müßte man zwischen ihnen eine noch feinere Materie voraussetzen, also quasi einen Aether zweiter Ordnung; dieser aber müßte, wenn sich die Aetherkörperchen in ihm bewegen sollen, ebenfalls einer Verdünnung und Verdichtung zugänglich sein; und Das wäre wieder nur möglich, wenn das Medium selbst aus diskreten Theilchen bestünde. Wenn man aber auch zwischen diesen Aetheratomen zweiter Ordnung keinen leeren Raum annehmen dürfte, dann käme man wieder zu einem Aether dritter und zu Aetherkörperchen der selben Ordnung und man stünde vor dem so sehr gefürchteten Processus ad infinitum, vor der unbegreiflichen und unvorstellbaren Unendlichkeit.

Nun giebt es aber nur einen denkbaren Ausweg, um der Unendlichkeit zu entgehen, nämlich die Annahme ihres Gegentheils, der Endlichkeit, und zwar einer Endlichkeit in dem Sinn, daß sie durch eine Grenze von dem absoluten Nichts geschieden wäre. Das ist aber wieder eine durchaus transszendente Vorstellung, weil wir zwar Grenzen zwischen Körper und Körper beobachten oder zu beobachten glauben, nirgends aber eine Grenze sehen, die Körperliches von einer unkörperlichen Leere abgrenzen würde. Die entferntesten Fixsterne und Nebelflecke senden uns ihre Lichtschwingungen durch den Aether zu und wir haben keinen vernünftigen Grund, zu glauben, daß sie solche Schwingungen nicht auch nach allen anderen Richtungen und in andere unmeßbare Entfernungen durch den selben oder vielleicht einen noch dünneren Aether aussenden. Eben so wenig spricht aber Etwas gegen den Gedanken, daß die Weltkörper in ähnlicher Weise zu höheren Gebilden angeordnet sein mögen wie die Moleküle zu Weltkörpern und die Atome zu Molekülen, und wir brauchen auch nicht in der anderen Richtung vor dem Gedanken zurückzuschrecken, die Atome der wägbaren Masse aus Ballungen niederer Ordnung (Elektromen, Aetherkörperchen), dann diese wieder aus Aetheratomen zweiter Ordnung und so fort ad infinitum entstanden und zusammengesetzt zu denken. Daß solche Vorstellungen phantastisch sind, muß zugegeben werden; und sie müssen um so phantastischer erscheinen, je weiter man sich von dem Kreis des der Beobachtung unmittelbar oder mittelbar Zugänglichen entfernt. Aber wenn auch die Phantasie bei solchen Vorstellungen mitwirken muß, so sind sie doch nicht transszendent, weil die Beobachtung uns die Existenz geballter Materie

in allen möglichen Dimensionen entweder direkt vor Augen führt oder doch mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit erschließen läßt. Den Vorwurf der Transszendenz verdient nur die Vorstellung einer durch den absolut leeren Raum begrenzten Materie, weil wir dafür in unserer Erfahrung keine Analogie zu finden vermögen.

Die vom leeren Raum begrenzte Materie ist aber nicht nur transszendent, sondern sie führt auch zu logischen Konsequenzen, die die Unmöglichkeit einer solchen Annahme erweisen. Wenn es nämlich in der ganzen Sache Etwas giebt, das wir für vollkommen sicher erklären können, so ist es der Satz, daß jedes Massensystem, gleichviel, ob beobachtet oder nur gedacht, sich in der Richtung des geringsten Widerstandes bewegen muß, also dahin, wo es am Wenigsten Stöße von den umgebenden Systemen erhält. Man mag sich ein solches Massensystem und seine Beziehungen zu den anderen Systemen in welcher Form immer vorstellen, als ein von der Strömung getriebenes Schiff, als vom Wind bewegte Flügel einer Windmühle, als eine mit Gewichten belastete Wagschale, als einen Menschenknäuel, auf den Menschenmassen von mehreren Seiten einstürmen, oder als eine allseitig von Flintenkugeln beschossene Kanonenkugel: immer und unter allen nur denkbaren Umständen wird sich das bewegliche System in den Raum begeben, wo es die geringsten, und aus dem Raum entfernen, von wo es die größte Zahl von Stößen empfängt. Man kann diesen axiomatischen Satz, der nicht nur in der Erfahrung, sondern auch in unserem Denken keine Ausnahme zuläßt, geradezu als das Grundgesetz der Bewegung bezeichnen und Niemand, der die Existenz bewegter Materie anerkennt, wird den Muth haben, seine allgemeine Giltigkeit zu bestreiten.

Nun denke man sich aber eine endlich begrenzte, aus diskreten beweglichen Theilchen zusammengesetzte Materie; das ganze ungeheure System und die es zusammensetzenden diskreten Theile und Theilchen seien umgeben von einem absolut leeren Raum; was wird dann geschehen? Sicher werden die beweglichen Theilchen sich auch jetzt dahin begeben, wo sie den geringsten Widerstand erfahren und die geringste Anzahl von Stößen empfangen. Da aber der Widerstand und die Zahl der Stöße nirgends geringer sein kann als in der absoluten Leere, wo Beide gleich Null sind, so muß das Endresultat sein, daß sich alle vorhandenen Ballungen in ihre Bestandtheile auflösen und diese sich in dem unendlichen Raum so lange vertheilen, bis sie selbst wieder durch unendlich große Intervalle von einander geschieden sind. Das wäre aber für unsere Erkenntniß und unser Denkvermögen völlig gleichbedeutend mit dem gänzlichen Verschwinden der Materie; und deshalb muß Jeder einsehen, daß die Vorstellung des leeren Raumes, die in der Erfahrung keine Stütze findet und außerdem zu anderen, der Erfahrung direkt widersprechenden Vorstellungen führt, nicht länger aufrecht erhalten werden kann.

Solche und ähnliche Erwägungen dürften manche Physiker auch dahin geführt haben, zwischen den Massentheilchen und im unendlichen Raum einen kontinuirlichen und homogenen Aether anzunehmen. Aber damit hat man nur die eine transszendente Vorstellung (die des leeren Raumes) mit einer anderen von keiner Erfahrung gestützten vertauscht. Denn wenn auch der naive Beobachter alle Körper, die ihm nicht auf den ersten Blick aus ungleichen Theilen zusammengesetzt oder mit Poren versehen erscheinen, ohne Weiteres für kontinuirlich und homogen erklären mag, so wissen wir doch ganz genau, daß es nicht so ist, daß weder Wasser noch Luft, weder Glas noch Messing, ja, nicht einmal Gold und andere vorläufig noch für elementar gehaltene Metalle aus durchaus gleichartigen und kontinuirlich zusammenhängenden Theilen bestehen können, weil mindestens wägbare Atome mit imponderabler Materie durcheinandergemengt sein müssen. Aber auch die Atome der chemisch noch nicht zerlegbaren Stoffe können wir uns unmöglich als homogene Kügelchen oder Kriställchen aus Gold, Silber, Quecksilber, Kohlenstoff oder Sauerstoff vorstellen, weil die jedem dieser Stoffe zukommenden besonderen Eigenschaften, ihr Atomgewicht, ihre Farbe, ihr magnetisches und elektrisches Verhalten, besonders aber ihre an verschiedenen Stellen der Oberfläche lokalisirten chemischen Affinitäten mit einer so simplen Vorstellung in keiner Weise zusammenzureimen wären. Von den Körpern, deren chemische Struktur uns bekannt ist, wissen wir ganz genau, daß ihre physikalischen Charaktere auf ihrer chemischen Zusammensetzung beruhen, und die Kenntniß dieser Abhängigkeit geht so weit, daß die chemische Synthese geradezu planmäßig durch kleine Abänderungen in der Strukturformel bestimmte Aenderungen der Farbe und anderer physikalischen Eigenschaften erzielen kann. Es kann also, theoretisch genommen, kaum zweifelhaft sein, daß auch die Eigenschaften der noch nicht zerlegbaren Körper auf ihrer verschiedenen Zusammensetzung aus vorläufig noch unbekannten Komponenten beruhen müssen; und wir müßten diesen Gedanken auch dann für berechtigt erklären, wenn nicht die Ausfüllung der Lücken im periodischen System der Elemente durch nachträglich gefundene, mit den vorausgesagten Eigenschaften ausgestattete Körper und die in neuster Zeit hinzugekommenen Thatsachen der Radioaktivität, speziell aber die Umwandlung von Radium in Helium, geradezu als die Verwirklichung dieser theoretischen Postulate zu betrachten wären. Wenn aber nicht einmal mehr die Atome der „Elemente" als Beispiele einer homogenen und kontinuirlichen Beschaffenheit gelten dürfen, dann ist diesem Begriff jeder konkrete Inhalt entzogen, dann wurzelt er weder in unserer direkten Anschauung noch in den aus ihr abgeleiteten Folgerungen und der homogene und kontinuirliche Aether ist eben so übersinnlich und eben so transszendent wie die endlich begrenzte Materie und der sie umgebende absolut leere Raum.

Natürlich gilt diese Abweisung einer homogenen und kontinuirlichen Beschaffenheit nicht nur für den Aether als Ganzes, sondern auch für seine diskreten Theile und unser Widerspruch gegen den absolut leeren Raum bezieht sich auch auf die Zwischenräume zwischen diesen Theilchen. Wie wir uns die Atome der wägbaren Materie oder ihre nächsten Bestandtheile (nach der Analogie der aus Molekülen und Atomen zusammengeballten Himmelskörper und Nebelflecke) als Ballungen der selben unermeßlich kleinen Aetherkörperchen vorstellen können, die zwischen den Einheiten der wägbaren Materie fluktuiren, so denken wir uns die Aetherkörperchen wieder aus den selben fast undenkbar kleinen Aetheratomen zweiter Ordnung zusammengeballt, die auch in dem Raume zwischen den Aetherkörperchen erster Ordnung vertheilt sein müssen; und so wenig wir früher an der Unendlichkeit im Makrokosmos Anstoß genommen haben und so wenig wir, vor die Wahl zwischen ihr und der undenkbaren Endlichkeit gestellt, auch nur einen Augenblick zögern konnten, uns für die Unendlichkeit zu entscheiden, eben so wenig kann uns die Frage in Verlegenheit setzen, ob wir auch die Aetherkörperchen zweiter oder dritter Ordnung für Komplexe noch einfacherer Wesenheiten erklären wollen. Wir können höchstens sagen, daß uns das Nachdenken über die Konstitution dieser uns so unendlich weit entrückten Dinge keinen praktischen Gewinn schaffen kann. Wenn wir uns aber doch aus irgend einem Grunde entschließen, darüber nachzudenken, dann kann aus den vorhin entwickelten Gründen das Resultat unmöglich anders sein als bei den Aetherkörperchen erster Ordnung.

Die selbe Entscheidung wie zwischen der räumlichen Endlichkeit und Unendlichkeit der Materie müßten wir auch fällen, wenn wir vor die Frage gestellt würden, ob wir sie als von je her und in alle Zukunft bestehend ansehen müssen oder ob wir ein Entstehen und ein Vergehen in irgend einem (wenn auch noch so entfernten) Zeitpunkt zugeben wollen. Es ist nicht gar so lange her, daß die Vorstellung vom Entstehen und Verschwinden materieller Dinge den meisten Menschen noch durchaus geläufig war, weil man Körper scheinbar aus dem Nichts auftauchen und andere wieder in das Nichts verschwinden zu sehen glaubte. Jetzt weiß man, daß in solchen Fällen nur unsichtbare gasförmige Substanzen in sichtbare feste oder flüssige Körper und dann wieder solche in unsichtbare Gase verwandelt werden; und mit Hilfe der chemischen Wage ist das Gesetz der Unerschaffbarkeit und Unzerstörbarkeit der wägbaren Materie zu einem allgemeinen und unantastbaren Axiom erhoben worden. Aber dieses Gesetz darf nur mit einer gewissen Reserve hingenommen werden. Denn mit einiger Bestimmtheit können wir nur sagen, daß im Bereich unserer Erfahrung keine wägbare Masse entsteht und keine verschwindet. Daß aber unter anderen Verhältnissen und speziell bei enorm hohen Temperaturen auch einmal wägbare Massenatome sich in imponderable Bestand-

theile auflösen können und daß wieder unter entgegengesetzten Bedingungen imponderable Theilchen einander so nah rücken, daß aus ihnen wägbare Atome hervorgehen, ist nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern, wenn wir nach den Vorgängen im Bereich der wägbaren Materie schließen dürfen, sogar höchst wahrscheinlich, weil wir nicht nur direkt beobachten, daß feste und flüssige Körper sich in ihre Moleküle und selbst in ihre Atome dissoziiren und daß wieder Moleküle aus Atomen und fest zusammenhängende Körper aus frei beweglichen Molekülen hervorgehen, sondern, weil wir auch mit der größten Wahrscheinlichkeit annehmen können, daß unsere Agglomerate höchster Ordnung, die Himmelskörper, durch Abnahme der Wärme aus früher dissoziirten und disaggregirten Körperchen hervorgegangen sind. Auch liegt nicht der geringste Grund vor, zu bezweifeln, daß solche neue Ballungen, wägbare wie unwägbare, nicht nur in unserem Sonnensystem zu irgend einer Zeit sich herausgebildet haben, sondern daß sich solche Neubildungen auch jetzt noch in entlegenen Weltfernen vollziehen können und daß schon bestehende wieder in ihre Bestandtheile zerfallen sind und auch jetzt noch zerfallen mögen. Wahrscheinlich liegt es nur an dem zufälligen Umstande, daß wir keine feuerbeständigeren Gefäße besitzen als die Platintiegel, wenn noch nicht in unserer Macht steht, Atome wägbarer Masse in unwägbaren Aether zu dissoziiren; wie es nur in der Unmöglichkeit, den Aether in undurchlässige Gefäße einzuschließen, gelegen sein mag, daß niemals gelingen kann, imponderable Materie durch hohen Druck in wägbare Masse zu verwandeln. Während aber das Gesetz der Erhaltung der ponderablen Materie wahrscheinlich nur bedingte Geltung besitzt, dürfen wir wohl die Konstanz der Summe aus wägbarer und unwägbarer Materie als ein unumstößliches Axiom betrachten, besonders, da diese Konstanz eigentlich nur eine andere Ausdrucksweise für das Axiom der räumlichen und zeitlichen Unendlichkeit der Materie ist.

Bis jetzt habe ich aber immer nur von der Materie als solcher und nur wenig von ihrer Bewegung gesprochen und der Leser könnte glauben, daß auch ich die Bewegung nur als ein bloßes Accidens der Materie betrachte, etwa so wie eine Substanz entweder farbig oder farblos, leuchtend oder nicht leuchtend, riechend oder geruchlos sein kann. Mir scheint diese Anschauung aber ein großer Irrthum, weil die Vorstellung einer bewegunglosen Materie in unserer Erfahrung eben so wenig eine Stütze findet wie die des leeren Raumes. Weil man manchmal gewisse Körper oder Massensysteme scheinbar in Ruhe in den selben räumlichen Beziehungen zu ihrer Umgebung verharren sah, glaubte man, jede Bewegung sei aus ihnen entschwunden; und weil man dann wieder beobachtete, daß solche scheinbar ruhende Körper in Bewegung gerathen, meinte man, Bewegung als solche sei etwa in ähnlicher Weise auf sie übertragen worden, wie ein Körper auf den anderen abfärbt, oder „kine-

tische" Bewegung sei aus „potentieller" entstanden, also aus Etwas, das zwar momentan keine Bewegung ist, sich aber jeden Augenblick in Bewegung verwandeln kann. Jetzt wissen wir aber, daß jedes scheinbar ruhende Massensystem nicht nur an einer unendlichen Reihe von äußeren Bewegungen theilnimmt, sondern auch eine ganze Welt von inneren Bewegungen in sich schließt. Ein unbeweglich daliegender Stein ist durch die Gravitation mit dem Erdball verbunden, er macht also mit rasender Schnelligkeit die Achsendrehung der Erde und mit noch größerer Geschwindigkeit ihre Bewegung um die Sonne mit; diese aber steht wieder nicht fest, sondern bewegt sich mit ihren Planeten und deren Trabanten unablässig vorwärts und partizipirt sicherlich wieder an einer im wörtlichen Sinn unendlichen Reihe von Bewegungen immer größerer Massensysteme. Der selbe Stein besteht aber wieder aus Molekülen, die Wärme- und Schallschwingungen vollführen, und auch die Atome, aus denen die Moleküle zusammengesetzt sind, erhalten sich wohl in ähnlicher Weise in ihrer Lage wie die in unaufhörlicher Bewegung begriffenen sideralen Gebilde. Zwischen ihnen aber fluthet in unaufhörlichem Wechsel der imponderable Aether, seine Lichtschwingungen setzen sich in Wärmeschwingungen der Moleküle um, elektrische Spannungen entstehen und gleichen sich wieder aus und zu diesen inneren Bewegungen, deren Existenz wir wohl für gesichert halten dürfen, gesellt sich noch in unseren Gedanken eine ganze Welt von Bewegungen in tieferen und immer tieferen Ordnungen der imponderablen Materie.

Aber selbst die relative Unbeweglichkeit des in Frage stehenden Massensystems gegenüber der nächsten Umgebung ist nur eine scheinbare, weil die Grenzen von uns ganz willkürlich gezogen werden. Wenn der Stein aus Molekülen zusammengesetzt ist, die in schwingender oder wirbelnder Bewegung begriffen sind, und wenn zwischen ihnen fortwährend imponderable Körperchen verschiedener Ordnungen hindurchfluthen, dann ist auch die Grenze zwischen dem Massensystem des Steins und seiner Umgebung fortwährend in Fluß und deshalb kann auch in diesem beschränktem Sinn von einer ruhenden und bewegunglosen Materie unmöglich gesprochen werden. Von vorn herein wären viele überflüssige Kontroversen beseitigt, wenn man den Ausdruck „Materie", mit dem man fast immer die Vorstellung einer trägen Masse verbindet, die erst durch etwas Anderes in Bewegung gesetzt werden muß, möglichst vermeiden und durch eine andere Bezeichnung ersetzen würde, die die für uns feststehende Thatsache, daß jede Materie ohne Ausnahme in fortwährender Bewegung begriffen ist, zu deutlichem Ausdruck brächte. Man hat dafür in den letzten Jahren die „Energie" in Vorschlag gebracht und es ist ihr auch thatsächlich gelungen, den alten Terminus vielfach zu verdrängen. Aber damit ist man, wie ich glaube, nur in einen anderen Fehler verfallen, indem man die Bewegung oder Wirkung von dem sich Bewegenden oder Wirkenden ge-

trennt und dieses selber vernachlässigt hat. Da wir uns aber eben so wenig Bewegung ohne Materie wie Materie ohne Bewegung vorstellen können, müssen wir, so lange nicht ein Wort gefunden wird, das Beides zusammenfaßt, von „bewegter Materie" oder von materia movens sprechen; und zwar könnten beide Ausdrücke, obwohl sie sich nicht vollständig decken, doch ganz unbedenklich für den selben Begriff verwendet werden, weil jeder Theil der Materie sowohl selbst in Bewegung begriffen als auch befähigt ist, die Bewegung anderer Theile nach Stärke und Richtung zu modifiziren.

Bei jeder Modifikation dieser Art denkt man sich, daß „Kraft" oder „Bewegung" oder „Energie" von dem einen System auf das andere übertragen worden sei und sich entweder zu der bereits vorhandenen Bewegung hinzuaddirt oder sich in innere Bewegung (Elastizität, Wärme oder Elektrizität) verwandelt oder sich mit der bisherigen Bewegung zu einer neuen resultirenden vereinigt. Aber eine solche Uebertragung ist doch wieder nur eine transzendente Vorstellung, weil Kraft, Bewegung und Energie nur abstrakte Begriffe und Ausdrücke für Zustände oder Vorgänge sind, ohne für unser Denkvermögen einen substanziellen Inhalt zu besitzen. Von einer Kraft an sich oder einer Bewegung als solcher und von ihrer Uebertragung von einem System auf das andere kann ich zwar sprechen und schreiben, aber ich kann mir darunter niemals etwas Konkretes vorstellen. Denn ich habe zwar sehr oft gesehen, wie ein Ding von einem Ort zum anderen übertragen wurde, und ich konnte dieses Ding in all seinen Zwischenstadien vom Anfang der Uebertragung bis zu ihrer Vollendung verfolgen; aber ich habe doch nie eine Kraft oder eine Bewegung gesehen, die das eine System verlassen und das andere System noch nicht erreicht hat. Da ich aber trotzdem beobachten kann, wie eine bewegte Elfenbeinkugel, wenn sie auf eine zweite ruhende trifft, stehen bleibt und die andere in Bewegung setzt, so bin ich doch gezwungen, anzunehmen, daß die eine Kugel irgend Etwas auf die andere übertragen habe; und da ich mir unter diesem Etwas keine von der Materie gelöste Bewegung oder Energie vorstellen kann und da weder die stoßende Kugel an ponderabler Materie einbüßt noch die gestoßene an solcher gewinnt, so kann ich nur schließen, daß von der einen Kugel auf die andere „bewegte Materie" oder materia movens, und zwar solche von der imponderablen Art, übertragen worden sein muß.

Diese Schlußfolgerung ist, wie ich meine, so zwingend, daß sie von ihrer prinzipiellen Bedeutung auch dann nichts einbüßen könnte, wenn sich herausstellen würde, daß man vorläufig in die Einzelheiten der sich dabei abspielenden Vorgänge nur wenig einzudringen vermag. Namentlich die im Bereich der „Elastizität" und des elastischen Stoßes gelegenen Begebnisse sind noch ziemlich in Dunkel gehüllt und zeigen vielleicht nur insofern etwas

bestimmtere Umrisse, als wir wohl mit einiger Sicherheit die unmittelbare Berührung der Moleküle ausschließen und nur eine Annäherung bis zur Herstellung eines vorübergehenden Gleichgewichtes zwischen den Widerständen auf beiden Seiten zugestehen können. Aber das Fazit kann doch nur sein, daß imponderable Materie, die vor dem Zusammenstoß in dem bewegten Ball enthalten und diesem von dem ihn in Bewegung setzenden System übergeben worden war, nun auf den gestoßenen Ball übergegangen ist und entweder durch ihre eigene Bewegung die in dem gestoßenen System enthaltenen wägbaren und unwägbaren Theilchen in ihre Bewegungrichtung mitreißt oder (beim excentrischen Stoß) sich auf beide Systeme vertheilt und sie nach divergirenden Richtungen in Bewegung setzt. In keinem Augenblick kann sich aber die Bewegung von der Materie gelöst haben; immer hat nur bewegte Materie ihren Aufenthalt und eventuell ihre Bewegungrichtung geändert.

Aber nicht nur in der Richtung des Stoßes (als vis a tergo) muß bewegte Materie aus dem stoßenden System in das gestoßene übertreten: auch in entgegengesetzter Richtung muß es geschehen, weil sich das gestoßene System nicht in einem leeren, sondern in einem mit materia movens erfüllten Raum bewegt. Nur die ponderablen Moleküle dieses flüssigen oder gasförmigen Mediums prallen wegen der gegenseitigen Undurchdringlichkeit der wägbaren Materie von dem vordringenden System ab; die Aetherkörperchen aller Ordnungen aber müssen zwischen die vorwärtsstürmenden Massentheilchen eindringen und gerathen in einen Kampf mit der von rückwärts eingepreßten materia movens, die allerdings wegen der numerischen Ueberlegenheit der Gegner zu ihren Ungunsten entschieden wird. Aber ihr Widerstand bleibt doch nicht ohne Wirkung und findet seinen Ausdruck in der auf den ersten Blick überraschenden Thatsache, daß man, um die doppelte Geschwindigkeit des gestoßenen Systems zu erzielen, nicht nur die doppelte Arbeit aufwenden muß, wie der naive Verstand a priori erwarten möchte, sondern die vierfache. Das wird aber sofort verständlich, wenn man bedenkt, daß es sich nicht um die Vorwärtsbewegung von mathematischen Punkten, sondern von körperlichen Gebilden handelt und daß diese körperlichen Gebilde (die letzten Einheiten der in dem gestoßenen System enthaltenen wägbaren Materie) wahrscheinlich wie die Weltkörper annähernd Kugelgestalt besitzen. Diese „Uratome" haben nun bei ihrer Vorwärtsbewegung Widerstände in Form von Aetherkörperchen zu überwinden, die auf ihre vordere halbkugelige Oberfläche loshämmern; und da ihr Flächeninhalt im quadratischen Verhältniß steht zu den Radien, die die Richtung der Bewegung und das Maß für ihre Schnelligkeit bezeichnen, so ist es begreiflich, daß die zur Ueberwindung dieser Widerstände nothwendige Arbeit, ausgedrückt durch die Menge der a tergo übertragenen materia movens, im quadratischen Verhältniß zu der Länge des in einer Zeiteinheit zurückzulegenden Weges stehen muß.

Aus dieser Darstellung geht schon hervor, daß das Eindringen von bewegter Materie in ein Massensystem nicht immer in dessen Ortsveränderung, also in sichtbar geleisteter Arbeit, zum Ausdruck zu kommen braucht. Strömt in ein System von allen Seiten gleich viel bewegte Materie ein, dann wird es scheinbar in Ruhe verharren und man sagt dann, lebendige Kraft habe sich in Spannkraft oder lebendige Energie in potentielle verwandelt; und wenn dann aus irgend einem Grunde auf einer Seite die Widerstände verschwinden oder, richtiger gesagt, vermindert werden (weil ihr völliges Verschwinden einen absulut leeren Raum voraussetzen würde) und wenn sich dann das System nach dieser Richtung hin in Bewegung setzt, so sagt man wieder, die in dem System während seines Gleichgewichtes eingeschlossene Spannkraft habe sich in lebendige Kraft zurückgewandelt. Aber diese Bildersprache drückt keineswegs Das aus, was thatsächlich in diesem Fall vor sich gegangen sein muß. Wenn wir nämlich die bewegte Materie ins Auge fassen, auf die es doch eigentlich ankommt, so hat diese keinerlei Umwandlung erfahren und sie ist auch während des Gleichgewichtszustandes nicht einen Augenblick zur Ruhe gekommen; ihr Zuströmen braucht nur auf einer Seite vermindert zu werden: und die auf der entgegengesetzten Seite fortwährend zuströmende materia movens wird augenblicklich zur Wirkung gelangen und das ganze System in der selben Richtung vorwärts befördern. Die Kontinuität der Bewegung war also nicht einen Augenblick unterbrochen und wir kommen gar nicht in die Lage, über die Räthselfrage nachzudenken, wie aus der Ruhe, die ja gleichbedeutend mit der Negation der Bewegung wäre, nun doch wieder Bewegung hervorgehen soll.

Diese prinzipielle Auffassung muß natürlich auch für alle Einzelfälle Geltung besitzen, also für die gespannte Feder, für den am Fallen verhinderten Körper und für die in explosiven Verbindungen oder Gemischen verborgenen chemischen Spannkräfte. In der gespannten Feder müssen wir uns während der ganzen Dauer der Spannung ununterbrochen andauernde innere Bewegungen von enormem Umfang vorstellen, die in dem Augenblick, wo die Widerstände beseitigt sind, mit eben so enormer Kraftentfaltung zur Geltung kommen; und wir müssen auch unbedingt annehmen, daß der am Fallen verhinderte Körper an der vom Erdcentrum abgewandten Seite von materia movens in der Richtung gegen dieses Centrum bombardirt wird. Ist unser Grundgesetz der Bewegung richtig, dann muß der fallende Körper in der Richtung des Falles stärker gestoßen werden als in der entgegengesetzten; und da man unmöglich begreifen könnte, daß diese Stöße immer gerade in dem Augenblick einsetzen sollen, wo die resistente Unterlage beseitigt wird, so muß man annehmen, daß sie von je her und ohne Pause fortgedauert haben. Jede andere Auffassung und besonders die Annahme einer vom Mittelpunkte der Erde ausgehenden „Anziehung" oder „Fernwirkung" oder actio in distans

ist einfach unannehmbar. Die Fälle von vermeintlicher Anziehung, die wir verstehen, reduziren sich nämlich, wie alle anderen bekannten Bewegungen, auf eine Stoßwirkung oder vis a tergo. Wenn ich einen Menschen umarme und an mich ziehe, wenn ein Wagen von Pferden gezogen wird, wenn ich Wasser in einer Spritze aufziehe, so werden sowohl der Umarmte als auch die Theile des Wagens von hinten gestoßen und das Wasser steigt in der Spritze in die Höhe, weil sich die Widerstände in der Richtung des Stempels vermindern und es so dem atmosphärischen Druck möglich machen, das Wasser in diese Richtung zu stoßen. Wir haben also keinen Grund, anzunehmen, daß bei den Bewegungen, deren Mechanismus uns unbekannt ist, das uns axiomatisch erscheinende Grundgesetz der Bewegung keine Geltung besitze; und deshalb halte ich für sicher, daß der fallende Körper durch bewegte Materie, die fort und fort gegen den Erdmittelpunkt strömt, in diese selbe Richtung gestoßen wird, sobald die Widerstände beseitigt werden, die diesen centripetalen Strömen entgegen wirken.

Diese meiner Ansicht nach zwingende Vorstellung findet aber eine Bestätigung in dem Gesetz der Gravitation, das besagt, daß die „Anziehungskraft“ jedes Körpers, also jedes Systems ponderabler materia movens, im umgekehrten Quadrate der Entfernung zunimmt. Denn wenn der frei fallende Körper sich immer in radiärer Richtung gegen den Mittelpunkt der Erde oder gegen den Schwerpunkt eines anderen ihn „anziehenden“ Systems bewegt, so müssen auch die ihn dorthin befördernden Aetherströme eine radiäre oder centripetale Richtung einschlagen; und wenn Dies der Fall ist, muß durch jede konzentrisch gedachte Kugelschale bis in alle Weiten hinaus in jedem Augenblick immer die selbe Zahl von radiären Aetherströmen passiren, so daß also die selbe Fläche auf der näheren Kugelschale von mehr Radien durchbrochen würde als auf einer entfernteren. Da aber die Oberflächen der Kugelschalen im quadratischen Verhältniß zu ihren Radien stehen und da wir eben gehört haben, daß ein in einer Kugelschale befindlicher Körper von bestimmter Größe von um so mehr radiären Strömungen oder centripetalen Stößen getroffen werden müßte, je kleiner die betreffende Kugelfläche ist, so erschiene die mit der Kürze der Radien oder Entfernungen quadratisch zunehmende „Gravitationkraft“ auf Grund unseres axiomatischen Grundgesetzes der Bewegung ganz gut erklärt.

Die so gewonnene Klarheit bezieht sich aber, wie sofort hinzugefügt werden muß, nur auf die Existenz der radiären Aetherströmungen und keineswegs auf den Grund ihrer Existenz oder die Art ihrer Entstehung. Aber wir besitzen auch hier einige Anhaltspunkte, die uns vielleicht ein Verständniß dafür eröffnen können. Wenn nämlich wahr wäre, daß die letzten Einheiten der wägbaren Substanz durch Ballung oder Agglomeration von Aetherkörper-

chen oder anderen „Korpuskeln“ zu Stande gekommen sind und wenn weiter wahr ist (woran nicht gezweifelt werden kann), daß die Dichte der wägbaren Materie die des Aethers in ganz außerordentlichem Maß übertrifft, dann müßten bei der Entstehung jedes einzelnen ponderablen „Uratoms“ ungeheure Aetherströme aus den weitesten Fernen des unendlichen Raumes nach einem Punkt zusammengeströmt sein; und wenn wir nun annehmen, was ja gar nicht so unwahrscheinlich ist, daß die Bedingungen, die dieses Zusammenströmen des Aethers herbeigeführt haben, auch heute noch fortdauern und daß das Zusammenhalten dieser ungeheuren Aethermasse in dem winzigen Raum eines Uratoms auf der Fortdauer dieser Strömungen beruht, so sind wir zwar noch immer recht weit entfernt von einem angesichts der Unendlichkeit der materia movens ganz unmöglichen Durchschauen aller ursächlichen Zusammenhänge; aber der Vortheil dieses ahnenden Begreifens gegenüber der völlig unbegreiflichen und eigentlich ganz unmöglichen actio in distans durch den leeren Raum ist doch offenbar.

Die hier durchgeführte Generalisation, die besagt, daß die sogenannten Spannkräfte eben so auf unaufhörlich fortdauernder Bewegung beruhen müssen wie die lebendigen Kräfte, gilt natürlich auch für die chemischen, elektrischen und magnetischen. Eine chemische Affinität kann nach meiner Auffassung nichts Anderes sein als eine fortdauernde Bewegung imponderabler Materie im Innern und in der Umgebung der chemisch wirksamen Einheiten der wägbaren Materie; und ich halte es für keine zu kühne Annahme, wenn ich vermuthe, daß gewisse Affinitäten auf einem Einströmen von imponderabler materia movens an bestimmten Stellen der Oberfläche des Atoms, andere dagegen auf deren Ausströmen beruhen mögen. Solche permanente (positive) Aetherausbrüche müßten einander eben so abstoßen wie zwei (negative) Aetherstrudel, in die die materia movens von außen her einströmen und dabei die Systeme (Atome) auseinanderhalten müßte; während das Aufeinandertreffen eines (positiven) Ausbruchs und eines (negativen) Schlundes eine Annäherung der beiden Systeme herbeiführen würde. Auch bei den elektrischen und magnetischen Gegensätzen dürfte sich das Aus- und Einströmen oder die Verdünnung und Verdichtung des innerhalb der Massentheilchen beweglichen Aethers fruchtbarer erweisen als die Annahme zweier mit entgegengesetzten Eigenschaften ausgestatteten Arten von imponderabler Materie, denen wir in den hier entwickelten generellen Prinzipien der Mechanik keinen Platz einräumen könnten. Ich will aber der Verlockung zu weiteren Deduktionen in dieser Richtung widerstehen und mich lieber mit einigen Schlußfolgerungen beschäftigen, die sich aus dem axiomatischen Grundgesetze der Bewegung auf biologischem, psychologischem und allgemein philosophischem Gebiet ergeben.

Wenn es richtig ist, daß jedes Massensystem, wie immer es beschaffen

sein möge, sich stets nur nach der Richtung der kleinsten Widerstände bewegen kann, wenn zugegeben wird, daß auch alle chemischen Bindungen und Trennungen nach diesem axiomatischen Prinzipe verlaufen müssen, und wenn es ferner zutrifft (wie ich in meiner Allgemeinen Biologie nachgewiesen zu haben glaube), daß sich alle physiologischen Vorgänge in den lebenden Organismen auf Zerfall und Wiederaufbau der hoch komplizirten und überaus labilen chemischen Einheiten des Protoplasmas zurückführen lassen, dann wäre damit jeder Art und Abart des Vitalismus der Boden entzogen, weil auch alle vitalen Prozesse, so weit sie einer objektiven Untersuchung und Beurtheilung unterzogen werden können, in letzter Instanz auf das selbe mechanische Grundprinzip zurückgeführt werden könnten und müßten wie die chemischen Trennungen und Bindungen in der unbelebten Natur. Aber auch die psychischen Erscheinungen des bewußt Werdens und bewußt Seins und ihr Verhältniß zu den physiko-chemischen Vorgängen in unserem Organismus werden durch das Grundgesetz der Bewegung in eine schärfere Beleuchtung gerückt. Wenn wir nämlich unsere Empfindungen und Vorstellungen, unsere Gefühle und Wünsche, unseren Willen und unsere Absichten, wie wohl nicht anders möglich, als rein subjektive Erscheinungen den objektiv zu beobachtenden oder zu beurtheilenden Vorgängen in unserem Körper gegenüberstellen, dann können wir auch nicht mehr daran denken, daß irgend eine der genannten Arten der introspektiven Thätigkeit im Stande sein kann, irgend Etwas an dem Ablauf der physiologischen Prozesse in unserem Körper zu ändern oder irgendwie zu beeinflussen. Unsere Muskeln können sich nur dann kontrahiren, wenn ihnen Reize auf ihren Nervenbahnen zugeführt werden und wenn diese Reize die hochgradig labilen chemischen Einheiten ihres Protoplasmas zum Zerfall bringen; und eine Reizfortpflanzung in den Nervenbahnen kann wieder nur von einem Protoplasmazerfall seinen Ausgang nehmen, der an irgend einer Stelle dieser Bahnen durch einen auf das Protoplasma einwirkenden Reiz ausgelöst wird. Denn wenn wir auch die Labilität der diese Bahnen zusammensetzenden Moleküle noch so hoch einschätzen, so kann diese doch niemals dahin führen, daß ihr Zerfall durch unseren Willen oder unsere Absicht oder unsere Wünsche herbeigeführt wird. Auch die Entwickelung und das Wachsthum eines Organismus oder seiner Theile wird immer nur davon abhängen, ob, wann und wo die assimilirenden Moleküle eines Protoplasmas mit assimilirungfähigem Material in Berührung kommen, und die dieses Material zuführenden Ernährungsäfte werden sich immer nur in der Richtung der geringsten Widerstände, niemals aber nach dem Ziele oder der Absicht der „intelligenten Kräfte" bewegen, welche die neueste Lesart des teleologisch-animistischen Vitalismus in den lebenden Protoplasmen voraussetzt, ohne für deren Existenz auch nur den Schatten eines Beweises erbringen zu können. Denn die An-

nahme ihrer Existenz wird ja nur damit begründet, daß man sich die Vorgänge in unserem Körper und in den lebenden Organismen ohne das Eingreifen einer bewußten Intelligenz nicht vorstellen zu können meint. Sobald wir aber dahin gelangt sind, daß nicht einmal unsere eigenen subjektiven Empfindungen oder Strebungen, von deren Existenz wir doch wenigstens sichere Kenntniß besitzen, in das Getriebe der unseren Leib zusammensetzenden materia movens eingreifen und die Bewegungen irgend eines Massensystems von der strikten Befolgung der axiomatischen Grundgesetze der Bewegung dispensiren können, entfällt auch jeder vernünftige Grund, subjektive Empfindungen oder Strebungen unbekannter Art zu konstruiren, um ihnen eine von vorn herein unlösliche Aufgabe zu übertragen.*)

Die selbe Argumentation gilt natürlich auch für alle weiter ausgreifenden Vorstellungen, die auf die Annahme eines teleologisch-animistischen Prinzipes höherer oder höchster Ordnung hinzielen. Wenn ein solches Prinzip, das doch auch als ein psychisches gedacht werden müßte, nicht bewirken könnte, daß irgend ein Massensystem sich auch nur ein einziges Mal nach einer anderen Richtung als der der geringsten Widerstände bewegt hätte oder bewege, dann scheint mir für eine solche Annahme kein Grund und sicher auch keine Nöthigung vorzuliegen.

Wien. Professor Max Kassowitz.

*) Die Begründung der hier behaupteten Unmöglichkeit eines Influxus psychicus findet man im vierten Bande meiner Allgemeinen Biologie.

Im Reich der Natur waltet Bewegung und That, im Reich der Freiheit Anlage und Wille. Bewegung ist ewig und tritt bei jeder günstigen Bedingung unwiderstehlich in die Erscheinung. Anlagen entwickeln sich zwar auch naturgemäß, müssen aber erst durch den Willen geübt und nach und nach gesteigert werden. Deswegen ist man des freiwilligen Willens so gewiß nicht als der selbständigen That; diese thut sich selbst, er aber wird gethan: denn er muß, um vollkommen zu werden und zu wirken, sich im Sittlichen dem Gewissen, das nicht irrt, im Kunstreichen aber der Regel fügen, die nirgends ausgesprochen ist. Das Gewissen bedarf keines Ahnherrn, mit ihm ist Alles gegeben; es hat nur mit der inneren eigenen Welt zu thun. Das Genie bedürfte auch keine Regel, wäre sich selbst genug, gäbe sich selbst die Regel; da es aber nach außen wirkt, so ist es vielfach bedingt durch Stoff und Zeit und an Beiden muß es nothwendig irr werden; deswegen es mit Allem, was eine Kunst ist, mit dem Regiment wie mit Gedicht, Statue und Gemälde, durchaus so wunderlich und unsicher aussieht. Goethe.

Charonsrufe.

Wo sich der Styx schwarz in den Abgrund gießt,
Ragt fluthumrauscht einsam ein Felsen auf.
Aus Charons Nachen, der dort niederschießt,
Schwang sich ein Wahrheitsucher felsenauf:
„Hier ist der Ort, da Sein in Nichtsein fließt,
Hier kündet sich mir allen Wesens Lauf!"
Ein Charonsruf:
„Du Narr, der Du mich fliehst!
Hier fängt die Wahrheit an; hier hört sie auf!"

Doch welch ein Wunder! Neben Charons Boot
Ein zweiter Nachen! Milden Angesichts
Am Kreuzesmast ein andrer Fährmann Tod!
Der streckt die Hand und, ledig des Gewichts,
Hebt sich das Boot, dem schon der Hades droht,
Und schwebt zum Himmel auf, verklärten Lichts.
Ein Charonsruf:
„Du träumender Pilot!
Hinauf, hinab! Wir steuern in das Nichts . . ."

Da ist im stygischen Dunkel eine Stelle
Des letzten Sonnenstrahls. Und Charon lenkt
So meisterlich das Boot, daß sich die Helle
Von Mund zu Mund auf jeden Schatten senkt:
Und ist kein Mund, dem nicht die lichte Welle
Zum letzten Mal das Wörtlein „Liebe" schenkt.
Ein Charonsruf:
„Ich bin der Dunkelhelle!
Ich bin die Liebe, die zum Frieden lenkt . . ."

Prag. Hugo Salus.

Seine Liebe.

Er ließ sie warten. Zum ersten Mal. Hier in dem ewig fremden, häßlichen Raum warten. Sie ging ruhlos auf und ab und starrte den billigen Teppich an und die grellgrünen Blumen in der Mitte. Die hatten wohl einst zu dem vor Alter grau gewordenen abgeriebenen Sammet der Sessel dort gepaßt, zu den unmöglichen Franzen dran und den aufgegangenen gedrehten Troddeln, aus deren dickem, dummem Kopf das blinkende Holz schielte, blauschwarz, als hätte es einmal in Tinte gelegen. Alles reizte sie; besonders ärgerlich war ihr das blödsinnige „Enfin seuls“ über dem Sofa. Wie hatte sie diesen hirnlosen Kitsch je erträglich finden können! Man umarmte sich doch nicht ewig.

Und er kam noch immer nicht.

Heftig warf sie im Vorübergehen die leichte Jacke über einen Stuhl, daß das silberblumige Futter ihr nachrauschte. Die graue Federboa nur ließ sie weiter um die Schultern fliegen. Spielzeug für ihre nervösen Finger. Auch den Hut mochte sie nicht abstecken. Er sah sie gern so. Die haarige Krempe wippte weich und tief herunter und warf über das von Leidenschaften gezeichnete müde Gesicht kleidsame Schatten. Die ließen bei jedem Bewegen die dunklen Augen erglänzen und wieder verschwinden.

Jetzt blieb sie wie verwandelt stehen, beide Hände mit abgerissenem Aufjauchzen vor die Brust gedrückt. Ein Leuchten übergoß ihre Züge und röthete und straffte ihre Haut. Der jähe Wellenschlag des Blutes machte sie plötzlich hinreißend jung und schön.

Er wars. Alle Ungeduld, aller leise Groll wie weggeweht, wie nie gewesen. Nicht einmal an ihre Glücksbotschaft, die quälend frohe, neue, überwältigende, die sie ihm jubelnd entgegenschreien gewollt, dachte sie mehr. Sie hatte sie schon im Warten halb vergessen; sonst hätte sie froher bleiben müssen. Und sie hatte ihn doch nur um dieser goldenen Botschaft willen heute schon wiedersehen wollen, wiedersehen müssen. Sie warf sich ihm entgegen und wühlte sich in seinen Arm. Er hatte noch gar nicht Zeit gefunden, sie zu begrüßen.

Sie nahm seine Hände, beide, hielt sie an ihre Wangen, scheu, in verhaltener Leidenschaft, geschlossenen Auges. Sie liebte diese Hände. Wenigstens sagte sie es ihm stets. Er sollte nicht fühlen, wie viel gewollt Sklavisches, sie beglückend Demüthiges sich in ihren Liebkosungen verbarg. Er sollte es nicht wissen. Sie schämte sich ja manchmal selbst: so liebte sie ihn.

Ein ungeduldiges, unfrohes Zucken war auf seiner Stirn, in dem hochmüthig regelmäßigen hellen Gesicht. Er war mit dem festen Vorsatz hergekommen, nicht, wie in den letzten Wochen, es noch einmal mit Nuancen zu versuchen (damit hatte er kein Glück, dazu liebte sie ihn zu blind und zu selbstsüchtig), sondern den Bruch herbeizuführen. Er hatte erwartet, sie werde ihn mit Vorwürfen über seine Verspätung empfangen; nun war sie auch heute harmlos und hingebend wie ein Kind.

Sie hatte ihm einmal gesagt, ganz im Anfang einmal: „Nur um Eins bitte ich Dich. Eins mußt Du mir versprechen. In der Stunde, in der Du fühlen wirst, daß Du mich nicht mehr liebst, wirst Du es mir sagen, einfach und ruhig sagen. Laß mich nie, ich beschwöre Dich drum, nicht ein einziges Zusammensein lang laß mich die klägliche Rolle einer Frau spielen, die man los sein möchte und der man

zu gestehen doch nicht den Muth findet." Es war wunderschön und edel, sich Das versprechen zu lassen, damals, als Beiden der Gedanke an Wandel undenkbar erschien. Damals wars auch leicht gewesen, einzuwilligen. Aber wie gefährlich, sich heute auf diesen Pakt zu berufen! Verdammt schwer, — ein solches Bekenntniß! Da nützte alle Diplomatenschulung nicht.

Man findet allenfalls den Muth, zu brechen, so lange man einander liebt, philosophirte er. Aber eingestehen, sich und ihr, daß die leuchtende Liebe, die prahlend „ewige", erloschen ist? Und nicht plötzlich erloschen (Das könnte Tragik sein), nein, so langsam kläglich und kümmerlich wie ein schlechtes, schief gebranntes Licht, das zu Ende glimmt, unaufhaltsam zu Ende, auch wenn es noch manchmal mühsam ein Aufzucken versucht.

Mit raschen Bewegungen ging sie an den Spiegel. Den großen Felbelhut mit den langen grauen Federn warf sie auf den Tisch daneben. Sie sah nicht einmal hin, wie er fiel. Sie kämmte und bürstete schon an der wundervollen weichen Welle, die ihr in die Stirne hing, bis ihr dichtes braunes Haar den goldenen Metallglanz bekam, den es dann immer für eine Weile behielt.

Hastig wandte sie sich jetzt zu ihm um, unvermittelt, wie sie Alles that. Schmeichelnd zwang sie ihn, sich auf die Chaiselongue zu legen. „Ich weiß, Du bist abgespannt, wenn Du so direkt aus dem Amt kommst. Sind die alten Parlamentsberichte nicht bald einmal vorüber?" Sie setzte sich zu ihm und faßte seine Hände. „Ich habe gezittert, Du würdest nicht kommen. Gerade heute hätte ichs nicht ertragen, Dich nicht zu sehen."

„Und warum sollte ich nicht kommen? Ich bin ja doch noch immer gekommen."

„Wie Du Das sagst, Liebster! Geschwind sag es anders. Als wäre es Dir schwer, ganz schwer geworden, das Immerkommen. Sag: ist es schwer, sich lieben zu lassen?"

„Ja!" hätte er schreien mögen. Daß sie Das nicht begriff!

„Ist es nicht beglückend, zu hören: Niemand ist so schön wie Du, Geliebter, und so klug und von so klarem Geist? Niemand hat Hände wie Du? Und Die Dirs sagt, ist eine Frau, alt genug, um vergleichen zu können, eine Frau, die keine Backfischliebe liebt, wie sie dem Ersten gilt, der ihr begegnet ist, eine Frau, die Dich erwählt hat mit reifem, geklärtem Gefühl."

Sie fand immer neue Töne, die ihn wider Willen trafen, Schmeicheltöne, die Gefühl und Klugheit zu klingenden Akkorden stimmte. „Ich möchte Dir Glück in die Seele tragen."

Sie hob den Kopf von seiner Brust und sah ihn an. „Und Deine Augen blicken heute so, als ob sies brauchen könnten, daß man Glück hineintrüge." Sie fühlte, wie mühsam sein Lächeln jetzt war. „Was ist Dir? Sag, was Dir ist!"

Ihr Gesicht sah erschreckt aus und er sah viele kleine Fältchen drin entstehen, um Stirn und Schläfen, über den Brauen und die häßlichsten in der schlaffen Haut um den schmalen, blutlosen Mund. Er wunderte sich, halb beschämt, daß er, trotz Allem, was seine klaren, unbarmherzig forschenden Augen sahen, in alter Gewohnheit ihr weiches Haar streichelte und den Duft darin so wohlig wie immer empfand. Sie würde ihm am Ende doch fehlen; zuerst wenigstens.

Endlich begann er: „Ich bin auch nicht froh. Sei vernünftig, Kind, es muß

ja sein. Ich werde verreisen müssen, in Dienstsachen, auf lange Wochen voraussichtlich. Sehr ehrenvoll, aber unbequem." Brutal wollte er nicht sein. Er wollte nicht ohne Noth den Nimbus verlieren, den sie um ihn gewoben hatte und in dem er sich gefiel.

„Und der Gedanke an unsere Trennung macht Dich traurig? Du Guter! Schön ists freilich nicht. Leer wird meine Welt ohne Dich sein." Sie wußte, er liebte keine Klagen, und fuhr deshalb gleich wieder heiter fort: „Aber wenn Du wiederkommst (Du wirst ja wiederkommen!), dann will ich Dir danken, daß Du da bist, und in Deinen Armen still sein. So still, wie eben Jemand vermag, den Du selber ‚Sekt' getauft hast, Geliebter." Sie lachte leise auf, wie in heimlich glückvollen Erinnerungen. „Und all meine Sehnsucht will ich Dir bringen wie lauter leuchtende Blumen, die indessen für Dich erblüht sind."

Hier war kein Entkommen, spürte er. Wenn er von der Reise, die er zu diesem Zwecke sich erst zu schaffen hatte, zurückkehrte, würde er kämpfen müssen, — ganz genau so, vielleicht noch härter, als wenn er gleich heute begänne.

Er zwang sich zur Ruhe. „Sieh, Liebste, ich mache mir in jüngster Zeit oft Gedanken um Dich. Deine Schriftstellerei, Deine Kunst, wie Du lieber hörst, giebt Dir eine erträgliche, sogar behagliche Gegenwart, tadellos" (er betonte die letzte Silbe), „aber keine Ruhe im Gedanken an Später. Während ich Deine schöne Liebe egoistisch nehme, verlierst Du die freundliche Möglichkeit, Dir noch einmal, wenn auch nicht Glück, doch ein gesichertes Leben für Dich und Dein Kind zu schaffen. Und solches Leben wäre Dir doch so zu gönnen, Dir armem Ding, das so früh einsam geworden ist."

„Darum grämst Du Dich, Liebster?" Sie lachte in glückseligem Uebermuth. „Aber die Sorge um meine Zukunft ist ja eben gegenstandloser und unnöthiger als je geworden, Du weißt ja noch gar nicht, wie unnöthig! Und kannst Du Dir wirklich vorstellen, daß ich, die Dich, Dich hat lieben und küssen dürfen, noch für die Ehe tauge? Die Ehe, die ich, wie Du weißt, hasse, und die Ehe gar mit einem reichen, armen Philister? Nein, Liebster, mir ist, als ob mein Sein heilig geworden wäre durch Dich. Müßte ich nicht leben für meinen Jungen und um meiner alten Mutter willen, die mir den Jungen so treu behüten hilft, ich glaube, ich würde dann später, wenn Du einmal fort sein solltest aus meinem Leben, den Leib, das Gefäß, aus dem Du Glück getrunken hast, zerbrechen, wie man nach einem glücklichen Mahl ein Glas zerbricht."

Er hätte kein Mann sein müssen, um von ihrer vergötternden Leidenschaft, trotz seinem Entschluß, oder eben, weil er zum Bruch entschlossen war, nicht bewegt zu werden, von den zärtlichen Worten, die sie über ihn hinfluthen ließ wie warme weiche Wellen, betäubend in Duft. Er lächelte aber bald wieder ironisch. Die stolzen Worte von damals fielen ihm ein, mit denen sie ihre stolze Bitte beschlossen. „Aber auch wenn Du mir nichts sagen wirst, wenn Du den vielleicht traurigen Muth dazu nicht haben solltest: Du bist frei in der Stunde, in der ich fühlen werde, daß Du frei sein willst. Und ich werde es fühlen, verlasse Dich darauf!" Jawohl! Sie würde es fühlen! Er hätte fast aufgelacht. Dafür wußte er, daß in den kleinen, wie Kristall geschliffenen Skizzen, die sie schrieb, das psychologische Hellsehen ihr stärkstes Können war. Dafür schuf sie ihre Seelenpastelle mit so unerbittlicher Klarheit, als spüre sie das zitternde Regen fremder Nerven bis in jeden eignen

Nerv hinein. Sie würde es fühlen! Scharfsichtig und logisch dort, wo es ihr Phantasiegebilde galt, und hier, wo es um ihr eigenes weltfremdes und weltverachtendes Leben und Lieben ging, in einer so göttlichen Naivetät befangen, einem so selbstsichern Vertrauen, einem so blinden Unverstehen aller menschlichen, wenigstens aller männlichen Natur! Plötzliche Wuth ergriff ihn so stark, daß es ihn Anstrengung kostete, sie nicht von sich zu stoßen.

Sagen also ließ sichs nicht. Er würde ihr schreiben müssen, daß er . . . Irgend ein Grund wird sich finden lassen; im Nothfall wird er den wahren angeben. Er mußte frei werden, um jeden Preis. Er war jetzt rücksichtlos entschlossen. Zeit, daß er sich rangirte! Seine Verhältnisse waren schlechter, als er Lust hatte, sie wissen zu lassen. Sie ahnte nichts davon. Sie konnte höchstens kombiniren, daß er nicht in der Lage war, aus eigenen Mitteln eine Ehe zu schließen. Daß der Gedanke an die Märchenmöglichkeit, sie könne seine Frau werden, ihr je komme, davor hatte er sich von Anfang an klug geschützt. Er hatte ja gleich gemerkt, daß die Freie Liebe, die sie so gern zum Prinzip erhob, ihr nur ein faute de mieux war. Es war Zeit, daß er sich rangirte. Sein Einkommen stand noch immer und auf lange hinaus in beinahe höhnendem Gegensatze zu der eleganten Lebensführung, an die er bis zur Selbstverständlichkeit gewöhnt war und die seine soziale Stellung verlangte. Es war Zeit, auch sonst. Er fühlte sich oft müde. Sogar das Treppensteigen, das er früher nie empfunden, war ihm heute fühlbar geworden. Ein schlechtes Zeichen. Er strich sinnend über den goldblonden, sich schon lichtenden Scheitel.

„Wohin wirst Du geschickt, Liebster? Das ist noch nicht sicher? Am Ende haben wir gar Beide den selben Weg! Ich muß nach Schlesien für ein paar Tage, bis an die polnische Grenze, denke. Ich habe Dir ja noch immer nichts erzählt! Und Du fragst auch gar nicht, was für Briefe ich hier habe. Siehst Du mir denn nicht an, daß ich ein Geheimniß verstecke, ein wunderschönes, glückreiches, und drauf brenne, Dichs wissen zu lassen?“ Sie schwieg ein Weilchen; ihr von Freude leuchtendes Gesicht wurde ernst. „Du konntest es nie leiden, wenn ich von früher und von meinem armen Manne sprach; drum that ichs nicht mehr.“ Sie zögerte und strich über seine Stirn, als wollte sie im Voraus die Falten wegglätten, die sie kommen sah.

Er mußte sie im Anfang sehr geliebt haben. Die bloße Mahnung daran, daß sie eines Anderen Weib gewesen, sei es auch eines lange Gestorbenen, hatte ihn wirklich immer wie ein starker körperlicher Schmerz berührt. Das konnte er nicht leugnen. An dem Unbehagen, das ihn, sonderbar, auch jetzt, noch jetzt ergriff, konnte er merken, daß Eifersucht manchmal sogar die Liebe überdauert und am Ende wohl ihr eigenes Leben lebt.

„Mein Mann hatte einen Bruder, der als Sonderling einsam hauste und, wie mir heute früh mitgetheilt wurde, jetzt einsam gestorben ist. Er wohnte dort in der Hüttengegend, wo ihm Kohlengruben, glaube ich, oder andere Gruben gehörten. Ich wußte nicht, daß er so reich war. Ich habe wenigstens nie daran gedacht. Er hat mich auch nie daran erinnert,“ fügte sie hinzu, leise, als ob sie sich schämte, daß sie einmal darauf gehofft habe. „Und er mußte doch wissen, wie mittellos ich und seines Bruders einziges Kind geblieben sind und daß nur mein sogenanntes Talent uns vor dem Verhungern bewahrt hat.“ Alte Erbitterung schüttelte sie und machte ihre Stimme heiser. „Der hundertste Theil, ach, noch weniger damals, hätte genügt, mich jung bleiben zu lassen; die häßlichen Falten-

bogen über meinen Brauen wären dann nicht gekommen.“ Sie strich, die Lider schmerzlich geschlossen, über ihre zuckende Stirn. „Und jetzt, wo ich ihn eigentlich gar nicht mehr brauchte, nun fliegt mir sein Vermögen in den Schoß, ein ganzes, großes Vermögen, so unwahrscheinlich groß und so vom Himmel gefallen, wie es sonst nur in Märchen vorkommt! Jetzt kann ich ohne Gewissensbisse meinen raffinirtesten Geschmackslaunen folgen und mich nicht mehr nur in Träumen an Farbe und Schönheit berauschen.“ Sie lachte die Thränen fort. „Du, ich glaube, ich werde rasend viel Talent zum Reichsein haben!“

Er saß da und mühte sich, kein einziges ihrer Worte zu verlieren, und hütete sich, ein einziges zu sprechen, das ihr verrathen könnte, wie gespannt er aufmerkte. Nur einmal hatte er ihr Stirn und Haar in zärtlichem Mitleid berührt, wie sie von ihrer verlorenen Jugend sprach.

„Sieh Dir die Zahl hier an, die der Notar schreibt; sie ist schwer zu lesen und deshalb ists gut, daß sie noch einmal in Buchstaben dahinter steht. Ich konnte nie so vielstellige Zahlen lesen.“ Sie lachte ihr jung gebliebenes, trillerndes Lachen und er fand, sie habe nie schöner und nie mit mehr Recht gelacht. Er studirte den Bogen mit der einfachen Mittheilung des vom Gericht bestellten Vertreters der Erbschaftmasse, deren Betrag alle rasch erwogenen Möglichkeiten übertraf. Er las auch den vorausgegangenen Brief vom Erbschaftsteueramt, das es eiliger gehabt als der Notar. Die Hand, die die Papiere hielt, stützte er auf die Sofalehne. Er mußte die Unsicherheit, die ihn befallen hatte, verbergen. Ein Schlachtplan reifte unter Gedankenblitzen in seinem schnell arbeitenden Geist, den das zitternde Entzücken noch beflügelte.

Es galt in seiner Welt mit ihren logischen Vorurtheilen natürlich für unfair, einfach unmöglich, vom Erwerb seiner Frau zu leben; von Dem, was sie schon besaß: Das war natürlich etwas Anderes. Auch wenn sie es früher selbst erworben hatte. Und gar, wie hier, ererbt! Das war einfach unantastbar. Das war beneidenswerth vornehm. Absolut vornehm, wie er, nachprüfend, fand.

Er legte Enttäuschung und Schmerz in seine Züge, als er ihr wortlos auch das andere Blatt zurückgab, und sah so, an ihr vorüber, in eine Ecke des Zimmers hinein, wo künstlicher, verstaubter Epheu von unwahrscheinlichen Farben um verblichene Bilder gerankt war.

„Freust Du Dich nicht?“

„Ja, begreifst Du nicht, daß Du mir damit fern gerückt bist, ferner und unerreichbarer“ (er wiederholte mit Vorbedacht das Wort), „unerreichbarer als je?“

Nein. Sie begriff es nicht. „Freue Dich doch, daß ich nun so in Ruhe leben und meine Arbeiten in Ruhe reifen lassen kann, wie Du mir noch eben gewünscht hast. Lache doch mit mir! So viel besser ist Alles geworden!“ Sie sprach ihm zu wie einem Kinde. „Ich werde jetzt Menschen empfangen, viele Menschen, ohne daß es Mutter und Anderen auffallen kann. Du bist ja immer so vorsichtig gewesen, Du mein wirklich Geheimer Rath! Und unter diesen Menschen natürlich auch Dich. Wir werden unsere schöne Liebe endlich nicht mehr in dieses Versteck zu tragen brauchen, das mir längst nicht mehr gefällt und genügt; aber auch gar nicht mehr“, fügte sie lustig hinzu. Er sollte lachen.

„Und doch ist mir damit jede reine Zukunftshoffnung geschwunden,“ sagte er ernst mit stiller Stimme zurück. „Wenn ich auch eben noch so leichthin sagte, ich wolle einem anderen Glück, das Dich suchen kommt, den Weg zu Dir nicht ver-

stellen: ich hätte den Gedanken ja doch nicht ertragen, daß ein Anderer je im Leben das Recht haben solle, Dich anzurühren. Es war doch immer und immer die uneingestandene Hoffnung in mir, ich würde, sobald ich äußerlich unabhängiger geworden bin, auch noch einmal so glücklich werden, meines Herzens Grille verwirklichen zu dürfen." Er sah sie voll an und suggerirte sich so stark den Glauben, ihr legaler Besitz sei ihm einmal ein aufs Innigste zu wünschendes Ziel gewesen, daß diese Suggestion seinem schönen Gesicht einen hinreißenden Ausdruck lieh.

„Und was war Deines Herzens Grille?"

Athemlos fragte sie. Ihr Mund war halb offen. Die Hand lag auf der Brust, die sich hob und zu warten schien, wie ihre Augen warteten.

„Es einmal im Leben so gut zu haben wie andere Menschen auch. Deine thörichte Abneigung gegen die Ehe besiegen, Deinen Arm in meinen legen, so mit Dir vor die Augen der ganzen Welt treten, stolz Dich zeigen, erhobenen Kopfes, und sagen dürfen: Das ist mein Weib!" Er wandte sich ab, als wolle er seine Erregung sie nicht sehen lassen. Er hatte einen köstlichen Ton gefunden; sein sonores Organ bebte wundervoll. Verhaltene Bitterkeit war darin, Kampf, ein widerwilliges Bekennen, und über Allem eine zitternd anschwellende Sehnsucht, die hervorbrach, als ließe sie sich nicht länger dämmen. Ein verlorenes Lächeln hielt er auf den frauenhaft weichen Lippen fest, unter dem goldblonden, aufwärts gestrichenen Bart.

„Ich danke Dir. Bis an mein Lebensende danke ich Dir." Ihre Exaltation beschämte ihn nun beinahe. „Und daß Du nicht früher schon so beglückend und befreiend gesprochen hast, daran war ich schuld, meine ‚Abneigung' gegen die Ehe, Du Geliebter, — Leichtgläubiger! Aber heute sollst Du alle Wahrheit wissen, alle jubelnde Wahrheit: Schrieb und schwärmte ich für freie Liebe? Es war ja nicht wahr, was ich schrieb, Geliebter! Ich habe gelogen. That ich, als verlachte ich die Legitimität? That ich so? Weil Du mir, wie in Absicht, nie von der Ehe gesprochen hattest, war ich zu stolz, Dir zu bekennen, wie neidvoll, wie wahnsinnig neidvoll ich auf alle Anderen, auf alle braven Bürgersleute sah. Es war auch besser so. Du hast mich nicht in Versuchung geführt, ließest mich nicht wissen, daß wir Beide die selbe große Sehnsucht hatten. Es wäre ja doch nicht möglich gewesen. Ich hätte nicht ertragen, daß Du meinetwegen Etwas entbehren mußt. Aber jetzt, wo die Welt uns Beiden gehört, jetzt wollen wir uns nicht noch länger wie arme Diebe verstecken, um unser gestohlenes Glück zu fühlen. Wir wollen es so gut haben wie andere Menschen! So sagtest Du doch, Geliebter?"

Er streichelte ihr Haar, um Zeit zur Antwort zu gewinnen.

Sie wollte keine Antwort. Leidenschaftlich begann sie wieder. „Höre es für alle Frauen mit: Glaube nicht, was sie schreiben! Sie glaubens selbst nicht. Glaube blos, was ich Dir jetzt sage und was sie heimlich Alle sagen oder doch Alle wissen, die Klügsten am Besten: Es giebt nur ein Glück für uns Frauen auf der Erde. Unser ganzes Leben ist ein Warten darauf. Es giebt für uns nur die Ehe! Und auch die ärmste Ehe, selbst die Karikatur einer Ehe ist noch immer ein Glück, verglichen mit der Einsamkeit, die wir nicht ertragen und für die wir nicht geschaffen sind, der Körper nicht und nicht die Seele."

„Ich glaube Dir, Lieb." Es klang erschüttert. „Aber eben die Ehe, die noch gestern auch mein höchster Wunsch gewesen ist, von der kann jetzt zwischen Dir und mir nicht mehr die Rede sein." Seine Stimme bebte noch immer.

„Warum nicht? Das ist ja Wahnsinn! Liebst Du mich nicht mehr?"

Er küßte sie, wie er sich nicht besann, sie je geküßt zu haben. Und er log kaum dabei. Seine Leidenschaft wuchs neu aus seinen Küssen. Er berauschte sich an seiner Zärtlichkeit, bis er sie selbst für echt hielt. Er hätte nicht einmal mehr nöthig gehabt, den ersonnenen Feldzugsplan zu Ende zu führen; er fand sie noch naiver und vertrauender, als er sie schon gekannt. Sonderbar: man kann also Geist haben, so viel Geist wie sie und bei Alledem dumm sein! Die Erkenntniß war ihm neu. „Ich will, daß wir so klar und offen mit einander sprechen wie sonst, mein Lieb. Du bist jetzt reich, reicher, als Du verstehst. Ich habe, so lange Du arm warst und von Deiner Feder lebtest, nicht gesagt: Sei meine Frau! Da kann ich es jetzt nicht sagen, wo Du plötzlich reich geworden bist."

„Es kostet Dich ein Wort, Geliebter, und ich verschreibe Alles meinem Jungen oder thue, was Du mir räthst, und warte auf Dich, so lange wir eben warten müssen. Aber es wäre ja so schade, so dumm und so schade!"

Er hielt sie, trotz ihrer gesunden Klage, dieser Verrücktheit fähig, weltfremd und überspannt und verliebt, wie sie war. Er nahm ihren Kopf in beide Hände und sprach besiegt: „Sieh mich an, Liebling." Er fand sie plötzlich wieder jung und schön und lachte nicht einmal über sich. Eine Wahrheit ging ihm auf, eine erniedrigende, beschämende, unerklärbare Wahrheit, für die er aber nicht konnte: Geld, das ganz gewöhnliche, gemeine Geld beherrscht also auch die Sinne und lenkt sie mit seiner Macht! Der Reichthum, der ein blendendes Licht um sie wob, weckte ihn zu neuer Liebe. „Wenn ich nun meinen Stolz überwinde und zu vergessen suchte, wie sehr sich Alles verschoben hat: würdest Du dann nie sagen, — nein, sagen wirst Du es nicht, Das weiß ich, aber würdest Du dann nie denken, daß am Ende der Brief dort uns zusammengeführt habe?"

„Pfui, Liebster! Das ist schlecht. Das sollte ich denken? Als ob ichs nicht besser wüßte!" Sie lachte wieder. „Du liebst mich doch! Jahre lang schon! Und in all der Zeit habe ich keinen Hauch über Deinen hellen Augen gesehen. Nur vor einer Stunde bist Du traurig gewesen, weil Du verreisen sollst. Aber sobald Du wiederkommst, führst Du mich an Deinem Arm und zeigst mich aller Welt, so, ins Gesicht: Hier, diese Glückliche, diese unverdient Glückliche wird meine Frau! Wer hat was dagegen?"

Etwas unendlich Holdes, Kindliches war wie ein Rausch in ihr impulsives Wesen gekommen, eine drollige Ausgelassenheit, die sie verjüngte und ihn mit fortriß. Er umfing sie; und dankte seinem Geschick.

„Ich muß versuchen, von dieser lästigen Dienstreise befreit zu werden", sprach er und löste sich aus ihren Armen. „Wie sonderbar Das ist! Drei Jahre warteten wir und waren geduldig. Zu geduldig. Unbegreiflich geduldig. Und nun ist mirs mit einem Mal, als könnte ich nicht länger warten. Nein, Liebste, ich kann unmöglich länger warten!" Sein helles, befreites Lachen blieb lange wie ein Glückerinnern in ihrer Seele.

Und sie ging der Ehe entgegen, der ersehnten, im Himmel geschlossenen Ehe. Ihr Künstlername wurde groß. Sie wuchs im Schaffen. Doch seltsam: sie schrieb auch später nicht für die Heiligkeit der Ehe.

Köpenick. Rose Raunau.

Landhaus und Waarenhaus.

Die Architekten sprechen jetzt viel von einem neuen Waarenhausprojekt. Ein großes, sehr bekanntes berliner Waarenhaus will im Spreewald zwanzig kleine Villenkolonien bauen lassen; jede Kolonie soll nicht mehr als fünf Einfamilienhäuser bekommen; im Ganzen werden also hundert kleine Villen im Spreewald entstehen.

Nun fragt natürlich Jeder zunächst: Warum denn gerade im Spreewald? Aber diese Frage ist schnell beantwortet. Wenn man in der weiteren Umgebung Berlins eine landschaftlich ansprechende Gegend sucht, in der die Terrains nicht theuer sind, so wird man zweifellos zunächst an den Spreewald denken und dieser Gegend nicht so bald eine andere an die Seite setzen können, wenn man Berlin als nächsten Centralpunkt betrachten will. Die Spreewaldkolonien wären also nicht als etwas Extravagantes zu betrachten; vom landschaftlichen Standpunkt und vom Standpunkt Derer, die immer wieder schnell nach Berlin kommen müssen, ist die Anlage solcher Kolonien etwas ganz Natürliches und keineswegs, wie man schon behauptet hat, etwas Spaßhaftes.

Wenn aber diese Ortsfrage erledigt ist, so fragen die Meisten weiter: Wer soll denn in diesen Spreewaldkolonien wohnen? Und hierauf ist zu antworten: In Berlin giebt es Tausende, die „eigentlich" in jedem Vierteljahr nur einmal in Berlin sein müssen und deshalb gern etwas weiterab wohnen möchten, aber nicht die Mittel haben, sich in der weiteren Umgebung Berlins ein Haus auf eigene Kosten zu bauen. Diese „Tausende" kommen als Miether in Betracht. Ferner giebt es aber auch sehr viele Leute in Berlin, die als Käufer dieser Villen in Betracht kämen. Das kann ja wohl nicht bestritten werden.

Nun fragt man drittens: Wie kommt denn gerade ein Waarenhaus dazu, solchen Koloniebau zu planen? Und die Beantwortung dieser Frage berührt den ganzen Landhausbau.

Viele Freunde des Landaufenthaltes sagen: Wie gern würde ich auf dem Land wohnen, wenn nicht so unsäglich viele Unbequemlichkeiten damit verknüpft wären! Und man kann ihnen nicht Unrecht geben. Man muß da auf so viele Dinge verzichten. Nicht mal vernünftiges Weißbrot bekommt man auf dem Lande; ein Barbier ist auch selten zu haben. Oft giebts kein Rindfleisch; einen guten Konditor giebts ganz bestimmt nicht; frische Fische kann man auch nicht immer erhalten; und so weiter.

Und diesem weltbekannten Uebelstand kann natürlich nur ein Waarenhaus abhelfen. Das kann die zwanzig kleinen Spreewaldkolonien mit Hilfe von zwei oder drei Automobilen ganz leicht jeden Morgen mit der nöthigen Backwaare, mit Zeitungen, Barbier, Rindfleisch, Kuchen und allen anderen angenehmen Dingen versorgen. Dann könnte man auf dem Land so bequem leben wie in einer Großstadt, ohne allzu viel mehr zu bezahlen. Die kleineren Villenkolonien hängen geradezu von der centralisirten Thätigkeit eines großen Waarenhauses ab, sind ohne Waarenhausversorgung gar nicht denkbar.

Nun fragen einzelne Leute, die gewohnt sind, immer weiter zu fragen, weil sie dadurch immer noch klüger werden wollen: Warum sollen denn die Spree-

waldkolonien so klein sein? Darauf ist zu erwidern: Wenn die Landhäuser überall gleich in Haufen entstehen sollen, so sinds doch eigentlich gar keine rechten Landhäuser mehr; wenn ich in der freien Natur leben will, so will ich doch nicht rechts und links eine Portion Häuser sehen, deren architektonische Art mir in den meisten Fällen nicht paßt. Wenn aber überall nur fünf Häuser in nicht allzu großer Entfernung von einander zu sehen sind, so übt solche Isolirung eine sehr starke Anziehungskraft auf Miether und Käufer. Und wenn all diese kleinen Kolonien mit einem Waarenhaus in täglicher Automobilverbindung stehen (und wenn diese Automobile gelegentlich auch Personen bis an die nächste Bahnstation befördern), so müssen die Kolonien dem überreizten modernen Großstadtmenschen als „Gipfel aller Kultur“ erscheinen.

Daß das Projekt des großen berliner Waarenhauses „außerordentlich“ viel für sich hat, ist nicht zu bestreiten; ein Reinfall scheint einfach ausgeschlossen. Die Sache geht in jedem Falle, selbst wenn die architektonische Ausgestaltung des Planes schließlich sehr viel zu wünschen übrig ließe. Natürlich geben die Architekten, die für das neue Unternehmen interessirt sind, sich die größte Mühe, das Problem so künstlerisch wie möglich zu lösen, ohne dabei die praktischen Rücksichten aus dem Auge zu verlieren. Sie wollen, daß jedes der hundert Einfamilienhäuser sich von jedem anderen auf den ersten Blick unterscheide; man will aus der Sache eine Propaganda für das Landhaus im Allgemeinen machen. Und dieser Absicht der Architekten werden sicherlich alle Freunde des Landhauses gern Beifall zollen; seltsam wäre ja auch, wenn die Architekten bei solcher Gelegenheit nicht alle Hebel in Bewegung setzen wollten, um das Landhaus so anziehend wie möglich zu machen.

Die Inhaber der modernen Waarenhäuser sind aber noch immer in erster Reihe Geschäftsleute, werden also immer versuchen, die Geschichte so billig wie möglich zu machen. Doch mit der Billigkeit hat man noch nie etwas künstlerisch Bedeutsames geschaffen. Das ist nun leider nicht zu leugnen. Hier, kann man wohl sagen, liegt der Hase im Pfeffer. Und die verdammte Kostenfrage ist es auch, die den Architekten die Pflicht auferlegte, mit der Sache erst dann vor die Oeffentlichkeit zu treten, wenn der ganze Plan finanziell endgiltig so geregelt ist, daß auch die rein künstlerischen Interessen in diesen Spreewaldkolonien zur Geltung kommen. Die Geldfrage ists, die alle Betheiligten zwingt, den Namen des Waarenhauses, das den Plan ersonnen hat, einstweilen zu verschweigen.

Wenn jede der hundert Villen zwanzigtausend Mark kostet, wären für das ganze Unternehmen nur zwei Millionen nöthig: für ein großes Waarenhaus keine unerschwingliche Summe. Und da dieses Waarenhaus auch an der Proviantirung der Kolonien beträchtlich verdienen würde, wären die zwei Millionen gewiß leicht aufzubringen. Nun darf man aber nicht vergessen, daß die Terrains nicht gerade klein sein dürfen. Dann aber ist mit zwanzigtausend Mark nichts wirklich Künstlerisches zu leisten. Also müßtens ungefähr vier Millionen sein. Wenn man die riskirte, dürften wir hoffen, etwas künstlerisch Werthvolles entstehen zu sehen. Ob die vier Millionen aber auch wirklich für diesen Zweck zu haben sind? Wir wollens abwarten.

Wilmersdorf. Paul Scheerbart.

Vom Wesen industrieller Krisen.

Die Erfahrung zeigt, daß während der Dauer wirthschaftlicher Krankheitperioden, die wir Krisen nennen, der Absatz stockt, obwohl genügend viele Verbraucher der Waaren bedürfen: sie können eben, weil sie beschäftigunglos sind, diese Waaren nicht kaufen. Auch die Produktion stockt, obgleich sich viele Hände nach Arbeit ausstrecken. Das Geld ist verschwunden, obgleich der Besitz der Erde an Gütern nicht vermindert ist und obgleich das Metall nach wie vor cirkulirt. Der Unternehmungsgeist erblaßt, obgleich Kaufleute, Industrielle und Finanzleute nach der Gelegenheit spähen, ökonomische Aufgaben zu stellen und zu lösen. Es giebt keine Verkäufer, weil es keine Käufer giebt; es giebt keine Käufer, weil es keinen Verdienst giebt; und es giebt keinen Verdienst, weil nichts zu verkaufen ist. Es ist, als wäre der Blutumlauf des ökonomischen Körpers plötzlich gehemmt; und da man keine physische Ursache wahrnimmt, wäre man fast geneigt, eine psychische Erkrankung zu vermuthen. Thatsächlich ist die Krankheit zum Theil auch psychischer Art; aber sie stammt aus körperlichen Defekten.

* * *

Das an den Tag tretende Vermögen einer Nation kleidet sich in zweierlei Form: als Waare und als Anlage wird es sichtbar. Waaren sind Güter, die ihre letzte Bestimmung noch nicht erreicht haben (die Bestimmung des Getreides, zum Beispiel, ist, verzehrt zu werden, die des Ziegelsteines, vermauert zu werden); Anlagen sind Güter, die ihre endgiltige Form angenommen haben. Zu den Anlagen gehören: Grund und Boden, Gebäude, Bergwerke, Fabriken, Maschinen, Schiffe, Beleuchtunganlagen, Straßen, Wasserkräfte und tausend andere Dinge.

Die Cirkulationform, das theilbare umlaufende Abbild der Waare, ist in erster Linie der Wechsel; die Cirkulationform der Anlage ist der Pfandbrief, die Obligation, die Aktie, die öffentliche Schuldverschreibung.

Eine dritte Form materiellen Vermögens existirt nicht. Auswärtige Guthaben und Staatsanleihen sind nichts Anderes als Ansprüche auf Waaren: denn in Gold und Silber (die übrigens auch Waaren sind) können die Schulden und Zinsen der Welt nicht bezahlt werden.

* * *

Die beiden Güterformen, deren Definition sich mit den herkömmlichen Begriffen mobilen und immobilen Kapitals nicht deckt, unterscheiden sich in ihrem innersten Wesen und vereinigen sich zu Wechselwirkungen.

Die Waare strebt beständig nach Immobilisation. Alles Eisen, das heute dem Hochofen entströmt, wird morgen als Schiene, Brücke, Bedachung, Maschine oder Werkzeug wirthschaftlich erstarren. Das Getreide, das heute in der Scheune oder im Bauch des Schiffes ruht, wird morgen in Muskelkraft verwandelt, die sich wiederum in Waare oder in Anlage umsetzt.

Die Anlagen dienen dazu, als Wohnstätten, Heizung-, Beleuchtung-,

Transportmittel, als Heilanstalten, Lehranstalten, Vergnügungstätten, Kasernen, Waffen das Leben zu erhalten, zu fördern, zu beschleunigen und zu schützen; oder sie dienen dazu, als Fabriken, Bergwerke, Aecker von Neuem Waaren zu erzeugen. Wenn auch auf diese Weise ein Theil des Anlagevermögens wieder nach Mobilisation strebt (indem es nämlich Waare produzirt), so vermehrt sich doch unaufhörlich der feste Rückstand immobiler Werthe und erreicht im Lauf der Jahrhunderte immense Größen. Man wird daher gut thun, beim Vergleich des Wohlstandes zweier Nationen nicht sowohl ihren Besitz an Waaren in Rechnung zu ziehen als (abgesehen von ethischen Werthen) ihr produktives Vermögen, mit anderen Worten: die Umgestaltung ihres Erdinneren und ihres Erdäußeren.

Der fundamentale Gegensatz beider Vermögensformen ist: Waaren sind, allgemein gesprochen, stets austauschbar. Wer einen Vorrath an Kupfer besitzt, kann dafür in irgend einem Verhältniß Weizen verlangen und diesen gegen Baumwolle oder Cement vertauschen: eben so ist das wirthschaftliche Korrelat dieser Güter, der Wechsel oder das Guthaben, im Allgemeinen stets in Waare umsetzbar.

Zwar ist auch das immobile Vermögen in Form des Pfandbriefes, der Aktie oder Obligation theilbar und verkehrsfähig, aber seine Umlaufkraft ist geringer. Zunächst wegen der Eigenart seiner Besitzer. Während der Kaufmann und Fabrikant, in einer gewissen Unabhängigkeit von der Höhe seines Vermögens, so viel Waare zu erwerben sucht, wie er irgend mit seinem Kredit erschwingen kann und zu verkaufen hofft, ist der Besitzer angelegten Vermögens in der Regel ein „Kapitalist“. Das heißt: auf seine Art ein Sammler, der seinen Besitz nach Geschmack und Höhe seines Vermögens richtet. Da seine Investitionen meist bis an die Grenze dieses Vermögens gehen, so ist er vielfach selbst bei entwerthenden Preisen nicht aufnahmefähig; ja, er wird (und hier beginnt die psychische Wirkung) oft um so zäher zurückhalten, je stürmischer das Angebot sich aufdrängt. Auch ist der Kapitalist nicht, wie der Kaufmann, auf den Umsatz begierig. Ihm verschlägt es nichts, wenn seine Stimmung beunruhigt ist, jedes Angebot neuer Anlagen abzulehnen und statt Dessen etwa seine Guthaben im Ausland anwachsen zu lassen.

Auch ist der innere Werth der Anlagen schwerer feststellbar als der der Waaren, so daß dem Ankauf ganz andere Erwägungen vorhergehen müssen und also auch die Beleihung sich erschwert. Vom internationalen Austausch vollends, der für die Waare ein Hauptmoment der Beweglichkeit bildet, bleibt der größte Theil aller Anlagen ausgeschlossen.

* * *

Auf diesem Kontrast beruhen die industriellen Krisen unserer Zeit. Die Umwandlung des Waarenvermögens in Anlagevermögen schreitet fort, bis ein großer Sättigungpunkt überschritten ist; ein rückwärtiger Austausch von Anlage gegen Waare ist unmöglich; die weitere Immobilisation der Waare ist gehemmt und somit ein Theil der Produktion seiner Verwendung beraubt.

Wo der Sättigungpunkt liegt, läßt sich leicht ermessen.

Ein Land von ergiebiger Erdkruste ist in der Waarenerzeugung und im Waarenumlauf fast nur gebunden an die Leistungfähigkeit und Arbeitkraft des Einzelnen, der um so mehr verbrauchen kann, je mehr er zu Tage fördert und verarbeitet. Der Güterumlauf läßt sich daher theoretisch ins Ungemessene steigern. Investiren jedoch kann ein Land nur so viel, wie es erspart. Das heißt: die Differenz zwischen Erzeugung und Verbrauch. Investirt es mehr, so geschieht Das auf Kredit des Auslandes: also ist auch dieser Sättigungpunkt insofern ein psychologischer, als es von der Meinung des Kreditgebers wie des Kreditnehmers abhängt, wie weit es ihnen wünschenswerth erscheint, ein Abhängigkeitverhältniß, das in der Natur des Produktionprozesses nicht liegt, zu gewähren oder zu erdulden.

Ist nun der Sättigungpunkt erreicht, die Krisis eingetreten, so ist alsbald der Kreis der Lähmung geschlossen. Die verringerte Produktion verschlechtert die Erträge der Anlagen und vermindert ihren Kapitalswerth, die Bevölkerung sieht ihren Gesammtbesitz, durch Kapitalsverlust, Rentenverlust und Arbeitlosigkeit, dreifach geschmälert und verliert ihre Kaufkraft: und dieser Ausfall wirkt abermals zurück auf das ohnehin geschwächte Erzeugungvermögen.

Ein Einwand ist hier berechtigt. Wenn es zutreffend ist, daß die Waare international beweglich und austauschbar bleibt: warum senden die Produktionstätten nicht die Mengen, die ehemals zur Immobilisirung dienten, ins Ausland und erhalten sich so den vorigen Stand der Gütererzeugung? Die Antwort ist einfach. Die technische Leistungfähigkeit der Nationen ist heute so ausgeglichen, daß selten die eine der anderen Fracht und Zoll vorgeben und dabei lukriren kann. Reine Exportindustrien giebt es wenig. Die Gewerbe sind zufrieden, wenn sie das Ausland als ein Nothreservoir benutzen können, das gelegentliche Ueberflüsse aufnimmt; als Hauptkonsumenten wünscht es sich Niemand. Und hierin liegt eine der hauptsächlichen Rechtfertigungen eines gewissen Zollschutzes; denn ohne ihn würde jedes von einer Krise betroffene Land die Nachbarn mit den Gütern, die es selbst nicht verbrauchen kann, überschwemmen und ihre gesunden Industrien unterspülen.

* * *

Therapie und Diätetik der Krisen sind bekannt: Hunger und Laxative. Nach einer gewissen Zeit haben sich wieder Kapitalien angesammelt, die Verwendung suchen, neue Investitionen fordern und den Prozeß der Waarenimmobilisirung erneuern; gleichzeitig hat die Technik unter dem Kesseldruck der Noth störrische Verfahren geläutert, unbeachtete Rückstände verkocht und die leichter flüssige Waare in neue Kanäle gepreßt. Die Stirn des Rentiers hat sich geglättet, neue Unternehmer haben die abgespielten von der Bühne vertrieben und modernere Stücke und Namen angeheftet; und vor Allem hat die Menschheit einige neue drängende Bedürfnisse entdeckt, die nach dem Paradies materieller Glückseligkeit weisen.

So sind alle Vorbereitungen für die Wiederholung des Kreislaufes getroffen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 29. September 1906.

Das Glück des Handelnden.

Die Formen, in denen die leidenschaftlich bewegte Schaffenskraft unseres Ichtriebes Ausdruck sucht, sind sehr mannichfach. Von den einfachsten, den natürlich-leiblichen, wird man ausgehen müssen, weil sie nicht den Theil nur, nein: auch Sinnbild und Gleichniß jeden anderen Schaffens darstellen. Unser Leib ist am Fröhlichsten, wenn er in der gelungenen Leistung Bürgschaft und Gewähr eines Kräftezuwachses spürt; so ist Kraftsteigerung, die nur aus Kraftanspannung hervorgeht, unserem Verstand, unserem Willen, unserer Einbildungskraft die nächste Quelle schöpferischer Ich-Lust.

Zuerst und vor Allem sollen wir Hüter und Mehrer unserer Leibeskraft sein. Für sie zu sorgen, heißen uns zwei Bethätigungformen unseres Ichtriebes, die noch ursprünglicher sind als die Schaffenslust: Selbsterhaltung und Selbstliebe. Aber die Wirkungen gehen hier in einander über und dies Wachsthum neuer Stärke an unserem leiblichen Ich schafft jener erst die rechte Weihe, eine hohe Steigerung. In diesem Stück ist alle Natur rings um uns fähig, uns Lehrerin und Meisterin zu sein: das starke, gesunde Thier, die strotzende, mit tausend Säften in die Sprossen schießende Pflanze, ja, noch der ruhende Fels droben am Bergeshang. Denn so thöricht hier alle die kleinen Kinderfabeln umdichtender Vermenschlichung sind, mit denen wir die Welt in unserer harmlosen Selbstverliebtheit wie mit einem Netz von schillernden, aber auch lügenhaften Schleiern umsponnen haben — vom vermenschlichten Stein bis zum vermenschlichten All aufwärts ist die Zahl unserer großen und kleinen Anthropomorphismen Legion —, so gewiß ist anzunehmen, daß unserem Lebensgefühl tausend andere und anders bemessene Lebensgefühle der anderen Wesen entsprechen. Unser Lebensgefühl ist bewußter als das des Thieres; aber ob es deshalb stärker ist, scheint mehr als zweifelhaft. Vielmehr ist weit eher anzunehmen, daß hier, wie in der Entwickelung der Menschheit so oft, jede

Stufe der nächstniederen gegenüber zwar einen Zuwachs an Bewußtheit, aber auch einen Verlust an Empfang der Lebensbethätigung aufweist. Vielleicht ist das Gefühl der eigenen Schwere, der eigenen Festigkeit, der eigenen Wucht im Felsen tausendmal dumpfer, aber auch tausendmal stärker als unser Lebensgefühl. Warum soll im Wirbel der Gase, im Kreisen der Gestirne nicht noch ein letzter Nachhall oder vielmehr Vorhall der selben beseligenden Lebenskraft, Bewegungfreude vermuthet werden, die den besten Besitz unseres Leibes ausmacht? Wir wissen von diesen Dingen heute noch allzu wenig, aber die tausend Wege, die in der Urgeschichte der Menschheit vom Menschen zum Thiere führen, werden auch unser Erkennen hier weiter locken. Das Thier ist den Naturvölkern noch heute, wie aller Menschheitkindheit, ein ebenbürtiger Nachbar und Freund, dem man Sprache, Staat, Familie zutraut wie sich selber, den man liebt, im Tanze nachahmt, in der Dichtung, im Ornament schildert und im Glauben verehrt und schließlich zum Gott macht. Die Kultur der hohen Stufen hat mit manchem anderen Verlust auch den dieser nahen Beziehung zu dem Thier gebracht, die immer verstehende Liebe war. Die ist heute zu den Hirten und Jägern geflüchtet und auch von ihnen fast vergessen. Welche Schande für den Menschen, daß er erst jetzt auf den Gedanken gekommen ist, die Sprache der Thiere verstehen zu lernen! Ist Dies erst gelungen, dann mag uns das Thier eine Brücke werden, noch tiefer einzudringen in das innerste Heiligthum der Natur; und wenn wir dort in der Gewißheit bestärkt werden, daß wir in diesem Kern unserer irdischen Seligkeit eins mit dem All sind, dann ist der schöpferischen Lust, am Tempel unseres Leibes zu bauen, neue Weihe, neue Stärke sicher.

So laut die Stimme der Natur hier spricht, so wunderlich lassen sich die überkommenen Sittlichkeiten dazu vernehmen. Viele ganz unnütze und wahrhaft schlechte Gewissen haben sich die auf einander folgenden Geschlechter der Menschen wachsen lassen. Das gute Gewissen wohl erfüllter Leibespflicht haben wir kaum in uns aufkommen lassen. Die christliche Sittenlehre hat es in den niedersten Rang verwiesen; und wo sie sich um das leibliche Verhalten nachdrücklich kümmert, wie in Sachen des Geschlechtslebens, verfährt sie wie ein ganz schlechter Erzieher: sie verhängt siebenzehn Verbote, ohne auch nur ein Gebot auszusprechen, ein Wort der Sorge und Pflege. In Wahrheit würden sehr viele von den tausend Vorschriften, mit denen wir etwa Kinder erziehen, unnütz gemacht, würde die Pflicht des Gesundbleibens als eine der höchsten eingeschärft. Wir dienen in allen Dingen des Lebens uns und dem Nächsten am Besten, wenn wir gesund sind, und unzählige Formen schwerer und leichter Verletzung des Anderen sind nur auf die Reizbarkeit, die Unbeherrschtheiten, die Fehlgriffe des nicht ganz gesunden oder gar kranken Ichs zurückzuführen. Es muß noch eine Schande werden, krank zu sein.

Wohl ist es eins der frohesten Zeichen sittlicher Stärke unserer Völker, daß sie eben im Begriff sind, den Rausch des Alkohols von sich abzuthun. Denn offenbar ist diese Form der Aufhöhung unseres Lebensgefühles eine trügerische: ihre dauernden Wirkungen schädigen, ihre augenblicklichen aber sind gröblich und eben deshalb jeder besseren, feineren Trunkenheit abträglich. Davor sollen uns die Götter bewahren, daß wir den Rausch verbannen: aber wir wollen ihn aus edleren, klareren Quellen schöpfen als aus dieser, die wir mit den Tölpeln und den Lüstlingen des niedersten Grades theilen. Wer seine Seele trunken machen will, wird nicht zu einem Genuß greifen, der nicht minder mechanisch, plump und äußerlich auf uns wirkt als eine Morphium-einspritzung. Müßten wir den Rausch mit einem Leibesschaden erkaufen, so wären wir jämmerliche Rechner und Geizhälse des Lebens, wollten wir ihn nicht in Kauf geben. Nun aber steht es so, daß wir uns alle höheren Trunkenheiten entwerthen durch die Gewöhnung an diese eine niederste: denn jeder gemeine Genuß schwächt die Empfänglichkeit für den höheren. Zur Dreingabe der kleinsten, alltäglichen Alkoholgenüsse endlich sollte uns der hohe Gewinn überreden, den das bessere und freudigere Gleichmaß unserer Stimmung uns gewährt.

Doch es wird ein halbes Jahrhundert dauern, bis diese Einsicht allgemein wird, ein weiters halbes Jahrhundert, bis wir den Schlaf unserer Nächte so heilig halten, wie unser Leib fordert und wie der Lauf der Sonne uns unmißverständlich predigt, bis wir so viele Stunden vor wie nach Mitternacht ruhen. Ein ganzes Jahrhundert aber wird nöthig sein, die Menschheit von dem Unsinn der großen Städte zu befreien, an dem heute fast alle feinsten und gröbsten Schädigungen des Leibes ihre beste Stütze finden. Immer wieder sind es falsche, trügerische Formen der Kraftsteigerung, die wir meiden müssen. Das Funkeln des Weines, das Leuchten nächtlicher Feste, der Schimmer fahler Lampen in den großen Städten: drei Irrsterne, deren Glanz doch erlischt, sobald das große Licht des Tages, die Sonne steter starker Freudefähigkeit am Himmel unseres Lebens aufsteigt.

Erst wenn aller dieser Unrath fortgeschafft ist, haben unsere seelischen, unsere geistigen Kräfte völlig freie Bahn, in der eigenen Steigerung ihrer selbst recht zu genießen. Denn hat einen hohen Antheil aller Wollust des Schaffens der Augenblick der Leistung selbst: das Wohlgefühl an der Loslösung der neuen Frucht, so ist die größere Genugthuung nicht an die geschehene That, sondern an das Bewußtsein gewonnener Kraft gebunden. Der Starke liebt nicht, rückwärts zu sehen: er fürchtet fast die Zufriedenheit mit seinem Werk, als die Quelle träger Sättigung. Er sehnt sich nach der neuen That und so darf er sich öfter an der Mehrung der Kraft als an der Mehrung der Leistung freuen: denn jene verbürgt eine Zukunft, diese preist nur eine Vergangenheit.

Für das gelebte, besser gesagt: das zu lebende Leben aber geht aus Dem

eine Pflicht des Ichs gegen sich selbst und ein Recht gegen die Anderen hervor, die Beide gleich weite Wirkungen in sich schließen. Der Steigerung der Leibeskraft ist eine begrenzte Anzahl von Wegen gewiesen; der Entfaltung der geistigen Fähigkeiten stehen unermeßlich viele Bahnen offen. Diese Möglichkeit fordert ihre äußerste Ausbeurung und diese Forderung muß zu einem Gebot werden, aus dem jede denkbare Folgerung zu ziehen ist. In der grenzenlosen Unterschiedenheit der Einzelnen ist die stets sprudelnde Quelle jedes Schaffens zu suchen: und so muß dem Einzelnen die Selbständigkeit, die Unterscheidbarkeit seiner Leistung zum Recht gegeben, zum Gesetz für ihn selbst gemacht werden. Die Ichmäßigkeit eines Thuns muß zum letzten Maßstab ihrer Werthung gemacht werden.

Mit zwei starken Fäusten faßt die Umwelt dem Ich nach dem Nacken, um ihn unters Joch zu beugen: Ueberlieferung ist die eine, Gemeinschaft die andere geheißen. Sie sind immer am Werk und tausend Opfer der Persönlichkeit sind ihnen schon gefallen. Aber der Stärkste vermag auch sie zu überwinden, ja, sie sich unterthan zu machen: die Gemeinschaft, zu deren Haupt er sich aufschwingt, wird zu einer blinden Gefolgschaft und noch die Geschlechter späterer Zeiten macht er sich unterthänig, indem er nach ihnen die Fangschlinge des Gebotes der Nachahmung wirft. Jede Ueberlieferung ist, von uns, den Unterworfenen, aus gesehen, eine Unterbindung von Ich-Kraft; aber aus jeder von ihnen lugt doch auch der große Wille Dessen, der sie einst schuf.

Es giebt heute keinen Gesichtswinkel, unter dem wir uns alles bisherige Menschheitgeschehen anders als durch Vereinigung und Wiederholung von Einzelleistungen geschaffen vorstellen können. Beide Formen, Gemeinschaft wie Ueberlieferung, sind auf eine Wurzel, den Gedanken der Gleichförmigkeit, zurückzuführen und er ist aus dem Arbeitzweck der Kräfteverschmelzung, Kräftehäufung, Kräfteersparniß heraus geboren. Unsere Glieder wie unsere Gedanken laufen gewohnte Bahnen schneller, also öfter; unsere Blicke wie unsere Gedanken sind einer Aufgabe, die nur von Vielen gelöst werden kann, eher nutzbar zu machen, wenn sie ähnlich wie sie geschult sind. Aber was diese Einigung Nutzen bringt, schädigt in einem Stück das Ich: es verliert eben so viel von allen den Tugenden der Selbständigkeit, wie es an denen der Unterordnung gewinnt.

Der Führer hat auch die von tausendfachen Einungbanden wohl eingeschnürte Menschheit nie entrathen können, noch ihrer Führereigenschaften, die auf der Eigenwüchsigkeit des Ichs beruhen. Und so voll von Massengedanken und Massenverherrlichung auch unsere Zeit ist: den Größten kann sie dennoch den Maßstab der Ichmäßigkeit für ihre Leistungen nicht versagen. Der Sozialismus selbst verehrt seine Helden, und mag seine Geschicht- und Gesellschaftanschauung sich auch die erdenklichste Mühe geben, aus der richtigen Voraussetzung der Bedingtheit und Bestimmtheit alles, auch des stärksten mensch-

lichen Handelns die falsche Folgerung des Massenursprunges und der Unpersönlichkeit aller großen Leistungen ziehen, so scheitert dieser Schluß zum Mindesten an den Großen des geistigen Schaffens: hinter Goethe steht, den Göttern sei Dank, keine Proletariermenge von kleinen schlechten Dichtern, der man zutrauen könnte, daß sie nöthigen Falls sein Werk hätte thun können.

Aber was von den Größten gilt, sollte auch von den Großen und den Lauf der Stufen abwärts bis zu den Geringsten, den Schwächsten gelten. Wohl ist heute die Welt voll von den tausendköpfigen Menschenmaschinen, in denen Staat und Wirthschaft den Einzelnen zum Rade machen. Wohl sind Unterricht und Erziehung mit furchtbarer Folgerichtigkeit bestrebt, das Ich so lange zu glätten, bis es für dies Räderdasein recht vorbereitet ist. Wohl ist selbst das Fühlen und Urtheilen der Menschen heute so massenmäßig wie nie zuvor. Und während man täglich den Sozialismus schilt, ist der sozialistische Gedanke, eine äußerste Vergenossenschaftlichung des Lebens, zu drei Fünfteln schon verwirklicht. Aber dies Alles sind nicht Beweise gegen, sondern für das Gesetz der Ichmäßigkeit aller schöpferischen Leistung. Nicht die elektrische Fabrik des neunzehnten Jahrhunderts, sondern der Handwerker des sechzehnten Jahrhnnderts bildet einen Gipfel der gewerblichen Schaffenskraft. Die vollendete Geistlosigkeit der Bau- und der Zierkunst des letzten halben Jahrhunderts ist nur das Sinnbild seiner innersten Unkraft. In alle Wege ist der freie Bauer, der seine Scholle bestellt, ein stolzerer Mann als der heimlose Sachsengänger eines Rittergutes. Und so wird eine weisere Zukunft uns langsam eine Fessel nach der anderen abnehmen. Schon heute aber muß jeder Meißelstich, der eigene Linien zieht, höher geachtet werden als jede noch so genaue Schablonenarbeit. Und vor Allem muß das köstlichste Gut, der junge, der wachsende Mensch, aus der heillosen Unterrichtsform unserer Tage befreit werden, die Alles daran setzt, das Ich in ein Massenfabrikat umzuprägen. Dann wird der Einzelne, auch dann, wenn ihn Sendung und Gaben nur im Kleinen schöpferisch werden lassen, doch sein Ich zu köstlicher Eigenheit umschaffen können.

Der selbe Grundsatz der Werthung wird den einzelnen Formen, in denen sich die Schaffenslust des Ich äußerlich bethätigt, Rang und Stelle anweisen: je ichmäßiger, je eigener, je schöpferischer ihr Leisten ist, desto höher ihr Grad. Nur eine von ihnen, die äußerste, natürlichste, ist diesem Wettbewerb ganz oder fast ganz entrückt: wie der Bau am eigenen Leib, so ist seine Fortpflanzung an eine verhältnißmäßig geringe Zahl von schöpferischen Möglichkeiten gebunden. Und doch sind Wunder und Wonnen groß, die aus diesem unmittelbarsten Schaffen unseres Ichs fließen. Es giebt zu denken, daß Natur auf die Erhaltung der Art einen doppelten Preis gesetzt hat: den höchsten der Leibesgenüsse, die sie zu vergeben hat, und die Freude an den eigenen Nach-

kommen, die sie in Sonderheit dem Weibe in so hoher Fülle in die Seele geschüttet hat. In Beiden wird man gleichwohl hinter der Hülle leiblichen, seelischen Genießens einen Kern wirklich schaffender Lust entdecken. Daß all unsere Vorstellungen und Begriffe von jeder Form werkmäßiger Leistung Sinnbild und Namen vom leiblichem Zeugen leihen, ist kein Zufall; und jede gesunde Geschlechtslust muß Etwas von den stillen, sanften Freuden haben, die wir noch bei der Pflanze vermuthen, die ihren Samen in die Winde streut, und wird denen des Baumes gleichen müssen, von dem in reichen Herbsten Frucht auf Frucht sich löst. Und vollends wunderwürdig ist die Unermeßlichkeit der Wirkung, die sich an jede Fortpflanzung des Einzelnen außer sich, über sich hinaus knüpft.

Tausendfach haben die Menschen ihre Unsterblichkeit in einem Jenseits, zuerst in Wahrheit über dem nächsten Strom, in einer Wolke unter dem festen Gewölb des Erdbodens oder über der leichten Decke der Wolken gesucht. Aber wie selten hat man der anderen Unsterblichkeit gedacht, für die das Leben an jedem jungen Tage vor unseren Augen neues Zeugniß ablegt! Unser Leib ist nicht ganz sterblich: ein Funke des Lebens ist von den frühesten der Menschen von Geschlecht zu Geschlecht, von Mutter zu Mutter, von Schoß zu Schoß gesprungen und dies unsterbliche Theil von unserem Körpersein ist niemals, niemals unter die Erde gesunken, ist nie in eine dunkle Gruft gebettet worden, ist nie zu Staub und Moder zerfallen. Wir schauen mit ehrfürchtigem Neid zu den tausendjährigen Eschen empor, aber unser Geschlecht lebt länger als sie. Und Jedem von uns giebt dies höchste Wunder, das das Leben in uns wirkt, Macht, einem Theil seines Lebens, Leibes und der Seele, Unsterblichkeit zu leihen, bis sein Blut erlischt, vielleicht bis an das Ende der Tage.

So weit die Entfernung auch scheinen mag, die zwischen dieser ursprünglichsten Form und den letzten Ausgestaltungen des menschlichen Schaffens sich dehnt: die ersten Anfänge der weitläufigen und so unendlich vielgestaltigen Bethätigungen der Völker höchster Stufen müssen doch bis in eine Keimform zurückverfolgt werden, die dem Triebleben des Leibes ganz nah ist. Zieht man die Summen alles irdischen Dichtens und Trachtens, so wird Dies auch kaum schwer: jedes Thun der Menschen, sei es geistig sei es handelnd, kann auf keine andere letzte Ursache zurückgeführt werden als auf einen Drang nach spielender Bethätigung, auf den Spieltrieb, um es unverhüllt zu sagen. Unser Verlangen nach Glück schlechthin, nach Genuß hätte uns nie aus dem thierhaften Leben der frühesten Menschheit herauslocken können: und weder die geistigen Zwecke des Glaubens oder Bildens oder Ahnens noch selbst die näheren lebensstarken Absichten der Macht und des Erwerbes konnten diesen frühesten Geschlechtern in irgend einem Sinn Leitsterne oder auch nur bewußt sein. Und heute hat man zwar Hunderte von einzelnen Spaltformen

dieser großen Thätigkeitarten zu Selbstzwecken erhoben; aber wer all ihren Sinn zu Ende denkt, kann noch immer keinen anderen Zweck aus jedem irdischen Dichten und Trachten folgern als das Spiel: ein Spiel, dem unser leidenschaftliches Erregungbedürfniß die ernstesten Formen, die höchsten Preise gegeben hat, für das die Völker, die Einzelnen ihr Leben einsetzen, das aber im Grunde nur ersonnen zu sein scheint, um das Dasein farbiger, wechselvoller, bewegter zu machen. Um unserer Ruhe, unseres Behagens willen hätten wir keine Gottesbilder, keine Staaten, keine elektrischen Maschinen, keine Kunst, keine Daseinsforschung zu schaffen brauchen. Zuletzt ist an sich nicht undenkbar, daß ein Menschengeschlecht, das sich nur der Feindsäligkeiten der Natur und der Thiere erwehrt und Frieden unter sich geschaffen hätte, durch keine Macht der Erde aus dem Urwald herausgelockt worden wäre.

Und gar nicht wachsthumhaft, pflanzenmäßig, unabsichtlich genug kann man sich das Entstehen, die Entfaltung der Einzelformen menschlicher Thätigkeit vorstellen. Noch der Mensch der höheren Urzeitstufe, der bestentwickelten und schon sehr kulturreichen Naturvölker unterscheidet sich vom Menschen unserer Zeiten und Völker am Meisten und an sich durchaus nicht unvortheilhaft durch die runde Geschlossenheit seines Wesens: er ist Jäger, Bauer, Handwerker, Kaufmann, Künstler, Staatsmann, fast möchte man sagen: Edelmann, ja, Fürst zugleich und die Anfänge der Redenden Künste und der Wissenschaft, des Tanzes, des Schauspiels, des Kultes sind vollends in Eins geschmolzen. Und auf den langen Wegstrecken, die die Menschheit zurückzulegen hatte, bis sie an diesem Punkt anlangte, muß unsäglich Vieles, wie in der Natur, durch Zufall gefunden, dann erst in tausend zuerst ganz spielerischen Versuchen erprobt, Vieles verworfen und Einiges als das Tauglichste festgehalten sein. Im stärksten Gegensatz dazu ist dem neunzehnten Jahrhundert der Stempel einer mühsäligen Arbeitsamkeit aufgeprägt, deren Recht zuweilen Zweifel aufkommen läßt. Schaffen, das zur Arbeit wird, verliert den feinsten Blüthenstaub seiner Blume, wie jedes gütige Handeln, aus dem man eine Pflicht macht. Und spätere Zeiten werden noch eines Kopfschüttelns und leisen Lächelns sich nicht erwehren können, wenn sie die jagende Hast unserere Jahrzehnte in Betracht ziehen, die aus den Menschen der Städte schwitzende Fronsklaven gemacht hat. Sie laufen in athemloser Eile nach einem Ziele, das die Einen, die Vielen, nie erreichen und das den Anderen, den Wenigen, eben so unfrohe Genüsse, Uebersättigung und keinen Frieden verheißt. Auch in diesem Arbeiteifer ist das Feuer des Glückes, das alles Schaffen entzündet, nicht erloschen, aber es brennt unstet zuckend oder glimmt schwelend unter häßlicher Asche.

Immer noch aber ist eine Form des Schaffens in Blüthe, die dieser Unrast fast gänzlich entzogen ist und die der natürlichen Zeugung am Nächsten steht, die mehr dem fruchtbaren Schoß der Erde Geburthelferin ist, als daß

sie selbst ein Neues schafft. Und doch ist dem Mann, der die Scholle bestellt, der köstliche Name des Bauenden gegeben, gleich als baue er selbst die nährenden Halme des Ackers. Und wenn sich die stolzeste Form der Forschung die bauende nennt, so ist der Beruf des Bauers geheißen, gleich als sei er der Schaffende selbst. Freilich: der Ichmäßigkeit seines Schaffens sind enge Grenzen gesteckt durch die Umwährung seines Feldes, aber um so mehr Kraft kann dieser Stolzeste und Freieste der Menschen sich selbst zuwenden. Heute ist ihm, leider, das Los des Bodens viel zu schmal, die Bürde, die seinen Schultern aufgelegt ist, viel zu schwer bemessen, aber die Tage werden kommen, an denen der Bauer nicht allein der Gebieter des wogenden Feldes, nein, auch seines Ichs sein wird.

Wollte man die Lust Dessen, der das Land bestellt, Erwerbstrieb nennen, so würde der schnöde Nebenklang dieses Wortes Jedem ins Ohr fallen. Die Freude an der Hervorbringung ist durchaus nicht mit der Freude an dem Erlös des Hervorgebrachten zu verwechseln. Trotzdem ist sicher der Drang nach Landbesitz eine der frühesten und stärksten Quellen des Erwerbstriebes. Und diesem selbst haften so viele Zusätze ganz anders gearteter Wünsche und Beweggründe an, daß man sich hüten muß, ihn in der etwas rohen Nacktheit vorzustellen, in der ihn die Volkswirthschaftlehre so häufig schildert. Der Erwerbstrieb sieht sehr selten sein nächstes Ziel als das letzte an: er liebt nicht allein den Erwerb, sondern mehr noch die Dinge, zu denen er den Weg ebnen soll, und zu diesen können sehr zarte Güter gehören; er kann auch sehr wohl aus jener Freude an der Hervorbringung selbst entspringen. Immerhin kann sein Bezirk dem Bereich der Schaffenslust durchaus nicht ganz einverleibt werden. Sobald er nicht mehr mit der Freude am Geschaffenen zusammenfällt, hat er für sie nur noch die Bedeutung eines Maßstabes der eigenen Leistung. Diese Leistung läuft Gefahr, entwerthet zu werden, wo sie sich nicht mehr selbst Zweck, sondern Mittel und Werkzeug zum an sich inhaltlosen Erwerb zu werden beginnt. Das Landgut kann als Wirthschaftform eine äußerste Steigerung des Bodenbaues darstellen: so lange es noch eine Betriebseinheit ist, die von einer leitenden Hand umfaßt werden kann. Aber die Landherrschaft, wie sie die Grundgebieter des frühen und späten Mittelalters zuerst hergestellt haben, wäre übel genug gewesen, hätte sie ihren Sinn nur aus Erwerbs- und nicht vielmehr aus Machtfreude gezogen. Jeder Latifundienbesitz ist mörderisch, für die Schaffenslust der von ihm Enteigneten wie für die der Inhaber selbst. Die reine Bodenrente vollends ist ein Gegenbild alles persönlichen Schaffens: denn indem sie der Sache selbst das Zeugen überläßt oder der Arbeit Anderer, wird sie ein äußerst fragwürdiges Ersatzmittel des Schaffens, ja, verdrängt es und tötet es selbst bei ihrem Nutznießer.

Im selben Sinn steigt die Stufenleiter gewerblichen Hervorbringens. Sie wurzelt da am Tiefsten im Glück des Schaffenden, wo Kopf, Hand und

Werk noch am Engsten bei einander wohnen. Der Unterschied von Kopf- und Hand-Werken, den freilich jede steigende Arbeitstheilung entstehen und immer weiter wachsen läßt, kann eine Zeit lang dem Schaffen-Wollen, Schaffen-Können der Betheiligten förderlich sein, insofern er die Tragweite ihrer Neuerungen, die Tiefe ihres Nachdenkens ebenmäßig fördert. Aber zugleich werden all die Minder- und Mittelbefähigten immer tiefer in den dumpfen Druck unselbständiger Hilfsarbeit gedrängt, immer zahlreicherer Möglichkeiten nicht nur, nein, auch Eigenschaften schöpferischen Thuns beraubt. Die Maschine hat die gewerbliche Hervorbringung im höchsten Maß beschleunigt und die Zahl ihrer Erzeugnisse auf das Vielfache vermehrt; aber sie hat sie auch entgeistigt. Ein ganzes Häuserviertel des neuen Berlin weist nicht so viele Zeugnisse gewerblicher Schöpferkraft auf wie ein kleines Häuschen des alten Nürnberg.

Schon der Großbetrieb mordet bei den tausend Untergeordneten sehr viel mehr eigenes Schaffen, als er bei dem einen Leiter neu ins Leben rufen kann. Werden nun, wie im letzten Jahrzehnt, auch die Großbetriebe noch zusammengefaßt zu Riesenunternehmungen, die ganze Erdtheile mit ihrer Hervorbringung zu versorgen streben, so werden auch noch die bis dahin Führenden um ihre Selbständigkeit gebracht, die nunmehr höchsten Leiter aber werden dem Werk selbst so weit entfremdet, daß die letzte Auslese der Bevorzugten noch Schaden nehmen muß an dem Besten ihrer Leistung: dem Schöpferischen. Eine völlige Aufhebung der Schaffenslust wird vollends auch in diesen Bezirken herbeigeführt, wenn ihr Ertrag einem Zinsnehmer zufließt, der auch nicht die leiseste Berührung mehr mit der Leistung selbst hat. Daß all die Entwickelungen, die diese Minderungen der Schaffenskraft und Schaffenslust in tausend Formen bewirkt haben, nothwendig waren, daß sie nicht an einem Tage, vielleicht nicht einmal in einem Jahrhundert umgebogen werden können, daß Dies am Wenigsten in den Formen kleinlicher Vermittelalterlichung geschehen kann, ist offenbar. Aber eben so gewiß darf auch der heutige Imperialismus des Großgewerbes nicht endgiltig durch den Massen- und Genossenschaftbetrieb des Sozialismus, mit dem er trotz aller Gegensätzlichkeit die auffälligste Verwandtschaft hat, abgelöst werden. Warum sollte nicht gelingen, die Maschine, nachdem sie so viel Eigenheit und Persönlichkeit des Gewerbetreibenden zerstört hat, wieder in den Dienst des Einzelnen zu stellen, die tausendfach gewaltsam zusammengefaßte Hervorbringung wieder tausendfach zu zerspalten und die Massenerzeugung auf die Formen gewerblicher Erzeugung zu beschränken, wo sie am Unentbehrlichsten und zugleich am Unschädlichsten ist? Und die Technik, die uns so unerhört viele Persönlichkeitwerthe zerstört hat, macht zuletzt gar diesen Schaden wieder wett: wenn uns der durch eigene Kraft bewegte Wagen von dem Massenzwang der Eisenbahnen zu lösen beginnt, wenn die Vertheilung der elektrischen Kraft auch dem Kleinbetrieb Segen zu bringen anfängt, so mögen Das leise Zeichen der Wandlung sein.

Es ist unnöthig, zu sagen, daß der Handel gleiche Bahnen verfolgt hat, daß in Sonderheit der Geldhandel unseres Jahrhunderts außerordentliche Verfeinerungen für das Schaffen der Wenigen, Führenden, aber noch mehr Ertötung eigener Leistung durch die Massenvereinigung von Hunderten zu Großunternehmungen herbeigeführt hat. Hiergegen die Rückkehr zu dem alten, trägen und ungeschulten Kleinbetrieb des Krämers anzurathen, wäre eben so falsch wie fruchtlos. Aber warum könnte nicht der Einzelne, nachdem er durch die strenge Schulung des Großbetriebes gegangen ist, nach Jahrzehnten wieder so viel Selbstzucht erlangt haben, um die Selbständigkeit zu verdienen, die man ihm jetzt vielleicht meist mit Recht genommen hat?

Alle Thätigkeit der Menschen, die Werthe des äußeren Lebens schafft, ist voll von Formen des Uebergreifens der Schaffenslust: die starken Einzelnen bemächtigen sich der Kraft des schwachen Einzelnen und machen sie sich unterthan. Unter diese Formel läßt sich fast aller bisherige Verlauf der Geschichte des wirthschaftlichen Hervorbringens der Menschheit bringen. Und es wäre müßig, darüber zu klagen: ohne Zweifel hat auf langen Strecken dieses Weges die Schaffenslust der Starken neue Erfolge und, was mehr ist, neue Kräfte errungen. Dennoch läßt sich aus den Schädigungen, die dadurch allen Schwachen, zuletzt selbst den Starken erwachsen, hier zuerst das Gebot ableiten, das allem Schaffen gelten soll. Der Schaffende soll in jedem Stück seinem Schaffen dienen, aber er soll das Schaffen der Anderen ehren, es nicht stören oder gar zerstören.

Der tiefste, allgemeinste Grund dieses Gesetzes ist dieser: da die Schaffenslust des Einzelnen ihr Recht nur aus dem Leben schöpfen kann, so soll sie das Leben selbst fördern, wo immer sie es findet. So möge das Ich den Anderen sich dienstbar machen, seine Kraft der eigenen unterordnen: aber nie durch Zwang, auch nicht durch den mittelbaren der wirthschaftlichen Nothlage, und nie so sehr, daß der Anderen Kraft dadurch gemindert wird. Tausenden und Abertausenden unter uns ist zu dienen bestimmt und sie sollen dienen; aber als Freie und ohne Schaden. Damit ist ohne die mindeste Anleihe beim Hingabetrieb, bei der Liebe zum Anderen, zum Nächsten die stärkste Schutzwehr für dessen Wohl aufgerichtet.

— —

Wie alle Formen des handelnden Lebens, die äußere Werthe schaffen, mit einigem Recht dem Erwerbstrieb untergeordnet werden können, so alle anderen dem Machttrieb, mit Einschluß seiner Unterform des Kampftriebes. Ist alle wirthschaftliche Ordnung vom Erwerbstrieb, so alle gesellschaftliche vom Machttrieb geschaffen, wobei doch der eine stets in die Bezirke des anderen übergreift. Jede Art menschlicher Gemeinschaft, von der engsten und zartesten der Ehe bis zur stärksten und größten, zum Staat, ist von Schaffenslust, die sich in Machtlust äußert, ins Leben gerufen und fort und fort beeinflußt.

Die Macht ist ursprünglich der unbestreitbare Besitz des Einzelnen: denn sie ist die Willensbestimmung des Ich über sich und den ihm erreichbaren Bezirk der Außenwelt. Aber wiederum ist alle Geschichte der Menschheit einem einzigen, ins Unendliche fortgesetzten Beweise gleich zu achten, daß auch diese Form der Schaffenslust nicht bei sich selbst Halt macht, sondern in den Bereich des Anderen übergreift. Ja, es wäre vielleicht nicht zur Ausbildung des Begriffes Macht gekommen, hätte dieses Uebergreifen nie stattgefunden. Vielleicht hätte man die Selbstbestimmung des Ichs kaum als Macht erkannt: Macht im betonten Sinn ist immer nur Macht des Einen über den Anderen.

Das Wesen der Macht ist dann am Leichtesten zu fassen, wenn man sie als eine ungefähr gleichbleibende Menge von Verfügungrechten über das Handeln der Einzelnen vorstellt. Diese Menge kann nun in der verschiedensten Weise vertheilt werden. Der Einzelne kann den an sich auf ihn entfallenden Antheil fast ganz festhalten und er kann ihm fast ganz genommen werden. Sie kann auf Einzelne, auf Wenige, auf Viele übergehen. Und alle Vielgestaltigkeit der Familien- und Standes-, der Klassen- und Staats-Ordnungen läßt sich an diesem Maßstab abtragen. Immer wieder werden, auf Kosten der Einzelnen, Machtmassen gebildet, die in irgend welcher Abgrenzung, in irgend welcher Gliederung, in irgend welchem Bruchtheil der Menschheit Einzelnen oder Körperschaften übertragen werden.

Der stärkste Gegensatz, der im bisherigen Verlauf der Geschichte menschlichen Gesellschafthandelns sichtbar geworden ist, mag der zwischen Urzeit- und Gegenwart-Menschen sein. Noch in dem wohlgegliederten und kriegerisch wie staatlich sehr erfolgreichen Gemeinwesen der Irokesen stand dem Einzelnen das Recht zu, an jeder kriegerischen Unternehmung, die in Stamm, Völkerschaft oder Siedlerschaft jeweilig angesagt war, sich zu betheiligen oder nicht zu betheiligen, je nach freier Willkür. Und tief unter dieser Stufe eines großen und reich ausgebildeten Urzeitstaates lassen sich bei den lebenden Urzeitvölkern tausend Fälle nachweisen, in denen dem Häuptling oder den Häuptlingen einer Siedlerschaft nur ein Mindestmaß von Leitungbefugnissen, kaum mehr als die Führerschaft im Krieg, eingeräumt ist. Der heutige Mensch aber ist, gleichviel, ob im Freistaat oder unter unumschränkter Einzelherrschaft, mit tausend Banden in seiner Bewegungfreiheit gefesselt. Die neuste Form der stärksten Einzelherrschaft, der Imperialismus, mehrt diese Bande für das ganze Volk sehr, für den Einzelnen kaum allzu beträchtlich und der freie Genossenschaftstaat eines zukünftigen Sozialismus würde sie in manchem Betracht nur vermehren.

Fragt man nach den Werthen, die der befriedigte Machttrieb der Schaffenslust des Ichs bereitet, so ist Eins sehr auffällig: das an sich inhaltleere, rein formhafte Gepräge aller Staats- ja, aller Gesellschaftordnungen. Der Staat ist eine Form, nie ein Inhalt, ein Mittel, nie ein Zweck der Menschheit; er

ist eine Mechanisirung des Lebens. Und hier liegt aller Fluch der Unfruchtbarkeit beschlossen, der von je auf alles staatliche Schaffen der Menschen gelegt worden ist. Der Staat konnte viel Leben schützen, auch hemmen, auch zerstören, nie eigentlich Leben schaffen: Das war noch immer Sache der Einzelnen. Nun aber ist Art der Menschen auch, die Form des Lebens zum Selbstzweck, zur einzigen Aufgabe zu machen, und Tausende der stärksten Einzelnen haben ihr Genügen daran gefunden, diese Form zu erhalten oder neu zu schaffen. Geist und Handeln der Völker ist in gewissen Zeiten fast völlig von der Umgestaltung dieser Form eingenommen gewesen. Und unerhört viel Kraft, viel Schönheit der Geberde ist im Dienst dieser Ordnungfragen der Menschheit, der Völker und oft noch des kleinsten Bruchtheiles von Völkern lebendig geworden. Um wie viel tausend bunte Farben würde das Bild der Menschheitgeschichte ärmer, wollte man die Gedanken Königthum, Adel aus ihm löschen!

Sehr auffällig ist aber auch an dieser Entwickelungreihe, daß sie der Gegenwart zu sich in immer tiefere Niederungen der Massenmäßigkeit und der Mechanisirung senkt, so daß sich hier ein seltsam ähnliches Widerspiel zur Gestaltungsgeschichte des Erwerbschaffens der Menschheit findet. Mit gewissen Rückfällen und Umwegen, die vernachlässigt werden können, bewegt sich die Linie der Staatsbildung von kleinsten zu kleinen, zu mittleren, zu großen und schließlich größten Einheiten. Nun aber haben für die Entfaltung des Machttriebes die mittleren Stufen offenbar die umfassendste Möglichkeit der Auswirkung geboten. Die Dynasten des späteren Mittelalters waren nicht allein zahlreicher, nein, auch ungehemmter in ihrer Kraftentfaltung als irgend ein späterer Fürstenstand. Hält man die Ausbildung gebietender Persönlichkeit für ein wünschenswerthes Ziel menschlicher Schaffenslust, so ist es damals sicherlich öfter als je nachher und in der schönsten Haltung erreicht worden. Deutschland und Italien haben auf dieser Stufe die reichste Entwickelung aufzuweisen. Zwar sind wir gewohnt, ihren Zustand für den unseligsten zu halten: doch darin urtheilen wir ganz einseitig vom Standpunkte des Volks- und Einheitstaates späterer Zeiten. Wie könnte der italienische Stadtherr der Frührenaissance durch irgend ein Fürstenbild der folgenden Jahrhunderte übertroffen gedacht werden? Schon der unumschränkte Herrscher des siebenzehnten Jahrhunderts war viel stärker an den Staat gebunden, einerlei, ob er sich als seine Verpersönlichung oder als seinen ersten Diener betrachtete. Dazu gelangten viel weniger Einzelne an diese bevorzugte Stelle und immer seltener wurde die Möglichkeit, daß der Zufall der Geburt einen sehr Starken zur Höhe führe. Ruft man sich auch ins Gedächtniß, daß die unumschränkte Königsherrschaft dieser Zeiten schon in ihrem Namen weit mehr auf die unbegrenzte Bewegungfreiheit des Herrschers als auf die Staatsform des von ihm geleiteten Volkes weist: wie wenige unter den gekrönten Häuptern des sieben-

zehnten und achtzehnten Jahrhunderts haben ihre Schaffenslust ins Größte reichen lassen! Den Bevorzugten gegenüber, die doch so selten nur die Möglichkeiten ihres Wirkungbereiches ausschöpften, standen schon damals ganze Völker von Unterthanen, also fremdem Willen Unterworfenen, im Recht der eigenen Willensbestimmung Beengter oder Verkürzter! Wer wollte behaupten, daß der Verlust, den die Hunderttausende an Macht- und Schaffensmöglichkeiten erlitten, ausgeglichen worden sei durch den Gewinnst der Zwanzig oder Fünfzig Bevorrechteten? Mit der Vergrößerung der Staaten im neunzehnten Jahrhundert ist dies Verhältniß noch stärker herausgetrieben; und sind die Herrscher gebundener geworden, so hat der Einzelne im Volk kaum mehr Bewegungfreiheit errungen. Und die Entwickelung der Machthaber mittlerer Stufe, mögen sie nun Beamte oder Volksvertreter geheißen sein, hat den selben Weg eingeschlagen. Wir tadeln so oft die Inhaber mittelalterlicher Aemter, daß sie immer wieder sich und ihre Stellen dem Staat entfremdeten. Und doch läßt sich dies Verhältniß auch von der entgegengesetzten Seite aus ansehen. All diese Grafen und Herzöge, die ihr Amt so unabhängig wie möglich zu machen, ja, es sammt dem zugehörigen Grundbesitz in ihr erbliches Eigenthum zu bringen trachteten, erstrebten damit im Grunde nichts Anderes als: wenigstens das eigene Haupt dem Joch des allmächtigen Staates zu entziehen. Und so noch thaten die Adelstände des siebenzehnten Jahrhunderts, aus deren Schriften doch ein letzter Hauch vom Freiheitdrang der Urzeitgermanen weht. Alle Beamten des neunzehnten Jahrhunderts, auch die höchsten, alle Volksvertretungen, auch die trotzigsten, haben diesen ihren Vorgängern gegenüber einen außerordentlichen Stellungverlust erlitten. Tausend Ordnungen, tausendmal tausend Verordnungen schnüren die zu Heeren angewachsenen Beamtenschaften auf Schritt und Tritt ein und das rastlose Klappern dieser Aktenmühlen übertäubt jede Erinnerung daran, daß sie nur Werkzeuge, nicht Zwecke des Lebens sind. Die gewollte Einförmigkeit nicht allein der Handlungen, nein, auch der Menschen selbst schränkt die Möglichkeit schöpferischer Beherrschung dieser Formen des Daseins mehr und mehr ein. Auch für die Gestaltung dieser Formen sind hundert neue, höhere Satzungen gefunden, die zu ändern auch die Stärksten ihre beste Kraft aufwenden müssen. Zuletzt bleiben in einem großen geistvollen Volk nur ein oder zwei Dutzend Männer übrig, die die Möglichkeit haben, nicht einmal durch Handhabung, sondern eher durch Umformung dieser riesenhaft eintönigen Mechanisationen des Daseins sich schöpferisch zu bethätigen. Vielleicht kann dieser Zustand als ein Gipfel höchster Arbeitstheilung und Arbeiterspanniß gelten; dem freien Spiel der Kräfte des Ichs setzt er die stärksten Bollwerke entgegen.

Krieg ist gewaltsame Staatskunst: und so ist Kampflust der zum Angriff vorgehende Machttrieb. Noch hier lugt die spielende Lust alles menschlichen

Thuns hervor, ja, sie wird hier fast am Sichersten offenbar: ein erregenderer Einsatz als der eigene Tod ist im Spiel des Lebens nicht denkbar. Dazu ist der Kampf die wechselvollste, rascheste Art des Handelns; und wer erwägt, wie tiefen Einfluß Schrittmaß und Geschwindigkeit unserer Thätigkeiten auf die Werthe haben, die die Seele ihnen beilegt, kann leicht ermessen, daß im Streit die höchsten Reize ausgelöst werden. Mit ihnen mischen sich schlechthin genießerische Antriebe sehr viel trüberen Ursprunges: Blutdurst, Grausamkeit, Zerstörunglust, die aber doch nicht ohne jede Beziehung zum Machttrieb gedacht werden können und in gewissem Sinn nur seine äußersten Auswirkungen sind.

Die schöne Trunkenheit der entschlossensten That, zuweilen auch wohl der Blutrausch, sind es, die den Völkern der Gegenwart noch den Krieg erwünscht machen. Die Kampflust soll mit dem niederen Rausch des Alkohols nicht verglichen werden, denn sie erfordert eine äußerste Anspannung guter Kräfte Leibes und der Seele und sie hat der Menschheit die schöne Geberde Dessen gegeben, der noch sein Leben anmuthig zu verschenken weiß. Doch nach jenem niederen wird auch dieser höhere Rausch einmal dahinschwinden und damit der eigentliche seelische Anreiz für den Krieg und der Krieg selbst. Wenn gegen den Machttrieb eingewandt werden kann, daß er fremdes Leben, fremdes Schaffen störe, hemme, herabdrücke, so ist gegen den Kampftrieb als Zerstörer des Lebens das Gebot, das dem Schaffen des Ichs das Schaffen der Anderen zu ehren auferlegt, noch mit viel mehr Grund anzurufen: auch jetzt wieder ohne die mindeste Rücksicht auf die Rathschläge gleicher Richtung, die uns der Hingabetrieb zu ertheilen pflegt. Gleichviel, aus welchem von diesen beiden Beweggründen: die Entwickelung der Menschheit hat von Stufe zu Stufe die Zahl der Kriege herabgemindert. Die heutige Friedensbewegung ist nur der Abschluß einer langen Thatsachenreihe, die eine Erweiterung des Umfanges und eine Verminderung der Häufigkeit in selten gepaartem gleichmäßigen Fortschritt zeigt.

Ueberblickt man nämlich die einzelnen Stufen der neueuropäischen Geschichte vom frühen Mittelalter ab, so findet man zu Anfang einen auffälligen Mangel an großen Staatskriegen, an den Völkerstreiten, die wir heute allein Kriege nennen, zugleich aber eine Fülle von örtlichen und Gebietsfehden. Vom späten Mittelalter an hat die wachsende Staatsmacht diese kleineren Kampfformen mehr und mehr eingeengt, schließlich unterdrückt. Freilich wurde so nicht der Kampf als solcher eingeschränkt: er wurde vielmehr nur in andere Formen übergeleitet. Denn nun, vom Ende des späten Mittelalters an, mehrten sich die Staatskriege mit jedem Jahrhundert in steigender Zahl. Das achtzehnte Jahrhundert, das den Höhepunkt dieser Entwickelung bezeichnet, zeigt eine kaum abreißende Kette solcher Völker-, besser: Herrscherstreite, wobei doch

nicht zu vergessen ist, daß auch diese Anzahl von blutigen Zusammenstößen gering ist im Vergleich mit den spätmittelalterlichen Ortsstreitigkeiten. Erst die neuste Zeit, das neunzehnte Jahrhundert, bringt, in Gestalt des fortschreitenden Friedensgedankens, das letzte mögliche Schlußglied dieser Entwickelungskette, ohne es doch, ganz im Gegensatz dazu, an einer Erweiterung, ja, einer Vertiefung des Kampftriebes ermangeln zu lassen. Denn erstens ist freilich die Zahl der Staatskriege, im Vergleich zum achtzehnten Jahrhundert, auf ein Mindestmaß herabgegangen, aber die Kehrseite des Bildes ist eine außerordentliche Steigerung der Kriegsmittel, insbesondere der Heeresziffern; nur die Blutigkeit der Schlachten hat im Verhältniß abgenommen. Am Schwersten mag wiegen, daß aus den Staatskriegen Völkerkriege geworden sind, daß nicht streitende Kabinete, sondern leidenschaftlich einander abgeneigte Völker sich entgegenstellen.

Beide Entwickelungreihen mögen sich in Zukunft noch eine Zeit lang fortsetzen. Fast scheint es, als werde der Menschheit das schwere Unglück eines Riesenkampfes zwischen den beiden führenden Germanenvölkern nicht erspart bleiben, als solle noch einmal, wie zu den Zeiten der Wikingerschiffe der Nordmannen und der Birlinge der Briten, das grüne Wasser des Nordmeeres vom Blut der Kämpfenden geröthet werden. Aber mit diesem äußersten Aufbrausen der Kriegsleidenschaft und des purpurnen Taumels der Freude am waghalsigsten Spiel wird vielleicht der Kampftrieb der höchsten Menschheit seine letzte Lust gebüßt haben; und jedenfalls wird einmal der Morgen eines tausendjährigen Friedens anbrechen.

Für heute ist wichtiger, zu betrachten, daß die vorschreitende Entwickelung des Krieges selbst eine Richtung genommen hat, die der des Staates nur zu ähnlich ist. Jede Verminderung der Anzahl der Kampfgelegenheiten ist zugleich eine Verminderung der selbständig Kämpfenden gewesen. Als der stark um sich greifende Staat den kleinen Gebietsherren und den Rittern auf ihren Burgen ihr Waffenhandwerk legte, da ging viel Unrecht, aber auch viel stolze Freiheit aus der Welt. Denn ihre Kampflust hatte sich so auswirken können, daß ihr Streiten noch ein Schaffen war. Vor Niemandem in der Welt das Haupt zu beugen: Das war ja recht eigentlich Lohn und Preis ihres Kämpfens gewesen. Und wenn sie den Regeln ihres blutigen Gewerbes folgten, so thaten sie es auch, Jeder so nach eigener Willkür wie auf eigene Gefahr. Kein Edelmann, der in die neuen größeren Schlachthaufen der Fürsten trat, behielt das alte Maß von Selbstbestimmung und Bewegungsfreiheit. Und je länger die Schlachtreihen, je strenger die Ordnungen der Heere wurden, desto geringer wurde dies Maß. Die ersten Bandenführer Italiens waren noch frei und stark genug, den Fürsten und Städten, die sie in Dienst nahmen, das Gebot ihres Willens aufzuerlegen. Die Hauptmänner der Landsknechte waren schon

in engere Dienstbarkeit gezwungen. Und wenn die Obersten und Feldherren des Dreißigjährigen Krieges noch viel drohende Unabhängigkeit bewahrten, wenn selbst die Hauptleute des achtzehnten Jahrhunderts ihre Compagnien in Entreprise hatten, so hat der Offizier der Gegenwart eine Stellung, der an Persönlichkeitverlusten, ja, an Demüthigungen zu unserem Glück wenige andere gleichkommen. Und immer größer ist wohl der Umfang, immer feiner die Gliederung der Mittel und Werkzeuge des Krieges, immer schwieriger die Kunst, immer lockender also auch das Ziel, sie zu beherrschen, geworden, aber immer kleiner wird auch die Zahl Derer, die alle Wonnen dieses Schaffens auskosten Gewiß: der Bezirk beherrschender Wirkung ist für den Feldherrn in unserer Zeit zu ungeheuren Maßen ausgeweitet worden, in den Wenigen ist die Lust dieser leidenschaftlichsten, raschesten Bethätigung des Machttriebes bis ins Aeußerste gesteigert, an die Entschließungen von Stunden, ja, Minuten ist das äußere Schicksal ganzer Reiche geheftet. Und noch bis dort hinab auf der Stufenleiter der Heeresordnung, wo wahrhaft selbständige Entschließung, wo die eigenwillige Führung einer Heereseinheit möglich ist, reicht vielleicht ein Bruchtheil der alten Freiheit des Kampftriebes. Aber Tausenden von Denen, die stark genug wären, sich selbst und einer Zahl von Männern ein Führer zu sein, ist sie übel gefesselt und verschränkt, oft bis zum Zerrbild herabgemindert. Wir pflegen mit herablassender Geringschätzung und nicht ohne ein leises Lächeln auf die alten Zeiten herabzusehen. Gilt es die Persönlichkeitwerthe, so möchte eher ein freier Edelmann des späten Mittelalters Ursache haben, auf seinen Enkel, den dreizehnten Hauptmann im zweihundertsiebenzehnten Regiment, herabzusehen.

Wenn einst mit dem Kampftrieb selbst alle diese Sorgen geschwunden sein werden, so wird seine lindere Schwester, die Lust am Wettbewerb, doch nie zu entbehren sein. Wir schelten so oft den Neid, nicht allzu gerecht: denn mag er auch tief im Genußtrieb wurzeln und nur aus dem Schmerz geboren sein, bei Anderen ein Genießen zu sehen, das dem eigenen Ich erwünscht und doch versagt ist, so ist der Ansporn, der von ihm ausgeht, so weit er sich nur in Schaffen, nicht in Schädigung umsetzt, vielleicht nur auf einer sehr hohen Stufe der Selbsterziehung zu entbehren. Der Wettbewerb, der so angestachelt wird, treibt heute und wird noch lange viele Formen des Schaffens stärker treiben, als ohne ihn geschehen könnte. Den anderen, lauteren Wettbewerb aber, der nicht höheres Genießen, nur höheres Schaffen ersehnt, möge aus dem Uhrwerk unserer Seele nie müde Leidsäligkeit entfernen: er ist seine stärkste Triebfeder.

Schmargendorf. Professor Dr. Kurt Breysig.

Fromme Kurpfuscher.

Mit seinem feinen, klugen, menschlichen Jesusbilde hat Gustav Frenssen seinen jungen evangelischen Amtsbrüdern, die zwischen Dogma und wissenschaftlicher Erkenntniß wie zwischen fensterlosen Mauern eingeklemmt waren und nicht wußten, wie sie ihr ehrliches pastorales Bestreben bethätigen und doch dabei anständige Menschen bleiben sollten, eine Thür geöffnet, durch die sie wieder erhobenen Hauptes ins Freie treten können. Vorausgesetzt, daß das Kultusministerium und die hohen Konsistorien Vernunft annehmen und Frenssens Jesus den Passirschein nicht verweigern, wird es einer großen Schaar von ehrlichen und talentvollen jungen Geistlichen der evangelischen Kirche nun wieder möglich sein, voll edlen Schwunges und schöner Begeisterung das Evangelium des Menschensohnes zu predigen. Sie werden alle Ursache haben, dem holsteiner Poeten für die Befreiung aus schwerer Gewissensnoth dankbar zu sein. Sie werden eine neue Art freundlicher Begeisterung finden, die vielleicht auch ein neues Publikum in die Kirche zu locken vermag, nämlich den großen geistigen Mittelstand, der zwar zu selbständigem Denken nicht befähigt, aber doch durch seine moderne Bildung bereits in die Opposition gegen ein starres Kirchenthum getrieben worden ist und seine Gemüthsbedürfnisse durch den Katechismus nicht mehr befriedigen kann. Das ist immerhin Etwas. Das ist sogar recht viel: denn es bedeutet die Ueberwindung des Lutherthumes. Die selbständigen Geister freilich, die durch die Schule der modernen Wissenschaft gegangen sind, werden überlegen lächeln und sagen dürfen: Der liebenswürdige Poet hat eitel Selbstverständlichkeiten auf den Markt gebracht. Er hat seinen Binsenwahrheiten in reichlich manierirtem Stil eine Ausmachung zu Theil werden lassen, die sie dem Geschmack des modernen Bildungsnob angenehm macht; er hat Jesus von Nazareth salonfähig gemacht, — so lange, bis der Heiland von einer anderen „Aktualität" abgelöst wird.

Das ist auch richtig. Daß die Menschheit sich nicht für ewige Zeiten ihre Stellung zur christlichen Heilslehre von einem emanzipirten Mönch des sechzehnten Jahrhunderts diktiren lassen kann, und sei dieser Mönch auch der erfreulichste Draufgänger seiner Zeit gewesen: Das bedarf wohl keines besonderen Beweises. Und daß auch ohne Frenssen sich schon viele ehrliche Freunde des Christenthumes für ihren Privatgebrauch einen rein menschlichen Jesus zurechtgemacht haben, wird auch Niemand bezweifeln. Auch David Friedrich Strauß und Ernest Renan und viele Andere haben vor Frenssen suchende Seelen dem Menschensohne zugeführt.

So müssen wir denn sagen: Frenssens Verdienst besteht darin, durch das Ansehen seiner Persönlichkeit, durch seine wissenschaftliche und dichterische

Berufenheit die Frage nach der Bedeutung der Jesuslehre für die Gegenwart wieder einmal und in einer Weise zur Diskussion gestellt zu haben, daß diesmal auch die religiös Indifferenten, die heillos Oberflächlichen daran theilzunehmen gezwungen sind. Ob aber das religiöse Leben oder gar die Kirche der Gegenwart davon einen merklichen Vortheil haben werden, scheint mir recht zweifelhaft. Eins ist sicher: der katholische Klerus hat alle Ursache, dem holsteinischen Poeten Lorberkränze zu winden.

Es kann keine Religion für die Gesammtheit eines Volkes geben, denn erleuchtete Geister und verfeinerte Gemüther fordern ganz andere seelische Nahrung als die rein animalisch vegetirende große Menge. Es gibt heutzutage noch, wie in allen Blütheperioden menschlicher Kultur, neben den Intellektuellen eine Ueberzahl von Wilden. Und für diese Wilden ist die Kirche mit ihrer Priesterschaft da. Niemals haben die Denker und Forscher, die Bildner und verständnißvollen Genießer der Schönheit in Kunst und Kultur sich um Dogma und Kulte gekümmert. Unter den alten Griechen haben die erleuchtetsten Geister, die Führer des Volkes, des lustigen Göttergesindels, der Eingeweidebeschauer und Orakelschmiede von Herzen gelacht; und mit kynischem Hohn standen die wilden Thatmenschen der Renaissance, ein Papst an der Spitze, vor dem einträglichen Schwindel der Pfaffenschaft. Nie gab es einen großen Geist, der nicht auch ein Freigeist war. Und nie kann es eine Kirche geben, die freie Geister befriedigt. Für die Wilden giebt es aber eben so nur eine rechte Kirchenreligion; und die ist seit dem grauesten Alterthum bis auf die heutige Zeit immer die selbe gewesen. Einzig die Vorstellungen vom Jenseits waren verschieden, durch das Volkstemperament bedingt. Im Uebrigen aber verlangt der Wilde aller Zeiten und Zonen nach dem heilenden Medizinmann, der die bösen Teufel austreibt, nach dem Spezialgott für alle vorkommenden Bedürfnisse, nach dem Wunderthäter und Zeichendeuter. Moses, Buddha, Kong-Fu-Tse, Jesus von Nazareth und Mohammed waren von dem selben reinen Willen beseelt, die Götzen der Wilden zu zerschmettern und die Seelen zur freien Erfüllung der sittlichen Forderungen heranzuziehen; aber die Kirchen, die sich auf ihre Namen gründeten, sind alle nach mehr oder minder langwierigen Kämpfen dahingelangt, die alte, bewährte Ur- und Weltreligion in neuer Verkleidung wieder einzuführen. So haben wir denn heute in der Türkei die heulenden Derwische, im weiten Reich Buddhas die feisten Bonzen und Lamas, die sich an der Fratzenverehrung des Pöbels mästen, haben wir in der christlichen Welt, so weit die römische und die griechische Kirche herrscht, den von Wundmalen bedeckten Leichnam als Vogelschreck gegen fleischliche Gelüste an allen Kreuzwegen aufgerichtet, wunderthätige Heilige, zahllos wie die Sterne am Himmel, und den Priester, der mit dem Weihwedel um Ostern die Behausungen der Gläubigen besprengt und dafür überall einen guten

Tropfen erhält, bis man ihn schwer bezecht auf sein Lager schleppen muß. Die katholische Kirche verdankt ihre auch heute noch ungeheure Macht über die Seelen der gläubigen Wilden keineswegs den verschwindenden Spuren christlicher Lehren, die noch in ihrem Dogma zu finden sind, sondern ausschließlich ihrem resoluten Heidenthum. Die Mirakelbilder, die Prozessionen, die unbefleckte Himmelskönigin, das Fegefeuer und die große Auswahl leicht bestechlicher Heiliger als Vermittler irdischer Wünsche vor dem himmlischen Thron: Das sind die starken Pfeiler ihrer Macht. Für solche drastische Gnadenmittel zahlt der biedere Wilde freudig sein gutes Geld. Und das gute Geld baut Kirchen und Klöster ohne Zahl, in denen sorglose Männer und Frauen einzig zum Wohl ihrer Kirche wirken können, indem sie Kapital und Zins für die Tote Hand ungeheuerlich mehren helfen. Die moderne Welt wird aber vom Kapital beherrscht. Also stimmt die Rechnung dieser klugen Kirche. Sie hat immer nur herrschen wollen; darum hat sie ihr Augenmerk lediglich darauf gerichtet, die Massen sicher in ihre Gewalt zu bringen, die Massen, die durch Furcht vor Strafe und durch Hoffnung auf Belohnung zu jedem Zweck zu verwenden sind. Die Lamas in Tibet haben es eben so gemacht und sitzen fett und lächelnd auf ungeheuren Goldhaufen.

Zwischen dem Geist der katholischen Kirche oder etwa dem des tibetanischen Buddhismus und der Weltanschauung unserer modernen Materialisten ist also kein wesentlicher Unterschied. Beide haben richtig erkannt, daß die Dummheit der Vielen da ist, um von der Intelligenz der Wenigen ausgebeutet zu werden. Beide sehen als das Ziel ihres irdischen Strebens an, in den Besitz von Machtmitteln zu gelangen, die nicht so leicht ihren Werth verlieren können, wenn plötzlich eine andere Parteirichtung im Staat oder eine andere Weltanschauung unter den Intelligenzen die herrschende wird. Das Kapital aufsaugen und damit den wirthschaftlich Schwachen zur Fron zwingen: Das ist bei Beiden oberster Grundsatz. Niemals hat sich die katholische Kirche darauf eingelassen, gefährliche Kompromisse mit der Intelligenz oder gar mit der Wissenschaft zu schließen. Die ganze Welt der Ideen hat sie ignorirt und in den Zeiten, wo die Mächtigen der Erde frivole Freigeister waren, hat sie ihre fähigsten Diener in die Schule galanter Frauen geschickt, um bei ihnen alle Künste geistreich eleganter Frivolität zu lernen.

Die protestantische Kirche hat aber im Grunde nur Dummheiten gemacht. Die Teufel hat sie ausgetrieben, aber den Teufel behalten. Ketzer und Hexen hat sie mitverbrannt, aber hartnäckigen Wilden, die vor der Aussicht auf ein paar Jahre Fegefeuer vielleicht doch zu Kreuze gekrochen wären, die Rechtfertigung durch den Glauben verordnet. Ihre Gnadenmittel nimmt sie nicht bezahlt, aber in die Hände des Staates hat sie sich gegeben und läßt sich von ihm ernähren, wofür sie als Gegenleistung die Gewissenspolizei zu

versehen und die Throne zu stützen hat. Der köstliche Luther hatte noch viel echt volksthümlicher Wildheit an sich. Er konnte noch das höllische Donnerblech schwingen und armen Seelen bang machen. Und nun wird Der von dem feinsinnigen Poeten in Husum auch abgethan! Wovor soll der Papst in Rom nun noch zittern?

Frenssen sagt: „Er (Jesus) hat eine einfache, einzige Wahrheit: Gieb dem Vater im Himmel und Deinen Mitmenschen Deine Seele! Du sollst sehen: Selig bist Du." Wie sieht dieser Vater im Himmel aus? Frenssen nimmt seinen Gott als etwas Gegebenes an und definirt ihn nicht weiter. Jeder selbständig denkende Mensch hat aber doch seinen eigenen Gottesbegriff. Wenn Frenssens Jesus, wie er sich schmeichelt, modern denkenden Menschen dazu verhelfen soll, daß sie sich wieder mit Freudigkeit Christen nennen können, so müßte zunächst einmal möglich sein, die unzähligen Nuancen des Gottesbegriffes auf eine Norm zu bringen. Kann Frenssens Jesus zu dem monistischen Gott Vater sagen? Oder hat der Monist darum nicht die Möglichkeit, selig zu werden, weil er sich vielleicht selbst in Frenssens Sinne nicht mehr Christ nennen kann? Muß denn überhaupt ein Mensch, dessen ringende Seele Erlösung sucht, sich Christ nennen?

Die große Masse der „Gebildeten" besteht doch heutzutage aus religiös indifferenten Menschen. Da sind die groben Materialisten, die nur Machtmittel häufen und Genuß suchen wollen. Da sind die Profitjäger mit feisten Wänsten, die ihre Freßsünden auf den Nachtstühlen von Karlsbad und Marienbad abbüßen und ihre Seligkeit in den Amorsälen beim Pommery suchen. Für Die ist jede Religion zu schade. Die Anderen aber, die Auserwählten, die wirklich ein Seelenleben haben und es mit verfeinerten Sinnen zu beobachten wissen: von ihnen macht Jeder sich doch seinen eigenen Glauben zurecht. Für den höchsten Idealismus hat Nietzsche die Gewißheit des Uebermenschen als stolzestes Ziel hingestellt; für die Anderen ist der Uebermensch ein Gespött und die Herrenmoral ein Zeichen sittlicher Verrohung. Sie hoffen, unter dem Zeichen des Mitleides zu siegen, und halten sich an Schopenhauer und Buddha; auf der einen Seite stehen Naturalisten, die aus ihrer Naturerkenntniß ihr Sittengesetz ableiten wollen; auf der anderen suchen die Aestheten die Menschheit durch höchstes Raffinement der Sinne und der Geisteskultur, durch die Erziehung zur Schönheit glücklich zu machen; bei grüblerisch veranlagten Völkern, welche die geographischen Lebensbedingungen zur Einsamkeit verurtheilt haben, wie bei vielen norwegischen und russischen Stämmen, blüht ein eigensinnig verbohrtes, aber sittlich recht fruchtbares Sektenwesen, das dem Christenthum gar absonderliche Formen verleiht; uralte Verirrungen des Menschengeistes werden von abstrusen Köpfen hervorgesucht, bei den fremdesten Kulturen werden Anleihen gemacht, pseudowissenschaftliche Spielereien mit hieratischem Pomp

zur Philosophie gestempelt, — Alles, um der zerquälten Seele der modernen Wahrheitsucher neue Beruhigungmittel zuzuführen. Mystizismus, Theosophie und Spiritismus finden in dieser nüchternen, aufgeklärten Zeit zahlreiche Anhänger und keineswegs unter dem schlechtesten Menschenmaterial. Im äußersten Osten erringt ein uraltes Kulturvolk, das sich im Handumdrehen die abendländische Wissenschaft und Technik aneignete, unerhörte militärische Erfolge und verblüfft die Welt durch Beweise einer strengen Selbstzucht, die auch überwältigende moralische Erfolge hervorbringt. Es ist ein Volk von atheistischen Vernunftmenschen, das allerdings von Staates wegen einen verbonzten Götzendienst für den Pöbel beibehält. Und man erfährt, daß die Gebildeten dieses Volkes ihre sittliche Kraft aus einer „Bushido" genannten Geheimlehre schöpfen, die auf eine Reinzüchtung von praktischen Egoisten durch eine strenge Willensgymnastik hinauslaufe. Und alsbald stehen in dem Japan geistig so verwandten Nordamerika viele Propheten dieser modernsten Heilslehre auf und überschwemmen die Welt mit Brochuren, die die verlockendsten Titel führen: „Wie werde ich energisch?" „Macht der Hypnose". „Der persönliche Magnetismus". Und so weiter. Alle diese Verkünder der modernsten Heilslehre lassen jede Spekulation über die letzten Dinge fallen und suchen nur die Frage zu beantworten: Wie erhalte ich meine physische und geistige Kraft, wie dränge ich fremden Einfluß zurück und wie mache ich meinen Willen geltend? Nicht den Frieden der Seele in einer Beruhigung der Zweifel an der Vernunft und Gerechtigkeit der Weltordnung, nicht eine Entschädigung für irdische Leiden durch jenseitige Freuden, sondern einzig und allein den sofortigen Erfolg angestrengter Arbeit und möglichst lange Erhaltung der Arbeit- und Genußfähigkeit in diesem Leben suchen diese modernsten Heilsverkünder. Sie stellen wohl auch sittliche Forderungen auf, aber nur, weil die Sittlichkeit der geistigen und körperlichen Gesundheit zuträglich ist, die allein zum Erfolg führt. Und der Erfolg ist in der großen Weltgemeinde der nüchternen Arbeiter der einzige Gegenstand göttlicher Verehrung.

Schon diese flüchtige Betrachtung zeigt uns, daß es für die Menschen, sobald sie sich aus dem Zustande der Wildheit zu einem einigermaßen selbständigen Geistesleben emporgerungen haben, eine allgemein giltige Form der Religion nicht mehr geben kann. Der denkende Mensch kann sein religiöses Bedürfniß nicht durch Andere befriedigen lassen, weil eben jedes bewußte Ich ein individuelles Leben führt. So wird es also wohl für alle Zeiten dabei bleiben, daß die offiziellen Staatsreligionen nur für die vegetirenden Wilden da sind, um deren gemeingefährliche Instinkte im Zügel zu halten, während das Bestreben aller spekulativen Denker, aller theologischen Wissenschaft, aller Ethiker und Moralisten nur danach trachten kann, den ringenden Geistern und suchenden Seelen neue Nahrung- und Beschäftigungmittel zuzubereiten.

Es hat gar keinen Zweck, etwa das Christenthum oder irgend eine andere von einer Volkskirche gestützte Religion durch die Wissenschaft retten oder durch geschickte Kompromisse für die Bedürfnisse der Intellektuellen modernisiren zu wollen. Es giebt nur einen praktischen Weg, um über das Gaukelspiel der Kirchen hinaus und zu einer allgemeinen Vertiefung der Sittlichkeit zu gelangen: und der besteht darin, daß man in geduldiger Arbeit von unten her die Wildheit bekämpft. Was den gebildeten modernen Großstädtern von den Kanzeln und Kathedern gepredigt wird, ist ziemlich gleichgiltig; aber was der Volksschullehrer den Kindern der dumpf in den Tag lebenden Massen beibringt, ist von entscheidender Wichtigkeit. Die meisten Staaten der alten Welt glauben immer noch, daß es leichter sei, Wilde zu beherrschen als denkende Menschen, und darum nehmen sie die Kirche gegen den guten Volksschullehrer in Schutz. Und doch müßte der Eifer, den die gesammte Pfaffenschaft von je her beim Kampf um die Volksschule entwickelt hat, Jedem die Augen öffnen, der überhaupt sehen will. Die Pfaffenschaft fürchtet nicht, daß die weltliche Schule unkirchliche, also in ihrem Sinn irreligiöse Menschen erziehen, sondern daß die mit ehrlichem Wissen und humanen Idealen genährte Jugend im reifen Alter das Joch der Pfaffenherrschaft lachend abzuschütteln fähig sein könnte.

Frankreich hat sich jüngst wieder durch die energisch durchgeführte Trennung von Kirche und Staat an die Spitze der Civilisation gestellt und giebt damit der Welt die willkommene Gelegenheit, eine Probe auf das Exempel zu machen. Führt die Entkirchlichung der Volksschule wirklich nur dazu, die Menschheit noch mehr zu amerikanisiren, zu einer Heerde nüchterner Arbeitsthiere zu erniedrigen, deren einzige Ideale Erfolg und Genuß sind, dann hat der liberale Gedanke das Spiel verloren und die Sozialdemokratie kann ihr großes Erntefest feiern; gehen aber aus der freien Schule freie Menschen voll neuen, freudigen Selbstbewußtseins hervor, die nicht jeder Massensuggestion hilflos unterliegen, sondern ihren Stolz darein setzen, auch sittlich auf eigenen Füßen zu stehen, dann hat die Volkskirche ihren Beruf erfüllt und der Staat kann sie getrost ihrem Schicksal überlassen. Die nächste Generation schon wird aus dem Vergleich der sittlichen Befähigung deutscher und französischer Jugend der untersten Klassen wichtige Belehrung schöpfen. Daß uns im Warten die Weile lang wird, brauchen wir nicht zu besorgen: wir haben ja in unseren Parlamenten die klugen Männer mit ihren lichtvollen Reden, wir haben Professoren und Poeten, Kleriker und Laien in Hülle und Fülle, die sich mit Eifer bemühen, unsere Gewissen zu wecken, an unserem Glauben herumzudoktern und unsere armen Seelen selig zu machen.

Darmstadt. Ernst Freiherr von Wolzogen.

Verse.

Ich schreite durch der Masken dunkle Gänge.
Noch weiß ich nicht, wohin der Weg mich führt;
In ferner Tiefe wogen Nebelhänge
Und fremder Schauer hält mein Herz umschnürt.

Da tratest Du mir blaß und still entgegen,
Mit Augen groß, der Blick wie ausgebrannt;
Es trug Dein Kleid die Spur von vielen Wegen,
D e Silberampel schwang in Deiner Hand.

Auf Deinem Haupte lag es noch wie Flimmer
Von einer Krone, die Dir einst gehört . . .
Ich sah ihn, überflort von Thränen Schimmer;
Ich weiß nicht, wessen Schmerz sie aufgestört.

Wie eine Harfe, deren Klang vergessen,
Schaut meine Seele stumm aus Dir mir nach.
Ich geh . . . An mir will ich kein Leben messen,
Das Saitenspiel in meiner Brust zerbrach.

Was starrst Du reglos auf den Sarg von Glas?
Das Zaubergift hat rechte Frucht getragen;
Die Schönheit liegt darinnen tot und blaß;
Nun kann die Königin den Spiegel fragen.

Der Spiegel lacht . . . Was harrst Du noch am Sarg
Un . streichelt ihn mit müden, bleichen Händen?
Du weißt doch: was die Gruft erst einmal barg,
Das kann nie wieder anders sich vollenden.

In Märchen nur sprengt das kristallne Thor
Der Morgenglanz nach dreien bangen Tagen;
Hier wacht der Tod . . . Und in die Nacht empor
Verrauschen auch die süßesten der Klagen.

Es flackern in der Halle matt die Kerzen,
Der Weihrauchnebel schwimmt noch in der Luft;
Verstummt die Worte und verstummt die Herzen . . .
Die letzte Flamme lodert auf der Gruft.

Frührosen, weiße Lilien und Narzissen
Hat auf den Marmor eine Hand gestreut.
Wie Sternenglanz aus dichten Finsternissen,
Wie Sonntagsglocken aus der Kinderzeit.

Und leise wirst Du tasten Dich die Wege,
Woher Du kamst, zurück in jenes Land;
Und in der Träume silbernes Gehege
Führt Dich für immer eine blasse Hand.

Auf dem Magnetberg das kristallne Schloß:
Dahin bin einst als Thor auch ich gezogen;
Die Nägel flogen fort, es barst das Floß,
Schiffbrüchig warfen mich ans Land die Wogen.

Die scharfen Stufen klomm ich dann empor,
Glassplitter schnitten blutig meine Sohlen;
Und schrill umgellt von der Dämonen Chor,
Stieg ich hinan, die Krone mir zu holen.

Das Schloß, es funkelte im Sonnenstrahl,
Doch öd der Garten, schweigend die Terrassen;
Jn toter Pracht erschimmerte der Saal,
Die Krone fort . . . Leer Alles und verlassen.

Nun braust der Wind eintönig seinen Gang,
Blausilbern um den Fels die Wogen schäumen;
Aus weiter Ferne hallt es wie Gesang,
Wie letzter Gruß von Abendsonnenträumen.

Zu Füßen dieser Treppe, wegbestaubt,
Ruh ich nun still, gelehnt am Pilgerstabe;
Jn meine Hände sinkt das müde Haupt,
Träume zu träumen, — meine letzte Habe.

Durch Silberschleier seh ich nur die Welt,
Gedämpft verhallt an meinem Ohr ihr Lärmen;
Fern zieht ein Leuchten übers Himmelszelt
Und wie gekommen, lischts in Funkenschwärmen . . .

Hier ist die Treppe. Keinem wehrt mein Stab,
Sein Leben und sein Glück daran zu wagen;
Stürzt er verzweifelt auch vom Fels herab:
Vielleicht wirds ihn auf goldnen Flügeln tragen.

Nur durch den Tod der Pfad des ebens führt;
So spring denn auf, geheimnißvolle Pforte!
Es glüht, es flammt . . . Wer weiß, ob lichtberührt
Sich nicht in Rosen wandeln Deine Worte?

Ein Kirchlein steht im Zauberwald am Rain,
Das Rosen hoch umwuchern und umwildern;

Kaum bricht durchs Glas das Abendlicht herein
Und küßt den Boden scheu mit farbgen Bildern.

Und am Altar, da loht in irrer Gluth
Das heilge Zeichen zu den hohen Kerzen;
Aus rother Wolke rinnts wie rothes Blut
Segnend herab auf ausgebrannte Herzen.

Zur einen Seite schmerzensgroß das Weib,
Das qualdurchbohrt sein Herz vorangetragen.
Zur andern hängt des Mannes wunder Leib,
Vom Leben lachend an das Kreuz geschlagen.

Und leise webt es zwischen ihnen her.
In gelben Flammen sprüht das blasse Schweigen;
Und durch den Weihrauchnebel dicht und schwer
Grüßt sich der Häupter gluthenviefes Neigen.

Die Wunden brennen und es zuckt das Herz
Und dunkler lodern auf die wilden Flammen;
Der ewig alte, namenlose Schmerz
Bricht einmal unter ihrer Hand zusammen

Die Orgel schwillt: ein qualvoll süßer Klang
Kommt wie ein letztes Träumen durch die Stille;
Aus dunkler Wölbung löst sich das Gerank
Und strömt herab der Rosen rothe Fülle.

Der Altar sinkt in heißen Blumenduft
Und aus der Tiefe neue Wesen steigen;
Aufjubelnd rauschts hernieder aus der Luft
Und grüßend winkt der Englein lichter Reigen ...

Die Kirche ist seit grauer Zeit verflucht
Als Unraststätte höllischer Dämonen,
Die in Gestalt des Heiligsten verrucht
Noch auf den Trümmern ihres Tempels thronen.

Des Tempels, dem Apollo einst geweiht,
Der hier im Hain sein letztes Lied gesungen
Und dessen Haupt in süßer Einsamkeit
Der Schönheit Göttin noch im Tod umschlungen.

Doch was die Menschheit blöden Sinns gebannt,
Will die Natur nur um so näher haben.
So hat sie diesen Rest vom Märchenland
In Waldesduft und Rosengluth begraben.

Hamburg. Theodor Suse.

Katholische Ehen.

Der Artikel, den ich neulich hier über katholische Ehen veröffentlicht habe, veranlaßt Kirchheims Verlag, mir das zweite Quartalsheft des sechsundachtzigsten Bandes von Verings Archiv für katholisches Kirchenrecht zu schicken. Darin steht das neuste päpstliche Ehedekret für Deutschland, das ich erwähnt hatte. Es beginnt mit den Worten: Provida sapientique cura: und ist vom achtzehnten Januar 1906 datirt; vor Ostern haben es die deutschen Bischöfe veröffentlicht. Der Herausgeber bemerkt, schon im Mai 1901 hätten deutsche Reichstagsabgeordnete dem päpstlichen Nuntius in München die Bitte vorgetragen, das Tridentinische Dekret Tametsi als unverbindlich für alle Mischehen zu erklären, die im deutschen Reichsgebiet geschlossen werden. Die selbe Bitte habe der Erzbischof von Freiburg im Namen der zu Fulda versammelten deutschen Bischöfe direkt an den Papst gerichtet. Der Erlaß sei demnach nicht eine einseitige päpstliche Anordnung, sondern das Ergebniß mehrjähriger Verhandlungen. Die Bischöfe haben natürlich nicht den lateinischen Text auf den Kanzeln verlesen lassen, sondern eine Uebersetzung. Der Bischof von Speyer hat eine umschreibende verfaßt oder verfassen lassen, die verständlicher ist, als die wortgetreue sein würde. Aus diesem Grunde hat sie wohl der Herausgeber im Archiv beigefügt; und aus dem selben Grunde mag sie hier wiedergegeben werden.

„Wie Euch Allen, Geliebte im Herrn, schon aus dem Unterrichte über das Heilige Sakrament der Ehe bekannt ist, will die katholische Kirche, die christliche Ehe solle in der Form geschlossen werden, daß die Brautleute vor ihrem eigenen Pfarrer und zwei Zeugen erklären, daß sie einander zur Ehe nehmen, worauf der Priester ihren Ehebund segnet. Diese Form der Eheschließung hat die Kirchenversammlung von Trient im Jahre 1563 aus den wichtigsten Gründen ausdrücklich als allgemeines Kirchengebot festgesetzt, mit der Bestimmung, daß fortan alle Ehen, die nicht in dieser Form eingegangen sind, ungiltig sein sollen, also nicht als christliche Ehen angesehen werden können. Da jedoch in jener Zeit, als das Konzil von Trient dieses Kirchengebot erließ, in Deutschland leider die unselige Glaubensspaltung ausgebrochen war" (hier wäre ein kleines collegium historicum einzufügen, das ich aber schon neulich gelesen habe), „so fügte die genannte Kirchenversammlung diesem Ehegesetze noch die ausdrückliche Beschränkung bei, daß es nur an jenen Orten Geltung haben sollte, an denen es in feierlicher Weise verkündet werde. Die vorgeschriebene Verkündung konnte aber nur in jenen Gebieten unseres deutschen Vaterlandes geschehen, in denen die Bewohner der katholischen

Religion treu geblieben waren. Deshalb hatte das erwähnte Kirchengebot auch nur in diesen Gebieten verpflichtende Kraft. Nun haben sich aber in den folgenden Zeiten, namentlich aber in der neueren Zeit, in Folge der Entwickelung der Industrie und der im Deutschen Reich gewährten Freizügigkeit, viele Katholiken in jenen Gebieten niedergelassen, deren Bewohner sich früher von der katholischen Kirche getrennt hatten. So entstanden in diesen Gegenden viele katholische Gemeinden. Dazu kam, daß leider auch viele Katholiken Ehen mit Andersgläubigen eingingen. Diese Vorgänge hatten zur Folge, daß die kirchliche Obrigkeit oft über die Giltigkeit solcher Ehen entscheiden mußte, wobei die Frage besondere Schwierigkeiten verursachte, ob an den Orten, in denen die fraglichen Ehen geschlossen worden waren, die erwähnte Vorschrift des Konzils von Trient verkündet worden und deshalb für die Brautleute verpflichtend gewesen sei. Oft entstanden unlösbare Zweifel und in Folge davon auch Gewissensunruhe bei den Gläubigen. Die deutschen Bischöfe haben darum wiederholt an den Heiligen Stuhl die Bitte gestellt, es möchte die Ehegesetzgebung des Heiligen Konzils von Trient den veränderten Zeitverhältnissen angepaßt werden. Der Heilige Vater, Papst Pius X, hat nun nach sorgfältiger Erwägung aller vorgebrachten Gründe diesen Bitten der deutschen Bischöfe entsprochen und kraft seiner apostolischen Vollgewalt unter dem achtzehnten Januar 1906 nachstehende Bestimmungen getroffen, die vom kommenden ersten heiligen Osterfeiertage an für das ganze Deutsche Reich in Geltung treten; nämlich:

1. Für ungemischte katholische Ehen, also für jene, bei denen die beiden Eheleute der katholischen Kirche angehören, tritt nun überall im Gebiete des Deutschen Reiches die Ehevorschrift des Konzils von Trient in Kraft. Das heißt: diese Ehen müssen an allen Orten vor dem eigenen Pfarrer und mindestens zwei Zeugen abgeschlossen werden; sonst sind sie als kirchlich ungiltig zu betrachten, was auch zur Folge hätte, daß derlei Brautleute weder die Heiligen Sakramente der Buße und des Altars empfangen noch des kirchlichen Begräbnisses theilhaftig werden könnten.

2. Auch die Katholiken, die eine Mischehe eingehen wollen, was nur bei genauer Einhaltung der vorgeschriebenen Bedingungen gestattet ist, sind streng im Gewissen verpflichtet, die kirchliche Trauung vor ihrem Pfarrer und zwei Zeugen nachzusuchen. Falls sie aber diese kirchliche Trauung unterlassen, so handeln sie zwar unerlaubt und begehen eine schwere Sünde, doch ist ihre Ehe (also auch die vor dem Standesbeamten abgeschlossene) giltig, so daß eine kirchliche Scheidung (Auflösung!) des Ehebundes unmöglich ist."

Das päpstliche Dekret enthält jedoch noch eine dritte höchst wichtige Bestimmung, die der Bischof von Speyer sonderbarer Weise seiner Gemeinde nicht mitgetheilt hat:

Ut autem judicibus ecclesiasticis tuta norma praesto sit, hoc idem iisdemque sub conditionibus et restrictionibus declaramus, statuimus ac decernimus de matrimoniis acatholicorum, sive haereticorum sive schismaticorum, inter se in iisdem regionibus non servata forma Tridentina hucusque contractis vel in posterum contrahendis; ita ut si alter vel uterque acatholicorum conjugum ad fidem catholicam convertatur, vel in foro ecclesiastico controversia incidat de validitate matrimonii duorum acatholicorum cum quaestione validitatis matrimonii ab aliquo catholico contracti

vel contrahendi connexa, eadem matrimonia, ceteris paribus, pro omnino validis pariter habenda sint. Das heißt in freier, aber sinngetreuer Uebersetzung: „Um den kirchlichen Ehrichtern für alle vorkommenden Fälle eine zuverlässige Norm zu geben, bestimmen wir, daß, was von den gemischten Ehen gesagt worden ist, unter den selben Bedingungen und mit den selben Einschränkungen auch für die Ehen gelten soll, die Akatholische, seien es Häretiker oder Schismatiker, in Deutschland ohne Beobachtung der tridentinischen Form mit einander geschlossen haben oder in Zukunft schließen werden. Wenn sich demnach von zwei akatholischen Eheleuten einer zum katholischen Glauben bekehrt oder wenn Beide es thun oder wenn im forum ecclesiasticum die Frage nach der Giltigkeit ihrer Ehe deshalb auftaucht, weil von der Beantwortung die Entscheidung über die Giltigkeit der Ehe eines Katholiken abhängt,*) so sind solche Ehen unbedingt für giltig zu erachten, wofern sie nicht, wie bei den gemischten Ehen gesagt worden ist, wegen eines kanonischen Ehehindernisses, etwa eines verbotenen Verwandtschaftgrades, für ungiltig erklärt werden müssen."

Daß der bisherige Zustand unhaltbar und eine Aenderung nothwendig war, leuchtet ein. Der richtige Weg nun, die kirchliche Ehegesetzgebung den veränderten Zeitverhältnissen anzupassen (wie der Bischof von Speyer es nennt), wäre ihre Abschaffung gewesen. Man hätte den römischen Herren sagen müssen: „Ihr habt ein paar Jahrhunderte lang als vicarii — nicht Christi, sondern — des nicht vorhandenen oder unzulänglichen Staates unter anderen bürgerlichen Angelegenheiten auch unsere Eheordnung verwaltet, herzlich schlecht mitunter. Jetzt haben wir einen Staat, der unsere Eheangelegenheiten ganz gut besorgt, jedenfalls besser, als Ihrs vermöchtet. Wir bedürfen Euer auf diesem Gebiet nicht mehr. Schönen Dank für die aufgewendete Mühe, die Ihr Euch übrigens immer gut in Bar bezahlen ließet. Addio, Signori!" Bei der dogmatischen Befangenheit, in der die jetzt lebende Generation der deutschen Katholiken aufgewachsen ist, durften die katholischen Bischöfe und Reichstagsmitglieder so nicht sprechen, auch wenn Diese die richtige Ansicht von der Sache gehabt hätten, die bei Jenen wegen hierarchischer Voreingenommenheit nicht vorauszusetzen ist. Wenigstens aber hätten die Herren beantragen sollen, daß das Tridentinische Dekret für Deutschland, wo es keinen Sinn und Zweck mehr hat, sintemal es keine klandestinen Ehen mehr giebt, einfach abgeschafft werde. Die sonstige kanonische Ehegesetzgebung konnte ja als ein vorläufig noch nicht heilbares Uebel unangetastet bleiben. Auch Das haben sie nicht gewagt. Trotzdem darf man mit der päpstlichen Entscheidung zufrieden sein. Sie ist ein Fortschritt. Die Lage der Katholiken, die sich unter einander verheirathen, wird nicht verschlimmert, denn sie wurden auch vorher schon des Sakramenten-

*) Eine solche Verwickelung einer protestantischen Ehe in einen katholischen Eheprozeß kann, denke ich mir, dadurch entstehen, daß es von der Giltigkeit einer protestantischen Ehe abhängt, ob für eine verwandte katholische Person das Ehehinderniß der Schwägerschaft besteht.

empfanges und des kirchlichen Begräbnisses beraubt, wenn sie ihre Ehe nicht coram parocho schlossen oder, wie der Bischof von Speyer in Anbequemung an den falschen Sprachgebrauch schreibt, die kirchliche Trauung nicht nachsuchten. Der Fortschritt aber besteht darin, daß die nicht vor dem katholischen Pfarrer geschlossenen gemischten Ehen und die Ehen aller Nichtkatholiken, also hauptsächlich aller Protestanten, mit klaren, unzweideutigen Worten ausdrücklich für giltig anerkannt werden. Damit ist die Behauptung protestantischer Skribenten, die katholische Kirche erkläre die Ehen der Protestanten für Konkubinate, als Verleumdung gebrandmarkt, eine Quelle giftigen Hasses und heilloser Verhetzung verstopft, ein erfreulicher Schritt zum konfessionellen Frieden gethan.

Der Bischof von Speyer fügt seiner Publikation noch die Bemerkung bei, der „Heilige Vater" wolle mit diesem Dekret nicht etwa „die kirchliche Zucht lockern oder gar die Eingehung von Mischehen erleichtern; nein: er wollte vielmehr durch seinen Erlaß den deutschen Katholiken einen erneuten Beweis der väterlichen Huld geben, die der Statthalter Christi für sie hegt." Eine Probe jener kirchlichen Phraseologie, die für sich allein schon hinreicht, einem vernünftigen Menschen das Verharren in der katholischen Kirche unmöglich zu machen. Einer Behörde für einen unumgänglich nothwendigen Akt der Gesetzgebung oder Verwaltung als für einen Beweis väterlicher Huld danken: Das ist gerade so lächerlich, wie wenn wir dem Schalterbeamten auf der Post für seinen Dienst die Hand küssen wollten. Doppelt lächerlich, wenn wir uns erinnern, wie schlecht die Kurie den fraglichen Dienst verrichtet hat; dreifach lächerlich, weil es sich nicht um Hottentoten handelt, die ja vielleicht einer väterlichen Regelung ihrer Eheangelegenheiten bedürfen (vielleicht auch nicht; ich kenne ihr Eheleben nicht), sondern um das am Höchsten stehende Kulturvolk der Erde, das seine Eheangelegenheiten selbst zu regeln vollauf befähigt ist und sie in ganz befriedigender Weise geregelt hat. Allerdings erscheint dieser kirchliche Byzantinismus einigermaßen verzeihlich, so lange auch Staatsoberhäuptern noch für pflichtgemäße Amtshandlungen als für Gnadenerweise gedankt zu werden pflegt. Mit Alledem soll nichts gegen den guten Sarto gesagt sein, der für die historisch gewordene Lage nicht verantwortlich und dessen Beruf es ist, dem Theil der italienischen Priesterschaft, der die römische Kurie ausmacht, als Sprachrohr zu dienen.

Neisse. Karl Jentsch.

Hustmännchen.*)

Vor kaum einem Monat haben wir J. A. Hustmännchen zu Grabe getragen. Noch tönt in unseren Ohren das Poltern der Schollen nach, die auf seinen Sarg gefallen; überall in den deutschen Gauen klingts von geriebenen Salamandern wider. Nur die Tagespresse, deren Holzpapier und Gedächtniß schneller verwesen als der Leichnam des großen Toten, die Tagespresse ist zu „aktuelleren“ Themen übergegangen; nach den üblichen seichten Nekrologen, die, wie immer, auch diesmal wieder in den Ruf ausklangen: „Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem!“ Und so weiter.

Vom Schmerz über den Tod Hustmännchens gebannt, haben wir (ich meine: seine persönlichen Freunde) bisher zur Ehrung des großen Mannes nicht das Wort ergriffen. Ich im Besonderen, der ich in ihm Alles verloren, den Jugendgenossen und väterlichen Berather in einer Person, habe lange geschwankt, ob ich meine geheiligten Erinnerungen an ihn schon jetzt der Oeffentlichkeit übergeben oder damit bis zum zehnten Jahrestag seines Hinscheidens zuwarten solle. Das Bewußtsein, den Verehrern und Kommentatoren Hustmännchens einigermaßen dienen zu können, dann Gründe privatfinanzieller Natur gebieten mir, die Trauer um ihn niederzukämpfen und schon heute Alles zu erzählen, was ich von ihm weiß.

Wenn die Zahl der Feinde, die sich ein Mann im Leben schafft, das Maß für seine Bedeutung ist, dann durfte Hustmännchen mit der Beruhigung entschlafen, nicht umsonst gelebt zu haben. Hustmännchen hat Revolution gemacht, hat das Oberste zu unterst gekehrt; er hat vielleicht alte Heiligthümer zerstört, ohne uns neue zu erbauen; er hat vielleicht (so sagen sie ja) Tausende irregeführt; seine Lehren sollen falsche Lehren gewesen und schon heute widerlegt sein: sicherlich aber ist Hustmännchen ein Genie gewesen, wie es in jedem Jahrhundert nur einmal geboren wird.

So viele Anhänger und (sagen wirs nur rund heraus!) gedankenlose Nachbeter Hustmännchen auch gehabt hat: auf keines Menschen Leben hat seine Erscheinung so nachhaltig eingewirkt wie gerade auf meins.

Meine Bekanntschaft mit Hustmännchen begann im Jahr 1848. Ich war sechs Jahre alt, er sieben. Sein Widerwille gegen die Tyrannei der Massen, dem er später so gewaltigen Ausdruck verlieh, war ihm schon damals eigen; wie sich denn auch die Ereignisse des Jahres 1848 ohne seine Mitwirkung abspielten. Desto stürmischer aber griff er in mein Schicksal ein. Ich muß, um die Episode verständlich darzustellen, ein Wenig auf die Begleitumstände eingehen.

Bekanntlich lebte Hustmännchens Tante von mütterlicher Seite, Fräulein Agathe Schlemmer, zu jener Zeit in Rieslau.**) Auch meine Eltern weilten vorübergehend dort, da mein Vater, nachmals erster Stadtrath zu Kriesnitz, in Rieslau Kälber einzukaufen pflegte. Bei einer solchen Gelegenheit (wie es scheint, im großen März 1848) spielte Hustmännchen mit Karl Munschl***) und mehreren anderen

*) Eine Probe aus dem Bande: „Eines Esels Kinnbacke, Schwänke und Schnurren, Satiren und Gleichnisse“, der nächstens bei Albert Langen in München erscheint.

**) Man vergleiche Pertheys Hustmännchen-Biographie, Erster Band: „Hustmännchens Säuglingsalter“, S. 602 ff.

***) Karl Munschl lebt als Oberpostoffizial a. D. und Besitzer des Goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone in Wiener-Neustadt.

Knaben Räuber und Gendarmen. Ich hatte meinen Vater zu einem Kälberkauf begleitet und kam, während mein Vater das gekaufte Kalb vor sich hertrieb, in knabenhaftem Bewegungdrang der Gruppe der spielenden Knaben in dem selben Augenblick nah, wo sich eben das Endgefecht zwischen Räubern und Gendarmen abspielte. Hustmännchen faßte mich am rechten Ohr und riß es mir halb aus. Auf mein Wehgeschrei ließ mein Vater sein Kalb sein und suchte sich meines Angreifers zu bemächtigen. Hustmännchen kletterte auf einen Baum*) und bewahrte so meinen Vater vor der Schmach, Hand an den ersten Philosophen Deutschlands gelegt zu haben. Vom Baum herab schrie der Knabe meinem Vater zu: „Bauernklachel!"

Hustmännchen wendete also schon in frühester Kindheit jene Taktik an, der er all seine Tage treu blieb: den Feind nur aus sturmfreier Position anzugreifen. So viele Schmähungen ihm auch später deshalb entgegengeschleudert wurden: er ließ von seiner Kampfesweise nicht ab. Sie war ein Ausfluß seiner souverainen Natur. Auch das Wort Bauernklachel blieb ihm fürderhin nicht fremd. Wir finden es in seinen „Betrachtungen über die Politik" wieder (Seite 13, wo er es auf den vorhin genannten Munschl anwendet) und dann noch einmal in den „Irrationalen Nationalen", mit Bezug auf den Verleger der „Betrachtungen".

Mein halbausgerissenes Ohr wurde mir vom Dr. Fiala (später Bezirksarzt von Leitomischel) angenäht; aber eine kleine Narbe erinnert mich noch heute an die Rolle, die ich im Leben des großen Mannes zu spielen berufen war.

Ich hörte nun lange, lange Jahre nichts von Hustmännchen, bis mich der Zufall 1865 wieder mit ihm zusammenführte. Hustmännchen hatte sich durch die zwei Jahre früher erschienenen „Betrachtungen" einen Namen gemacht. Ich muß zu meiner Beschämung gestehen, daß ich zur Zeit meiner zweiten Begegnung mit ihm davon noch nicht wußte. Es war im Winterbierhaus zu Wien. Ich saß in Gesellschaft Peter Knötzels († 1876 als Gymnasialprofessor in Kremsier, bekannt durch seine Programmschrift „Tacitus, ein lateinischer Geschichtschreiber") da, als am Nebentisch ein blonder junger Mann auftauchte, dem ich nie und nimmer das Genie angesehen hätte.

„Bemerken Sie nichts?" fragte mich Knötzel.

Ich verneinte.

„Das ist Hustmännchen."

Wie ein Blitz schoß mir der Gedanke an mein abgerissenes Ohr durch den Kopf. Während Knötzel fortfuhr, über Hustmännchens „Betrachtungen" zu sprechen, dachte ich über eine passende Art nach, die Bekanntschaft mit dem Jugendfreund zu erneuern. Knötzel zahlte und ging. Ich aber näherte mich dem Tisch des Philosophen und sagte: „Guten Abend, Herr Hustmännchen!"

Sein stahlhartes Auge ruhte Sekunden lang fragend und forschend auf mir.

*) An diesem Baum erhebt sich seit 1888, der vierzigsten Jährung des Geschehnisses, ein auf meine Anregung errichtetes schlichtes Denkmal, ein Schmuckstück von Rieslau. Die Vorderseite trägt die Inschrift „Diese Weide errettete den großen Philosophen J. A. Hustmännchen im Jahr 1848 vor dem Verderben." Die Rückseite zeigt in allegorischer Darstellung die Vorsicht als besseren Theil der Tapferkeit, von der Rachegöttin verfolgt. Das Ganze ist das Werk des jungen Künstlers Wyskotschil.

Ein Auge, das Bestien zähmen könnte. Das selbe Auge, das Professor Eberlein auf dem berliner Hustmännchen-Denkmal so schön verewigt hat.

„Guten Abend, Herr Hustmännchen!“ sagte ich noch einmal.

Er kniff die Augenbrauen zusammen und sah mich immer noch verständnißlos an. „Was wollen Sie?“ fragte er.

Ich deutete lächelnd auf mein rechtes Ohr.

„Ach so! Taub“, murmelte Hustmännchen und setzte sehr laut hinzu: „Was wollen Sie denn?“

Ich antwortete nicht, wiederholte vielmehr meine Geste, um ihm Zeit zu lassen, sich meiner zu erinnern.

Nun brüllte er: „Was Sie wollen, möchte ich wissen.“

„Ich bin nicht taub“, sagte ich, um ihn zu begütigen.

„Aber blöd“, gab er rasch zurück.

„Auch nicht, Herr Hustmännchen. Sie sollten mich kennen. Entsinnen Sie sich meiner nicht mehr?“

Er blickte mich wieder an und ein Schimmer der Erinnerung schien ihn zu erleuchten. „Geben Sie mir hier Ruhe“, sprach er; „bringen Sie mir Ihre Rechnung in die Wohnung; dort werde ich sie bezahlen.“ Damit stand er auf und ging.

Ich hatte Hustmännchen nicht recht verstanden, beschloß aber, seiner freundlichen Einladung jedenfalls zu folgen.

Am nächsten Tage schon pochte ich, feiertäglich gekleidet, an seine Thür. Er wohnte in der Alserstraße, Nr. 47, sehr bescheiden: vier Treppen hoch. Auf Hustmännchens lautes „Herein“ betrat ich das historische Gemach.*) Der Denker lag auf der Ottomane, wandte den Kopf nach mir und rief: „Ach, Sie sind es? Die Schuhe drücken entsetzlich.“

„Welche Schuhe, Herr Hustmännchen?“ fragte ich erstaunt.

„Welche Schuhe?! Mensch: die, die Sie mir gemacht haben.“

„Aber, Herr Hustmännchen, ich bin ja gar kein Schuster.“

„Was?“ schrie er, „nicht einmal Schuster sind Sie? Ja, was wollen Sie also?“ Und setzte ein grobes geflügeltes Wort hinzu.

Rasch befand ich mich dann auf dem Treppenabsatz zum zweiten Stockwerk. Von da ging ich herunter.

Fünfunddreißig Jahre waren vorübergegangen. Im Dezember 1900 hörte ich, daß Hustmännchen schwer krank darniederliege. Da meinte ich, ihn wieder aufsuchen zu sollen. Er war nun eine allgemein anerkannte Größe. Nach Tausenden zählten seine Schüler. Seine „Atomistischen Briefe“ waren in dreizehn, das „Tagebuch des Tobsüchtigen“ war gar in achtzehn Auflagen erschienen. Hustmännchen war ein reicher, berühmter Mann, aber krank, wie gesagt, sehr krank.

Als ich in seiner Villa zu Baden erschien und angab, daß ich sein Jugendfreund sei, wurde ich sofort vorgelassen. Ich trat an sein Lager. Er erkannte

*) An dem Haus ist am zweiten Juni 1895, am dreißigsten Jahrestag des Geschehnisses, auf meine Anregung eine schlichte Gedenktafel angebracht worden mit der Inschrift: „Hier wohnte 1865 J. A. Hustmännchen, der große Philosoph.“ Der Leser vergleiche meine bei der Enthüllungfeier gehaltene Rede im „Fachblatt für Glockengießerei“ vom dritten Oktober 1895.

mich nicht mehr. So sehr hatte schon das Leiden sein Gedächtniß geschwächt. Um unsere Bekanntschaft aufzufrischen, erzählte ich ihm von unseren Begegnungen in den Jahren 1848 und 1865, erzählte insbesondere, wie hart er mich damals angefahren habe. Da leuchteten seine Augen noch einmal auf; er hob den Arm und lispelte: „Wie gern .... ach .... wie gern möchte ich Sie heute ....“ Aber kraftlos sank sein Arm in die Kissen.

Das waren die letzten Worte, die der Philosoph an mich gerichtet hat.

Sie sind Hustmännchens Vermächtniß an mich.

„Wie gern, ach, wie gern möchte ich Sie heute ...“

Umarmen wollte mich der arme kranke Mann; doch seine Kräfte reichten nicht mehr aus, unsere alte Freundschaft von Neuem zu besiegeln.

Ich habe aus dem Ergebniß öffentlicher Sammlungen an der Stelle seines Krankenlagers eine schlichte Marmortafel in die Wand fügen lassen, die sein und mein Portraitmedaillon zeigt mit der Inschrift:

„J. A. Hustmännchen
zum Gedächtniß,
der an dieser Stelle seinen Jugendfreund
Roda Roda
umarmen wollte mit den Worten:
‚Wie gern, ach, wie gern möchte ich Sie heute ....‘
Treue Freundschaft, der Ewigkeit trotzend.“

München. Roda Roda.

Du erinnerst Dich noch, mit welcher Sorgfalt und Leidenschaft ich die Gebirge durchstrich und die Abwechselungen der Landesart zu erkennen mir angelegen sein ließ. Das habe ich nun wie auf einer Einmaleins-Tafel und weiß von jedem Berg und jeder Flur Rechenschaft zu geben. Dieses Fundament läßt mich nun gar sicher auftreten; ich gehe weiter und sehe nun zu, zu was die Natur ferner diesen Boden benutzt und was der Mensch sich zu eigen macht. So steige ich durch alle Stände aufwärts, sehe den Bauersmann der Erde das Nothdürftigste abfordern, das doch ein behägliches Auskommen wäre, wenn er nur für sich schwitzte. Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern. Und so gehts weiter; und wir habens so weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann. Das Bedürfniß meiner Natur zwingt mich zu einer vermannichfachten Thätigkeit und ich würde in dem geringsten Dorf und auf einer wüsten Insel eben so betriebsam sein müssen, um nur zu leben. Daß ich bisher so treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich; ich habe nun anschauliche Begiffe fast von allen nothwendigen Dingen und kleinen Verhältnissen und komme so leicht durch... Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles Andere und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen; ich bin schon weit in Jahren vor und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte und der babylonische Thurm bleibt stumpf und unvollendet. Wenigstens soll man sagen: Es war kühn entworfen; und wenn ich lebe, sollen, wills Gott, die Kräfte bis hinauf reichen. (Goethe.)

Junge Aktien.

Die Ausgabe neuer Aktien ist ein in der Praxis oft umstrittener Vorgang. Die Formen, in denen sich die Emissionen vollziehen, werden in vielen Fällen getadelt. Der Aktionär, sagt die Kritik, wird fast immer übervortheilt; und daß es manchmal geschieht, ist wirklich kaum zu leugnen. Jetzt, da ein verspäteter Johannistrieb die Industriegesellschaften und ihre Banken gepackt und die Scheu vor dem herbstlichen Aussehen des Geldmarktes überwunden zu haben scheint, ist das Thema wieder auf der Tagesordnung. Die Dresdener Bank, der Schaaffhausensche Bankverein, die Hamburg-Amerika-Linie, der Norddeutsche Lloyd, die Aktiengesellschaft Phönix, die Bismarckhütte, die Süddeutsche Eisenbahngesellschaft und etliche kleinere industrielle Unternehmen: sie alle haben den September gewählt, um noch rasch vor Schluß des Quartals Kapitalsvermehrungen anzukündigen. Mancher Aktionär wird also wieder einmal vor die Frage gestellt, ob er das ihm gesetzlich zustehende Bezugsrecht auf die neuen Aktien ausüben oder es verkaufen will. Das Recht auf den Bezug Junger Aktien wird nicht selten übersehen. Das ist die Folge der Unbedachtsamkeit, der die Erwerber von Aktien sich so oft schuldig machen. Diese Leute halten es überhaupt nicht für nöthig, nach dem Wesen, dem inneren Zustande der Gesellschaft zu fragen, zu der die Aktie gehört; an die Rechte und Pflichten, die der Aktienbesitz mit sich bringt, denken sie noch weniger. Paragraph 282 des Handelsgesetzbuches sagt: „Jedem Aktionär muß auf sein Verlangen ein seinem Antheil an dem bisherigen Grundkapital entsprechender Theil der neuen Aktien zugetheilt werden, so weit nicht in dem Beschluß über die Erhöhung des Grundkapitals ein Anderes bestimmt ist.“ Der Nachsatz ist so unklar gefaßt, daß Mißverständnisse möglich und Irrthümer wohl auch schon vorgekommen sind. Wo von der Kapitalserhöhung die Rede ist, müßte es heißen: „in dem Beschluß der Generalversammlung“; denn nur sie ist befugt, über das Bezugsrecht „ein Anderes zu bestimmen“. Da man gewohnt ist, zu lesen: „Der Aufsichtrath hat beschlossen, das Kapital zu erhöhen“, könnte man meinen, er sei auch berechtigt, das gesetzliche Bezugsrecht zu ändern; und für diesen Glauben spricht oft die abgekürzte Form der Einladung zu einer Generalversammlung, die über die beantragte (also noch nicht beschlossene) Kapitalserhöhung befragt werden soll. Da heißt es dann vielleicht: „Das gesetzliche Bezugsrecht der alten Aktionäre wird ausgeschlossen, jedoch mit der Verpflichtung für das Uebernahmekonsortium, die neuen Aktien den bisherigen Aktionären zum Bezug anzubieten.“ Das klingt, als werde der Ausschluß einfach dekretirt, während doch nur ein Antrag gestellt wird, dessen Schicksal von der Mehrheit der in der Generalversammlung vertretenen Aktionäre abhängt. Das Statut darf das Bezugsrecht weder ausschließen noch irgendwelche Vorrechte für die Zutheilung festsetzen. Doch der Generalversammlungbeschluß über die Erhöhung des Aktienkapitals kann das Bezugsrecht ganz beseitigen oder zu Gunsten anderer Personen, in erster Linie also der betheiligten Bankiers, schmälern. Bekannt ist ja, daß das Oberlandesgericht Hamm im Hibernia-Prozeß entschieden hat, das Recht des einen Aktionärs auf die neue Aktie dürfe nicht zum Vortheil eines anderen Aktionärs beschränkt werden. Das widerspricht dem Sinn des Paragraphen 282, der kein Sonderrecht festsetzen will. Dieses hammer Urtheil ist ja überhaupt ein merkwürdiges Dokument. Wenn das Reichsgericht es nicht aufgehoben und auf der ganzen Linie

für die Verwaltung der Hibernia entschieden hätte, wüßte kein Direktor und kein Aufsichtrathsmitglied heute mehr, was Recht und was Unrecht ist. Noch ein anderer Punkt im Gebiete des Bezugsrechtes ist unklar geblieben. Muß die Generalversammlung die Absicht ankündigen, das Bezugsrecht der Aktionäre auszuschließen? Das Reichsgericht hat sich im Hibernia-Prozeß auch mit dieser Frage beschäftigt und ein salomonisches Urtheil gefällt: es sei zweckmäßig, den Aktionären vorher zu sagen, daß die Aufhebung ihres Bezugsrechtes vorgeschlagen sei; doch könne nicht zugestanden werden, daß der Gegenstand der Verhandlung (in der bevorstehenden Generalversammlung) in „handgreiflicher Form" angekündigt werden muß, wenn aus dem übrigen Inhalt der Bekanntmachung der „geschäftskundige Mann" auch ohne ausdrücklichen Hinweis ersehen kann, daß das Bezugsrecht der Aktionäre ausgeschlossen werden soll. Ganz schön; wo giebt und wann gab es denn aber Gesellschaften, deren Aktien nur im Besitz „geschäftskundiger" Leute sind und waren? Ueberall findet man Aktionäre, die von Geschäften wenig verstehen und trotzdem ein Interesse daran haben, von Veränderungen, die mit dem Bezugsrecht vorgenommen werden sollen, rechtzeitig in Kenntniß gesetzt zu werden. Der Aktienverkehr bedarf keiner neuen Heimlichkeiten; er hat an den alten reichlich genug. Die meisten großen Gesellschaften sprechen ja deutlich und knausern in ihren Ankündigungen nicht mit den Worten. Ausnahmen sind zu verpönen. Eine Einladung zur Generalversammlung dürfte nie irgend einen Punkt der Tagesordnung verschweigen.

Wenn die Ausgabe neuer Aktien angekündigt wird, müßte der Kurs der alten eigentlich zurückgehen; die Erhöhung des Aktienkapitals verschlechtert zunächst ja die Dividendenchancen. Die bisher erzielte Dividende soll nun für ein vermehrtes Kapital herausgewirthschaftet werden. Das setzt eine Einnahmesteigerung voraus, deren Möglichkeit von der Konjunktur abhängt. Die aber ist und bleibt unberechenbar. Ob mit dem erhöhten Aktienkapital auch eine erhöhte Gewinnrate erzielt, also die Dividende auch künftig ungeschmälert bleiben kann, ist fast immer fraglich. Drängt ein durch die günstige Entwickelung der Gesellschaft gerechtfertigtes Bedürfniß, dann (so ists bei den deutschen Schiffahrtgesellschaften) ist gegen die Kapitalserhöhung nichts einzuwenden; oft aber ist ihr Zweck nur, laufende Schulden zu bezahlen, zu denen auch die Dividenden gehören. Dann ist die Sache bedenklicher. Jedenfalls sehen wir gar nicht selten, daß nach der Ankündigung neuer Aktien der Kurs der alten steigt. Warum? Weil dadurch der Werth des Bezugsrechtes erhöht wird. Ausnahmen kommen vor; so, zum Beispiel, wenn eine emittirende Bank die neuen Aktien nicht den Aktionären geben, sondern, aus irgend welchen Gründen, selbst haben und zunächst behalten will. Dann bringt sie Material auf den Markt oder nimmt angebotenes nicht auf, läßt den Kurs also sinken, um die Differenz zwischen den alten und den neuen Aktien zu beseitigen und damit das Bezugsrecht werthlos zu machen. (So geschehen bei der letzten Emission von Aktien der Deutschen Gasglühlichtgesellschaft durch die hinter dem Unternehmen stehende Bankfirma Koppel & Co.) Das Verfahren gilt für nicht ganz fair, weil von dem emittirenden Haus verlangt wird, daß es, so weit seine Kräfte reichen, das Bezugsrecht des Aktionärs wahrt, den Kurs der alten Aktien also stützt. Die Uebernahmekonsortien streichen meist so ansehnliche Gewinne ein, daß man solche Gegenleistung schon von ihnen fordern könnte. Als die Kapitalserhöhungen der Hamburg-Amerika-Linie, des Norddeutschen Lloyd und der beiden Großbanken bekannt wurden, gingen

die Kurse der Aktien zurück. Schuld daran waren im ersten Fall die Erleichterungverkäufe, die das Emissionhaus von alten Beständen befreien sollten, dem Publikum aber die Stimmung verdarben; im zweiten Fall die vor der Ankündigung von den „Betheiligten“ inszenirte Kurssteigerung, deren Absicht erkannt und getadelt wurde. Gewöhnlich werden die neuen Aktien aber zu einem Kurs emittirt, der niedriger ist als der Tageskurs der alten Aktien, so daß die Differenz einen realisirbaren Werth bietet. Wenn also die neuen Aktien zum Kurs von 120 angeboten werden, während die alten auf 150 stehen, so ist, falls für eine alte eine neue Aktie bezogen werden kann und das Recht auf Dividende für beide Aktienkategorien gleich ist, das Bezugsrecht 15 Prozent werth. Eine Aktie von nominell 1000 Mark kostet im einen Fall 1200, im anderen 1500 Mark; beide zusammen kosten also 2700 Mark. 2700 : 2 = 1350. Einkaufspreis der Aktie 135, Tageskurs 150, Profit 15 Prozent. Eben so ist das Bezugsrecht natürlich zu berechnen, wenn auf drei oder vier alte Aktien eine neue entfällt. Man addirt die Preise der alten und der neuen Aktien, theilt durch die Stückzahl und sieht dann, wie groß die Differenz des so erhaltenen Kurses zum Tageskurs ist. Da nicht jeder Aktionär sein Bezugsrecht ausüben will oder kann, hat man ihm die Möglichkeit gegeben, es zu verkaufen; dabei bietet sich dann auch die Gelegenheit, die „Spitzen“ (die zum Bezug neuer Aktien nicht ausreichenden Beträge der Mutterwerthe) anzubringen. Für die Gesellschaft und für den Zweck, dem die Kapitalsvermehrung dienen soll, ist es stets wichtig, daß die neuen Aktien von ernsthaften Kapitalisten bezogen werden, da sonst das „schwimmende“ Material vergrößert wird, das den Kurs immer gefährdet. Jede neue Emission kann auf die Börse wirken; noch sicherer aber ist die Wirkung der Börse auf den Verlauf der Emission. Deshalb sorgt jedes emittirende Haus, so weit es irgend vermag, für gutes Wetter Böse Zungen haben manche Emission der letzten Zeit eine „Zwangsanleihe“ genannt. Nicht ganz ohne Grund. Wenn alle Aktionäre sich weigerten, neue Aktien zu beziehen, könnten sie einen schlimmen Kursrückgang erleben. Immerhin sind sie nach formalem Recht frei und dürfen die Taschen zuhalten, wenn die Kapitalsvermehrung ihnen eher ein Bluff als eine Nothwendigkeit scheint. Freilich giebt es im Leben der Aktiengesellschaften auch nothwendige Bluffs.

Neue Aktien zu emittiren, ist ehrenvoll und bringt Gewinn; wenigstens in vielen Fällen. Die Gesellschaften bekommen Geld und können mit den aus dem Agio der neuen Aktien zufließenden Summen ihre Reserven erhöhen; und die Vermittler der Transaktion, die Banken, dürfen sich oft recht stattliche Zwischengewinne oder Provisionen (auf den Namen des Kindes kommts ja nicht an) gutschreiben. Sind die Garantie- oder Uebernahmekonsortien nothwendig und wäre es, wenn sie unentbehrlich sind, nicht ihre Pflicht, sich mit kleinem Verdienst zu begnügen? Diese Fragen sind in letzter Zeit wieder hitzig erörtert worden. Die Bergbau-Aktiengesellschaft Massen hat im Juni 1½ Millionen Mark neue Aktien ausgegeben, die zu 111 Prozent an das dem Unternehmen nahstehende Finanzkonsortium (Schaaffhausenscher Bankverein, Essener Kreditanstalt, Rheinische Bank) begeben wurden, mit der Verpflichtung, 1 375 000 Mark den alten Aktionären zu 127 (Tageskurs 146) zum Bezug anzubieten. Der Zwischengewinn von 16 Prozent macht beinahe eine Viertelmillion aus; und das Konsortium behielt außerdem 125 000 Mark der neuen Aktien für sich. Ferner hieß es, das Garantiekonsortium habe nicht nur sämmtliche Kosten der Emission zu tragen, sondern müsse auch für die Ablösung eines

der Gesellschaft früher gewährten Vorschusses von 1 Million Mark eine Abfindung von 135 000 Mark zahlen. Verschwiegen wurde damals, daß die emittirenden Firmen selbst den Vorschuß gegeben hatten, also auch die Ablösungsumme erhielten und auf diese Weise ihren Emissiongewinn unverkürzt einstrichen. Das verrieth erst der Prospekt, der die Zulassung der neuen Aktien zur berliner Börse erwirken sollte. Getadelt wird nun, daß man sich das Risiko der Uebernahme neuer Aktien so theuer bezahlen läßt; und noch schärfer getadelt, daß der Darleiher für die vorzeitige Ablösung des Darlehens eine Entschädigung fordert. Ich finde beide Thaten nicht gar so fürchterlich; finde überhaupt nicht, daß eine Bank ein Verbrechen begeht, wenn sie die Gelegenheit wahrnimmt, sich Risiken möglichst hoch bezahlen zu lassen; und riskant ist die Verpflichtung stets, durch die Ausgabe von Aktien neues Kapital zu schaffen. Auch hat jede Bank das Recht, sich für die vorzeitige Rückzahlung eines zum Zweck der Gewinnbetheiligung gegebenen Darlehens eine angemessene Abfindung zu sichern. Schlimmeres haben die gescholtenen Banken im Fall Massen nicht gethan. Vielleicht wäre das Urtheil nicht so streng ausgefallen, wenn unter den Missethätern nicht der Schaaffhausensche Bankverein gewesen wäre, dessen Emissionsünden (Aachener Lederfabrik, Erdmannsdorfer Spinnerei) Aergerniß erregt haben. Die Befehdung ungebührlich hoher „Zwischengewinne“ darf nicht zum Kampf gegen jeden großen Gewinn ausarten. Zwischengewinn ist bei den Banken schließlich beinahe Alles; und wenn die lukrativsten Geschäfte verpönt würden, hätten die Aktionäre triftigen Grund zur Klage. Ein anderes Bild. Die Kattowitzer Bergbaugesellschaft erhöhte ihr Aktienkapital um 3 Millionen Mark, die von der Dresdener Bank und der Diskontogesellschaft zu 180 Prozent übernommen wurden, mit der Verpflichtung, 2 750 000 Mark den alten Aktionären zu 185 Prozent anzubieten. 250 000 Mark behielten die Banken selbst. Hier wurde ein Zwischengewinn von 182 500 Mark herausgerechnet, der sich aus 5 Prozent auf 2,75 Millionen und aus der Differenz zwischen dem Uebernahme- und dem Tageskurs bei 250 000 Mark zusammensetzte. Bei der Emission vom Jahr 1900 hat das Konsortium nur $1/2$, diesmal fast 6 Prozent Provision erhalten; und schlechte Menschen glaubten, die erhebliche Steigerung des Zwischengewinnes mit der Thatsache in Verbindung bringen zu können, daß Generaldirektor Willger von der kattowitzer Gesellschaft dem Aufsichtrathe der Dresdener Bank angehört. Vielleicht gäbe es aber auch eine andere Erklärung: zwei Millionen sind leichter unterzubringen als drei und die zweite Erhöhung des Aktienkapitals ist schwieriger als die erste; ist besonders schwierig, wenn sie in die zweite Hälfte des Jahres fällt. Aus diesen Gründen finde ich die Steigerung der Provision nicht gerade anstößig. Daß manches Garantiekonsortium zu hohen Zwischengewinn fordert, ist unbestreitbar. Das Uebel würde gemindert, wenn die Ausgabe neuer Aktien einzuschränken wäre. Wo aber ist die Grenze? Der Verdacht, das Hauptmotiv, das zur Ausgabe neuer Aktien treibt, sei fast überall die Sucht, an der Kursdifferenz zu verdienen, läßt sich nicht aufrecht erhalten. Nehmen wir einmal die beiden Banken und die beiden Schiffahrtgesellschaften, die jetzt ihr Aktienkapital erhöhen wollen. Die brauchen doch neues Geld. Dürfen sie fichs nicht verschaffen, damit die Uebernahmekonsortien nicht zu viel verdienen? Und dieser Fall ist nicht vereinzelt. Bei Industrie- und Transportgesellschaften kann die Frage entstehen, ob der Geldbedarf durch Ausgabe von Aktien oder durch die Aufnahme einer festverzinslichen Anleihe zu decken sei. Für die Uebernahme von Obligationen muß natür-

lich auch Provision an die Finanzkonsortien gezahlt werden; im günstigsten Fall eine etwas kleinere. Gegen die Anleihe und für die Emission spricht warnend aber ein erheblicher Umstand. Eine Anleihe erfordert feste Zinsen, belastet also dauernd die Gesellschaft; Aktien tragen in guten Zeiten Dividende, bleiben in schlechten Zeiten ertraglos und bürden der Gesellschaft keine Verzinsungpflicht auf. Da ist die Wahl des Modus dann nicht schwer. Zur Ausgabe von Obligationen entschließen sich oft ja nur die Gesellschaften, die, weils ihnen in letzter Zeit schlecht gegangen ist, keine Hoffnung haben, neue Aktien an den Mann zu bringen. So lange ein Unternehmen sich durch eine Aktienemission Geld schaffen kann, hat es keinen Grund, Anleihen gegen feste Zinsen (und vielleicht noch hypothekarische Sicherstellung) aufzunehmen.

In den meisten Fällen treibt bei uns zu Land nur ein wirkliches Bedürfniß zu Kapitalserhöhungen. Eine Aktiengesellschaft, die neues Geld braucht, darf aber nicht der Gefahr ausgesetzt sein, es gar nicht, nur zum Theil oder zu spät zu bekommen. Deshalb sind die Garantiekonsortien nöthig. Eine Industriegesellschaft ist kein Finanzinstitut; ihr fehlt der zu Emissionen erforderliche Apparat und ihr Betrieb würde stocken, wenn die Leiter sich um die Unterbringung der Aktien kümmern müßten. Die ihr verbündeten Banken nehmen ihr die Last und die Gefahr ab und haben allein dafür zu sorgen, daß sie nicht auf den neuen Aktien sitzen bleiben. Die Industriegesellschaft hat ihr Geld und kann ruhig weiterarbeiten; müßte sie selbst sich Kredit suchen, so wäre ihr das Leben beträchtlich erschwert. Die Thätigkeit der Uebernahmekonsortien ist also nützlich. Da nun jede Gesellschaft ihre „Bankverbindung“ hat, so ergiebt sich von selbst, daß diese bei den Emissionen zunächst berücksichtigt wird. Freilich dürfte die Konkurrenz anderer Banken nicht von vorn herein ausgeschlossen werden. Herr Ballin hat jetzt ja auch das Monopol der Norddeutschen Bank beseitigt und die berliner Großbanken zu Offerten aufgefordert. Preisdrückerei gehört nicht zu Ballins Künsten. Ob er einen größeren Concern, wie er der Bedeutung der Hamburg-Amerika-Linie entspräche, wünscht oder nur ärgerlich war, weil die Norddeutsche Bank ihm den Kurs nicht gehalten hat: die Wirkung seines Vorgehens wird jedenfalls eine allgemeine, den Banken fühlbare Verschlechterung der Begebungnormen sein. Sind die Bedingungen, zu denen ein fremdes Finanzkonsortium die Emission durchführen will, wesentlich günstiger als die von der eigenen Bank gestellten, so wären die Aktionäre geschädigt, wenn das vortheilhaftere Angebot aus Rücksicht auf die „Bankverbindung“ abgelehnt würde. Auch hier kann die freie Konkurrenz nur heilsam wirken. Die Verbindung von Industrie und Bank ist aber so eng, die Gliederung der Gruppen so fest geworden, daß man am Liebsten im eigenen Concern bleibt. Das Beispiel, das Ballin gegeben hat, wird trotzdem bald Nachahmung finden und kann den Banken den Emissiongewinn wesentlich schmälern. Unhaltbar ist die Behauptung, der Börsenhandel in Bezugsrechten biete die beste Garantie für die Durchführung der Emissionen. Der Erwerb des Bezugsrechtes sichert den neuen Aktien noch keine feste Unterkunft, mit der allein doch den Aktiengesellschaften gedient ist. So lange die Aktien „im Markt schwimmen“ (wie der schöne Ausdruck lautet), kann der ernhafte Beurtheiler kaum noch von einem halben Erfolg der Emission sprechen. Statt die Garantiekonsortien, die das unfreundlichste Urtheil nothwendige Uebel nennen müßte, generell zu befehden, sollte man also nur dafür sorgen, daß die Provision stets im richtigen Verhältniß zu der Größe des Risikos bleibt. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.